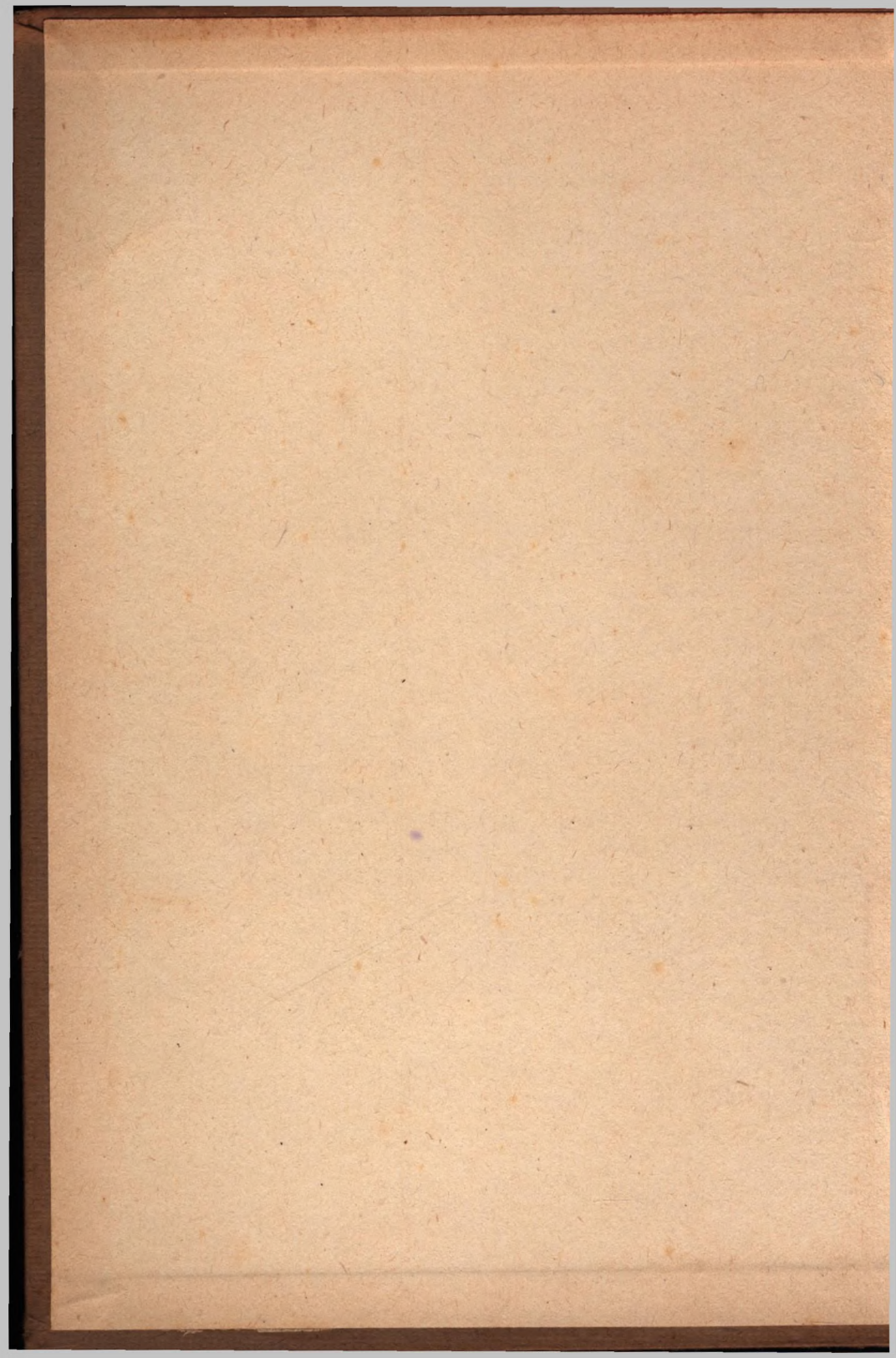


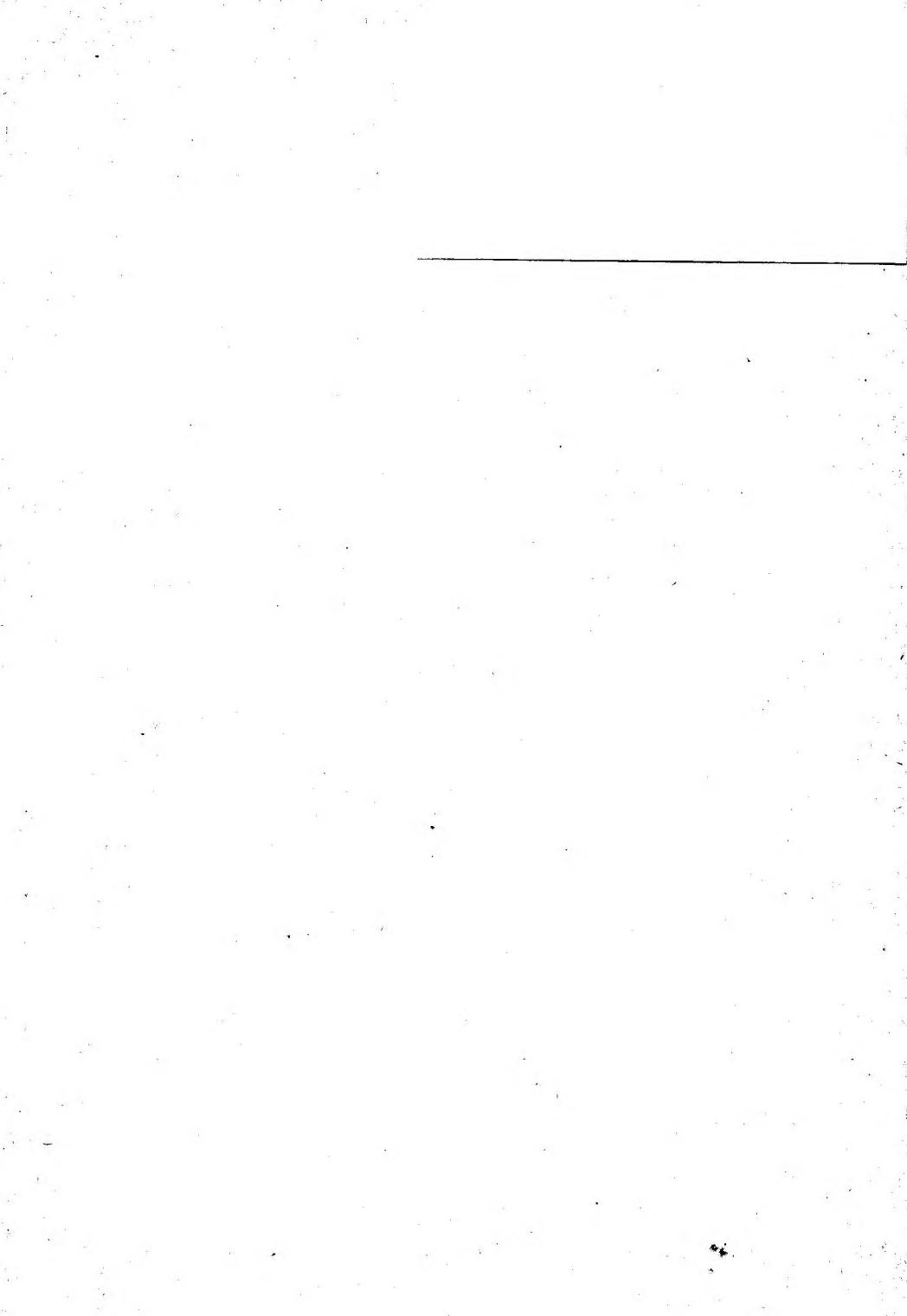
HOLLER

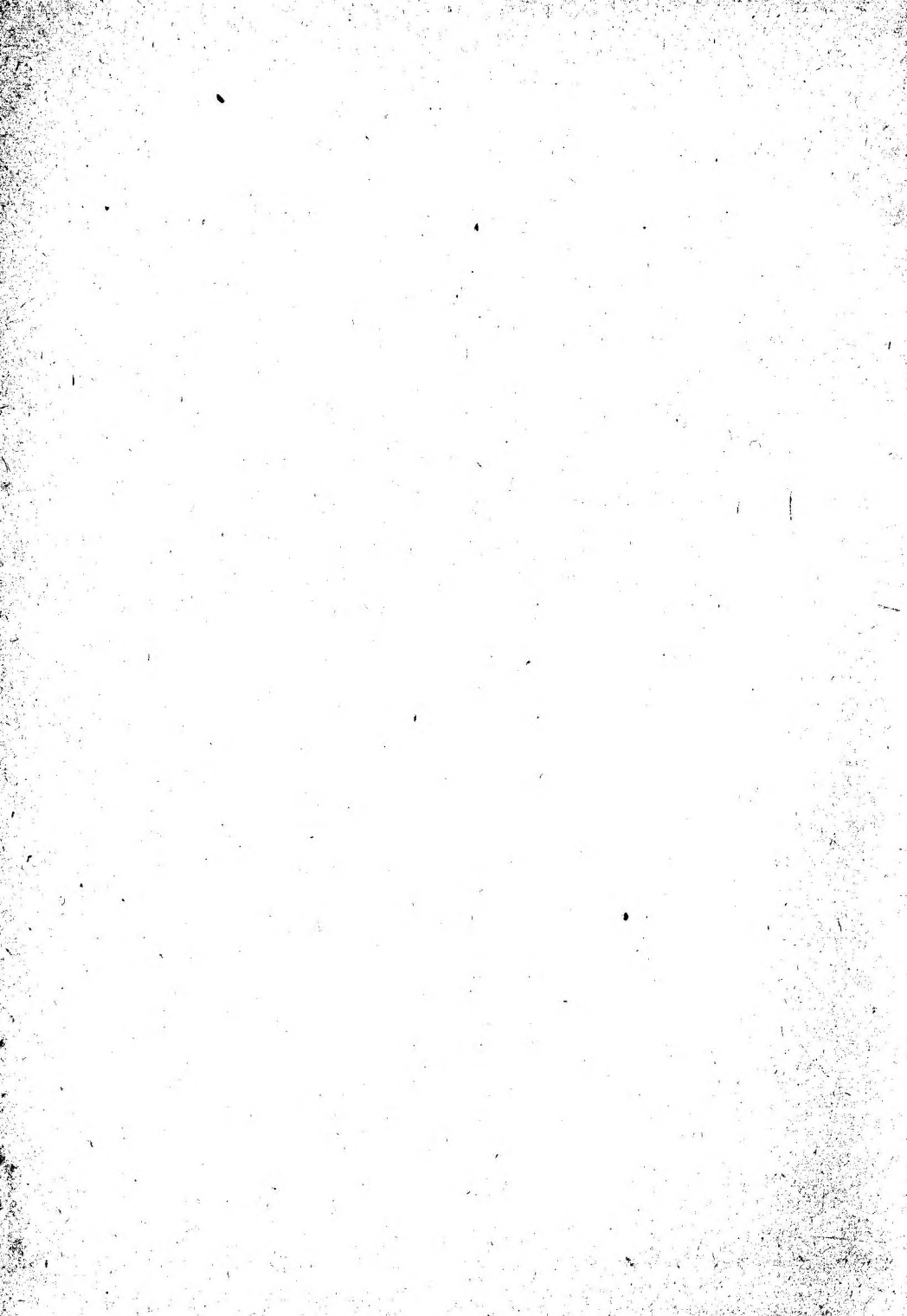
RASSENPFLEGE
IM
GERMANISCHEN
FREIBAUERNTUM

RASSENPFLEGE
IM
GERMANISCHEN
FREIBAUERNTUM









PROFESSOR Dr. KURT HOLLER

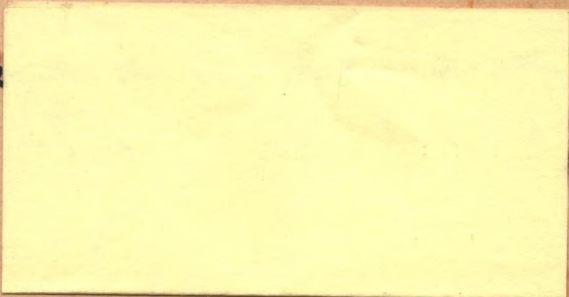
RASSENPFLEGE
IM GERMANISCHEN
FREIBAUERN TUM

Kriegsweihnachten

1942

von

Hilde



FORSCHUNGEN
DER GESELLSCHAFT DER FREUNDE
DES DEUTSCHEN BAUERNTUMS e. V.
REICHSBAUERNSTADT
GOSLAR

ZWEITER BAND

RASSENPFLEGE IM GERMANISCHEN FREIBAUERNTUM

VON OBERLANDWIRTSCHAFTSRAT

DR. KURT HOLLER

a. o. u. b. PROFESSOR FÜR RASSEN BIOLOGIE

AN DER UNIVERSITÄT GÖTTINGEN,

DOZENT AN DER

BAUERNHOCHSCHULE GOSLAR



VERLAG BLUT UND BODEN • REICHSBAUERNSTADT GOSLAR

*Meiner Frau und Mitarbeiterin
in Dankbarkeit zugeeignet*

1.—5. Tausend

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1942 by Verlag Blut und Boden, Reichsbauernstadt Goslar
Druck von Fischer & Wittig, Leipzig C1

Inhalt

Einleitung	9
----------------------	---

I. Erbgut und Rasse in der Vorstellung des germanischen Freibauern

1. Das Rassenbewußtsein	20
Abstammungssagen 20, Bedeutung der Abstammung 24, Ebenburt 26, Rasse- schilderungen 34, Nordisches Schönheitsideal 39, Haarfarben 43, Fremd- rassige und Mischlinge 46, Beobachtungsgabe 57.	
2. Das Wissen um die Gesetze der Vererbung	59
Familienähnlichkeit 60, Mendelspaltung 64, Rezessiver Erbgang 65, Ver- erbung seelischer Anlagen 66, Bewährungsproben 69, Entartung 79, Schick- salsglauben 83, Wiedergeburtsglauben 87, Vererbung und Erziehung 93, Vererbung der Minderwertigkeit 108.	

II. Rassenhygienische Lebensgestaltung

1. Die Geburt	115
Praktische Rassenpflege 115, Erbwertabschätzung 119, Kindesaussetzung 121, Mädchenaussetzung 129, Abtreibung 138, Stellung unehelicher Kinder 142.	
2. Erziehung zu erbbiologischem Verantwortungsbewußtsein	151
Erziehung und Veranlagung 151, Der Ehrbegriff 153, Biologische Voll- wertigkeit 158, Keuschheit 163, Alkoholismus 167, Mädchenerziehung 169, Liebesbeziehungen 172, Unzucht 185, Bewerbung und Fruchtbarkeit 196.	
3. Die Gattenwahl	199
Das Idealbild des Mädchens 199, Werbung und Sippenrat 202, Selbst- bestimmungsrecht 204, Rassenbewußtsein in der Gattenwahl 211, Ab- stammung und Ebenburt 217, Ehre 224, Freierprobe 226, Gesundheit 229, Berserker 231, Lebensalter 232, Inzucht 234, Liebesehen 238, Politische Ehen 239, Kauf- und Raubehen 245.	
4. Die Ehe	250
Achtung der Frau 250, Selbstbestimmungsrecht der Witwen 252, Stellung der Frau in der Sippe 257, Politische Rechte 258, Schutzbestimmungen für die Frau 262, Schlägen der Frau 263, Körperverletzung der Frau 266.	

Eigentumsrecht des Mannes an der Frau 271. Seherinnen, Ärztinnen 275.
Mann und Frau in der Ehe 277. Liebe 279. Nebenfrauen 281. Ehe-
bruch 287. Sittlichkeit 291. Verlassen des Gatten 292. Ehescheidungen 294.

5. Die Sippe. 298

Die Stellung der Sippe im Leben des Bauern 298. Der Sippenrat 299.
Sippenkunde 301. Sippenverpflichtung 303. Versorgungspflichten 305.
Blutrachepflicht 306. Sippenbruch 308. Sippengedanke und Männerbund 311.
Wikinger 314. Bäuerliches Lebensideal 319.

6. Die Fruchtbarkeit. 320

Wiedergeburtsglaube als Quelle der Fruchtbarkeit 320. Ehe- und Kinder-
losigkeit 325. Geburtenverhütung 327. Kinderreichtum 329. Schutz der
Erben 332.

III. Staatliche Rassenpflege 339

Die private und die staatliche Sphäre 339. Freie und Unfreie 341. Knechts-
art 342. Behandlung der Unfreien 345. Erbkönigtum 348. Bestrafung Un-
freier 349. Verknechtung 351. Schuldknechtschaft 353. Ehen Unfreier 358.
Magdkinder 359. Freilassung 361. Auslesemaßnahmen 370.

IV. Verfall der Rassenpflege im christlichen Mittelalter 385

Christliche Darstellungen altgermanischer Verhältnisse 385. Die Gesittung
vor und nach der Bekehrung 387. Christentum und Rassenschichtung 389.
Christentum und Erbkunde 391. Christliche Bewertung der Frau 394.
Sittlichkeit in christlicher Zeit 396. Christentum und Ehe 404. Entmannung
und Inzucht 406. Christentum und Sippengedanke 408. Kirche und Aus-
merzmaßnahmen 411. Wiedergeburt des Rassegedankens 414.

Schrifttum 417

Vorwort

Die vorliegende Arbeit verdankt ihre Entstehung einer Anregung des Herrn *Dr. F. Wüllenweber*, Dozent für Volkskunde an der Bauernhochschule Goslar. Die Tatsache, daß es keine quellenmäßige Darstellung der vielfach zitierten germanischen Rassenpflege gab, wurde als fühlbare Lücke in unserem Wissen vom Leben unserer Vorfahren empfunden. Der Verfasser hat sich dieser Aufgabe nicht als Historiker, sondern als Naturwissenschaftler unterzogen. Vom biologischen Standpunkt aus betrachtet, bieten die germanischen Quellen eine Fülle von Material, aus dem sich ein Bild von der Rassenpflege des germanischen Freibauerntums gewinnen und darstellen läßt. Schwierigkeiten liegen darin, daß der Nichthistoriker und Nichtphilologe auf Quellenübersetzungen angewiesen ist, und daß der Nichtjurist sich in den Rechtsquellen nicht leicht zurechtfindet. Tatsächlich konnte festgestellt werden, daß die Übersetzungen der Quellen häufig erheblich — auch dem Sinne nach — voneinander abwichen. Der Verfasser hat darum versucht, unter den vorhandenen Übersetzungen diejenigen auszuwerten, die ihm die sinnigste und klarste Wiedergabe des vermutlichen Inhalts darzustellen schienen. Zweifelhafte Stellen, insbesondere Zitate, in denen ein bestimmter Ausdruck für den Inhalt entscheidend erschien, wurden durch Herrn *Dr. B. Kummer*, Jena, und seine Schüler nachgeprüft, so daß derartige Fehlerquellen weitgehend ausgeschlossen werden konnten. Herrn Kollegen *Dr. Kummer* sei für die liebenswürdige Übernahme dieser Hilfeleistung an dieser Stelle herzlich gedankt. Zahlreiche Übersetzungen von Klassikertexten und mittelhochdeutschen Texten verdankt der Verfasser dem Oberlandwirtschaftsrat *H. Mörtel*, Dozent für Geschichte an der Bauernhochschule Goslar. Ihm und dem Kollegen *Dr. Wüllenweber* ist er ferner für zahlreiche Hinweise und Beihilfen dankbar. Für das

Entstehen der Arbeit hat sich insbesondere die enge Arbeitsgemeinschaft als fruchtbar erwiesen, die sich zwischen dem Direktor der Bauernhochschule *R. Eichenauer*, den oben genannten Kollegen und dem Verfasser im Laufe der Jahre entwickelte und die dem Naturwissenschaftler zahlreiche Anregungen von historischer, kulturhistorischer und volkskundlicher Seite erbrachte. Auch hofft der Verfasser, daß ihn diese Zusammenarbeit vor geschichtlichen, philologischen oder anderen Fehlern, die dem Naturwissenschaftler leicht unterlaufen können, weitgehend bewahrt hat.

Den Herren *Dr. L. Herdt* und *Dr. H. Reier* ist der Verfasser zu besonderem Danke verpflichtet für die Überlassung unveröffentlichter Manuskripte, aus denen er manchen Hinweis für seine Arbeit entnehmen konnte. Dank schuldet er auch den Herren Kollegen *Prof. Dr. H. F. K. Günther* und *Prof. Dr. R. Meißner* für Auskünfte, Rat und Hilfe. Frau *Marie-Luise von der Lüche*, geb. *Deppe*, sei hier der Dank abgestattet für zahlreiche Auszüge, die sie für die vorliegende Arbeit machte, ebenso Frau *Dr. E. Achterberg-v. Pusch* für bereitwillige Beihilfe.

Möge die Arbeit dazu beitragen, das Leben unserer germanischen Vorfahren gerechter als in vergangenen Zeiten zu beurteilen und der gegenwärtigen Generation, die im Kampfe um die Erhaltung unserer Rasse steht, die Gewißheit geben, daß die neugewonnenen, noch so heiß umstrittenen, rassischen und erbbiologischen Erkenntnisse ihre Wurzeln haben in dem uralten Erfahrungsgut vergangener Geschlechter heidnischen Germanentums.

Einleitung

Unter dem Begriff „Rassenpflege“ sei hier alles das zusammengefaßt, was Erb- und Rassenkunde an Erkenntnissen über die Gesetze des menschlichen Lebens vermitteln und alle Maßnahmen, die der Mensch in seinem privaten oder im öffentlichen Leben ergreift, um diese Erkenntnisse nutzbringend, zum Besten des Menschengeschlechts auszuwerten und anzuwenden. Der Begriff und das Wort „Rassenpflege“ ist neugeprägt, ebenso wie „Erbkunde“, „Rassenkunde“, „Erbgesundheitslehre“, „Bevölkerungspolitik“, „Rassenbewußtsein“ neue Schöpfungen der Sprache und der wissenschaftlichen Forschung sind. Aber die Sache, die ihnen allen zugrundeliegt, ist im germanischen Bereich durchaus nicht neu; das soll in diesem Buch nachgewiesen werden.

Daß sich ein Begriff wie „Rassenpflege“, der eine ganze Weltanschauung umschließt, in der heutigen Kulturwelt einbürgern, ja sogar die Gesetzgebung großer Staaten beeinflussen kann, ist ohne Zweifel in erster Linie ein Verdienst der Naturwissenschaft. Sie schuf, in Erfüllung ihrer großen Aufgabe der Wahrheitsfindung, die Grundlagen einer Weltanschauung, aus der neue politische Kräfte erwachsen und neue staatliche Gesetze geboren wurden. In Deutschland sind es in erster Linie geniale Forscher- und Sehernaturen wie die Franzosen *Gobineau* und *Lapouge*, der Engländer und Wahldeutsche *Chamberlain*, die Deutschen *G. F. Klemm*, *L. Wilser*, *O. Ammon*, *L. Woltmann*, *W. Hentschel*, späterhin *E. Fischer*, *F. Lenz*, *A. Ploetz*, insbesondere aber *H. F. K. Günther*, *R. W. Darré* und *L. F. Clauß* gewesen, die der neuen Lehre und damit der neuen Weltanschauung den Weg bahnten. Um sie zur Weltanschauung des ganzen deutschen Volkes zu machen, dazu bedurfte es freilich an-

derer Kräfte; die Gründung des Nationalsozialismus durch *Adolf Hitler* auf dem Boden dieser neuen Erkenntnis und Weltanschauung führte mit dem Siege der politischen Partei auch zum Siege der neuen Ideale. Nicht nur in Deutschland empfindet man, daß mit dem Erwachen dieser neuen Ideale ein neues Zeitalter angebrochen ist, dem man bereits den Namen „Zeitalter der Rasse“ gegeben hat.

Ein Blick in die Vergangenheit zeigt uns, daß die neue Weltanschauung ebenso wie die naturwissenschaftlichen Forschungszweige der Erbkunde und der Rassenkunde noch nicht alt sind. Um die Jahrhundertwende beginnen sie sich erst zu entwickeln, um dann allerdings rasch einen beispiellosen Siegeszug anzutreten. Ein Jahrhundert rückwärts – und wir finden Begriffe wie Erbgut, Erbpflege, Rasse, Rassenhygiene weder in der Wissenschaft noch im politischen Leben. Abgesehen von ganz wenigen Ansätzen zu biologischem Denken, denen für ihre Zeit keine Bedeutung zukommt, ist das Wissen von den Gesetzen des menschlichen Lebens damals unbekannt. Und so mag es uns heute so erscheinen, als seien es ganz neue, unerhörte und umstürzende Erkenntnisse, die wir gewonnen haben und die die Weltanschauung aller Kulturvölker der Erde zu beeinflussen und umzugestalten beginnen. Ohne Zweifel ist es auch ein gewaltiger Sieg naturwissenschaftlichen Forschergeistes, der sich in all dem neuen politischen Geschehen offenbart und auswirkt. Wir haben ein Recht darauf, stolz zu sein auf diesen neuen Erfolg fortschrittlichen Denkens unserer Epoche.

Zugleich aber lehrt uns ein Blick in eine fernere Vergangenheit, daß wir bei allem Stolz auf neue Entdeckungen die Bescheidenheit nicht vergessen dürfen. Denn die Vergangenheit des germanischen, heidnischen Bauerntums zeigt uns ein verblüffendes Bild: Fast alle, von uns durch wissenschaftliche Forschung und politischen Kampf gewonnenen biologischen und rassepolitischen Erkenntnisse finden sich dort schon vor. Wir haben nichts Neues entdeckt, wir haben nur altes, verlorenes Geisteserbe wiedergefunden! Freilich, die oben genannten Begriffe und Wortprägungen sind dem heidnischen Germanen fremd, er hat auch keine Lehrstühle und keine wissenschaftlich formulierten Gesetze. Er hat keine Schulungsstätten, und bis

heute sind weder für das Vorhandensein geheimer germanischer Priesterschulen mit „verkalktem“ Geheimwissen noch für das Wirken männerbündischer Unterrichtsstätten die geringsten Beweise erbracht worden. Das germanische Wissen von den Gesetzen des Blutes und der Vererbung war ein allgemein verbreitetes Bauernwissen, gewonnen aus der Beobachtung der Natur, aus den Erfahrungen des täglichen Lebens, eingekleidet in die schlichte Form der „Spruchweisheit“, die wir heute noch als „Sprichwort“ kennen. Dieses Wissen war schon damals, in der Zeit, aus der die heidnischen oder frühchristlichen Quellen noch zu uns sprechen, uraltes Geisteserbe, sorgsam gehütet und weitergegeben von Geschlecht zu Geschlecht.

Es ist nicht einfach, aus den bunten Quellen jener Zeit ein einwandfreies und geschlossenes Bild vom Geistesleben der altheidnischen Germanen zu gewinnen. Wer nur vereinzelte Quellen heranzieht und dabei nicht berücksichtigt, daß kaum eine ohne christlichen Einfluß auffindbar ist, der wird nie ein richtiges Bild entwerfen können und auch oft eine Darstellung von Zuständen finden, die sich sehr erheblich von den im vorliegenden Buche geschilderten abheben. Diese Abweichungen mögen am Darsteller, am Geschichtsschreiber und seiner Voreingenommenheit liegen, sie können aber auch zurückgeführt werden auf das Eindringen fremder Einflüsse, die sich im Germanentum zur Zeit der Abfassung jener Berichte schon kräftig bemerkbar machten. Schließlich war das germanische Bauerntum zu jener Zeit auch nicht mehr so homogen in seiner rassischen Zusammensetzung wie in dem Zeitalter, dem wir die Entstehung des erb- und rassenbiologischen Wissensgutes und die Anwendung der gewonnenen Erkenntnisse auf das Einzelleben und das Gemeinschaftsleben verdanken. Ein Blick in die Schilderung der Rassenmerkmale der isländischen Sagabauern bestätigt das. Dennoch gehört keine besondere Kombinationsgabe und keine komplizierte Deutungstechnik dazu, um die biologischen Grundlinien im Denken des bäuerlichen Germanentums aufzuspüren. Für den neuzeitlichen Rassenbiologen ist es erschütternd, wenn er beim Studium der alten heidnischen Quellen die Erkenntnis gewinnt, daß viele von den Erkenntnissen, die wir uns heute mühevoll erarbeitet und er-

kämpft haben, bei unseren germanischen Vorfahren einen beinahe selbstverständlichen Bestandteil, ja geradezu die wesentlichste Grundlage ihrer heidnischen Weltanschauung bildeten. Oft genug kann der Rassenbiologe feststellen, daß rassenpflegerische Maßnahmen, deren Notwendigkeit heute behutsam und unter Überwindung heftigster Widerstände der Allgemeinheit verständlich und zugänglich gemacht werden muß, in jenen vorchristlichen Zeiten für den einzelnen wie auch für Sippe und Volk zu den feststehenden Lebensregeln und Rechtssätzen gehörten, die allgemein verbindlich waren. Gerade die zielbewußte und oft brutale Art, in der das germanische Bauerntum seine Rasse pflegte und die Gesetze der Auslese anwandte, führte zu jenem gesunden Wachstum und überquellendem Reichtum an tüchtigen und begabten Menschen, die für das in die Geschichte eintretende Germanentum so bezeichnend sind.

Wie kam es, daß diese wertvollen Erkenntnisse, dieses aus tausendjähriger Erfahrung im Kampfe ums Dasein erworbene Erbwissen des germanischen Freibauerntums erstarb und schließlich fast völlig verloren ging? Der Germane war, wie ursprünglich alle Völker indogermanischer Sprache und Nordischer Rasse, Bauer. Den Nachweis verdanken wir zahlreichen fleißigen Arbeiten von Archäologen, Historikern, Sprachforschern und Rassenkundlern. Hier seien insbesondere *H. F. K. Günther* (61) und *R. W. Darré* (50) genannt, denen wir eine allgemeine Verbreitung dieser Erkenntnis verdanken. Funde aus der jüngeren Steinzeit erbrachten den Nachweis für die ackerbauliche Betätigung im späteren germanischen Kerngebiet. Vereinzelte Anzeichen deuten darauf hin, daß sogar im ausgehenden Paläolithikum die Kunde und die Pflege des Getreides nicht unbekannt waren. Aus der bäuerlichen Haltung heraus, die der Nordrasse des germanischen Bauern angeboren war, entstammt die Liebe zur Natur und der Drang zur Erforschung der Natur, der für die ganze weitere Entwicklung des Germanentums kennzeichnend ist, obgleich ihm von den kirchlichen Kneblern des Geistes strenge Fesseln auferlegt wurden. Beim bäuerlichen Menschen finden wir, seiner Anlage entsprechend, bis zum heutigen Tage das größte Verständnis für alle biologischen Vorgänge und Gesetze, weil sich

sein eigenes Leben am stärksten in ihrem Geltungsbereich abspielt und er sie tagtäglich in seiner Umwelt beobachtet. *H. F. K. Günther* (60) zeigte auf, daß es ein besonderes Kennzeichen von Frömmigkeit nordischer Artung ist, das Leben in dieser Welt zu bejahen, nach Erkenntnis der naturgesetzlichen Weltordnung zu streben und das eigene Leben den Gesetzen dieser Weltordnung einzufügen. Wir werden im Verlaufe dieser Untersuchung sehen, wie restlos es dem Germanen geglückt war, dieses Ziel zu erreichen. Wir werden dann aber weiterhin erkennen, daß die Ursache für den Verlust des Urwissens vom Werte des Erbgutes und der Rasse für das menschliche Leben zu suchen ist in dem Eindringen einer in artfremder Nomadenwelt geborenen Weltanschauung, die alle Diesseitswerte verneinte, alle Naturgesetze mißachtete und den Sinn des Menschen ausschließlich auf ein Jenseits auszurichten strebte, das einen ausgesprochen vorderasiatisch-orientalischen Charakter trug. Wir werden sehen, wie der Sieg der christlichen Weltanschauung über die heidnische eine Umwertung aller Werte einleitete und zu einem völligen Verfall jener biologischen Erkenntnisse führte, welche bis dahin das Leben des heidnischen germanischen Freibauern maßgeblich bestimmt hatten. So, wie die christliche Lehre selbst dabei eine starke innere Umgestaltung im Sinne bäuerlich-germanischer Weltanschauung im Norden über sich ergehen lassen mußte, so haben sich im Bauerntum manche rassebiologischen Weisheiten alter Tage bis in unsere Zeiten erhalten.

Daß bewußte Rassenpflege unseren germanischen Vorfahren eine Selbstverständlichkeit war, ist von vielen Autoren neuerer Zeit behauptet und gelegentlich auch mit Einzelbeispielen belegt worden. Es seien hier besonders wieder die Namen *Darré* (50 u. 51) und *Günther* (59–63) genannt; bei ihnen finden sich in verschiedenen Werken Hinweise auf charakteristische Einzelzüge germanischer Rassenpflege. *Günther* verdanken wir einen erstmaligen Versuch, einen Überblick über Maßnahmen und Ziele germanischer Rassenpflege zu geben (59, 62). *Darré* (50) zeigte zum ersten Male das Vorhandensein rassischer Zuchtgesetze im germanischen Bauerntum auf und zog aus den Erkenntnissen, die er uns erschloß, weitgehende Folgerungen für den Neuaufbau eines germanischen Adels aus Nor-

dischem Blut auf bäuerlicher Grundlage (51). Doch fehlte es bisher an einer zusammenfassenden Darstellung an Hand der Quellen, so daß im allgemeinen der Eindruck vorherrschen mochte, es habe sich bei den gelegentlich erwähnten Maßnahmen des germanischen Bauerntums eher um vereinzelte instinkthafte Handlungen und Vorstellungen, als um eine klare biologische Weltanschauung und ihre Auswirkungen gehandelt. Wir können aber feststellen, daß wir es in der vorchristlichen Zeit mit einer sehr einheitlichen Einstellung des germanischen Freibauern in diesen Fragen zu tun haben, die um so klarer hervorleuchtet, je weniger die benutzten Quellen von christlichem Geist beeinflußt sind. Germanische Quellen, die ganz frei von christlichem Einfluß sind, kennen wir freilich nicht. Selbst die nordgermanischen Quellen, unter denen die isländischen Sagas eine hervorragende Stellung einnehmen, sind nicht frei davon. Es ist bekannt, daß die Islandsagas zwar zum Teil in vorchristlicher Zeit spielen und damals auch entstanden, daß sie jedoch erst etwa zwei bis drei Jahrhunderte nach der Christianisierung Islands aufgeschrieben wurden. Da diese Geistlichen selbst zumeist aus dem nordgermanischen Freibauerntum stammten und ihnen eine große Hochachtung vor dieser Heldendichtung von Geburt her anerkennen worden war – vielleicht auch im Blute lag –, so verdanken wir ihnen immerhin eine relativ sachliche Wiedergabe der alten, bis dahin mündlich überlieferten Erzählungen, in denen die wenigen christlichen Einflüsse leicht zu erkennen sind. Der Isländer *E. S. Kvaran* (81) war der erste, der es unternahm, das erbbiologische Gedankengut, das in den Islandsagas in reichlichem Maße zu finden ist, in einer neueren Veröffentlichung darzustellen. Ansätze dazu finden wir bei allen, die sich in neuerer Zeit mit diesen altnordischen Quellen beschäftigt haben, so bei *Grönbeck* (58), *Neckel* (89–91), *Kummer* (79–80), *Heusler* (68–69), *Krause* (77), *Klose* (73) u. a.

Für die vorliegende Arbeit bietet sich in den isländischen Bauernsagas mit ihrer liebevollen, eingehenden Schilderung des germanischen Alltagslebens und des bäuerlichen Denkens und Fühlens eine Quelle von unschätzbarem Wert und reichem, fast unerschöpflichem Gehalt. Leider sind sie dem sprachlich nicht vorgebildeten Rassenbiologen nur in der Übersetzung zugänglich. Die Sammlung „Thule“

zeigt, von diesem Standpunkt aus betrachtet, verschiedene Mängel auf, die ihren Wert für den Wissenschaftler beeinträchtigt. Sie hat, da sie den literarischen Wert der Sagas in erster Linie ausschöpfen wollte, zahlreiche Lücken, die sehr bedauerlich sind. Außerdem ist die Übersetzung oft – im Interesse einer besseren Lesbarkeit – so frei, daß wichtige Dinge verlorengehen. Es ist darum nicht zu umgehen, Auszüge von biologisch interessierten Übersetzern weitestgehend heranzuziehen.

Eine weitere wichtige Quellensammlung bietet sich uns in den Germanenrechten, die uns neuerdings durch ihre Bearbeitung in der Schriftenreihe der Akademie für deutsches Recht leichter zugänglich wurden. Auch sie sind nicht frei von christlichen Einflüssen, da ihre Niederschrift erst in christlicher Zeit erfolgte. Sie geben aber im Verein mit dem Gehalt der Sagas dem aufmerksamen Beobachter durchaus die Möglichkeit, das vorchristliche von dem christlichen Gedankengut zu trennen. Eine Niederschrift der Rechtssatzungen erübrigte sich für den germanischen Freibauern, solange dieses Recht im Volke allgegenwärtig lebte und eine Verwirrung der Rechtsbegriffe noch nicht bestand. Sie erwies sich erst als nötig in dem Zeitpunkt, in dem mit dem Eindringen des Christentums auch fremde Rechtsvorstellungen herrschend wurden, welche den bis dahin allmächtigen Sippen Gedanken und alle damit zusammenhängenden biologischen und rechtlichen Vorstellungen auf das Schwerste erschütterten und anzukränkeln begannen. Je nach dem Fortschritt, den diese Zersetzungserscheinungen in den betreffenden germanischen Volksstämmen bereits gemacht hatten, können wir beobachten, inwieweit noch die alten Grundgedanken von der Sippe und das Urwissen um Erbgut und Rasse erhalten oder schon zerstört sind. Wenn bestimmte Gesetzesvorschriften oder Rechtsvorstellungen nicht in allen germanischen Gesetzessammlungen gleichmäßig zu finden sind, so beruht das eben auf dieser Verschiedenartigkeit. Eine Sitte, die wir in einer Gesetzessammlung nicht finden, braucht deshalb in dem betreffenden germanischen Stamm keineswegs unbekannt gewesen zu sein. Abgesehen davon, daß die Gesetzessammlungen unvollständig – bruchstückhaft – überliefert sind, kann die Nichterwähnung eines Rechtssatzes auch bedeuten, daß der betreffende Brauch so selbstverständlich im Rechtsbe-

wußtsein des Volkes verwurzelt war, daß sich eine besondere schriftliche Fixierung erübrigte. Wenn Ehebruchstrafen nicht überall besonders erwähnt werden, so schließen wir daraus wohl kaum, daß Ehebruch in einigen Stämmen erlaubt war, sondern daß entweder die betreffenden Rechtssätze verlorengingen oder ihre Niederschrift sich erübrigte. „Hätten wir die Möglichkeit, die Gesetze Jahrhundert um Jahrhundert zurückzuverfolgen, würden wir sehen, daß die Formen immer einfacher werden, daß sie sich mehr und mehr der Einfalt des Alltagsdenkens nähern“, schrieb der Däne *Grönbech* (58).

Eine systematische Auswertung dieser Rechtsquellen auf ihren Inhalt an rassenbiologischem Gedankengut fehlt bisher ganz. *G. Merschberger* (85) hat aus ihnen die Rechtsstellung der germanischen Frau dargestellt und hierbei oft erbbiologisch interessante Fragen gestreift. Vergleichen wir den Gehalt der germanischen Rechtsquellen mit dem Gehalt der germanischen Saga-Literatur an erb- und rassenbiologischem Gedankengut, so finden wir eine ganz überraschende Einheitlichkeit in allen grundlegenden Anschauungen bei aller Unterschiedlichkeit in vereinzelt Kleinigkeiten. Es besteht aber gar kein Zweifel daran, daß ursprünglich alle germanischen Stämme in all diesen Fragen einheitlich dachten und handelten und daß die Verschiedenartigkeit in Einzelheiten sich erst in dem Grade ergab, in dem die räumliche Entfernung voneinander, die Berührung mit fremden Kulturen und fremdem Gedankengut, vor allem aber die verschieden stark fortschreitende Christianisierung die alte Gemeinsamkeit der Sitten zerstörte.

Neben diesen obengenannten Quellen der germanischen Prosa und Heldendichtung und der germanischen Rechtsquellen treten alle anderen Quellen zurück. Bei *Tacitus* (112, 113) und *Cäsar* (47) finden wir einige Stellen, die sich völlig dem Bilde einfügen, das wir aus den übrigen Quellen gewinnen. Was uns mittelalterliche Kleriker späterhin an Darstellungen der heidnisch-germanischen Welt hinterlassen haben, kann nur mit größter Skepsis als Quelle herangezogen werden, da es zu weit vom Ursprünglichen entfernt und in dem Bestreben der späteren Zeit aufgezeichnet wurde, das Leben in der Heidenzeit gegenüber den christlichen Errungenschaften in schwärzesten Farben zu schildern.

Überblicken wir, was wir an Einzelzügen aus den Quellen gewinnen können, so rundet sich uns ein Bild von einer Einheitlichkeit und Klarheit, das der überhebliche moderne Mensch niemals bei jenen „primitiven“ Vorfahren anzunehmen geneigt sein wird. Der germanische Bauer auf seinem Erbhof lebte in einer Welt, deren biologische Folgerichtigkeit und instinktsichere Gedankenklarheit uns um so stärker überrascht, je mehr wir uns in ihr Studium vertiefen. Die Sippe, gebunden an den bäuerlichen Hof, war der alles überschattende Mittelpunkt seiner Welt. Hinter ihr treten alle anders gearteten Zusammenschlüsse (Männerbünde, Frauengemeinschaften) zurück und Stammes- oder Volkszusammenschlüsse sind ursprünglich nur denkbar in der Form mehr oder weniger enger Sippenbünde. Der Einzelne verschwand in dieser obersten Gemeinschaft. Mit Recht bezeichnet *Grönbech* (58, S. 30) die germanische Sippe als „eine Sammlung von Individuen, die in dem Grade zu einer Einheit verbunden sind, daß sie anscheinend gar nicht selbständig handeln können... Die Hauptsache ist hier, daß der einzelne nicht handeln kann, ohne daß alle in und mit ihm handeln; ein einzelnes Individuum kann nicht leiden, ohne den ganzen Kreis in Mitleidenschaft zu ziehen. So absolut ist der Zusammenhang, daß der einzelne gar nicht für sich existieren kann; sobald das Band gelockert wird, sinkt er abwärts als das unglücklichste aller Geschöpfe.“ Und *E. S. Kvaran* (81, S. 102) schildert ganz in gleichem Sinne: „Der Mensch ist nicht ein Einzelwesen, das allein für sich beurteilt werden kann, sondern er muß stets in dem generativen Zusammenhang mit seiner Sippe betrachtet und bewertet werden. Diese halb bewußt, halb unbewußt immer wiederkehrende Auffassung und Betrachtung des Menschen, die wir in den Sagas beobachten können, steht in voller Übereinstimmung mit einer der wichtigsten Erkenntnisse der Vererbungswissenschaft. Das Individuum zeigt in seiner äußeren Erscheinung (Phänotypus) nur einen Teil des ihm innewohnenden Erbgutes. Letzteres (Genotypus) lernt man erst kennen durch eine eingehende Beschäftigung mit der gesamten Verwandtschaft des Betreffenden, der Sippe. Der heutige Mensch, der die Sagas liest, findet diese ausführlichen, genealogischen Verzeichnisse und Aufzählungen der Sagas „trocken“ und „langweilig“. Den damaligen Isländern galten sie als eine Selbst-

verständlichkeit. Dieser Unterschied der Auffassung zeigt uns, wieviel näher die damaligen Isländer einer erbbiologischen Auffassung des Menschen standen als viele Menschen von heute.“ *Ruth Köhler-Irrgang* (75), die den religiösen Grundlagen des Sippengedankens in den Islandsagas eine schöne Untersuchung gewidmet hat, weist darauf hin, daß wir nicht annehmen dürfen, die alten isländischen Freibauern seien sich der biologischen Gesetzmäßigkeiten bei den Vorgängen der Vererbung und der Rassenmischung etwa im Sinne eines neuzeitlichen Wissenschaftlers bewußt gewesen. „Der alte Norden lebte – solange er den Einflüssen des Südens noch nicht preisgegeben war – das gesunde Leben eines gesunden Körpers. Er beobachtete die Gesetze des Blutes gleichsam wie ein Geschlecht vor dem Sündenfall. Er lebte damit den Willen eines Gottes in seiner eigenen Brust“ (S. 6). Immerhin zeigt uns die Tatsache, daß der germanische Freibauer späterhin das Bedürfnis empfand, diese ihm innewohnende uralte Erkenntnis in Gesetzesvorschriften festzulegen, daß es sich nicht um einen unbewußten Instinkt, sondern um klares Bewußtsein und feste Überzeugungen gehandelt hat. Wir werden im Schlußabschnitt der vorliegenden Untersuchung sehen, daß es gerade diese eingewurzelte Überzeugung war, die den Vertretern der christlichen Lehre bei der Bekehrung des germanischen Heiden ganz besondere Schwierigkeiten bereitete. Der christlichen Lehre ist es in Jahrhunderte währendem Kampfe nie ganz gelungen, den germanischen Sippengedanken mit all seinen eingewurzelten erbbiologischen Grundvorstellungen im Bauerntum zu beseitigen und durch christliches Gedankengut zu ersetzen. Im germanischen Bauerntum haben sich manche alte Vorstellungen und viele heidnische Weisheiten aus vorchristlicher Zeit bis in unsere Tage hinübergerettet, ja, es läßt sich nicht bestreiten, daß die christliche Kirche in ihrem germanischen Geltungsbereich so manchen Kompromiß mit jenen nicht ausrottbaren heidnischen Überresten hat eingehen und gar manches in die christliche Lehre hat übernehmen müssen, was sich nur schwer mit ihrem ursprünglichen Gehalt vertragen wollte.

Wenn wir heute daran gehen, durch Aufklärung und Erziehung sowie durch Verbote und Gesetze dem Rassengedanken und der erbbiologischen Lebensbetrachtung wieder Geltung in unserem Volke zu

verschaffen und uns dabei in der Hauptsache auf die Erkenntnisse der wissenschaftlichen Forschung stützen, so ist uns in diesem Bestreben die Überzeugung besonders wertvoll, daß wir damit im Grunde genommen uraltes, verloren gegangenes Wissen unserer Rasse wieder erwecken und einer Lebensgestaltung zum Durchbruch verhelfen, die zum tiefsten in den Überlieferungen unserer Vorfahren verwurzelt ist.

I. Erbgut und Rasse

in der Vorstellung des germanischen Freibauern

1. Das Rassenbewußtsein

Dem Römer Publius Cornelius *Tacitus*, der im ersten Jahrhundert nach der Zeitwende lebte, verdanken wir eine kurze Inhaltsangabe über die Abstammungssage, die in jener Zeit unter den germanischen Stämmen in der Nachbarschaft der Römer lebendig war. Die Stelle bei *Tacitus* (II 2, S. 3) lautet: „Dort feiert man in alten Liedern, der einzigen Art Überlieferung und Geschichtsschreibung dieses Volkes, einen erdgeborenen Gott Tuisto. Ihm schreiben sie einen Sohn Mannus als Stammvater und Gründer ihres Volkes zu; dem Mannus drei Söhne, nach deren Namen die an der Meeresküste wohnenden Ingävonon, die in der Mitte Herminonen, die übrigen Istävonon heißen sollen.“ Auch dem Geschichtsschreiber *Plinius* war diese Sage schon bekannt, aber die älteste Quelle dafür dürfte nach *E. Norden* der im letzten Jahrhundert vor der Zeitwende lebende Grieche *Timagenes* sein. *G. Neckel* (89) hat darauf hingewiesen, wie weitgehend diese Abstammungssage belegt wird durch andere germanische Quellen, insbesondere durch Gegenstücke mit anderen Personennamen aus der Edda und aus der Gutasaga. Aus der Erde – erdentstammt – erhebt sich nach germanischer Vorstellung der erste Ahn des Menschengeschlechtes. Daß man ihn und die Stammväter vergöttlichte ist ein Brauch, den wir bei fast allen Völkern der Welt finden.

Aber über diese Abstammungssage hinaus, die uns ja nur den Schlüssel zum Verständnis germanischer Stammesgliederung gibt, finden wir auch Lieder überliefert, die sich stärker mit der Verschiedenartigkeit der menschlichen Natur beschäftigen. In der Götterdichtung der Edda findet man zahlreiche Bruchstücke und Einzelstrophen, darunter die Schöpfungsstrophen, welche die Entstehung der

Erde aus dem Fleische des Riesen Ymir und die Erschaffung der Menschen schildert. Danach waren es drei Asen, die am Strande wandelnd, die leblosen Geschöpfe Ask und Embla fanden. „Nicht hatten sie Seele, nicht hatten sie Sinn, nicht Lebenswärme, noch lichte Farbe. Seele gab Odin, Sinn gab Hönir, Leben gab Lodur und lichte Farbe“ (2, S. 76*).

Der erste, gottgeschaffene Mensch ist nach germanischer Vorstellung selbstverständlich ein Mensch der hellfarbenen Nordrasse, der man selbst angehörte. Man mag ursprünglich, wie wir das auch bei anderen Völkern belegt finden, nur Menschen der gleichen Rasse und Sprache als „Menschen“ empfunden haben. Manches deutet darauf hin, daß Riesen und Zwerge der Göttersage nur märchenhafte Gestalten aus uraltem Erinnern sein mögen, als man, aus der nordischen Urheimat sich ausbreitend, mit Menschen anderer Rasse und Zunge erstmals zusammentraf. Sehr bald kam die Zeit, in der man sich Gedanken darüber machte, wie wohl die Verschiedenartigkeit und Verschiedenwertigkeit der Menschen, deren naturbedingte Gegebenheit man als selbstverständlich hinnahm, entstanden war. Woher kam der fremdrassige, unterworfenene Knecht, woher der freie Bauer, woher der überragende Edeling? Im „Merkgedicht von Rig“, das uns ebenfalls die Edda überliefert, wird die Antwort erteilt (2, S. 113 ff).

Einst wanderte der Ase Rig über die Erde und kam an eine einfache Hütte, in der das Ehepaar Ahn und Edda wohnte. Ihre Umgebung und ihr Essen wird als sehr dürftig geschildert. Der Gott wohnte dort drei Nächte und zeugte mit der Frau einen Knaben:

„Einen Buben gebar sie, braun von Schmutz,
Sie netzten ihn und nannten ihn Knecht.
Runzlig waren und rauh die Hände,
Schwarz die Nägel, nicht schön das Antlitz,
Knotig die Knöchel, krumm der Rücken,
Dick die Finger, die Fersen lang.“
Als er erwachsen ist in knechtischer Arbeit (Bast binden,
Bürden häufen, Reisig schleppen), heiratet er:
„Da trat durchs Tor die Tippelmaid,
Schmutzig die Sohlen, schwarzbraun die Arme,

*) Nach B. Kummer wörtlich „treffliches Aussehen“ oder „treffliche Farbe“. „Trefflich“ ist aber, wie später gezeigt werden kann, immer nur die helle Farbe.

Platt die Nase; man nannte sie Magd.“
 Von ihnen stammt das Geschlecht der Knechte:
 „Sie hausten behaglich und hatten Kinder;
 Die Knaben hießen: Kuhbursch, Poltrer,
 Klobig, Krummer, Kebser, Faulpelz,
 Klotz, Knickebein, Querkopf, Wolfsbalg,
 Brummer, Dickwanst; sie bauten Zäune,
 düngten das Feld, fütterten Schweine,
 hüteten Geißen, gruben Torf. —
 Die Töchter hießen: Trampel, Dicke,
 Kranichstelze, Küchennase,
 Fetzenschürze und Feistwade,
 Hausmagd, Hastig und Holzstange.
 Von ihnen stammt der Stand der Knechte.“ —

Eine deutlichere und eingehendere rassische Schilderung der Knechte des heidnischen germanischen Freibauern ist wohl kaum möglich. In aller Klarheit werden hier die Rassenmerkmale der ostischen, ostbaltischen und altmongolischen Rassen geschildert, die offenbar in jener Zeit einen großen Teil der Knechte und Mägde stellten.

Den 7. Vers, in dem es bei *Genzmer* (2) von dem Knechtskind „braun von Schmutz“ heißt, übersetzt *L. Herdt* (67) mit „schwarz an Haut“, womit er ohne Zweifel das Richtigere trifft, denn es ist hier die dunkle Hautfarbe der fremdrassigen Knechte gemeint und nicht der Schmutz ihrer niedrigen Arbeit.

Das Lied berichtet nun weiter, wie Rig auf seiner Wanderung in den Bauernhof von Ätti und Amma kommt. Umgebung und Lebensweise zeigen hier bereits den hohen kulturellen Stand des germanischen Freibauern. Auch hier verweilt der Ase drei Nächte und zeugt mit der Hausfrau einen Knaben:

„Ein Kind gebar Amma, schlug's ein ins Tuch;
 Sie netzten ihn und nannten ihn Karl,
 Den frischen, roten*); er regte die Augen.“

Er wächst auf in bäuerlicher Arbeit (schmiedete Schare, baute Scheunen, zähmte Ochsen, zimmerte Häuser, schuf Lastwagen und lenkte den Pflug) und heiratete:

*) „raudhan ok rioldhan“ wird von *L. Herdt* (67) mit „rot an Haaren und rötlich die Haut“ übersetzt. *Herdt* weist darauf hin, daß rötliches Haar in der Nordrasse häufig mit ganz heller, zu Erythembildung neigender Haut verbunden ist.

„Sie holten heim die Herrin der Schlüssel
Im Geißenpelz und gaben sie Karl.
Schnur hieß sie, den Schleier trug sie;
Sie wohnten als Gatten, gaben Ringe,
Bereiteten Leinwand, bauten das Land.“

Von ihnen stammt das Geschlecht der germanischen Freibauern:

„Sie hausten behaglich und hatten Kinder;
Die hießen: Hölzer, Hausmann und Schmied,
Bauer, Pflüger, Bonde, Steilbart,
Breit, Garbenbart, Bursch, Degen, Mann. —
Mit andern Namen aber hießen:
Maid, Braut, Muntre, Mädchen, Stolze,
Frau, Weib, Tochter, Tüchtige, Sittsam.
Von diesen stammt der Stand der Freien.“

Bezeichnend ist, daß der Verfasser des Liedes eine besondere Schilderung der Rassenmerkmale des Freibauernstandes offenbar als überflüssig empfindet. Die Bauern stellen den Stamm, die Grundlage des germanischen Menschentums dar, deshalb tragen sie auch die allgemeingültigsten Namen wie Mann, Frau, Bursch, Tochter oder dergleichen. Die wenigen angeführten Rassenmerkmale (wie rotes Haar, rötliche Haut, rege Augen, breit, bärtig, munter, tüchtig, sittsam) besagen wenig, lassen sich jedoch ohne Zwang auf die nordische und fälische Rasse anwenden, die, wie sich aus anderen Quellen, bildlichen Darstellungen und wissenschaftlichen Untersuchungen an dem vorhandenen Schädel- und Skelettmaterial ergibt, weitaus überwiegend das germanische Freibauerntum ausmachten. Deutlicher wird diese Rasseschilderung aus dem dritten Teil des Merkgedichtes vom Rig. Der Ase kommt auf seiner Wanderung zu einem Fürstenhof, wo der Mann mit Namen „Vater“ bei kriegerischer Übung, die Frau mit Namen „Mutter“ bei bäuerlicher Hausarbeit geschildert werden. Von der Hausfrau heißt es im Liede:

„Hoch war der Kopfschmuck, vorm Hals die Nadel,
Lang die Schleppe, schwarzblau das Hemd,
Die Braue heller, die Brust lichter,
Der Hals weißer als heller Schnee.“

Mit ihr zeugte der Ase einen Knaben:

„Einen Sohn gebar Mutter, hüllt ihn in Seide;
Sie netzten ihn und nannten ihn Jarl.
Licht war sein Haar, hell die Wange,
Scharf die Augen, dem Schlänglein gleich.“

Er wächst auf in ritterlichem Spiel und kriegerischer Übung, aber auch in weiser Lehre, die ihm der Ase selbst erteilt. Als er Ruhm und Macht erstritten, freit er ein Weib:

„Feuchte Wege fuhren Boten,
Hin zur Halle, wo Herse saß;
Er hat eine Maid, sie hieß Erna,
Mit schlanken Fingern, schneeweiß und klug.“

Von ihnen stammen die Fürstengeschlechter, die sich unter den Freibauern in der Zeit der Eddaniederschrift bereits in stärkerem Maße zu mächtigen, selbstbewußten Königen entwickelt hatten, während sie ursprünglich nur hervorragende Geschlechter unter gleichgestellten Freibauern waren. In jener späten Zeit büßten diese Fürstengeschlechter ganz allmählich ihren bis dahin vorwiegend bäuerlichen Charakter ein und verwandelten sich langsam in hauptberufliche Heerführer und Regenten. Sie, die sich durch besondere Tüchtigkeit über die anderen bäuerlichen Sippen emporgearbeitet haben, werden im Liede ganz eindeutig als Nordrassige Menschen dargestellt.

Das Merkgedicht vom Rig zeigt uns, wie stark sich der germanische Freibauer heidnischer Zeit der Rassenunterschiede und der Wertverschiedenheit der Menschen bewußt war. Die Tatsache, daß er diese Unterschiede nicht in verschiedenen Umwelteinwirkungen suchte — wie man das oft bei der Schilderung rassischer Unterschiede in den Sagen anderer Rassen oder Völker finden kann —, sondern daß man sie in die Abstammung verlegte, zeigt, daß man die Naturbedingtheit, die Gesetzmäßigkeit dieser Unterschiedlichkeit erkannt hatte.

Es ist nun sehr bezeichnend, daß sich diese Erkenntnis von der biologischen Bedeutung der Abstammung für den Menschen nicht nur im Liede findet, sondern auch im täglichen Leben des germanischen Bauern. *E. S. Kvaran* (81) weist darauf hin, daß das starke Interesse des isländischen Freibauern für genealogische Fragen — ähnliches kennt man von anderen germanischen Stämmen — nur zu verstehen ist aus der Bedeutung, die man der Abstammung zuschrieb. „Die Beschäftigung mit genealogischen Dingen im alten Island, der nicht nur

Männer, sondern auch Frauen oblagen, war ein wesentlicher Teil der allgemeinen Bildung des altisländischen Menschen. Ja, man kann geradezu sagen, daß die Genealogie im alten Island ein Wissenszweig gewesen ist, in dem der junge Mensch früh geübt und unterrichtet wurde und den zu beherrschen damals zur allgemeinen Bildung gehörte“ schreibt *Kvaran* (S. 103). Daß man die Genealogie nicht um ihrer selbst willen pflegte, sondern wegen ihrer abstammungsgeschichtlichen und erbbiologischen Bedeutung, das zeigen zahlreiche Beispiele und Äußerungen im täglichen Leben dieser Menschen. Einmal wird das auch im „Landnahmebuch“, das die Besiedelung Islands durch norwegische Flüchtlinge schildert, ganz klar ausgesprochen: Mit Hilfe der Genealogie könne man Ausländern, die die Abstammung der Isländer schmähen wollten, die rechte Antwort erteilen. Ein anderes Mal wird dort gesagt, vielen Menschen sei es lehrreich und unterhaltsam zu wissen, inwiefern die isländischen Sippen mit den führenden norwegischen Sippen verwandt seien. In der Geschichte von „Halldor Snorrissohn“ (17, S. 244/5) spricht sich auch König Harald der Harte ganz in diesem Sinne aus. Als der Norwegische Jarl Svein sich über eine Zurücksetzung gegenüber dem isländischen Bauern Halldor beklagt, da antwortet der König: „Sein Geschlecht ist auf Island um nichts geringer denn Deines in Norwegen. Es gibt noch manche andere auf der Insel dort, die ihren Stammbaum eng an mächtige und angesehene Männer Norwegens knüpfen können.“

Im altdeutschen Hildebrandslied, das aus dem 8. Jahrhundert stammt, heißt es von Hildebrand: „Zu fragen begann er mit wenigen Worten, wer sein Vater wäre der Helden im Volke, oder welcher Herkunft du seist. Sagst du mir nur einen, die andern weiß ich mir: Kind, im Königreiche: kund ist mir alles Erdenvolk.“ Auch er sagt also mit anderen Worten: Ich kenne die Abstammung aller einigermaßen bekannten Sippen. Nennst du mir einen Namen, so kenne ich die ganze Sippe und kann die ganze Abstammungsreihe aufzählen. Hier wird also mit der genealogischen Kenntnis geprahlt, die man sich erworben hat und die offenbar als etwas sehr Achtbares und Wichtiges gilt*).

*) Vgl. auch die Unterweisung in Sippenkunde im Hyndlalied, s. a. S. 301 ff.

Die große Bedeutung, die man der Abstammung eines Mannes beimmaß, ergibt sich auch daraus, daß die dichterischen Umschreibungen, die Snorri *Sturluson* in seiner Abhandlung über die Dichtersprache (20, S. 176/177 u. 267) für den Mann und für die Frau anführt, sich vielfach auf seine Sippe und seine Abstammung beziehen. Ganz besonders zahlreich sind die Umschreibungen, die den Mann in seiner Stellung in der Sippe oder als Sprößling erlauchter Ahnen oder als den Stammvater eines edlen Geschlechtes rühmen. Man kannte im Germanentum den Abstammungsnachweis schon ebensogut wie heute, das zeigt das altnorwegische Frostthingsgesetz, in dem es heißt (29, S. 167): „Und wenn der (Angeklagte) behauptet, aus freiem Geschlecht zu sein, der sich der Klage (um Knechtsdienst) zu stellen hat, da zähle er seine vier Urväter bis zu den Ahnen auf, und er selbst sei der fünfte, und dafür bringe er das Zeugnis zweier Bonden (Bauern) aus freiem Geschlecht bei.“

Die Bedeutung der Abstammung äußerte sich natürlich in erster Linie bei der Eheschliessung. Es wird späterhin darüber noch einiges zu sagen sein. Hier soll nur schon betont werden, wie stark gerade bei der Eheschließung der Grundzug des germanischen Freibauern, nicht individualistisch, sondern generativ zu denken, in den Vordergrund trat. Dabei spielte das genealogische Wissen eine ganz entscheidende Rolle. *Kvaran* (81) stellt eine Reihe von Beispielen dafür aus den Sagas zusammen.

In der Egilssaga (3, S. 94) heißt es: „In einem Sommer traf es sich, daß Björn in Firdir auf einem reichbesuchten Gelage weilte. Da sah er ein schönes Mädchen, das er sehr bewunderte. Er forschte danach, von welchem Geschlecht sie wäre. Ihm wurde gesagt, sie sei die Schwester des Hersen Thorir Hroaldsson und hieße Thora Goldbortenarm. Björn warb um sie...“

In der „Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal“ (6, S. 79) wirbt Höskuld bei Egil für seinen Sohn Olaf um Thorgerd Egilstochter und erhält u. a. zur Antwort: „Ich weiß auch, Höskuld, daß Du ein Mann von bester Abkunft und hochangesehen bist, und Olaf ist berühmt durch seine Reise; es ist nicht zu verwundern, daß Männer wie er ihren Blick über das Naheliegende hinausrichten, denn es mangelt ihm nicht edle Abkunft und gutes Aussehen...“

In derselben Saga (S. 205) wirbt Snorri bei Gudrun für seinen Freund Thorkel Eyjolfsson mit den Worten: „Thorkel ist ein Mann von Ansehen; Du weißt ja genau Bescheid um seine Familie und sein Auftreten; es fehlt ihm auch nicht an Vermögen. Er scheint uns vor allen andern zu einem Häuptling hier im Westlande geeignet, wenn er seinen Sinn darauf richten will.“

Als Sörli Brodd-Helgissohn sich um die schöne Thordis Gudmundstochter bemüht, da leitet sein Freiwerber Einar bei Gudmund das Gespräch so ein (II, S. 142 Lauterseesaga): „Wie gefällt Dir Sörli?“ – „Gut, denn er ist in jeder Beziehung ein tüchtiger junger Mann.“ – „Nicht wahr? Es fehlt ihm nicht an guter Herkunft, Ansehen und reichem Gut.“ — Gudmund lehnt die Werbung ab. Der befreundete Thorarin, der sich der Sache annehmen will, fragt Gudmund: „Wie kam das? Ist er nicht aus guter Familie, oder ist er nicht so tüchtig wie Du wünschst?“ Der mehrfach betonte Hinweis auf die vortreffliche Abkunft Sörlis bewirkt schließlich eine Sinnesänderung Gudmunds.

Der Skalde Gunnlaug Schlangenzunge (9, S. 34 bis 36) nimmt seines Vaters Illugi Hilfe in Anspruch, um bei dem widerstrebenden Thorstein um dessen schöne Tochter Helga zu werben. Dieser wirbt mit den Worten: „Mein Sohn Gunnlaug sagte mir, er habe bei Dir für sich um die Hand Deiner Tochter Helga angehalten. Ich möchte nun wissen, wie die Sache enden soll. Du kennst sein Geschlecht und unsere Habe: von mir aus soll es ihm weder an Grundbesitz noch an einem Godentum mangeln, wenn das der Sache weiterhilft.“

Und Skapti, der Freiwerber von Gunnlaugs Nebenbuhler Hrafn, beginnt seine Werbung (S. 47) folgendermaßen: „Mein Verwandter Hrafn will um Deine Tochter Helga anhalten. Du kennst sein edles Geschlecht und seinen Reichtum, auch daß er ein tüchtiger Mann ist und viel durch seine Verwandten und Freunde vermag, ist Dir wohlbekannt.“

In der Grettirssaga (5, S. 8) wirbt Thrand bei Ofeig um dessen Tochter Ása für Önund. Von Ofeig heißt es: „Er nahm die Werbung wohl auf und sagte, er wüßte, daß der Mann von vornehmer Familie und reich an beweglichen Gütern wäre.“

In allen angeführten Beispielen steht bei der Werbung der Hin-

weis auf die Güte der Abstammung des Freiers an erster Stelle, während Vermögen, Besitz und persönliche Tüchtigkeit erst in zweiter Linie genannt werden. Das ist durchaus bezeichnend für die allgemeine Hochschätzung des Erbgutes, das durch die Abstammung gewährleistet wird. Die gleichen Anforderungen wie an den Mann stellte der germanische Bauer an die Frau. Nach *Kvaran* (81, S. 210) sind die altisländischen geläufigen Ausdrücke „Kostr“, „Fullkosta“ oder „Fullbodhit“ mit „gute Wahl“, „Vollwertiger Partner“, „befriedigendes Angebot“ oder ähnlich zu übersetzen. Hier zwei Beispiele:

In der *Njalssaga* (4, S. 76) schlägt Njal seinem Sohne Helgi eine Heirat vor: „Wir wollen um die Tochter von Asgrim Ellidi-Grimssohn anhalten; denn das ist die beste Heirat.“

Als – in der *Lachswassertalsaga* (6, S. 123) – Kjartan sich um Gudrun Osvifrstochter bemüht, warnt der Vater Olaf seinen Sohn und sagt dabei: „Es ist nicht deshalb, als stellte ich nicht Gudrun höher als alle andern Frauen und als erschiene mir sie nicht als die einzige, die ich Deiner für ganz würdig hielte . . .“

„Jafnraedhi“, Ebenburt, d. h. gleich gute Abstammung beider Geschlechter war die unabdingbare Voraussetzung für den Erfolg einer Werbung. Nicht nur die Eltern und die Sippe, auch die angehenden Eheleute selbst waren von dieser Vorstellung völlig durchdrungen, und oft genug kann man lesen, daß ein Mädchen an den Bewerber schärfere Anforderungen stellte als die Eltern.

Als Olaf, der Sohn Höskulds, um Thorgerd Egilstochter wirbt – so berichtet die *Lachswassertalsaga* (6, S. 79/80) –, da ist Egil ganz mit der Heirat einverstanden. Aber Thorgerd erwidert, obgleich Olaf als ein bildschöner und sympathischer Mensch geschildert wird: „Das habe ich Dich sagen hören, daß Du mich am liebsten habest von Deinen Kindern, aber nun, meine ich, bewährst Du das nicht, da Du mich dem Sohne einer Magd verheiraten willst, mag er auch stattlich sein und noch so prächtig auftreten.“ Und der Widerspruch wird auch durch Egils Worte: „Du bist in dieser Sache nicht so gut unterrichtet wie in andern; hast Du das nicht gehört, daß er der Tochtersohn des Irenkönigs Myrkjartan ist? Er ist viel edler geboren mütterlicherseits als von der Vaterseite her, und die würde uns auch schon durchaus ebenbürtig sein“ nur langsam besiegt.

Auch von Hallgerd Höskuldstochter wird in der Njalssaga (4, S. 46) ähnliches erzählt. Ihr Vater hatte sie ohne ihre Einwilligung dem Thorwald verlobt. Da sagte sie, ihr Vater liebe sie wohl wenig, da er ihre Zustimmung nicht für nötig halte und ihr eine so geringe Heirat zumute. „Man merkte es ihr gut an, daß sie sich weggeworfen fand“, heißt es in der Saga*).

Darum findet man in den Sagas zahlreiche Beispiele von abgelehnten Werbern, deren Abstammung nicht gut genug ist, so daß Unebenburt als Ehehindernis dazwischentrat. In der Egilssaga (3, S. 30) ist von Ölvir Hnufas Liebesnot die Rede. Er liebte die schöne Solveig Atlistochter. Ihr Vater war ein norwegischer Jarl. „Später warb er um sie, aber dem Jarl deuchte der Mann zu gering, und er wollte sie ihm nicht vermählen.“ Und in der Lachswassertalsaga (6, S. 106) wird anläßlich Thorwalds Werbung um Gudrun Osvifrstochter berichtet: „Dieser Antrag wurde nicht von der Hand gewiesen, doch sagte ihm Osvifr, es müsse bei den Bedingungen zum Ausdruck kommen, daß er Gudrun nicht ebenbürtig sei.“

Man bezeichnete darum eine Ehe nur dann als „passend“, wenn die Gatten ebenbürtig waren, d. h. also aus gleich geachteten Geschlechtern, mit gleich gutem Erbgut.

In der Geschichte von den Skalden Björn und Thord (9, S. 68) wird berichtet: „Es wohnte nun in Hjørsey westlich vom Moorland Thorkel, der Sohn Dufgus' des Mächtigen aus Dufgustal. Thorkel hatte reichen Besitz und war ein tüchtiger Bauer. Er hatte eine Tochter namens Oddny, ein sehr schönes und tatkräftiges Mädchen. Man nannte sie Oddny Eykyndil, d. h. „Inselkerze“. Björn kam häufig dorthin zum Besuch und saß dann immer im Gespräch mit Oddny, Thorkels Tochter. Beide fanden aneinander Gefallen. Viele Leute meinten, das gäbe eine passende Heirat, wenn Björn sie zur Frau erhielte. War er doch ein so energischer und wohlerzogener Mann.“

Ebenburt bezieht sich nur auf die Abstammung und kann nicht durch Reichtum ausgeglichen werden. Man findet zwar in den Sagas

*) Wörtlich „und es zeigte sich in allem, daß ihr die Heirat nicht ebenbürtig erschien“ (nach B. Kummer).

auch Beispiele dafür, daß gute Abstammung einerseits und Reichtum andererseits als Äquivalente angesprochen werden, doch weisen *Kvaran* u. a. mit Recht darauf hin, daß solche Äußerungen sich erst in der Verfallszeit finden, als mit der Annahme des Christentums der heidnische Sippengedanke aufgelöst wird und die rassenbiologische Denkart verschwindet. In der altheidnischen Zeit finden wir oft Beispiele für die Einstellung, daß Reichtum den Mangel an guter Abstammung nicht ersetzen kann. In der „Geschichte von Finnbogi, dem Starken“ (10, S. 172) wirbt der reiche, aber aus geringer Familie stammende Thorkel um die Tochter des Großbauern Thorgrim. Es heißt da: „Nach Thingschluß ritten Finnbogi und Thorgeir zu Thorgrim und brachten ihre Sache vor. Thorgrim zeigte sich wenig bereitwillig. Der Mann erschien ihm keiner der hervorragendsten, wenn auch Geld genug da war.“ —

Eine ähnliche Äußerung führt *Kvaran* an (81, S. 211): „In Thorsteinssaga hvita will Thorfinnr seinen Sohn Thorsteinn mit Helga Krakadottir verheiraten. Thorsteinn äußert Zweifel an dem Erfolg dieser Werbung, da Helga die alleinige Erbin ihres Vaters sei. Thorfinnr will aber der Geldfrage keine Bedeutung beilegen und meint, es handle sich um Gleichwertigkeit, sowohl was Abstammung wie Bildung angehe.“ (Die Verlobung kommt dann auch zustande. Die betreffende Saga ist in Thule [12] enthalten, die entscheidende Stelle [in Kap. 3, S. 6] leider durch freie Übersetzung etwas unklar.)

In dem mittelalterlichen deutschen Epos von „Gudrun“ (78), dessen Entstehungszeit wohl mit der Niederschrift der Sagas zusammenfällt, finden wir — im Gegensatz zu dem viel stärker in christlichem und ritterlich-höfischem Sinne umgeformten Nibelungenlied — noch manchen dieser im hohen Norden überlieferten Züge wieder. Im allgemeinen ist auch hier schon vieles entartet und verfälscht, doch mitunter finden wir noch typisch heidnische Vorstellungen. So wird die Abstammung vielfach noch in durchaus erbbiologischem Sinne aufgefaßt und bewertet. Als Herwig sich Gudrun mit Gewalt erkämpfen will, gebietet ihm Gudrun Frieden und verlangt, er solle Auskunft über seine Abstammung geben, ehe man über eine Ehe sprechen könne. So heißt es im Liede (Av. XII, V. 651):

„Nun schaffet eine Weile Ruhe in dem Streite, so lieb oder leid er euch sein mag, damit ich euch beide fragen kann, wo die hervorragendsten Verwandten sind, die der Fürst Herwig hat.“

Herwig wird hier also aufgefordert, seine besten Verwandten aufzuzählen, damit man sehen kann, ob er ebenbürtig ist. Einige Strophen später beschwert sich Herwig darüber, daß Gudrun seine Ahnen nicht hochwertig genug findet (XII, 656):

„Man hat mir gesagt, daß ich von euch geringer Ahnen wegen verschmäht werde.“

Und dann gibt Gudrun ein hervorragendes Beispiel dafür, daß auch hier die Abstammung höher gewertet wird als Reichtum und Macht. Nachdem Herwigs Ahnenprobe zur Zufriedenheit ausgefallen ist, wird ihm Gudrun anverlobt. Während er und Gudruns Vater einen Krieg in fernen Landen auskämpfen, raubt der Normanne Hartmut Gudrun und will sie zu seinem Weibe machen. Aber ihn lehnt Gudrun entschieden ab, weil er nicht edelbürtig sei (XII, 959):

„Ehe ich Hartmut nähme, wollte ich lieber sterben. Ist es ihm nicht angeboren (eigtl. vom Vater angeartet), daß er mich (ehelich) zu lieben bestimmt ist, so will ich lieber das Leben verlieren als ihn zum Gatten (wörtl. zum Freunde, d. h. Verwandten) zu nehmen.“

Sie sagt also, seinem väterlichen Geschlecht nach käme es ihm nicht zu, eine edelbürtige Frau zu ehelichen. Als Hartmuts Mutter sie damit zu gewinnen sucht, daß sie ihr Hartmuts Reichtum und Macht schildert, lehnt Gudrun entschieden ab, dies als Ausgleich für die ungenügende Abstammung anzuerkennen (XX, 991):

„Es hilft dir nichts, mir von seinem großen Reichtum zu erzählen, um mich so zur freiwilligen Liebe gegen den Recken zu bewegen. Ich trage kein Verlangen hier zu sein, im Gegenteil, ich trachte tagtäglich von hinnen.“

Wir haben also auch hier ein Beispiel dafür, wie sich die germanische Auffassung von der grundsätzlichen Bedeutung der Ebenburt, die nicht durch Reichtum und Macht ersetzt werden kann, bis in späte Ritterpoesie hineingerettet hat – in eine Zeit, in der längst andere Gesichtspunkte für die Bewertung der Menschen maßgeblich geworden waren. Auch vorher schon – VI, 405 – heißt es im Gudrunlied einmal: „Komme er mir ze mâze, ich wollte ihm liegen bi“ –

wäre er mir ebenbürtig, wollte ich ihn heiraten. Und diese Ebenburtsoffassung stimmt weitgehend überein mit den Grundsätzen, die wir im germanischen Bauerntum Islands und Skandinaviens feststellen können. Edle Abstammung ist ein Gut, auf das man nicht nur stolz war, sondern das man auch sorgsam hütete, damit es nicht durch falsche Gattenwahl für die Nachkommen beeinträchtigt würde.

Daß persönliche Tüchtigkeit gelegentlich als Ersatz für gute Abstammung hingenommen wird, erscheint in den Sagas als erwähnenswerte Besonderheit und entspricht offenbar nicht dem Brauch. In der Geschichte von Hörd dem Geächteten (8, S. 191/2) heißt es: „Ein Mann namens Högni wohnte in Weidlandbucht, nicht weit von Ölfussee; seine Frau hieß Thorbjörg, und sie hatten eine Tochter namens Gudrid, die war ein schönes Mädchen und überall beliebt. Högni war aus geringem Hause, dabei aber ein tüchtiger Mann; seine Frau Thorbjörg war aber sichtlich aus vornehmerem Hause als er, und doch kamen sie gut miteinander aus.“ Bezeichnend ist die Redewendung „aus geringem Hause, dabei aber ein tüchtiger Mann“ und der Hinweis, die Ehe sei trotz des Unterschieds der Abstammung gut gewesen, Äußerungen, die die allgemeine Einstellung zu solchen Ehen und die üblichen Erfahrungen charakterisieren. Erst in späterer Zeit häufen sich Äußerungen der Art, daß Reichtum die gute Abstammung ersetzen könnte. Darüber wird bei der Schilderung der Verfallserscheinungen des germanischen Sippengedankens noch ausführlicher zu sprechen sein.

Nicht nur bei der Gattenwahl spielte die Abstammung eine Rolle, sondern auch sonst vielfach im Leben, so natürlich besonders überall da, wo es sich um Unter- und Überordnung handelt. In der „Geschichte von König Olaf dem Heiligen“ (15, S. 195) wird berichtet, daß König Olaf von Erling Skjalgssohn verlangte, er solle sich seinem Vogt Thorir unterordnen, worauf dieser erwidert: „Dies andere noch will ich Dir einräumen: ich beuge meinen Nacken freiwillig vor Dir, König Olaf. Aber das nenne ich ein schlimm Ding, mich zu erniedrigen vor Seehund-Thorir, der unter seinen Ahnen nur Knechte zählt, obwohl er jetzt Dein Vogt ist, oder vor anderen, die aus gleich niedrigem Geschlecht sind, wenn Du sie auch mit Ehren bedacht hast.“ Bei der hohen und starren Ehrauffassung im germanischen

Freibauerntum ist es natürlich eine unerhörte Zumutung für einen Adelsbauern, sich einem Manne knechtischer Abstammung unterzuordnen, auch wenn dieser durch Königsdienst zu Reichtum und Macht gekommen ist. — In *Widukinds „Sächsischer Geschichte“* und in den „Jahrbüchern von Quedlinburg“ (118, S. 156/157) findet sich eine Geschichte, die zeigt, daß in der späterhin so entarteten fränkischen Königssippe ursprünglich derselbe Geist des Rassenbewußtseins und des Sippenstolzes lebendig war, den wir auch sonst überall im germanischen Freibauerntum belegt finden. Es heißt da: „In demselben Jahr folgte der König Hugo Theoderich, der Sohn des Königs Chlodoveus von einem Kebsweib, seinem Vater in der Regierung und lud den Thüringerkönig Irminfrid in allen Ehren zur Wahlversammlung ein. Obgleich nämlich dieser ein Bastard war, so erfuhr er doch von seinem Vater Chlodoveus wegen der von Gott ihm verliehenen Weisheit und Tapferkeit mehr Liebe als seine übrigen Söhne, und auf seinen Befehl erhielt er mit Zustimmung des ganzen Volkes neben seinen vollbürtigen Brüdern, nämlich Chlodomir, Hildebert und Lothar, einen gleichen Anteil am Reiche. Da nun seinem Anteil Thüringen zugefallen war, verschmähte Irminfrid, sein Schwager, auf Antrieb seiner Gemahlin Amelburg, die Einladung des Königs, indem er sagte, daß Theoderich viel eher der Knecht seiner Gattin sein müßte, die eine Schwester Theoderichs war, als der König und Herr über ihn oder über andere. „Zuerst möge er hierherkommen“, sagte er zum Boten, „und einen großen Haufen vielförmigen Geldes mitbringen, um sich damit von mir und meiner Gemahlin, deren Adel von Vater und Mutter herrührt, nach meiner Anweisung die Urkunde der Freilassung zu erkaufen.“ Kennzeichnend für die allgemeine Einstellung der damaligen Zeit ist der Versuch des Schreibers, die Erhebung des Magdsohns zum vollgültigen Königserben durch den Vater damit zu entschuldigen, daß er besonders klug und tapfer gewesen sei und daß das Volk dies genehmigt habe. Man empfand also doch stark das Frevelhafte einer solchen Handlung.

Das Merkgedicht von Rig hatte gezeigt, wie sehr man sich im germanischen Freibauerntum des Zusammenhangs von Abstammung und Rasse bewußt war. So nimmt es nicht wunder, wenn wir weiterhin beobachten, daß auf rassische Merkmale sehr scharf geachtet wird.

Es dürfte kaum eine andere Literatur in der Welt geben, die uns so ausgezeichnete Schilderungen der körperlichen und der charakterlichen Rassemerkmale ihrer Helden übermitteln hätte, wie die Isländischen Bauernsagas. Die feinsten Einzelzüge der Helden werden mit einer derartig liebevollen Hingabe geschildert, daß sich daraus schließen läßt, wie sorgsam man auf diese Merkmale zu achten pflegte. Einige besonders charakteristische Beispiele für die Beschreibungskunst des Isländischen Bauern seien hier angeführt.

In der Geschichte von den „Leuten aus dem Lachswassertal“ (6, S. 192) beschreibt ein Hirte dem Bauern Helgi die in der Nähe versteckten Feinde: „Ihm zunächst saß einer auf einem vergoldeten Sattel; er war in einem roten Scharlachrock und hatte einen Goldring am Arm, um seinen Kopf war ein Goldband gewunden. Er hatte gelbes Haar, das fiel ihm bis auf die Schultern herunter. Er war von heller Gesichtsfarbe, er hatte eine Biegung an der Nase, und die Nase vorn etwas aufgehoben, sehr schöne Augen, das Auge blau, scharf und etwas unruhig, die Stirn breit, die Wangen voll; sein Haar war über den Brauen kurz abgeschnitten; er war gut gewachsen in den Schultern, der Brustkasten stark; er hatte eine sehr schöne Hand und einen kräftigen Arm; seine ganze Haltung war ritterlich; und das will ich zum Schluß sagen, daß ich, alles zusammengenommen, noch nie einen so stattlichen Mann gesehen habe. Er war noch jung, so daß ihm noch kein Bart gekeimt war.“

Eine andere ausgezeichnete Schilderung der Rassenmerkmale eines Mannes finden wir in der „Geschichte von Hörd dem Geächteten“ (8, S. 208): „Nun ging die Zeit hin, bis Geir sechzehn Jahre alt war und Hörd fünfzehn. Da war er einen Kopf größer als die meisten anderen. Man konnte ihm kein Blendwerk vormachen, denn seine Augen sahen alles, wie es wirklich war. Er hatte wunderschönes Haar und große Kräfte, er schwamm ausgezeichnet und war in aller Art Künsten geschickt. Seine Haut war weiß und sein Haar hell; er hatte ein rundes, volles Gesicht, eine gebogene Nase, blaue, lebhaft, etwas große Augen, breite Schultern, schmale Mitte, fleischige Seiten, schlanke Glieder, und war in jeder Weise gut gewachsen.“

In der „Geschichte von Finnbogi dem Starken“ (10, S. 186) heißt es: „Da warf Finnbogi seinen Mantel ab. Er war ein großer und an-

sehnlicher Mann. Schmal in den Hüften und breit in den Schultern, von starken Gliedmaßen und schönem Haar, wohlgestaltet und ritterlich und im Führen der Waffe allen voran.“ —

In der „Geschichte vom weisen Njal“ (4, S. 65) wird Gunnar Hamundsson folgendermaßen geschildert: „Er war schön von Aussehen, von heller Gesichtsfarbe, seine Nase strack und stark vorspringend, blauäugig war er und scharfäugig, die Backen rot gefärbt, das Haar war weich, floß schön und hatte eine gute Farbe.“

In der „Geschichte vom Goden Snorri“ (7, S. 29) findet man: „Thorgrim Kjallakssohn wohnte in Bärnhafen, wie früher erzählt wurde, und hatte von der Thorhild drei Söhne. Der älteste war Brand. Er wohnte in Kreuzspitz an der Robbenachklippe. Der zweite hieß Arngrim. Der war groß und kräftig. Er hatte eine große Nase, war starkknochig im Gesicht, hatte lohfarbenes Haar und war frühzeitig kahl über der Stirn. Seine Augenbrauen standen schräg. Er hatte große und schöne Augen, war ein herrischer und gewalttätiger Mann und hatte daher den Beinamen Styr, d. h. ‚Kampfsturm‘. Vermund hieß der jüngste Sohn Thorgrim Kjallakssohns. Er war ein hochgewachsener Mann, schlank und schön von Ansehen. Man nannte ihn Vermund den Schlanken.“

Von Hildebrand, dem getreuen Begleiter Dietrichs von Bern, heißt es in der Thidrekssaga (22, S. 86): „Hildebrand war ein schöner Mann. Er hatte helle Haut, ein breites Gesicht, ungewöhnlich scharfe Augen und eine gerade Nase. Haar und Bart glänzten ihm wie gelbe Seide und waren kraus wie Sägespäne. Man sah ihm gleich den hochgeborenen Herrn an. Er war von stattlichem Wuchs, weise und ein kluger Ratgeber.“ Bezeichnend für die gemeingermanische Auffassung — es ist nicht zu bezweifeln, daß die Schilderung Hildebrands in südgermanischer Dichtung nicht anders gelautet hat wie in der nordgermanischen Überlieferung — ist der Satz: „Man sah ihm gleich den hochgeborenen Herrn an“, nämlich an seiner Rasse! Das geht aus dem Zusammenhang, in dem der Satz steht, ganz eindeutig hervor und stimmt genau zu der Äußerung, „wohlgestaltet und ritterlich“, mit der Finnbogi (s. S. 25) gekennzeichnet wird.

Besonders reich an Schilderungen nordisch-fälischer Männerschönheit — die Darstellungen fremdrassiger Züge sei für später zurück-

gestellt — ist die „Heldenschau“ in der „Geschichte Thidreks von Bern“. Diese Saga behandelt deutsche Sagenstoffe von Dietrich von Bern, vom Nibelungenlied, von Wieland dem Schmied und anderen, alle verbunden zu einer mehr oder minder sinnvoll zusammenhängenden Geschichte. Sie stammt zwar aus späterer Zeit, doch enthält sie in der ersten Hälfte noch zahlreiche typisch heidnische Charakterzüge und ist für uns deshalb besonders anziehend, weil sie die rassenbiologisch klare Nordische Haltung an deutschem Sagengut, wenn auch in nordischer Darstellung, zeigt. Greifen wir einige Darstellungen heraus. Sie sind besonders darum so fesselnd, weil der Schilderung der rassenbiologischen Merkmale meist eine gute Charakteristik beigegeben ist, die fast immer das leibliche Rassenbild mit dem rassenseelischen Gezüge des Menschen übereinstimmen läßt. So wird (22, S. 226) Widgar, der Sohn Welents (Wielands des Schmiedes) folgendermaßen beschrieben: „Sein Haar war weiß wie jene Pflanze, welche Lilie heißt, es war dicht und fiel in langen Locken herab. So hatte er auch ein lichtiges Antlitz, und sein ganzer Leib war weiß wie Schnee. Seine Augen waren scharf, so daß kaum einer hineinzusehen wagte, wenn er zornig war. Man konnte sein Gesicht weder lang noch breit nennen; es war ganz regelmäßig und doch mächtig und in allem schön und kühn. Im Zorn war sein Gesicht rot wie Blut und grimmig. Er war der höchste von allen Menschen, die nicht Riesen sind, breit in den Schultern, groß und stark gebaut, aber schlank in der Mitte, von wohlgebildeten Gliedmaßen und gerade gewachsen. Seine ganze Erscheinung war so, daß alle behaupteten, nie einen vornehmeren und höfischeren Mann als ihn gesehen zu haben. Seine Gemütsart war so: Ruhig und maßvoll, und wenn er mit seinen Freunden und wenig Menschen zusammensaß, war er heiter und gesprächig. Unter vielen war er oft wortkarg. Auf dem Ding aber sprach er gewandt und klug. Er war wohlwollend und bescheiden gegen seine Freunde. Kam er aber in den Streit und war er in Waffen, dann raste er sofort so grimmig, daß ihm auf keiner Heerfahrt etwas vorkam, was sein Erbarmen erregte. Er war gehörig stark und ein großer Draufgänger. In jeder Art von Fertigkeit übertraf er fast alle Menschen, die geschaffen sind.“

Fast vermeint man eine Beschreibung der Nordrasse aus einer

modernen rassenkundlichen Schrift zu lesen, wenn man diese Schilderung hört. Wenn von „weißem“ Haar die Rede ist, so dürfte wohl weißblond gemeint sein, denn Widgar war ein junger Held, als er an Dietrichs Hof diente. Im übrigen finden wir auch hier wieder, wie schon oben erwähnt und auch sonst vielfach zu finden, die Äußerung: „Seine ganze Erscheinung war so, daß alle behaupteten, nie einen vornehmeren und höfischeren Mann als ihn gesehen zu haben.“ Aus dem Zusammenhang ist klar ersichtlich, daß diese Kennzeichnung sich nicht auf seine Kleidung bezieht – die erst später beschrieben wird –, sondern auf sein körperliches Erscheinungsbild. Seine Nordische Rasse und seine edle Haltung sind es, die ihm die vornehme, „höfische“ Art bezeugen, so daß sie jeder auf den ersten Blick erkennt. Eine ganz ähnliche Redewendung enthält auch die Beschreibung Sintrams (22, S. 228): „Sintram von Venedig war schön von Angesicht, helläugig, ohne große Gesichtszüge; doch war sein Antlitz schön und ebenmäßig. Er hatte schöne Augen, helles, etwas gelocktes, langes und dichtes Haar und einen etwas zu langen Hals. Er war hellhäutig am ganzen Körper, hoch und schlank. Seine Hände und Füße waren so schön, daß niemand einen Mann von vollkommeneren Gliedmaßen sah. Er war gewandt, stark, ein Ausbund von Tüchtigkeit und in seiner ganzen Erscheinung von edlem Anstand. Auch liebte er Spiel, Fröhlichkeit und Trunk sehr, war redegewandt, hatte Kopf und Herz auf dem rechten Fleck, war schnell im Entschluß, waghalsig im Kampf, freigebig, bescheiden und energisch.“ Die Redewendung „und in seiner ganzen Erscheinung von edlem Anstand“ entspricht hier der oben bereits erwähnten Einstellung. Sehr charakteristisch sind die Ausdrücke „ohne große Gesichtszüge, doch war sein Antlitz schön“ und „einen etwas zu langen Hals“. Beides gehörte offenbar nicht zum Nordischen Schönheitsideal – wir kommen darauf noch zu sprechen. Mag sein, daß hier – bei diesen weit nach Süden verschlagenen Nordischen Geschlechtern – fremde Einschläge schon häufiger als im Norden sind – andererseits liegen jedoch derartige Abweichungen noch innerhalb des Variationsbereichs der Nordrasse.

Eineiige Zwillinge werden in Fasolt und Ecke geschildert (22, S. 229): „Fasolt und Ecke waren einander so ähnlich, daß man kaum einen vom anderen unterscheiden konnte, weder nach Aussehen noch

nach Wuchs. Sie hatten blondes, gelocktes Haar, ein hellfarbiges breites Gesicht, einen roten, etwas gekräuselten Bart, schöne Augen, einen kurzen, dicken Hals, breite und starke Schultern. Sie waren weniger groß als über die Maßen rüstig, hatten wohlgebildete Hände und Füße, waren starke und gute Ritter und verstanden sich wohl auf Schwert und Schild; sie waren hoffärtig und großtuerisch, barsch, wortkarg, wenn auch wortgewandt, prächtig in Waffen und Kleidern, treu in der Freundschaft, festen Sinnes, ungestüm, halsstarrig, ehrgeizig und unbändig, tapfer in allen Männerproben.“ Es ist bezeichnend für die gute Beobachtungsgabe, daß man diese beiden nicht nur körperlich, sondern auch charakterlich als völlig einheitlich darstellt. Tatsächlich wissen wir ja auch aus den neuesten Ergebnissen der Zwillingsforschung, daß eineiige Zwillinge sich nicht nur leiblich, sondern auch seelisch weitestgehend gleichen.

Von Gunnar heißt es in der „Heldenschau“ (S. 231): „König Gunnar hatte helles Haar, ein breites Gesicht, einen kurzen blonden Bart, breite Schultern, helle Haut, war hoch und höfisch von Wuchs, stark und ein wackerer Ritter, kühn und feurig, wenn er auf seinem Roß saß, und verstand sich wohl beim Reiten auf Schwert, Schild und Schuß. Er war verwegen, mutig und unvorsichtig, grimmig, heiter und freigebig, vertrauensselig gegen seine Freunde, leicht zu bereden, ein guter Kamerad, hart gegen seine Feinde.“

Sigurd wird (S. 233) so geschildert: „Jung-Sigurd hatte schönes, braunes Haar, das in langen Locken fällt. Sein Bart ist kurz und dicht und von derselben Farbe. Er hat eine hohe Nase und ein breites, starkknochiges Gesicht. Seine Augen sind so scharf, daß nur wenige den Mut finden werden, ihm unter die Brauen zu sehen. Seine Haut ist so hart wie die Schwarte eines Wildebers oder wie Horn, so daß keinerlei Waffen sie schneiden. Seine Schultern sehen so breit aus wie die von drei Männern zusammen. Sein Leib ist ganz ebenmäßig geschaffen an Höhe und Dicke und so, wie es am vollkommensten ist. Als Merkmal für seine Größe mag gelten: Hatte er sich sein Schwert Gram um die Mitte gegürtet, das sieben Spannen lang war, und schritt dann durch ein reifes Roggenfeld, so berührte der Schuh der Schwertscheide die aufragenden Ähren. Doch war seine Kraft größer als sein Wuchs; und trefflich verstand er das Schwert zu schwingen,

den Speer zu schleudern oder einzulegen, den Schild zu halten, den Bogen zu spannen, das Roß zu reiten, überhaupt alle ritterlichen und höfischen Übungen, die er in jungen Jahren lernte. Er war so klug, daß er manche Dinge voraus wußte, die noch nicht geschehen waren. Auch verstand er die Vogelsprache. Deshalb kamen ihm nur wenig Dinge unerwartet. Er sprach frank und frei und beriet sich gern mit seinen Freunden; er sprach gewandt und lange. Fing er an, eine Sache auseinanderzusetzen, hörte er nicht eher auf, als bis es den Zuhörern einleuchtete, daß es keinesfalls anders sein könne, als wie er gesagt hatte. Es war seine Kurzweil, seinen Freunden Hilfe und Beistand zu leisten oder sich selbst in irgendeiner Weise in Großtaten zu erproben, seinen Feinden Besitz und Kostbarkeiten zu nehmen und seinen Freunden zu schenken. Nie gebrach es ihm an Mut, das Fürchten lernte er sein Leben lang nicht.“

In allen bisherigen Charakterschilderungen finden wir immer wieder in trefflichster Weise die Artung des Menschen Nordischer Rasse dargestellt – in seinen guten wie seinen schlechten Seiten –, so, wie man das etwa in *H. F. K. Günthers* Darstellungen der seelischen Eigenart der Nordrasse (63) nachlesen kann. Welche feine psychologische Beobachtungsgabe offenbart sich hier. Sie wird uns verständlich aus der Tatsache, daß es sich hier um eine Kunst handelt, die bewußt gepflegt wurde. Das läßt sich aus verschiedenen Saga-äusserungen nachweisen.

Sigurds körperliche Darstellung, besonders die seiner Haut, seiner Größe und Schulterbreite, ist offenbar märchenhaft übertrieben. Was aber die sonstige Körperbeschreibung betrifft, so paßt sie sich der üblichen Darstellung Nordisch-fälischer Männerschönheit an. Wenn braunes Haar schön genannt wird, so ist damit offenbar ein helles Braun gemeint, da dunkles Haar immer als unschön galt. Aber auch die Bezeichnung braunen Haars als „schön“ ist selten.

Zu den mehrfach angeführten Beispielen für die germanische Auffassung, daß nordische Schönheit und edle Abstammung zusammengehören, zählt auch die aus *Saxo Grammaticus* entnommene frühgermanische Sage, die *H. F. K. Günther* (62, S. 145) anführt. Darin wird berichtet, wie Swanhvit den Schweden Regner als Edeling erkennt, obgleich er sich als unfreien Knecht ausgibt. Es heißt dann bei

Saxo: „Die Gestalt zeigt die Abkunft, und in dem Blitzten der Augen leuchtet die edle Natur auf. Die Schärfe des Gesichts läßt schauen die hohe Geburt, und nicht ist minderen Standes geboren, wen die Schönheit, das sicherste Kennzeichen des Adels, empfiehlt . . .“

Also: Ein schöner Mensch, oder – da „Schön“ und „Nordrassig“ sich deckten – ein Mensch Nordischer Rasse mußte nach altgermanischer Auffassung edelgeboren und von bester Herkunft sein, das war gar nicht anders denkbar. Als Herwig und Ortwin am Strande des Meeres auf Gudrun und ihre Base Hildburg stoßen, die als kriegsgefangene Mägde die Wäsche des Hofes waschen, da sagt Herwig (*Gudrunlied*, 78; XXV, 1222):

„Ihr seid so in rechter Weise schön, daß ihr eine Krone tragen könntet. Wenn es euch von erbwegen (d. h. auf Grund eurer Herkunft) gefallen (d. h. angemessen erscheinen) könnte, so solltet ihr Landesherrinnen mit großer Ehre sein. Hat der, dem ihr so ärmlich dient, noch mehr so schöner Wäscherinnen?“

Also mit anderen Worten: Wer so schön ist wie ihr beiden, der kann nur edler Abkunft sein, der ist nicht zum Magddienst berufen, sondern müßte die Krone tragen. Und darum sagt auch Herwig gleich darauf zu Gudrun (XXV, 1250):

„Dich trug (= gebär) auch keine andere als eine Frau aus königlichem Geschlecht“,

d. h., du bist auch von keiner anderen als von königlicher Abstammung! Gudrun ist vorher oft und deutlich genug als blonde, Nordische Schönheit gerühmt worden. Diese ihre Schönheit ist für den edlen Herwig ein unverkennbarer Hinweis auf ihre edle Artung und Abstammung, ein „sicherstes Kennzeichen des Adels“ im Sinne des oben angeführten *Saxo*. Das klingt auch an in den Streitworten, die König Eystein seinem Bruder, Sigurd in der *Heimskringla* (16, S. 226) zu ruft: „Das ist kein geringerer Vorzug, wenn ein Mann schön ist. Einen solchen unterscheidet man leicht im Männergewühl. Auch das scheint mir einem Häuptling gemäß, denn Schönheit bietet den größten Schmuck.“ – Auch im *Beowulflied* (43) stoßen wir auf diese allgemein verbreitete germanische Auffassung von Adel und Rasse. Als Beowulf mit seinen Jüten an der Mark der Skyldinge landet, da werden sie von deren Markwart begrüßt, und er sagt u. a.:

„... doch stattlicher sah ich
Nicht einen auf Erden als unter euch
Den Degen im Panzer: kein Dienstmann ist er,
Der im ehernen Schmuck, wenn sein Antlitz nicht lügt,
Das adlige Äußere. Von euch nun muß ich
Die Herkunft wissen...“ (IV, 245).

Günther (59) weist mit Recht auf den rassischen Stolz, auf das ausgeprägte Nordische Artbewußtsein hin, das schon aus den Worten spricht, mit denen das Volksrecht der Salfranken, die „Lex Salica“ (26) die Franken bezeichnet: „Gens Francorum corpore nobilis et incolumis, colore et forma egregia, audax, velox et aspera“, auf deutsch etwa: Das fränkische Volk, von edlem und untadeligem Körper, hervorragend an Farben und Wuchs, kühn, behende und grimmig...

Aus allen jenen Beschreibungen von Männerschönheit, Rassemerkmalen und edler Artung ergibt sich in aller Klarheit ein Bild nicht nur von den rassischen Verhältnissen jener frühgermanischen Zeit, die ausgezeichnet ist durch das starke Überwiegen der Nordisch-fälischen Rasse im Freibauerntum und im Adel, sondern auch von dem unbedingten Vorherrschen des Nordischen Schönheitsideals und von der völligen Gleichsetzung der Begriffe Adel, Schönheit und Nordrasse.

Eingehende Schilderungen von schönen Frauen finden wir in den nordgermanischen Sagas sehr viel seltener. In der „Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge“ (9, S. 32) heißt es von Thorsteins Tochter Helga: „Helga war so schön, daß kluge Männer berichtet haben, kein schöneres Weib habe es je auf Island gegeben. So reich war ihr Haar, daß sie sich ganz darin einhüllen konnte, und es glänzte wie Goldfäden. Keine Heirat schien verlockender als die mit der schönen Helga, in ganz Borgfjord und noch weiter in der Umgebung.“ – Kurz vorher wird von ihrer „schönen Gestalt“ und der „lichten Hautfarbe“ gesprochen, die sie auszeichneten (S. 30). Von Aslaug Kraka heißt es in der „Geschichte von Ragnar Lodbrok“ (21, S. 148): „Sie war nämlich die schönste der Frauen, und ihr Haar war so lang, daß es bis auf die Erde hinabfiel und glänzend wie die kostbarste Seide.“ Daraus, daß sie auf Befehl der Mutter das Haar zum Dunkel-

färben mit Teer einreiben muß, geht hervor, daß sie blond war. — Hier wie auch in anderen Schilderungen weiblicher Gestalten finden wir deutlich eine gewisse Zurückhaltung und Scheu, die offenbar eng mit der gerade in den Sagas immer wieder belegten besonderen Achtung vor der Frau zusammenhängt. Frauenehre war äußerst empfindlich. Wir werden späterhin sehen, wie sorgsam die Frau vor jeder zudringlichen und unzarten Berührung durch den Mann gesetzlich und durch eingewurzelte Sitte geschützt war. Bekannt ist auch die Tatsache, daß es als eine schwere Beleidigung galt, Liebeslieder auf Frauen oder Mädchen zu dichten. Damit hängt es wohl zusammen, daß wir im Gegensatz zu den zahlreichen körperlichen Beschreibungen von Männern nur sehr selten solche von Frauen finden.

Die bisher angeführten Schilderungen stellten Männer und Frauen Nordischer Rasse dar. Aus ihnen geht hervor, daß die Nordische Rasse als schön galt. Bezeichnend ist die Tatsache, daß im Isländischen „fagr“ nicht nur die Bedeutung „schön“, sondern auch „hell“ hat*); im Englischen lautet bekanntlich dasselbe Wort „fair“ und bedeutet gleichzeitig „blond“, „schön“ und „ritterlich“.

Der germanische Schönheitsbegriff war also eng an die Blondhaarigkeit der Nordrasse geknüpft, blondes Haar wird stets als schönes Haar bezeichnet. Es gibt genug Belege dafür, daß man auf das schöne, blonde Haar ganz besonders stolz war. So findet sich in der „Geschichte von den Seekriegern auf Jomsburg“ (19, S. 433) die Geschichte von Svend, die auch *Günther* (63) nach *Neckel* zitiert. Svend gehört zu den gefangenen Jomswikingern, die hingerichtet werden sollen. „Da wurde ein junger Mann herangeführt, der hatte Haar, dicht und golden wie Seide. Thorkel fragte ihn wie gewöhnlich (nach seinem letzten Wunsch). Er sagte: „Ich habe nun das schönste Leben geführt; nun haben vor kurzem solche Männer ihr Leben gelassen, daß es mir nicht wert scheint, zu leben. Aber ich will nicht, daß mich Knechte zum Tode führen, sondern ein Mann, der kein schlechterer Kerl ist als Du — er wird ja nicht schwer zu finden sein —, und der soll mir das Haar vom Kopf abhalten und den Kopf an sich reißen, damit das Haar nicht blutig werde — bin ich doch lange darum eifrig

*) Sofern es sich um Kennzeichnung des Haares handelt.

besorgt gewesen.“ (Der letzte Satzteil fehlt in *Baethes* Übersetzung, er findet sich bei *Neckel*.) Wenn sich auch diese rührende Sorge um das schöne Blondhaar nachher als eine scheinheilige List erweist, die Svend das Leben rettet, so spricht doch aus der angeführten Stelle der Stolz und die Liebe, die der Nordische Mensch für sein schönes Blondhaar empfand. Auch spricht hieraus die Sorgfalt, mit der man sein Haar pflegte, um ihm schöne Farbe und den Goldglanz zu erhalten. Daß hier nicht nur eine scheinheilige List vorliegt, sondern eine wirkliche Liebe und Sorge um das schöne Haar, geht daraus hervor, daß eine ähnliche Szene nach der Schlacht von Örlýgsstad in der Geschichte vom „Untergang der Sturlasöhne“ (24, S. 209) beschrieben wird: „Dann wurde Hermund Hermundssohn zur Enthauptung geführt. Er hatte sehr schönes Haar und sagte, er wolle es aufbinden, damit es nicht blutig würde, und tat das auch. Er sah in die Luft hinauf, als Geirmund Dieb zuschlug.“ Hier ist es also keine Kriegslist, sondern eine echte Gefühlsäußerung, die aus den Worten Hermunds spricht.

Das Nachdunkeln des Blondhaares ist eine Erscheinung, die vielleicht auf Rassenmischung zurückführbar ist. Man muß annehmen, daß Rassenmischung in gewissen Teilen des germanischen Bauerntums schon eine Rolle gespielt hat, als die Germanen in ihrer Mehrheit nach *Tacitus* (112) noch eine „rassereine und nur sich selbst ähnliche Volkseinheit“ (... „sinceram et tantum sui similem gentem“) waren. Auf jeden Fall ist der Nachweis dafür leicht zu erbringen, daß man schon um die Zeitwende das Nachdunkeln der Haare in Germanien kannte und daß man dazumal schon ähnliche Mittel wie heute anwandte, um die alte Farbe wiederherzustellen: d. h. man bleichte das dunkelnde Haar mit künstlichen Mitteln. In der jüngeren Edda des Snorri Sturluson (20) finden wir zwei Belege dafür, daß Frauen ihr Haar bleichen. Aus dem Zusammenhang ergibt sich, daß man die Bleichung, das künstliche Hellblond dadurch zu erreichen suchte, daß man die Haare – wahrscheinlich mit einer oxydierenden Seife – wusch und dann in der Sonne trocknen ließ. Die Belegstellen finden sich in Snorris Abhandlungen über die Dichtersprache (S. 189 u. 192). Da wird einmal von dem Streit der Königinnen Brynhild und Gudrun (der altdeutschen Krimhild) berichtet, der im Norden noch

nicht vor der Kirche, sondern beim Baden stattfindet. „Eines Tages gingen Brynhild und Gudrun zum Wasser, um ihr Haar zu bleichen“, beginnt die entsprechende Eddastelle. Die zweite Eddastelle lautet: „Nun erblickte König Jörmunrek, als er aus dem Walde geritten kam von der Jagd, Swanhild, die da saß und ihr Haar bleichte“^{*)}.

Daß dieser Brauch des Bleichens nachgedunkelter Haare aber nicht etwa erst eine mittelalterliche Erfindung aus der Zeit Snorris ist, dafür bürgen die römischen Quellen, die von der Kunst des Haarbleichens in germanischen Ländern schon in ältester heidnischer Zeit berichten. So schreibt *C. Plinius* im 1. Jahrhundert n. Z. von der Seife: „Das ist eine gallische Erfindung zum Blondfärben der Haare. Sie wird hergestellt aus Talg und Asche. Die beste ist die aus Buchenasche und Ziegentalg. Es gibt zwei Arten davon, feste und flüssige. Beide werden bei den Germanen mehr von den Männern gebraucht als von den Frauen“ (97; XXVIII, 191). Daraus ergäbe sich, daß das Bleichen nachgedunkelter Haare in jener Zeit bei germanischen Männern noch verbreiteter war als bei Frauen. Auch *P. C. Tacitus* (113; IV, 61), sein etwas später lebender Zeitgenosse, erwähnt diesen germanischen Brauch. Von *Civilis*, dem berühmten Führer des germanischen Bataveraufstandes gegen die Römer, erzählt er: „Civilis legte gemäß einem barbarischen Gelübde nach der endlich erfolgten Abschachtung der Legionen sein langgewachsenes und blond gefärbtes Haar ab, eine Tracht, die er nach Erhebung der Waffen gegen die Römer angelegt hatte.“ Die römischen Schriftsteller schreiben fast immer „rotfärben“ und „rotes Haar“, wenn sie das Bleichen und das Blondhaar bezeichnen wollen. Die Mode des „Aufnordens“ durch „Erblondung“, die auch heute im weiblichen Geschlecht noch eine beträchtliche Rolle spielt, kam damals aus Germanien und Gallien auch nach Rom, wo man Blondhaar wegen seines immer rascheren Verschwindens in der Rassenmischung sehr schätzte. Verschiedene Dichter Roms verspotteten die neue Sitte. *Ovid*, der Zeitgenosse des Kai-

^{*)} Nach *B. Kummer* heißt es in der Urtextstelle „hvar hon sat at haddblik“, was zu übersetzen wäre mit „wo sie saß auf der Haarbleiche“. Haddblik ist nach *Möbius* (altnord. Glossar) „der Ort, wo man die Haare bleicht“. Damit wäre der Beweis dafür erbracht, daß die „Haarbleiche“ eine feststehende Gewohnheit war, die an bestimmten Stellen vorgenommen wurde.

sers Augustus, dichtete folgende Spottverse (96; III, 15 ff.): „Wieviel doch kommt die Natur euch (Frauen) entgegen, um euch zu verschönen, euch, deren Schäden auf mancherlei Arten gutzumachen sind! Wir (Männer) werden kläglich entblößt, und geraubt vom Alter fällt das Haar wie Laub im brausenden Wintersturm. Die Frau dagegen färbt das graue Haar mit germanischen Drogen. Und Kunst verschafft ihr eine bessere Haarfarbe als die angeborene. Die Frau schreitet einher mit dichtestem Haar, das sie gekauft hat, und für ihr Geld macht sie das fremde Haar zum eigenen!“

Ähnlich *Martial* (82), der ebenfalls ein Zeitgenosse ist. „Batavischer Schaum verändert die Haare von Latium“, schreibt er (VIII, 33, 20) und meint damit offenbar ein seifenartiges Haarbleichmittel aus Bataverland, also vom Niederrhein. „Der chattische Schaum setzt die teutonischen Haare in Flammen, Du wirst mit Gefangenenhaar noch moderner sein“ (XIV, 26, 1–2) bedichtet er eine Römerin, die eine Perücke aus gebleichtem germanischem Blondhaar trug. Der chattische Schaum ist wieder die Bleichseife, sie macht das Haar rot-blond, daher setzt sie „das Haar in Flammen“. Ein andermal spottet er (XIV, 27, 1–2): „Wenn Du ergraut das Haar des Alters ändern willst, so nimm – wozu denn eine Glatze tragen – die runden Dinger aus Mattiacum.“ Die Überschrift lautet für dies Gedicht „Seife“, das sind nämlich die „runden Dinger“ aus Mattiacum bei Wiesbaden. Also auch aus dem hessischen (s. „chattischer Schaum“) Wiesbaden führte man die Haarbleichmittel in Rom ein. „Wozu denn Glatze tragen“, besagt hier „den Kopf kahl geschoren tragen“. Auch der römische Dichter *Propertius* (100), ebenfalls Zeitgenosse, goß seinen Spott über diese Mode seiner Landsleute aus (III, 11, 1–6): „Nun äffst du gar die tätowierten Britannier in deiner Verrücktheit nach und gehst zum Spiel, den Kopf gefärbt mit fremdem Glanz! Wie die Natur sie gab, so ist jede Gestalt richtig: Schimpflich ist für ein römisches Gesicht die belgische Farbe. Viel Unheil soll unter der Erde das Mädchen treffen, das ungehörig log, indem es seine Haarfarbe veränderte!“

Man sieht, der Kampf gegen die gefälschte Haarfarbe ist uralte und – offenbar schon ebensolange ergebnislos! Das Nordische Schönheitsideal, zu dem besonders das Blondhaar gehört, war so beherr-

schend, daß man immer wieder der Natur nachzuhelfen suchte, wenn man diesem Ideal nicht genügend nahekam. *Propertius* bezeichnet das Blondhaar als „belgische Farbe“; die Belgier waren ein germanisch-gallisches Mischvolk. — Ein weiteres Zeugnis, das den Brauch des Haarbleichens bei den Alemannen nachweist, stammt aus späterer Zeit (Ende des 4. Jahrhunderts n. Z.) von *Ammianus Marcellinus* (42; XXVII, 2, 2). Er berichtet, wie ein römischer Kundschafter eine Schar von Alemannen an einem Flußufer rastend entdeckt und schildert: „Er sah einige baden, andere ihre Haare in hergebrachter Weise blond färben, und einige trinken.“ Aus den Eddastellen ersehen wir, daß sich der Brauch, den die Römer um die Zeitwende bei den Grenzgermanen kennen und der sich im 4. Jahrhundert bei den Alemannen belegt findet, einige Jahrhunderte später bei den rheinischen Germanen — denn von ihnen berichtet die nordische Sigurdsage, aus der die Belege stammen — noch nachweisen läßt. Auffallend ist, daß die römischen wie auch die germanischen Quellen ausschließlich die am Rhein wohnenden Grenzgermanen als die Ausüßer dieses Brauches nennen; die Römer führen an: Bataver, Chatten, Belgier, Alemannen; die Germanen nennen in der Sigurdsage die Franken. Es sind also germanische Völker, die der Rassemischung stärker ausgesetzt waren, bei denen der Brauch des Haarbleichens sich einbürgerte. Das Nordische Schönheitsideal forderte blondes Haar.

Kvaran (81) weist nach, daß auch schlichter Haarfall zum Schönheitsideal gehörte, während krauses oder welliges Haar weniger geschätzt war. Das gleiche gilt für die Augenfarbe. Nur das helle, das blaue Auge galt als schön. Ganz besonderer Wert wurde auf die helle Farbe der Haut gelegt, die ebenfalls dem Nordischen Schönheitsideal entsprach. Auch die anderen bei schönen Männern genannten körperlichen Eigenschaften wie hoher, schlanker Wuchs, breite Schultern, schmale Hüften, kräftig vorspringende Nase, schräg herabhängende Augenbrauen u. a. gehören zum Inbegriff der Nordrasse. Daß diese Deutung richtig ist, geht nicht nur aus der Gleichsetzung von „hell“ und „schön“, sondern in vielleicht noch stärkerem Maße aus der Übereinstimmung von „dunkel“ mit „häßlich“ und „schlecht“ hervor, die wir nicht nur in der „Edda“ (Merkgedicht von Rig), sondern auch in allen isländischen Sagas finden. So etwa, wenn (nach *Kvaran*,

81, S. 214) der Skalde Gunnlaug Schlangenzunge auf einen Gefolgsmann des Jarls Eirik Hakonssohn folgende Strophe dichtet:

„Ein Gefolgsmann, vernimm,
Ist frech und schlimm,
Traut ihm nicht recht,
Er ist schwarz und schlecht.“

Stärker als durch die Beschreibung der Schönheit können wir das Schönheitsideal aus den zahlreichen Äußerungen erschließen, die uns zeigen, was der Isländer und Nordgermane als unschön empfand und bezeichnete.

In der Geschichte von „Kormak dem Liebesdichter“ (9, S. 149) unterhalten sich die Bauertochter Steingerd und die Magd über Kormaks Aussehen. Kormak stammt mütterlicherseits aus irischem Geschlecht und hat westisches Blut in den Adern, was sich dann auch in seinem gänzlich unisländischen Liebesleben bemerkbar macht. Er wird geschildert als „schwarzhaarig, mit einer häßlich empfundenen Locke auf der Stirn, von lichter Hautfarbe und etwas seiner Mutter ähnlich, groß und stark, eine heißspornige Natur, aber auch ein unedler Anblick.“ Als die beiden Mädchen Kormak betrachtet hatten, meinte die Magd, Kormak sei dunkel und häßlich, während ihn Steingerd recht hübsch findet. Nur die krause Stirnlocke bezeichnet sie als Fehler und seine schwarzen Augen nennt sie häßlich. Auch muß sie wohl etwas über sein allzu fahles Antlitz gesagt haben, denn der eitle Liebesdichter Kormak beschwert sich in einer Skaldenstrophe darüber. Jedenfalls werden hier die Merkmale westischer Rasse an Kormak, seine dunklen Haare und Augen, die krause Haarform und die fahle Haut als häßlich empfunden und auch deutlich so bezeichnet.

In der „Geschichte“ von den Leuten aus dem Svarfadal (11, S. 258) finden wir die folgende Beschreibung von Klaufi Snaekolssohn: „Nun ist es angebracht, Klaufis Aussehen zu beschreiben: Er war eine Handbreit und fünf Ellen hoch. Arme hatte er lang und stark, dicke Backen und fleischige Hände. Die Augen standen vor, und er hatte eine breite Stirn, einen häßlichen Mund, eine kleine Nase, einen langen Hals und ein starkes Kinn, schwarze Brauen, und die Backenknochen standen vor; keiner hatte so schwarze Brauen und

Haare wie er. Der Mund stand ihm offen, und zwei Zähne ragten weit aus dem Kiefer, und er sah überhaupt aus, als wäre er zerknittert und zerknüllt.“ – Die ganze Darstellung, die uns offenbar einen Mischling mit stark ostischem (lappischem?) Blutseinschlag schildert, zeigt deutlich, wie fern der Mann mit seinen Rassemerkmalen dem Schönheitsempfinden des isländischen Freibauern stand.

Noch deutlicher geht das aus der folgenden Schilderung hervor. In der „Geschichte vom durchtriebenen Ofeig“ (10, S. 282) wird Ospak Glumsson wegen eines Totschlags geächtet, und der Sprecher verkündete vom Gesetzesfelsen: „Hier ist diese Nacht ein Mann in die Acht gekommen, namens Ospak, im Gericht der Nordländer wegen des Totschlags an Vali. Was seine Merkmale angeht, ist zu sagen, daß er groß von Wuchs ist und kräftig von Ansehen. Er hat braunes Haar und ein knöchiges Gesicht, schwarze Brauen, große Hände und starke Beine. Sein ganzer Wuchs ist gewaltig, und er sieht verbrecherhaft aus.“ Auch hier handelt es sich klar ersichtlich um einen rassischen Mischtypus, und es ist sehr bezeichnend, daß man den geschilderten Typ als „verbrecherhaft“ empfindet.

In *Lothar Herdts* leider unveröffentlichter Dissertation (67) finden wir ein Beispiel aus der *Njalssage*, das leider in der entscheidenden Äußerung in der Thule-Übersetzung nicht brauchbar ist. Bei der Beschreibung der Söhne des weisen Njal heißt es von Grim (nach *Herd*): „Grim hieß der zweite Sohn Njals; er war schwarzhaarig, aber sonst hübscher von Ansehen (als Skarphedhin), groß und stark.“

In derselben Arbeit *Herdts* findet sich ein Beispiel der Beschreibung einer Frau aus der „Geschichte von den Schwurbrüdern“ (13). Leider ist hier wieder die Übersetzung der Thulesammlung unzulänglich. Es handelt sich um die Beschreibung der Thorbjörg Schwarzbraue, der Geliebten des berühmten Skalden Thormod. Die Saga – besonders in der Fassung des Mödruvallabok, das die Stelle enthält (s. *Krause* 77) – berichtet von ihr: „Thorbjörg war daheim bei ihrer Mutter; sie war ein Mädchen von höfischem Benehmen*), aber nicht besonders schön – schwarzes Haar und schwarze Brauen; deshalb hieß sie die ‚kohlenbrauige‘ –, aber mit verständigem Gesicht und

*) In der Thuleübersetzung von *Niedner* steht statt dessen: „Thorbjörg war ein hübsches Weib, doch nicht eigentlich schön.“

schöner Hautfarbe; gut gebaut und schlank und mit hochgewölbtem Fuß, aber doch nicht übermäßig zierlich.“

Vereinzelte Bemerkungen dieser Art, aus denen sich ergibt, daß auch für die Frauen das nordische Inbild volle Geltung besaß, finden sich weitverbreitet in der Sagaliteratur, ebenso wie das Gegenteil. „Schwarz und häßlich“ (siehe z. B. die Schilderung Skallagrim's und seiner Verwandten in der Geschichte vom Skalden Egil, 3, S. 29/30), ist fast als stehende Redewendung auf Island gebraucht worden. Wir erinnern uns in diesem Zusammenhang wieder der Schilderung des fremdrassigen Knechts in der „Rigsthula“. Die Beschreibung der fremdrassigen Merkmale ist dort verbunden mit dem Ausdruck ausgesprochener Abscheu. So wundert es uns auch nicht, wenn wir im allgemeinen den Namen „Svartr“, d. h. „der Schwarze“ (und zwar der „Schwarzhaarige“, da Neger nicht in Frage kommen) und „Schwarz“ als ausgesprochenen Sklavennamen finden. *L. Herdt* (67) stellt in seiner Arbeit folgende Stellen als Belege zusammen:

„Schwarz der Starke“ hieß einer der Sklaven des Vigfus (in der Geschichte vom Goden Snorri).

„Schwarz“ hieß der Viehhirte des Bauern Thorgrim (in der Geschichte von Finnbogi dem Starken).

„Schwarz“ hieß der Aufseher (Oberste des Gesindes) von Thorgils (in der Geschichte der Leute aus Floi).

„Schwarz“ hieß ein Hausknecht Njals (in der Geschichte vom weisen Njal).

„Schwarz“ hieß ein Sklave Ingjalds (in der Geschichte von Gisli dem Geächteten).

„Schwarz“ hieß der Kuhhirte Indridis (in der Geschichte von Hörd, dem Geächteten).

„Schwarz“ hieß ein Kuhhirte Vemunds (in der Geschichte von den Leuten aus dem Rauchtal).

„Schwarz“ hieß ein irischer Sklave Ketils (im Landnahmebuch).

Hierher gehört auch die uralte gotische Sage, das „alte Hamdirlied“ (I, S. 52), in dem von einem Bastard die Rede ist, der als der „braune Knirps“ bezeichnet wird. Ganz ähnlich nennt König Hjärlif von Hördaland die Zwillinge, die er mit der erbeuteten fremdrassigen Tochter des Königs von Perm erzeugt hatte, wegen ihrer dunklen Hautfarbe „Höllenhäuter“ (aus dem Landnahmebuch 23, S. 90 ff.).

Die Thidrekssaga ist auch in dieser Hinsicht eine besonders reichhaltige Quelle. So wird gleich zu Anfang (22, S. 69) der Ritter Samson, ein Ahnherr Thidreks, folgendermaßen geschildert: „Sein Haar und Bart waren schwarz wie Pech und beides tüchtig lang. An Wuchs war er wie ein Riese, nur daß seine Beine und Gliedmaßen nicht so hoch waren. Aber Dicke und Kraft besaß er wie der stärkste Riese. Sein Gesicht war lang und breit, trotzig und grimmig anzusehen. Zwischen seinen Augen maß er eine Spanne, und seine Brauen waren lang, buschig und schwarz, als wenn zwei Krähen über seinen Augen saßen. Er hatte dunkle Haut, war aber*) ein sehr wackrer Mann. Sein Hals war sehr dick und seine Schultern sehr breit und dick. Auch seine Arme waren dick und hart wie Stock oder Stein anzufühlen. Seine Hand war schön, weichfingrig und wohlgestaltet.“ Daß er nicht dem nordischen Schönheitsideal entspricht, das besagt fast jedes Wort der Schilderung. Besonders kennzeichnend ist hier wieder der Ausdruck „er hatte dunkle Haut, war aber ein sehr wackrer Mann“, d. h. also, trotz eines fremden, unschön empfundenen Rasseneinschlags war er tüchtig – sonst waren die Dunkelhäutigen meist Sklaven. Die ungeheure Dicke seiner Gliedmaßen ist offenbar auch nicht gerade als schön empfunden worden, – das „ebenmäßige“ war schön! – wenn man es auch wegen der Kraft, die sich darin ausprägte, stark bewunderte. Das ergibt sich auch deutlich aus der Schilderung seines Enkels Dietrich von Bern, der in der Thidrekssaga (22, S. 85) so beschrieben wird:

„Sie hatten einen Sohn namens Thidrek. Als der heranwuchs, war er so groß von Gestalt, daß man unter denen, die nicht Riesen waren, kaum seinesgleichen fand. Er hatte ein langes, regelmäßiges Gesicht, helle Haut und ungewöhnlich scharfe, ziemlich dunkelbraune Augen. Sein starkes Haar fiel in langen Locken herab, glänzend wie geschlagenes Gold. Ihm wuchs kein Bart, so alt er auch wurde. Seine Schultern waren zwei Ellen breit und seine Arme so dick wie ein großer Baumstamm und so hart wie Stein. Aber**) schöne Hände hatte er. In der Mitte des Leibes war er schmal und wohlgestaltet. Seine Hüften und Schenkel jedoch waren so dick, daß jedermann sich höchlichst darüber verwunderte, wie ein Mensch so gebildet sein konnte. Seine Füße

*) Wörtlich „dennoch“ (nach B. Kummer).

**) Das „aber“ fehlt im Urtext (nach B. Kummer).

waren schön und wohlgebildet, aber Wade und Schienbein waren so dick, daß sie wohl einem Riesen hätten gehören können.“

Aus dem Zusammenhang, in dem hier die Einschränkungen „aber“ und „jedoch“ gebraucht werden, geht klar hervor, wie unschön man die enorme Dicke der Gliedmaßen empfand. Obgleich es sich bei der Thidrekssaga um deutsches Sagengut handelt, das von Deutschen nach Norwegen gebracht und dort in andere Form und eigene Sprache umgegossen wurde, scheinen die Schilderungen dennoch charakteristische Züge der Dargestellten im wesentlichen richtig festgehalten zu haben. Denn es ist auffallend, daß bei Dietrich von Bern genau die gleiche abnorme Dicke der Gliedmaßen bei sonst schlankem Bau aufgeführt wird, wie bei seinem Großvater Samson. Sein dunkles Auge hat er offenbar auch von dorthier geerbt. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß hier ein Zufall vorliegt, bei der scharfen Aufmerksamkeit, die man körperlichen Merkmalen widmete und bei der Achtung, die man vor den Gesetzen der Vererbung empfand.

Auch sonst werden verschiedene fremdartige Rasseneinschläge in der Thidrekssaga beschrieben. So heißt es von Heime, dem Sohne Studas (S. 90): „Er hatte ein breites, rundes Gesicht, kurze, ziemlich schmale Nase, breite Stirn, große, schwarze Augen, einen sehr dichten Bart, großen Kopf und kurzen, dicken Hals. Er war breitschultrig und unter den Achseln so dick, daß man fast zwei Ellen messen konnte. Seine Arme waren auch kurz, aber ungemein dick. Er hatte kräftige Hände, war kurz gewachsen, aber in der Mitte schlank. Er war vierschrittig in den Schultern, hatte starke Füße und kurze Schenkel. Trotzdem war er ungewöhnlich stark. Seine Lust war, Rosse zu tummeln, Turniere zu bestehen, zu fechten und mit der Armbrust oder Speießen zu schießen. Er war grimmig, starrköpfig, händelsüchtig und wollte überall der erste sein, so daß keiner ihm dienen wollte, sondern die meisten ihn haßten. Aber in seiner Heimat kam ihm keiner gleich an Kraft, ritterlichen Künsten und Sinnesart. Er besaß wenig Freunde, aber an den wenigen, die er hatte, sparte er weder Gut noch tatkräftigen Beistand.“

Daß hier der Sagaschreiber einen Menschen vorwiegend ostischer Rasse schildert, bedarf wohl keines besonderen Hinweises. Die Saga macht ihn zum Sohn eines schwäbischen Rossezüchters der Königin

Brünhild, eines unbedeutenden Mannes niedriger Sinnesart. Die fremde Rasse in seinem Wesen kommt auch deutlich in seiner Charakterschilderung zum Ausdruck, man lehnte ihn ab, leiblich wie seelisch, und das, obwohl er zu den berühmtesten Gefährten Dietrichs von Bern gehört. Aber auch im Verlaufe der Geschichte spielt er immer wieder eine recht zweifelhafte Rolle. Trotz seiner Stärke und seiner Grimmigkeit zeigt er doch oft überraschende Züge von Feigheit, Hinterlist, Dieberei, durch die er — als fremdrassiger Mischling — deutlich von den anderen Thidrekshelden absticht. Das ist auch kaum als Zufall aufzufassen, zumal wenn man die verschiedenen ähnlichen Fälle (siehe Klaufi Snaekolssohn, Ospag Glumson und andere) zum Vergleich heranzieht.

Auch bei Högni, dem deutschen Hagen, dessen Schilderung die Thidrekssaga (S. 223 und 232) bringt, finden wir — ganz im Gegensatz zu seinem ganz nordisch geschilderten Halbbruder Gunnar ausgesprochen fremdrassige Einschläge. Die Erklärung hierfür gibt die Erzählung von Högnis Geburt, in der berichtet wird, daß die Frau von König Aldrian von Niflungenland einstmals im Weinrausch von einem Fremden vergewaltigt worden sei, der sich als Albe ausgab. Hagen ist also nur Gunthers Halbbruder und trägt fremdes Blut in seinen Adern. Das offenbart sich rasch an ihm: „Die Zeit verging, und die Königin gebär einen Knaben. Er hieß Högni und wurde Aldrians Sohn genannt. Im Alter von vier Jahren spielte er einstmals mit andern Knaben. Er war grimmig und stark und schwierig im Umgang. Man warf ihm vor, daß er ausschaue wie ein Troll und nicht wie ein Mensch, und seiner Gestalt entspräche sein Wesen. Das erboste ihn sehr. Er lief ans Wasser und erblickte sein Spiegelbild. Da sah er, daß sein Antlitz so bleich wie Bast war und so fahl wie Asche. Dazu war es groß, grauenerregend und grimmig. Schnell lief er zu seiner Mutter und fragte sie, woher es käme, daß sein Körper so beschaffen sei. Da erzählte sie ihm, wer sein wahrer Vater war.“ Und weiter heißt es dann (S. 232): „... Högni hatte langes, schwarzes Haar, mit einer Art Falte darin, ein langes Gesicht, große Nase, buschige Brauen und dunklen Bart. Er war überhaupt dunkelfarben, trotz, sein Antlitz war furchterregend. Er hatte nur ein Auge, und das war

scharf und drohend. Er war groß von Gestalt, hoch und dick im ganzen Wuchs. Wenn er in seine Waffenkleider fährt, ist er würdevoll, aber auch schrecklich. Er war der stärkste von allen und der beste Reiter. Er war ein Holmgangsmann und ein Kämpe. Er besaß einen scharfen Verstand und war ein großer Vorbedacht; unumgänglich, schweigsam, hart und leidenschaftlich war er, hatte ein mutiges, stolzes Herz, war schnell im Entschluß, steifnackig, einfach, grausam und unbarmherzig.“

Högni empfindet also schon als Kind seine fremde Rasse und wendet sich deshalb fragend an seine Mutter, die ihm dann das Märchen vom Alb erzählt. Vielleicht ist es dinarischer Rasseneinschlag, der hier von Hagen berichtet wird, die leiblichen wie seelischen Züge weisen jedenfalls am ehesten in diese Richtung. Deutlich zeigt sich die rassische Zwiespältigkeit auch in seinem Charakter und in zahlreichen grausigen Handlungen, die ihm später in der Saga zugeschrieben werden.

Auch Hornbogi, der Jarl aus dem Wendenland, wird nicht reinrassig gewesen sein, wie seine Beschreibung (S. 227) ausweist. Von ihm heißt es: „Jarl Hornbogi aus Wendland war hellhäutig und ein außerordentlich schöner und vornehmer Mann nach Antlitz und Wuchs, flink und feurig in allen Fällen, krausköpfig und mittelgroß; denn er hielt sich öfter bei Kämpfen auf, die im Vergleich zu andern Menschen Riesen waren (und in dieser Gesellschaft erschien er mittelgroß, setzt *Fine Erichsen* hinzu). Doch war er sehr stark, und noch viel großartiger war es, wie kühn er Schild, Schwert und Spieß handhabte. Von allen denen, die nun aufgezählt sind, war keiner ein so guter Bogenschütze oder Speerwerfer wie er. Er war auch ein so guter Reiter, daß er niemals in eine Schlacht oder einen Zweikampf kam, daß er sich schimpflich von seinem Roß schied. Er war meistens schweigsam und hörte lieber zu, aber auf Dingen oder bei Versammlungen sprach er schlagfertig, wohlgesetzt, frank und frei, laut und mit gutem Erfolg. Er war klug, schnell in seiner Überlegung und von vornehmer Denkungsart. Je länger er seine Ratschläge bedachte, desto weiser waren sie. Er war edelmütig, beherzt in allen Dingen und überaus tapfer.“

Thetleif und Wild-Ewer dürften wohl am ehesten dinarischen Ein-

schlag gehabt haben. Der erstere wird (S. 229) so beschrieben: „Thetleif, Biterulfs Sohn, hatte glattes, braunes und sehr dichtes Haar, ein scharfgeschnittenes, ebenmäßiges Gesicht, nicht gerade schmal, aber doch lang, eine hohe, schmale Nase und scharfe Augen. Er war ein schmucker Mann, obwohl er keine helle Haut hatte. Im Zorn war er aschfahl. Er war der größte und stärkste Mann von der Welt. Seine Gemütsart war so: Er war der vergnüglichste, den man sich denken konnte, herablassend gegen jedes Kind, für alle Streiche und Spiele zu haben. Vor vornehmen Herren sprach er frank und frei, auch wenn sie ihm unbekannt und viele Leute zugegen waren. Er war überhaupt in allen Dingen ohne Furcht, so daß man kaum seinesgleichen finden mochte, stark und gewandt in allen Spielen, hart und grimmig gegen alle Feinde in der Schlacht und im Zweikampf, eifrig und voller Tatkraft, so daß sich seinesgleichen schwerlich gefunden hat.“

Und von Wild-Ewer heißt es (S. 230): „Wild-Ewer, der Hochtrabende und Streitlustige, hat dunkles Haar, ein langes, liches, ebenmäßiges Gesicht, ein bißchen gebogene Nase und Falkenaugen. Er ist hoch und gut gewachsen und breit in den Schultern. Er hat schöne, weiße Hände und starke, kräftige Arme. Er ist unglaublich geschickt und der Held in sämtlichen Spielen, einsichtig, klug im Rat, von großer Selbstbeherrschung, hochgesinnt und kühn, wenn er über andere gebieten soll, erfinderisch und höflich, wenn er dienen soll; mit einem Stich ins Hinterhältige, der Tapferste in der Schlacht und sieg-begabt.“

Deutlich ostischen Einschlag muß nach der Beschreibung in der Thidrekssaga (S. 231) Herbrand, der Weitgereiste, gehabt haben. Von ihm heißt es, er „hätte braunes, lockiges Haar, war dunkelfarbig und doch blaß, hatte scharfe Gesichtszüge, aber eine weiche Nase, einen langen, gelockten, braunen Gabelbart, ein langes, ziemlich schmales, sommersprossiges Gesicht und scharfe Augen. Er war nicht schön, auch sein Antlitz war nicht schmuck, es war kühn und trotzig. Er war von gewaltigem Wuchs, hoch, gutgewachsen und kräftig. Keiner verstand so gut das Roß zu reiten wie er. Er war ein kluger Ratgeber und ein guter Redner, wußte seine Worte wohl zu setzen und nahm kein Blatt vor den Mund. Er war kühn, männlich, bedächtig und umsichtig und schonte sich nicht in Gefahren.“

Auch „Olaf der Dicke“, der mit Feuer und Schwert das Christentum in Norwegen einführte, wird in „Snorris Königsbuch“ (15, S. 25) mit ostischem Einschlag geschildert. Von ihm heißt es: „Als König Olaf Haraldssohn herangewachsen war, war er kein hochgewachsener Mann. Er war nur von Mittelgröße, doch von stämmigem Aussehen und voll Leibeskraft. Er hatte lichtbraunes Haar und ein breites Gesicht. Sein Antlitz war frisch und von gesunder Farbe. Er hatte gar wundersame Augen. Seine Augen waren glänzend und durchdringend, so daß es ein Schrecken war, ihm ins Gesicht zu schauen, wenn er in Wut war. Olaf war ein Mann, der sich auf viele Fertigkeiten verstand. Er wußte wohl mit dem Bogen umzugehen und war ein großer Schwimmer. Es gab keinen bessern Handschützen als ihn, dazu war er geschickt und umsichtig bei jedem Handwerk, ob er es selbst ausübte oder durch andere. Man nannte ihn ‚Olaf der Dicke‘. Er wußte klug und klar zu reden, frühzeitig war er in allem gereift, an Kraft wie an Weisheit. Alle seine Verwandten und Bekannten liebten ihn. Er war ein Meister in jedem Spiele und wollte stets der erste sein, wie ihm das ja auch zukam bei seinem Rang und bei seiner Abstammung.“

Ogleich der christlich erzogene und höfisch gebildete, elegante Snorri sich sehr bemüht, Olaf, den die Kirche für seine gewaltsame Verbreitung des Christentums in Norwegen heilig sprach, als edel und beliebt darzustellen, zeigt die Saga dennoch seinen grausamen, blutrünstigen Charakter deutlich neben seiner zweifellos bedeutenden Begabung und Energie. Die zum Christentum gepreßten Bauern haben ihren König denn auch bei erster Gelegenheit vertrieben, und, als er wiederzukommen wagte, in blutiger Schlacht mit seinem Ritterheer erschlagen. Olaf heiratete eine Wendin, was ihm vom Volke sehr verargt wurde. Sein brüchiger Charakter — er zeigt sich vielfach hinterhältig — paßt zu seiner körperlichen Beschreibung, die recht wenig den sonstigen Schilderungen Nordischer Edeline entspricht, vielmehr deutlich genug in Gestalt, Farbe, Gesichtsform (vielleicht auch in der besonders betonten Frühreife) den Mischling verrät. Sein Vater, Harald der Grenländer, sagt ja auch einmal bei einer Gelegenheit (14, S. 249) von seiner Frau Asta, der Tochter des Gudbrand Kula: „Asta ist eine gute und vornehme Frau, doch ist sie mir nicht

ebenbürtig.“ Es kann also durchaus sein, daß Olaf mütterlicherseits Mischlingsblut in den Adern hatte.

„Rotes Haar – Schalk in der Art“ sagte der Bauer zu allen Zeiten, sagt er auch heute noch. Er sagt auch: „Eine bärtige Frau und einen roten Mann sieh dir nur von weitem an (109).“ Ähnliche Warnungen vor Rothhaarigen findet man oft. Daß Rothhaarigkeit eine krankhafte Abartung sei und mit der Rassenmischung zusammenhänge, wird von Rasseforschern vielfach angenommen. An all dies mag man denken, wenn man in der Thidrekssaga (S. 234) die Beschreibung Sifkas liest:

„Sifkas Haar war blut- oder rosenrot und gelockt, sein Gesicht war hell und sommersprossig, auch am ganzen Körper war er licht- und sommersprossig und hatte einen roten, ziemlich langen Bart. Er sah schön aus und war von mittlerer Größe; trotzdem war er stark von Kraft und ritt ausgezeichnet; auch sonst war seine Gewandtheit in vielen Dingen sehr groß. Er war ein kluger Mann, ausharrenden Sinnes, hinterhältig, glatt redend, von schönen Worten, ingrimmig, böseartig, treulos und hart.“ Trotz dieser wenig sympathischen Charakterisierung wird dann von ihm gesagt: „Seine Name wird immer leben“, wegen seiner großen Heldentaten nämlich.

Oder auch wenn man in der „Geschichte von den Leuten auf den Färöern“ (13, S. 274) liest: „Thrand war hochgewachsen, rothaarig und rotbärtig, sommersprossig im Gesichte, finster von Ansehen und düstern Sinnes. Gar durchtrieben und tückisch war er, unverträglich und boshaft wider jedermann. Schmeichlerisch war er nur gegen Vornehmere, im Herzen aber immer falsch.“

Belege dieser Art ließen sich unschwer vermehren. Aus allen läßt sich ein Einblick in die rassischen Verhältnisse der germanischen Länder gewinnen. Es ergibt sich die Tatsache, daß wir in Nordgermanien – wie auch sonst im Gebiete seßhaften germanischen Bauerntums – bis in das Mittelalter hinein eine ausgesprochene rassische Schichtung finden, die, wie die „Rigsthula“ ergibt, offenbar als gottgewollt empfunden und entsprechend geachtet wurde. Eine Durchbrechung dieses Prinzips dürfte um so seltener vorgekommen sein, je weiter zurück man ins germanische Altertum vordringt. Daß sie praktisch doch vorgekommen ist, ergibt sich aus der Schilderung des

gelegentlichen Auftretens von als fremdrassig und häßlich empfundenen Rassemerkmalen auch im germanischen Freibauerntum. Die Freilassung von Sklaven, die sich insbesondere unter christlicher Einwirkung späterhin deutlich vermehrt, mußte in der Folgezeit diese Verhältnisse beträchtlich verändern und die Rassengrenze verwischen, wohl auch das Schönheitsideal, das ursprünglich rein dem nordisch-fälischen Typ entsprach, entsprechend beeinträchtigen.

Die oben angeführten Beispiele zeigten bereits den ausgeprägten Sinn des germanischen Bauern für eine scharfe Beobachtung und peinlich genaue Beschreibung und Beurteilung rassischer Merkmale. Offenbar legte man auf diese Fähigkeit ganz besonders großen Wert, wie auch aus dem Geschichtchen hervorgeht, das *Kvaran* (81) anführt. Es findet sich in der „Hreidhars Thattr“ und wird folgendermaßen wiedergegeben (S. 107): „Diese Gewohnheit des Beobachtens sehen wir z. B. bei Hreidhar Heimski. Er kommt nach Norwegen und wird dort mit dem König Magnus bekannt. Hreidhar mustert ihn genau und meint dann, er könne nichts an ihm aussetzen; jeder müsse sich wünschen, so gut geschaffen zu sein. Der König bittet ihn, er möge doch versuchen, etwas an ihm auszusetzen. Hreidhar findet dann am ehesten das an ihm auszusetzen, daß sein eines Auge ein klein wenig höher liege als das andere.“ Die Genauigkeit dieser leiblichen Beobachtungen ergibt sich auch aus der Zusammenstellung von oft auftretenden Bezeichnungen körperlicher Merkmale, die *Kvaran* gibt. Nach ihm unterschied man:

Bei der K ö r p e r g r ö ß e : hohen Wuchs, übermittelgroßen Wuchs, mittelgroßen Wuchs und niedrigen Wuchs.

Beim K ö r p e r b a u : breitschultrig, schmalschultrig, schmalhüftig, schmal, schlank, geradwüchsig, von fleischigem Wuchs, von viereckigem Wuchs, von rundlichem Wuchs.

Bei der H a a r f a r b e : weiß, hellblond, gelbblond, rotgelb, rot, hellbrünett, dunkelbrünett und schwarz.

Bei der H a a r f o r m : schlichthaarig, mit schönem, welligem Haar, krausoder schraubenhaarig, strähniges Haar.

Bei der H a u t f a r b e : weißhäutig, hellhäutig, blaßhäutig oder fahlgesichtig, rötliche Hautfarbe, schmutzig braune Hautfarbe, dunkelhäutig.

Bei der G e s i c h t s f o r m : langgesichtig, geradgesichtig, breitgesichtig, kurzgesichtig, breitstirnig.

Bei der Augenfarbe: blauäugig, helläugig, dunkeläugig.

Bei der Augenstellung: offenäugig, mit herausstehenden Augen, mit nahe zusammenstehenden Augen, großäugig.

Beim Augenausdruck: scharfäugig, mit festem Blick, mit ausweichendem Blick, mit sehr lebhaften, unruhigen Augen.

Die Sagas zeigen, daß mit dieser scharfen Beobachtungsgabe eine entsprechend scharfe Menschenkenntnis verknüpft war. Gelegentlich ist davon auch ausdrücklich die Rede. In der Geschichte von Raud und seinen Söhnen (17, S. 145/146) heißt es: „Da sagte Dag: ‚Eine Kunst habe auch ich gelernt, die mich nennenswert dünkt, aber noch mehr versteht mein Vater davon.‘ Der König frug, was das für eine Kunst wäre. Dag erwiderte: ‚Wenn ich jemand genau ins Auge schaue und mich in sein Aussehen und Behaben vertiefe, dann kann ich auch seine Denkart beurteilen, und ich weiß, was Gutes und Arges an ihm ist.‘ — Auch König Olaf der Heilige rühmt sich seiner besonders scharfen Beobachtungsgabe und seines guten Menschengedächtnisses: ‚Das darf ich wohl als eine besondere Kunst von mir bezeichnen, sah ich einen Mann auch nur einmal und wurde recht aufmerksam auf ihn, dann erkenn’ ich ihn auch wieder, so lange ich ihn dazwischen nicht gesehen haben mag‘, sagt er (ebenda, S. 146). Man wußte sehr wohl, wie eng leibliche Rassemerkmale mit seelischer Rassenart verknüpft waren. Letztlich leitete sich die innere Berechtigung zur Rassenschichtung und Rassenscheidung aus dieser guten rassischen Menschenkenntnis her.

Wir haben leider außer diesen nordgermanischen Quellen keine Literatur aus jener Zeit, die uns Belege für die gleiche Einstellung auch bei den übrigen germanischen Stämmen darbieten könnte. Daß wir eine gemeingermanische Einstellung zu diesem Problem annehmen dürfen, ergibt sich nicht nur aus der Schilderung des Tacitus und den alten Sagen, die oben erwähnt wurden, sondern auch aus mancherlei bäuerlichen Sprichworten, die uns diese alte bäuerliche Lebensweisheit bis in unsere Zeit erhalten haben. Hier haben wir tatsächlich eine Kontinuität einer Einstellung zur Rasse, die über alle entgegengesetzt gerichteten kirchlichen und zivilisatorischen Einwirkungen späterer Zeiten hinweg sich durchsetzen konnte. *J. Schwab* hat sich das große Verdienst erworben, Sprichwörter, die Beziehun-

gen zu rassenbiologischen Dingen aufweisen, zusammengestellt zu haben (109). So finden wir beispielsweise die folgenden, auf Rassenmerkmale bezüglichen bäuerlichen Lebensregeln:

- „Wie das Haar, so der Mensch.“
- „Andri Hoor, andri Lütt; andri Lütt, ander Glück.“
- „Kruse Haar, kruse Sinn.“
- „Swartkopp — Kriddelkopp.“
- „Roth Hoar, Schalck in der arth.“
- „Eine bärtige Frau und einen rothen Mann, sieh die nur von weitem an.“
- „Wie die Haut, so die Braut.“
- „Ein Mädchen mit dunkler Haut wird auch wohl eine Braut.“
- „Schwarz und garstig geboren, macht Wischen und Waschen verloren.“
- „Augen und Stirn sind Spiegel vom Gehirn.“
- „Breite Stirn, wenig Hirn.“
- „Hauge Steren, viel Verstand.“
- „Lang und hohe Nas zeigt an Weisheit groß.“
- „Spitzes Kinn, böser Sinn.“
- „Korz un döck hoad ka Geschöck, lank on schmoal stied allzeit wohl.“
- „Kurz und dick ist ungeschickt, lang und schlank ist Edelgang.“
- „Kleine Flamme kann kein großes Licht machen.“
- „Frühzeitige Früchte faulen leicht.“ (Frühreifel!)
- „Früh weis wird bald greis.“
- „Der Baum, der edle Frucht bringt, wächst langsam.“
- „Wunderkinder werden selten Wundermenschen.“

Diese Auswahl ließe sich beliebig vermehren. Wie die nordgermanische Literatur zeigen sie das unbedingte Vorherrschen des Nordischen Schönheitsideals im germanischen Freibauerntum des deutschen Raumes, im Süden wie im Norden. Auch sie zeugen von der ausgezeichneten Beobachtungsgabe des germanischen Bauerntums, vor allem auch von der Einsicht in die engen Zusammenhänge zwischen rassischen Körpermerkmalen und seelischer Artung.

2. Das Wissen um die Gesetze der Vererbung

Wir sahen im vorigen Abschnitt, wie stark das rassische Bewußtsein und wie scharf die Beobachtungsfähigkeit rassischer Merkmale im germanischen Freibauerntum entwickelt waren. So kann es uns nicht wundernehmen, wenn diese ausgezeichnete Beobachtungsgabe

für körperhafte Merkmale auch zu einer Erkenntnis der Erbllichkeit derartiger Merkmale führte, zumal da der starke Sippenzusammenhalt und die Gebundenheit der Sippe an den Hof diese Beobachtungen erleichterte. Zunächst waren es bestimmte familiäre Ähnlichkeiten allgemeiner Art, die die Aufmerksamkeit auf sich zogen, dann aber achtete man auch auf das gesetzmäßige Auftreten einzelner Merkmale in einer Verwandtschaft, und so ergibt sich als Gesamtbild die Tatsache, daß der germanische Bauer in diesen Erscheinungen ganz richtig eine Naturgesetzmäßigkeit erkannte und daß er diese Erkenntnis seinem Erfahrungsschatz einverleibte, indem er praktische Folgerungen für die Gesetze daraus zog, die er über seine Sippe und sein Volkstum setzte. Auch hier können wir wieder die Feststellung machen, daß die Erkenntnis der biologischen Gesetze und ihre Auswertung für das bäuerliche Leben eine Höhe erreicht hatte, die uns neuzeitlichen Menschen, die wir auf die modernen Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung so stolz sind, eine große Achtung aufnötigt. Das Wissen auf diesem Gebiet, nicht in naturgesetzlichen Formulierungen, die dem Bauern nicht liegen, festgelegt, sondern in der Form von Lebensregeln, wie sie uns das Sprichwort überliefert, stand auf einer wirklich bewunderungswürdigen Höhe, und zwar nicht nur bei einigen wenigen, sondern im gesamten bäuerlichen Volk. So ist es auch nicht verwunderlich, wenn wir sehen, daß dieses Wissen um die Gesetze der Vererbung zu einer selbstverständlichen und völlig einheitlichen Haltung diesen Dingen gegenüber im persönlichen Leben führt.

Zahlreich finden wir in der uns zugänglichen Literatur Belege für diese Einstellung. „Kveldulf und seine Frau hatten zwei Söhne. Der ältere hieß Thorolf, der jüngere Grim, und da sie herangewachsen, waren sie beide so große und starke Männer wie ihr Vater. Thorolf wurde ein besonders schöner und vortrefflicher Mann. Er glich den Verwandten seiner Mutter, war sehr lustig, freigebig, viel unternehmend, höchst energisch und bei allen Leuten beliebt“, so heißt es in der „Geschichte vom Skalden Egil“ (3, S. 29/30), die besonders reich an derartigen Stellen ist. In der „Geschichte von König Harald dem Harten“ (16, S. 106) wird gesagt: „Eindridi hatte seine stattliche Gestalt von den Verwandten mütterlicherseits, von Hakon Jarl

und dessen Söhnen, aber den hohen Wuchs und die Kraft hatte er von seinem Vater Einar her sowie alle die Vorzüge, durch die Einar alle andern übertraf.“ Oder wir finden in der „Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal“ (6, S. 74) eine Stelle, in der sich Olaf dem Irenkönig Myrkjartan als Enkel vorstellt und zum Beweise einen Ring seiner Mutter vorzeigt. Da sagt der König: „Wahr sind die Zeichen und was gewiß ebenso ins Gewicht fällt: Du hast eine so große Familienähnlichkeit von deiner Mutter her, daß man dich wohl daran erkennen kann. Und aus diesen Gründen will ich ohne Bedenken hiermit unsere Blutsverwandtschaft feststellen, Olaf, mit dem Zeugnis der Männer, die hier gegenwärtig sind und meine Rede hören.“ Familienähnlichkeit oder ein bestimmtes Familienmerkmal als Abstammungsbeweis ist noch öfter belegt. In der Geschichte von den „Skalden Björn und Thord“ (9, S. 111) sieht Björn den kleinen Kolli, der als Thords Sohn gilt, und spricht einen Vers, der, wörtlich (nach *B. Kummer*) übersetzt, lautet: „Der Krieger (=ich) sah, wie er mit den scharfen Augen, die mir leibhaftig gleichen, an dem Seefahrer vorbeilief. Die Leute sagen nur, daß das Kind doch nicht seinen richtigen Vater erkennt.“

Björn sagt hier in dichterischer Sprache, daß Kollis Blick, sein edler Augenausdruck den wahren Vater, nämlich Thord, verrät. — Den Augenausdruck, die „Schlange im Auge“, den durchdringenden Blick schildert als sich vererbendes Familienmerkmal und auch als Abstammungsnachweis die Völsungensaga (21). Bei Sigurds Geburt (S. 66) heißt es: „Der König (Hjalprek) freute sich, als er die scharfen Augen (des Neugeborenen) sah, die er im Kopfe hatte.“ Sigurds Augen wurden späterhin so durchdringend, „daß keiner wagte, hineinzuschauen“ (S. 111). Diese Augen vererben sich. „Gudrun hatte eine Tochter mit Sigurd, die Svanhild hieß; sie war aller Frauen schönste und hatte durchdringende Augen wie ihr Vater, so daß nur wenige es wagten, ihr unter die Augenbrauen zu blicken“ (S. 131). Sigurds Tochter mit Brynhild ist Aslaug Kraka. Sie verheiratet sich mit König Ragnar, der sie für eine Kleinbauerntochter hält. Als er sie verlassen will, offenbart sie ihm ihre wahre Abstammung. Auf Ragnars Zweifel an ihrer Erzählung sagt sie (S. 159): „Du weißt, daß ich ein Kind unterm Herzen trage, und es wird ein

Knabe sein. An diesem Knaben wird man das Zeichen finden, daß es scheint, als wenn eine Schlange (ein Wurm) um sein Auge liegt.“ Der Wurm im Auge, der durchbohrende Blick des Großvaters Sigurd, kehrt hier – nach Überspringen einer Generation – von Aslaug wird nichts dergleichen berichtet – im Enkel „Sigurd Wurm-im-Auge“ wieder. Die Mutter weiß, daß diese Anlage im Geschlecht der Völsungen erblich ist, darum prophezeit sie dem Kinde das Erbmerkmal des Großvaters, und ihre Weissagung wird späterhin (s. 160) bestätigt. Damit betrachtet König Ragnar Aslaugs Abstammungsnachweis als geglückt und behält sie als vollwertige Königstochter und Gattin bei sich. Der Augenausdruck als Erbmerkmal edler Abkunft spielte offenbar eine besonders große Rolle, wie ja auch an anderer Stelle erwähnt wird.

Aber auch andere Erbmerkmale und ihre familiäre Gebundenheit wurden beachtet. In der „Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge“ (9, S. 30) sagt Thorstein auf die Frage Thorgerds, wie ihm die gegenüberstehenden Mädchen gefielen: „Sehr gut, aber eine ist weitaus die schönste, sie hat Olafs schöne Gestalt, aber die lichte Hautfarbe und die Gesichtszüge von uns Moorleuten.“ – In der „Geschichte vom Goden Snorri“ (7, S. 99) fragt Thord den Björn, ob er den jungen Kjartan, den Sohn Thurids, gesehen habe, worauf dieser mit der Skaldenstrophe antwortet, die wörtlich übersetzt so lautet: „Ich sah, daß der Bursche mit den furchtbar blitzenden Augen, das Ebenbild der Frau, zu dem Blute im Gebüsch lief.“

Eine ganze Reihe ähnlicher Beispiele stellt auch *Kvaran* (81) zusammen, sie seien hier wiedergegeben:

„Von seinem Sohn Thorleikr sagt Höskuldr, er werde den Verwandten seiner Mutter sehr ähneln (Laxd.). Von seinem anderen Sohn, Bardhr, heißt es, man könne es ihm ansehen, daß er mehr Ähnlichkeit mit den Verwandten seines Vaters haben werde (ebenda). Von Lambi Thorbjarnarson wird berichtet, er sei groß und stark gewesen und seinem Vater ähnlich im Äußeren wie auch im Charakter (ebenda). Und von Hallr Gudmundsson sagt dieselbe Quelle, er sei den Laxdaelingern nachgeartet.“ Ferner: „In der Bardharsaga heißt es von dem jungen Bardhr, er sei sowohl groß als auch schön gewesen, so daß man keinen schöneren Mann gesehen zu haben glaubte; seiner

Mutter habe er auffallend ähnlich gesehen, denn sie sei so schön und weiß von Hautfarbe gewesen. — Thorsteins Saga Vikingssonar berichtet, Kolr habe viele Kinder mit Trona gezeugt, die mehr dem Geschlecht des Vaters als dem der Mutter nachschlugen. — Von Hromundr heißt es, er habe seinem Großvater mütterlicherseits sehr ähnlich gesehen (Fornald). — Grímr, dem eine Tochter seiner früheren Herrin Signý vorgeführt wird, ist sofort davon überzeugt, daß es sich hier wirklich um eine Tochter Signýs handelt, denn sie habe dieselben Augen wie diese (Hardh). — Von Bryngerdhr, der Tochter Raums von Raumaríki, heißt es, sie sei eine große, aber nicht schöne Frau gewesen, da ihr Vater Raumr häßlich gewesen sei (s. Fornald). — Und kurz darauf heißt es in derselben Geschichte von den Töchtern des Königs Halogi und seiner Frau Glödh, sie seien schöner gewesen als andere Mädchen dortzulande; das habe ihre Abstammung bewirkt, denn so seien die Eltern gewesen.“ — Aufschlußreich ist die Egilssaga, aus der bereits oben ein kleiner Ausschnitt angeführt wurde. *Kvaran* stellt folgende Belegstellen daraus zusammen: Ulf, der Stammvater des Geschlechts, war schwarz und häßlich. Er wurde Kveld-Ulf = Abend-Wolf genannt. Kveldulfs Frau hieß Salbjörg. Sie wird als eine schöne und tüchtige Frau geschildert. Von Kveldulfs und Salbjörgs Sohn Thorolf war bereits oben berichtet worden, daß er seinen mütterlichen Verwandten ähnlich war. Von dem zweiten Sohn Grím dagegen heißt es, er sei schwarz und häßlich gewesen und habe seinem Vater in Aussehen und Sinnesart geglichen. Wegen seiner Glatze wurde er Skallagrím genannt. *Kvaran* berichtet weiter: Skallagríms Söhne heißen Thorolf und Egill. Von ihnen haben wir folgende Beschreibung: Als Thorolf aufwuchs, war er sehr bald von hohem Wuchs und sehr schön von Aussehen; alle meinten, daß er Thorolf Kveldulfsson (seinem Oheim), nach dem er genannt wurde, sehr ähnlich sei... Thorolf war ein sehr lebensfroher Mann... Als Egill aufwuchs, konnte man ihm bald ansehen, daß er sehr häßlich, seinem Vater ähnlich und schwarzhaarig werden würde... Er war ziemlich schwierig beim Spiel mit anderen jungen Leuten... Egills Sohn Thorsteinn wird folgendermaßen beschrieben: Als er aufwuchs, war er ein sehr schöner Mann, hatte hellblondes Haar und helle Gesichtsfarbe; er war groß und stark, aber nicht in der Art wie sein Vater.

Thorsteinn war ein kluger und ruhiger Mann, verträglich und sehr beherrscht; Egill liebte ihn wenig... Thorsteinn's Tochter Helga, die Schöne, trägt offensichtlich die hellen Rassenmerkmale ihres Vaters.

G. Hanneson (64), der dasselbe Beispiel behandelt, sagt dazu: „In dem Geschlecht ringen dann zwei Gegensätze, die dunkle und die helle Rasse, und die Nachkommen glichen bald der einen, bald der anderen. Es ist, als ob der Verfasser der Saga eine instinktive Ahnung von den Mendelschen Spaltungen gehabt habe, wenn er zum Schluß seines Berichtes sagt: „Lange hielt es sich in dem Geschlecht, daß die Männer stark und kriegerisch waren, aber einige mit Klugheit begabt. Es wies große Gegensätze auf (eigentlich es war sehr verschieden), denn aus diesem Geschlecht gingen die Menschen hervor, welche die schönsten auf Island waren, wie Thorsteinn Egilsson und Kjartan Olafsson, Thorsteinn's Schwestersohn, und Hallr Gudmundsson, sowie die schöne Helga, um die sich Gunnlaugr Schlangenzunge und der Skalde Hrafn stritten, aber die meisten Myraleute waren sehr häßlich“*).

Kvaran glaubt nun, auch in folgenden Beispielen Hinweise auf eine Ahnung von dem gesetzmäßigen Walten der Spaltungsregeln bei Kreuzungen im isländischen Bauerntum zu finden:

„Von den beiden Söhnen des Viga-Glúmr, Marr und Vigfus, heißt es: „Sie waren beide hoffnungsvoll, aber einander sehr unähnlich. Marr war still und ruhig, Vigfus aber war ein großer Lärmer und ein Gewaltmensch, von großer Kraft und mutig“ (Viga-Gl. s.). – Von den Brüdern Thordhr und Hreidhar heißt es, Thordhr sei klein von Wuchs gewesen und schön von Aussehen. Er sei meistens auf Reisen gewesen. Sein Bruder Hreidhar jedoch sei groß von Wuchs, aber häßlich von Aussehen und seines Verstandes kaum mächtig gewesen, dazu kräftig und rasch zu Fuß und von ruhigem Gemüt. Er war immer zu Hause. (Isl. Thaett.) – Von den Droplaugar söhnum heißt es in der Fljotsdaelasaga, sie seien ihrem Aussehen nach sehr verschieden von dem anderen gewesen. Grímr weiß und kraushaarig und in jeder Hinsicht stattlich, Helgi (sein Bruder) aber sei groß

*) Angeführt nach Kvaran (81).

von Wuchs gewesen, hellbrünett von Haarfarbe und rötlich von Gesichtsfarbe, breitgesichtig und sehr höflich.“

Ähnlich wie die Ahnung von dem Wirken der erblichen Aufspaltung nach den Mendelschen Regeln mag wohl auch ein Bewußtsein von dem Vorhandensein eines rezessiven Erbgangs vorhanden gewesen sein. Im germanischen Freibauerntum, in dem man sich so eifrig mit Ahnenkunde und Abstammungsfragen beschäftigte, wäre es geradezu verwunderlich gewesen, wenn nicht bemerkt worden wäre, daß manche Merkmale eine oder mehrere Generationen überspringen, ehe sie wieder zum Vorschein kommen. Ein Beispiel für eine derartige Beobachtung finden wir in Snorris „Geschichte von König Magnus Barfuß“ (16, S. 190), in der von Magnus gesagt wird: „Er war ein beherzter, kriegerischer und unternehmungslustiger Mann und in seinem ganzen Charakter seinem Großvater Harald dem Harten ähnlicher denn seinem Vater.“ Diese Worte besagen ganz deutlich, daß man – auch in bezug auf charakterliche Veranlagung – beobachtete, daß Züge von Ahnen infolge Überdeckung einige Geschlechter überspringen und im Enkel wieder auftreten können. Ähnlich wird in der „Geschichte von den Seekriegern auf Jomsburg“ (19, S. 397) gesagt: „Und keinem Manne schien er in seinem Wesen so ähnlich wie seinem verstorbenen Vaterbruder Aki.“

Es sei hier auch erinnert an die auffallende Ähnlichkeit zwischen Thidrek und seinem Ahn Samson, die in der Thidrekssaga (22, S. 69 und 85) geschildert wird. In der gleichen Saga findet sich die Beschreibung der offenbar eineiigen Zwillingbrüder Ecke und Fasolt, von denen gesagt wird, sie „waren einander so ähnlich, daß man kaum einen vom andern unterscheiden konnte, weder nach Aussehen noch nach Wuchs“, noch nach Charakter, wie die weitere Schilderung ausweist (ebenda S. 229).

In der Geschichte von Hrolf Kraki (21) wird von der Geburt von Drillingen berichtet (S. 263). Zieht man die märchenhaften Züge ab, die diese alte Saga reichlich enthält, so bleibt dennoch eine interessante Darstellung von der Ähnlichkeit eineiiger Drillinge. Von ihnen wird gesagt (S. 269/270): „Die Brüder waren einander so ähnlich, daß man keinen von dem andern unterscheiden konnte,

und die Bewohner des Landes glaubten, daß Thorir heimgekommen wäre (es war aber sein Zwillingsbruder Bödvar); er ward auf den Hochsitz gesetzt und in allen Dingen ebenso bedient wie der König (Thorir); man wies ihm neben der Königin seinen Platz im Bett an, denn Thorir war verheiratet. Bödvar wollte nicht mit ihr unter derselben Decke liegen, und das dünkte sie seltsam, denn sie war fest davon überzeugt, daß er ihr Gatte wäre.“

Aus all diesen angeführten und zahlreichen anderen Belegstellen kann man die Sorgfalt ersehen, mit der man die Vererbung von Familienähnlichkeiten oder Einzelmerkmalen verfolgte. Die Gesetzmäßigkeit dieser Vorgänge wurde als Selbstverständlichkeit hingenommen. Wie wir dem Beispiel Olafs aus der Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal und andern ähnlichen entnehmen können, wurde eine solche Familienähnlichkeit oder ein sich vererbendes besonderes Merkmal geradezu als Abstammungsnachweis gewertet, eine Beweisführung, die erst heute in der Gesetzgebung des Dritten Reiches wieder neu eingeführt wurde, nachdem die Wissenschaft von der menschlichen Erbkunde den Nachweis für den Erbgang zahlreicher menschlicher Merkmale erbracht hat.

So, wie man längst erkannt hatte, daß zwischen rassischen Merkmalen und seelischer Artung ein enger Zusammenhang bestand, so kam dem germanischen Bauern nie ein Zweifel darüber, daß seelische Artzüge sich vererbten. Ja, man kann sagen, das gesamte germanische Schrifttum der vorchristlichen Zeit und vieles von dem, was uns aus bauerlichem Volkstum auch späterer Zeiten überliefert ist, bildet ein einziges Bekenntnis zu der Auffassung, daß die seelische Artung eines Menschen, seine Charakterzüge und seine geistigen Anlagen erblich festgelegt und abstammungsmäßig bedingt seien.

„Schlägt er nach der Art seines Geschlechts, so wird er ein kühner Mann, mächtig und gar edel, stark und schön“,

singt das Nibelungenlied (92; II, S. 236) von Etzels Sohn Ortlieb. Schläge er nach der Art seines Geschlechtes, dann müsse aus ihm ein tüchtiger, edler Mann werden, davon war man felsenfest überzeugt.

Eine gleichartige Auffassung wird im Schrifttum aller indogermanischen Völker wiedergefunden werden können, und darin läge ein Beweis dafür, daß es sich um eine der Nordischen Rasse ureigene Anschauung handelt. Aber nirgendwo wird man diese Auffassung in der Schärfe und Folgerichtigkeit finden, wie im Schrifttum des germanischen Freibauerntums. Schon in den bisher gebrachten Beispielen, die sich im wesentlichen auf die Vererbung leiblicher Merkmale bezogen, finden sich Stellen, die auch auf die Erblichkeit charakterlicher Züge anspielen. In der „Edda“ findet sich ein Spruch, den *Genzmer* so übersetzt:

„An kleinen Sanden, an kleinen Seen
Ist klein der Bewohner Witz;
Denn nicht eben begabt sind alle Menschen:
Beide Gruppen sind gleich“ (2, S. 145).

Nach *B. Kummer* lautet die Strophe in wörtlicher Übersetzung: „Bei engem Strand und enger See sind eng die Ziele (die Denkweise) der Menschen. Denn nicht alle Menschen wurden gleichmäßig klug. Geteilt ist überall die Menschenwelt“ (in Wertvolle und Geringwertige, zu ergänzen).

Hier wird klar ausgesprochen, daß die geistige Begabung der Menschen verschieden ist. Ja, es findet sich in dieser Weisheit sogar die Erkenntnis vom Walten der Auslese im Leben der Menschen, von der Wirksamkeit jenes Naturgesetzes, das den Menschen, je nach Anlage und Fähigkeit, auf den Platz führt, für den er geeignet ist. Aber nicht nur die Verschiedenartigkeit der Begabung sah man deutlich, man erkannte auch, daß sie sich in der Sippe vererbte. Als der Bauer Stuf den Norwegerkönig Harald den Harten bittet, ein Preisgedicht auf ihn vortragen zu dürfen, fragt ihn dieser: „Bist du aus einem Skaldengeschlecht?“ Stuf erwiderte: „Es waren schon Skalden in meinem Geschlechte. Ich bin Glum Geirissohns Ur-enkel.“ Der König sprach: „Ein guter Skalde bist du, dchtest du nicht schlechter denn Glum“ (17, S. 310). Auch die obenerwähnte Fähigkeit Dags, die Menschen zu durchschauen, führt dieser auf seinen Vater zurück, der die gleiche Gabe in noch höherem Grade besaß (s. S. 58). In Sturla Thordsohns Geschichte von König Hakon Hakonssohn (18, S. 203) sagt Erling Liedhorn zu König Hakon:

„Zu verwundern ist es nicht, daß mein Verwandter, der Erzbischof, ein bißchen zur Unzuverlässigkeit neigt. Denn es ist die Art von uns allen, die wir aus dem Standali-Geschlechte stammen, daß man sich nicht allzusehr auf uns verlassen kann.“ Und in der „Geschichte von den Schwurbrüdern“ (13, S. 187) behauptet Thorgeir: „Meine Träume sind gewöhnlich klar und wahr. So ist's bei meinem Geschlecht“, d. h. also, er versucht seine Befähigung zum Wahrträumen damit zu bekräftigen, daß er angibt, es handle sich hier um eine in seiner Sippe erbliche Veranlagung.

Insbesondere aber sind es persönlicher Mut, Tapferkeit im Kampfe, Unternehmungslust und Ehrgefühl, auf deren Vererbung als Charakteranlage geachtet wurde. Zahlreich sind gerade hierfür die Beispiele, und es ist stets – bei aller Sorge um die Folgen – der größte Stolz der Mutter oder des Vaters, wenn der Sohn in dieser Beziehung die Anlagen seines Geschlechtes offenbart. Als Grettir (5, S. 132) nach dem siegreichen Kampfe mit seinem Gegner Thorbjörn und seinem Sohn Arnor seiner Mutter von diesen beiden Totschlägen berichtet, sagt diese, sie freue sich darüber „und rühmte, er hätte jetzt seine Ähnlichkeit mit dem Geschlechte der Bewohner des Vatnsdalr gezeigt“. Später (5, S. 221) heißt es in der gleichen Geschichte von Grettirs Mutter: „Da sagten viele, es wäre nicht wunderbar, daß sie so tapfere Söhne hätte, so tapfer wie sie selbst wäre, trotz des großen Kammers, den man ihr bereitet hätte.“ In der „Geschichte der Leute aus Lautersee“ (11, S. 160) heißt es von einer Frau: „Jorun war aber das tüchtigste Weib, wie ihr das im Blute lag“ (oder, wie *Kvaran* (81) übersetzt „was auch ihrem Geschlecht nach zu erwarten gewesen sei“). Und ganz ähnlich singt das Gudrunlied (78, I, 23) von einem Kinde:

„Man hieß es sorgfältig erziehen und fleißig betreuen: Denn, geriet es nach seinem Geschlecht, so würde es wohl ein tapferer Kämpfer werden.“

In besonders schöner Weise prägt sich diese Überzeugung in Gisli's Todesworten aus, die – in wörtlicher Übersetzung (nach *B. Kummer*) – etwa so lauten: „Die schöne Frau, die meine Freude ist, soll hören, daß ihr Freund im Kampfe kühn, Tapferkeit gezeigt hat; ich bin gutes Mutes, obwohl die wohlgeschmiedeten Schwert-

schneiden mich verletzen; die Standhaftigkeit (Härte) gab mein Vater seinem Sohne.“ Gisli gibt hier der Überzeugung Ausdruck, daß er seine Tapferkeit und Härte dem väterlichen Erbgut und wohl auch seiner Erziehung verdankt.

Der Bauer war, wie schon oben ausgeführt wurde, von dieser Vererbung der Tüchtigkeit so fest überzeugt, daß er oft eine entsprechende Tüchtigkeitsprobe, eine Bewährung des Erbguts, sozusagen verlangte, bevor er einen Neuling als Sippenangehörigen anerkannte und in die Sippe aufnahm. Zahlreich sind in den Sagas die Fälle, in denen junge Männer ihren Abstammungsnachweis dadurch erbringen oder bekräftigen, daß sie eine anerkannte Leistung vollbringen. In der „Geschichte von Glum“ (II, S. 42) wird von dem jungen Glum erzählt, der zu seinem Großvater Vigfus nach Norwegen kommt und dort zunächst recht skeptisch aufgenommen wird. Erst als er einen gefürchteten Berserker erschlagen hat, wird er als vollwertiges Sippenglied anerkannt und aufgenommen. Da heißt es in der Geschichte: „Als aber Glum zu seinem Sitze (am unteren Ende der Tafel zwischen den geringen Leuten) zurückwollte, war Vigfus mit allen anderen auf die Diele hinabgekommen und nun begrüßte er seinen Enkel freundlich. Er sagte, jetzt habe Glum bewährt, daß er seines Stammes sei: — ‚Ich werde dich jetzt halten, wie es uns beiden geziemt.‘ Er meinte, dies habe ihn zunächst bestimmt, daß ihm jener nicht vielversprechend erschien: — ‚Ich wollte darauf warten, daß du dich durch eine Mannestat als Glied deiner Familie erwiesest!‘ Dann führte er ihn auf den Platz neben sich.“

Wer sich nicht durch Abstammung und persönliche Tüchtigkeit hervortat, der erfuhr nur geringe Ehre an einer Fürstentafel. Je geringer er nach Herkunft und Leistung war, desto weiter unten saß er unter den Mannen an der Tafel. Ja, ein ganz unfähiger und dummer wurde wohl gar von der Tafel gejagt, weil man es mit der eigenen Ehre nicht für vereinbar hielt, mit ihm an einem Tisch zu essen. So berichtet die Geschichte von Hrolf Kraki (21, S. 271) von einem jener spätreifen Knaben, die in der Jugend lange nicht zur Vernunft kommen und ihr Leben als „Aschenpuster“, „Kohlenbeißer“ oder „Herdputzer“ in der Küche zu verträumen scheinen.

Von ihm — sein Name war Hött — heißt es in der Saga: „Aber die Königsmannen trieben ihren Spaß mit ihm, und das wollte er sich nicht gefallen lassen; darauf nahmen sie ihn und setzten ihn in den Kehricht zwischen die Knochen; und das ist nun ihre Art während der Mahlzeit, daß sie, sobald sie einen Knochen nach dem anderen abgenagt haben, nach ihm werfen, und davon bekommt er zuweilen großen Schaden, wenn es ihn trifft.“ Das ist freilich eine rauhe Methode der Erziehung und Auslese. Steckte etwas in dem Knaben, dann mußte er es auf diese Weise bald genug zeigen, indem er sich wehrte oder durch eine heldische Tat sein Ansehen steigerte, so daß man ihn unter die Mannen am Tisch einreichte. Ließ er es sich gefallen, dann bewies er, daß er keine Ehre besaß und ward ausgestoßen. Daß es sich hierbei nicht um ein Vorzeitmärchen, sondern um einen Brauch handelt, bezeugt nach *P. Herrmann* (21, S. 271) das Recht des Gefolgschaftsheeres in der dänischen Königshalle, das aus dem 11. Jahrhundert stammt und festlegt: „Wenn einer durchaus nicht zur Vernunft kommen wollte, so sollte er zu unterst in der ganzen Schar sitzen, und jeder Tischgenosse sollte Knochen nach ihm werfen dürfen so viele er wollte, ohne daß dies als Rücksichtslosigkeit oder Frechheit gelte.“

Auch der junge Thorkel, genannt der „Krabbler“, muß erst durch eine Mutprobe seine Abstammung beweisen. In der „Geschichte von den Leuten aus dem Seetal“ (10, S. 110) wird von ihm berichtet. Er war als Kind von seinem Vater gleich nach der Geburt ausgesetzt worden, wurde aber von anderen Leuten gefunden und großgezogen. Später weigert sich Thorgrim, den heimgekehrten Sohn anzuerkennen. Erst als dieser einen Rivalen des Vaters erschlägt, der den Jungen vorher schwer beschimpft und tätlich angegriffen hat, erkennt der Vater in dem Kind das tapfere Blut seines Geschlechts: Thorgrim sagte: der Knabe sei schändlich gereizt worden: — „Auch hat jener sich nicht recht gewehrt; dieser Knabe hat sich jetzt trefflich in die Seetaler Sippe eingeführt, und ich will die Vaterschaft mit dir eingehen“ (d. h. dich als meinen echten Sohn öffentlich anerkennen).

Auch die „Geschichte Thidreks von Bern“ (22) enthält ein schönes Beispiel hierfür in der Episode von Thetleif Aschenpuster (S. 174–180). Von ihm wird folgendes berichtet: Thetleif war der

Sohn des dänischen Großbauern Biterulf und seiner Frau Oda, der Tochter eines sächsischen Jarls. „Sein Sohn war noch jung und groß von Wuchs. Weder an Tüchtigkeit noch an andern ritterlichen Tugenden glich er seinen vornehmen Ahnen. Er lag lieber in der Küche, als daß er mit seinem Vater ausritt oder irgendeinen Sport betrieb oder einem Fürsten diene. Deswegen liebten Vater und Mutter ihn wenig und kümmerten sich kaum um ihn. Sie und jeder andre, der ihn sah, hielten ihn für einen einfältigen Tropf und Wechselbalg. Trotzdem hatte er gesehen, wie man Pferde reitet, Spieße schäftet, Schwerter wetzt und Steine schleudert. Auch manchen andern Sport hatte er beobachtet, so daß er ihn wohl gekonnt hätte, wenn er sich nur Mühe gegeben hätte. Aber alle Leute glaubten, daß er auf solche Dinge nicht achte; denn er entwickelte sich nur langsam. Auch brachte er keinen Kamm in sein Haar und wollte in keine Badestube oder Waschwasser gehen, wenn es auch bereit stand. Er mochte überhaupt nichts tun, als in der Herdasche der Küche liegen, oder mit den Küchenjungen und Bettlern nackt herumlaufen.“

Unter diesen Umständen glaubten seine Eltern, er sei ein entartetes Kind. Als sie einmal von einem Nachbarn zu einer Festlichkeit eingeladen werden, will Thetleif mitziehen. Aber seine Mutter schilt: „Wie kannst du mit zu dem Gastmahl kommen, du Wechselbalg und Tunichtgut. Die ganzen zwölf Monde lagst du in der Küche, daß ich dich bis heute nicht zu sehen kriegte. In dieser ganzen Zeit setztest du dich nicht einmal zu freigeborenen Männern. Gar wenig ähnelst du unseren Verwandten. Unter diesen Umständen kannst du nicht mitkommen.“ Und der Vater tobt: „Wie kannst du mit ansehnlichen Männern zu einem Fest gehen? Das brächte uns Schande statt Ehre, wenn du zusammenkäms mit höfisch gebildeten Söhnen großer Herren, ein solcher Troddel, wie du bist. Denn wo viele Leute bei einer Einladung zusammenkommen, ziemt sich für junge, rasche Burschen etwas anderes, als Hühner und Gänse zu braten, Reisig zu brechen und Feuer damit anzufachen, das einzige, was du kannst. Auch bist du meinen Ahnen sehr unähnlich. Fast glaube ich, es trifft die Wahrheit, wenn es auch keiner ausspricht: ‚Du bist nicht mein Sohn.‘ Denn ich war in meiner Jugend ein anderer Kerl, als du bist.“

Thetleif ist bis hierher als der typische „Aschenpuster“ geschildert, d. h. als ein junger Mensch von besonders späteinsetzender Reife, wie man solche in der spätreifenden Nordrasse gelegentlich finden kann (s. a. *Günther* 63). Er entwickelt sich langsam, wie die Saga berichtet. Träge und faul lungert er herum, noch hat das heldische Blut in ihm sich nicht geregt, noch hat ihn nicht der Drang nach Leistung und Ausgriff in die Welt ergriffen, um mit *L. F. Claus* (48) zu sprechen. Doch deutet die Saga schon an, daß er, so träge er auch umherlag, dennoch ein guter Beobachter war. Die Eltern sind natürlich über den scheinbar entarteten Sohn entsetzt, sie sehen in ihm einen „Wechselbalg“, d. h. einen Entarteten, den ihnen ein rätselvolles, unerbittlich waltendes Schicksal in die Wiege gelegt hat. Sie wollen daher nichts von ihm wissen, seine Erziehung lohnt nicht, sie kümmern sich nicht um ihn.

Aber eines Tages ist seine Zeit da. Der Tag bricht an, an dem seine Entwicklung ausreift und das heldische Blut der Ahnen in ihm durchbricht, trotz der mangelhaften Erziehung, die ihm zuteil wurde. In aufwallendem Zorn wirft er nun seinen Eltern die Vernachlässigung vor, deren sie sich schuldig machten, und verlangt energisch sein Recht. Er will Kleider und Waffen, um mit auf das Fest zu kommen. Es drängt ihn zu zeigen, daß er nicht schlechter ist als seine Altersgenossen, er will beweisen, daß er keineswegs der entartete Sproß seines Geschlechtes ist, als der er bisher galt. Die Eltern, wohl freudig überrascht von seiner ungewohnten Energie, geben ihm nach. „Da ging er in die Badstube, wusch und kämmte, kleidete und wappnete sich, und alle, die ihn sahen, sagten, daß sie noch nie einen stattlicheren Jüngling als ihn gesehen hätten; es sei auch nicht anders zu erwarten, als daß er tüchtig wäre; denn die Vererbung von beiden Seiten wäre gut. Thetleif ging nun zu seinem Vater, schwang sich geschickt und mit Anstand in den Sattel und ritt mit Vater und Mutter auf das Gastgebot. – Die ganze Zeit, solange das Fest dauerte, benahm Thetleif sich in jeder Weise so gut und anständig, als wenn er oft in Gesellschaft gewesen wäre.“ Gerade in diesen Worten zeigt sich, wie sehr man von der Kraft des Erbgutes überzeugt war. Thetleif hatte bisher nur zugesehen und beobachtet. Trotzdem befähigten ihn seine hervorragenden Erb-

anlagen, all diese ihm ungewohnten, aber auf den Leib geschnittenen Dinge so vorzüglich zu beherrschen, als sei das nie anders gewesen. Solange er träge in der dunklen Küche lag, konnte man nicht ahnen, was in ihm steckte. Nun aber merkte jeder, daß „die Vererbung von beiden Seiten gut war“.

Auf dem Heimweg haben Biterulf und sein Sohn Thetleif ein Abenteuer zu bestehen. Der Vater fürchtet, der noch kampfunerprobte Sohn könne versagen. Der aber sagt: „Merkst du vielleicht, daß der Anblick dieser Kerle mir Schreck einjagt? Ich rate, daß wir beide vom Pferd steigen und Rücken gegen Rücken kämpfen. Wage ich nicht, mich zu verteidigen, sollst du mich nie deinen Sohn nennen! Dann wird sich bewahrheiten, was du aussprachst, ehe wir von Zuhause forttritten, daß ich ein Schandfleck unseres Geschlechts bin und niemals von Helden abstamme, falls ich diese Männer fürchte, wie es auch kommen mag.“ Und dann bewährt sich Thetleifs Ahnen-erbe und er liefert ein hervorragendes Heldenstück. Es heißt nun weiter: „Nachdem Thetleif sich im ersten Waffengang erprobt hatte, hielt er sich für einen sehr tüchtigen Mann. Sein Vater und seine Mutter setzten großes Vertrauen auf ihn und hofften, daß er den besten seines Geschlechts nacharten werde. Er sagte zu seiner Mutter: ‚Ich möchte schöne Kleider und eine vornehme Ausrüstung haben, denn ich will meinen Großvater, den Sachsenjarl, aufsuchen und die Sitten anderer Leute in fremden Ländern kennenlernen. Wenn ich mich mehr erprobe als bis jetzt, wird an den Tag kommen, ob etwas in mir steckt.‘ Und dann reitet er hinaus in die Welt. Er hat sich nun als vollwertiges Glied seines Geschlechts erwiesen, sein Erbgut ist bewährt, nun erkennen ihn Eltern, Gesippen und Freunde als echten Sohn seines Geschlechtes an. Eine ganz ähnliche Geschichte wird von Ref Steinsson in der „Geschichte von Fuchs dem Listigen“ (13, S. 139ff.) erzählt. Obgleich er als hochgewachsen, stattlich und gewalttätig beschrieben wird, ahnt doch niemand seine Fähigkeiten und alle hielten ihn für einen „Gimpel“. Als seine Mutter nach dem Tode ihres Gatten Streit mit einem gewalttätigen Nachbarn bekommt, bricht sie in die Klage aus: „Immer schaudert’s mich, schau ich dich, die Schande unseres Geschlechtes, vor meinen Augen. Weh mir Unsel’gen, daß ich dich, Gimpel, gebar. Eine

Tochter wär besser gewesen. Die könnt ich doch einem Manne geben, der uns eine Stütze wäre. Aber wird unser Land auch abgeweidet und unser Heu auch umgerissen und erschlägt man auch unsere Männer, du liegst da, träger Schlacks, und tust so, als könnten wir nichts dawider machen.“ Erst als nun der Sohn sich aufrafft und die Ehre seiner Sippe mannhaft rächt, erringt er sich die allgemeine Anerkennung und Hochachtung.

Eine Bewährungsprobe muß auch der dänische Held Beowulf im altangelsächsischen Beowulflied auf sich nehmen. Erst nach der Ausführung einer Heldentat kann er die Achtung der Jüten am Hofe seines Vaters erringen. Auch der Vater Ecgtheow selbst ehrte ihn erst dann als rechten Sohn. So heißt es im Beowulf (43, S. 67):

„So tat sich Ecgtheows Erbe hervor,
Der wackere Held, durch würdige Taten;
Ehrenvoll lebt' er, übte nicht Totschlag
An Metgenossen, denn mild war sein Sinn,
Obgleich die erstaunliche Stärke ihm blieb,
Die große Gabe, die Gott ihm schenkte,
Dem edlen Recken. Verächtlich lange
Erschien er den Jüten, ein schwächlicher Junge,
Und wenig Ehre erwies ihm drum
Auf der Bierbank einst der Gebieter des Volkes;
Als träge galt er den tapferen Kriegern,
Als seltsamer Tölpel, doch Sühne ward ihm,
Dem Hochberühmten, für Harm und Schmach.“

Grönbech (58), der diese Stelle auch anführt, weist auch für Langobarden und Goten ähnliche Bewährungsproben nach. Er weist aber auch darauf hin, daß es nicht nur ein siegreicher Kampf ist, durch den der Edeling seine angestammte Art nachweist, sondern auch Gastlichkeit, Freigebigkeit, Hilfsbereitschaft und andere adeliche Eigenschaften.

In der „Geschichte von den Völsungen“ (21, S. 49) finden wir diese Probe aufs Erbgut in ganz andersartiger, doch sehr bezeichnender Form. Sie sei hier etwas ausführlicher wiedergegeben: „König Siggeir hatte zwei Söhne mit seiner Frau, und es wird von ihnen erzählt, daß Signy, als sein ältester Sohn zehn Winter alt war, ihn zu Sigmund ihrem Bruder sandte, damit er ihm Hilfe

leisten sollte, wenn er etwas unternehmen wollte, um seinen Vater zu rächen. Der Knabe ging in den Wald und kam spät gegen Abend zu Sigmunds Erdhütte, wo dieser als Ächter lebte. Der nahm ihn nach Gebühr wohl auf und sagte, daß er ihm Brot zubereiten sollte; „ich aber“, sagte er, „will Brennholz suchen;“ er gab ihm einen Mehlbeutel in die Hand und ging selbst Holz suchen. Als er aber zurückkam, hatte der Knabe nichts zur Vorbereitung getan. Da fragte Sigmund, ob das Brot fertig wäre. Er antwortete: „Ich wagte nicht, den Mehlbeutel anzufassen, denn es lag etwas Lebendiges im Mehle.“ Da glaubte Sigmund zu wissen, daß dieser Knabe nicht so beherzt wäre, daß er ihn bei sich behalten möchte. Als nun die Geschwister Sigmund und Signy zusammenkamen, sagte Sigmund, es wäre ihm nicht damit geholfen, wenn der Knabe bei ihm bliebe. Signy erwiderte: „Nimm ihn denn und töte ihn; er braucht dann nicht länger zu leben,“ und so tat er. – Nun verging dieser Winter. Darauf sandte Signy ihren jüngsten Sohn zu Sigmund; aber es ist nicht nötig, die Sache lang auszuspinnen. Es ging ebenso, daß er diesen Knaben auf Signys Rat tötete...“

Um nun einen echten Völsungspröbbling zu empfangen, verbringt Signy unerkannt in fremder Gestalt drei Nächte in der Erdhöhle bei ihrem Bruder.

„Und als die Stunde gekommen war, gebar Signy einen Knaben. Der Knabe wurde Sinfjötli genannt; und als er aufwuchs, war er beides, groß und stark und schön von Aussehen und recht nach Art der Völsunge. Er war noch nicht zehn volle Winter, als Signy ihn zu Sigmund nach der Erdhütte schickte. Sie hatte mit ihren früheren Söhnen, ehe sie die zu Sigmund sandte, die Probe gemacht, daß sie ihnen den Rock an die Arme zugleich mit Haut und Fleisch nähte – sie konnten das nicht aushalten und schrien darüber. Ebenso verfuhr sie mit Sinfjötli, er sträubte sich nicht dagegen. Sie zog ihm das Wams aus, so daß die Haut mit den Ärmeln mitgerissen wurde, und meinte, er empfinde wohl Schmerz dabei. Er aber entgegnete: „Solches erscheint einem Völsung wenig schmerzlich.“ Und nun kam der Knabe zu Sigmund. Da gebot ihm Sigmund, aus ihrem Mehle Brot zu kneten, er aber wolle Brennholz für sie holen, und gab ihm einen Beutel in die Hand und ging dann in den Wald. Als er aber

zurückkam, da war Sinfjötli fertig mit dem Backen. Da fragte Sigmund, ob er etwas in dem Mehle gefunden hätte. „Ich bin nicht ohne Verdacht“, antwortete er, „daß etwas Lebendiges im Mehle gewesen ist, als ich zuerst anfang zu kneten, aber ich habe mit hineingeknetet, was darin war.“ Sigmund sprach und lachte: „Ich meine, du wirst heute abend keine Mahlzeit haben von diesem Brot, denn du hast eine große Giftschlange mit hineingeknetet.“

Wir sehen in dieser sagenhaften Geschichte die Überzeugung von der überwiegenden Kraft des Erbguts im Menschen besonders einprägsam und konsequent dargestellt. Die beiden Söhne König Siggeirs haben das schlechte Erbgut des feigen und hinterhältigen Vaters, sie sind erblich untüchtig, bestehen die Beherrschungs- und Mutproben nicht, deshalb verfallen sie der Ausmerze. Der Versuch ihrer Erziehung zur Rachepflicht verlohnt nicht bei so schlechten Erbanlagen. Um einen vollwertigen Sohn und Rächer des von Siggeir erschlagenen Vaters zu haben, nimmt Signy sogar das Wagnis der Inzestzucht auf sich, das in diesem Falle zu vollem Erfolge führt. Wir werden späterhin sehen, daß im germanischen Freibauerntum Inzucht als verwerflich galt und gesetzlich verboten war. Aber Signys Glaube an die Macht des Erbguts ihres Völsungenstammes ist so unerschütterlich, daß sie allen sittlichen Gesetzen zum Trotz die bewußte Inzestzucht mit dem Bruder wagt: Sie weiß das instinktiv, was der Züchter auch heute bewußt weiß, daß solche Inzestzucht in gesunder Erblinie zu höchster Steigerung der Erbanlagen führen kann. Es zeigt sich dann auch, daß sie richtig gerechnet hatte: Der Knabe zeigte die hervorragenden Eigenschaften des Völsungenstammes in besonders stark ausgeprägtem Maße, er war „recht nach Art der Völsunge“ und besteht alle Proben zur vollsten Zufriedenheit der Geschwister-Eltern. Es ist bezeichnend, wie gerade die Frau, Signy, hier als die Trägerin des Wissens um das Erbgut erscheint – schon vorher einmal läßt der Sagaschreiber sie sagen: „Durch Vorahnung, die ja eine Eigentümlichkeit unseres Geschlechtes ist*), weiß ich, daß uns aus dieser Heirat großes Leid ent-

*) Wörtlich: „Aus meiner Voraussicht und von unserer Sippenfylgja weiß ich...“ (nach B. Kummer).

stehen wird, wenn diese Ehe nicht bald gelöst wird (S. 45).“ Auch hier also ein Zeugnis ihres Bewußtseins von dem Erbgut, das in ihrem Geschlecht wirksam ist.

Auf die sehr schöne Geschichte von Olafs Brüdern hat, ebenso wie auf das Völsungenbeispiel, schon *F. Wüllenweber* (119 und 120) hingewiesen. Sie findet sich in der „Geschichte von König Olaf dem Heiligen“ (15, S. 112/114) und lautet: „Es heißt, daß, während König Olaf auf dem Festgelage bei seiner Mutter Asta weilte, diese ihm ihre Kinder vorführte und zeigte. Der König setzte seine Brüder sich aufs Knie, auf das eine Guthorm, auf das andere Halfdan. Der König sah auf die Knaben, dann runzelte er die Brauen und blickte sie zornig an. Da senkten beide Knaben den Blick. Da brachte ihm Asta ihren jüngsten Sohn, der Harald hieß: der war damals erst drei Jahre alt. Der König schaute ihn düster an, doch der Knabe blickte ihm gerade ins Gesicht. Da griff der König dem Bürschchen ins Haar und zauste ihn. Der Knabe aber packte den König am Bart und zauste ihn wieder. Da sagte der König: „Ein rachsüchtiger Mann wirst du später werden, Bruder.“

Am nächsten Tage streifte der König etwas um den Ort herum, und seine Mutter Asta begleitete ihn. Da kamen sie zu einem See, und dort spielten die Söhne Astas, Guthorm und Halfdan, miteinander. Sie hatten sich da große Häuser und mächtige Scheunen verfertigt mit manchem Rind und Schaf dazu: darin bestand nämlich ihr Spiel. Ein wenig davon am Seeufer, an einer lehmigen Bucht, war Harald, und der hatte Holzscheite, und er ließ manche am Lande hin schwimmen. Der König frug ihn, was das bedeuten solle. Er sagte, das wären seine Kriegsschiffe. Da lachte der König und sagte: „Vielleicht, Bruder, kommt es noch einmal dahin, daß du Schiffe befehlighst.“

Dann rief der König Halfdan und Guthorm dorthin. Und er frug Guthorm: „Was möchtest du am liebsten haben, Bruder?“ „Kornfelder“, war die Antwort. Der König sagte: „Wie weit möchtest du denn, daß deine Äcker reichten?“ Er antwortete: „Ich möchte, daß diese ganze Landzunge, die in den See vorspringt, jeden Sommer ganz besät wäre.“ Es standen aber zehn Wohnplätze da. Der König sagte: „Darauf könnte allerdings viel Korn stehen.“ Darauf frug der

König Halfdan, was er am liebsten möchte. „Kühe“, sagte der. Der König frug weiter: „Wieviel Kühe möchtest du denn haben?“ Halfdan sagte: „Soviel, daß, wenn sie zum See gehen, sie dicht aneinander hier gedrängt stehen sollten rings um den See.“ Der König versetzte: „Eueren Vorfahren schlachtet ihr beide nach, da ihr großen Reichtum haben wollt.“

Endlich frug der König Harald: „Was würdest du denn am liebsten haben?“ Er antwortete: „Hausgenossen.“ Der König frug: „Wieviel möchtest du denn haben?“ „Soviel möchte ich haben, daß sie auf einmal aufessen sollten alle Kühe meines Bruders Halfdan.“ Der König lachte und sagte zu Asta: „In dem hier ziehst du vielleicht einen König auf, Mutter.“

Obgleich hier eine typische Tendenzgeschichte Snorris vorliegt, so legt doch der Inhalt Zeugnis von der germanischen Auffassung ab, daß sich gute und ungute Erbanlagen schon früh im Kinde offenbaren müssen. Guthorm und Halfdan zeigen durch ihre Scheu vor Olafs Brauenrunzeln, daß es ihnen an Unerschrockenheit fehlt. In ihren Wünschen offenbaren sie den Hang zu friedfertiger Bauernarbeit. Der Bruder Harald dagegen, obgleich wesentlich jünger an Jahren, zeigt schon jetzt die kennzeichnenden Anlagen einer Führerpersönlichkeit: Unerschrockenheit, Rachsucht, Freude am Kriegsspiel und Wunsch nach großer Gefolgschaft. Er erweckt daher auch den Stolz des älteren Bruders, von ihm erwartet er für die Sippe viel in der Zukunft.

„Sich in seine Sippe führen“ heißt die bezeichnende Redewendung, die einen jungen Mann kennzeichnet, der durch das Bestehen einer Bewährungsprobe seinen Abstammungsnachweis erbracht, die Güte seines Erbguts erwiesen hat. *Kvaran* (81, S. 112) gibt dafür folgendes Beispiel an: „Jökull, der Sohn Buis und der Königstochter Fridhr, sucht seinen Vater, der ihn nie gesehen hat, auf und will von ihm anerkannt werden. Bui aber will ihm nicht glauben, da er einen kräftigeren Sohn aus dieser Verbindung erwartet hätte. Um seine Behauptung zu beweisen, müsse er mit ihm die Kräfte messen, denn wenn er kraftlos sei, sei er nicht ihr Sohn.“ (Kjaln. s.)

Wie man Mut, Tapferkeit und Selbstbeherrschung ohne weiteres

als Erbgut betrachtete und ihre Bewährung in kritischen Lebenslagen geradezu als Abstammungsbeweis wertete, so glaubte man auch für alle anderen seelischen Charakterzüge oder geistigen Fähigkeiten an die Macht der Vererbung. „Deshalb heißt es auch von Egill Sidhu-Hallsson, dessen Vorfahren zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit gehörten, er sei ein bedeutender Mann gewesen, wie man es auch seinem Geschlecht nach habe erwarten können“ (Egills thattr; nach *Kvaran* (81, S. 111). Und in der „Geschichte von König Olaf dem Heiligen“ (15, S. 52) ließ Asta ihrem Manne Sigurd Sau mitteilen, „sie müsse nach ihrer Meinung großen Wert darauf legen, daß du jetzt nach der Art großer Männer handelst, und sie läßt dich bitten, du möchtest dabei ein Wesen zeigen, das mehr deiner Verwandtschaft mit König Harald Schönhaar entspricht als der Art Hrani Dünnschnabels, des Vaters deiner Mutter, oder Jarl Nereids des Alten, obwohl dies Männer von großer Klugheit waren.“ Das heißt also, die Frau gibt der Hoffnung Ausdruck, daß nun, da sich dem Manne Gelegenheit zur Bewährung bietet, das königliche Erbgut in ihm die Oberhand gewinnt über das weniger hervorragende der mütterlichen Seite. Auch jede Minderwertigkeit, jede unerwünschte Anlage wurde von den Vorfahren hergeleitet, sobald sich dafür Anhaltspunkte ergaben. Bei dem Sippenstolz des nordischen Bauern, bei der unermeßlichen Bedeutung, die die Sippe für das Leben des germanischen Freibauern besaß, bei der starken Verantwortung, die die gesamte Sippe für jedes einzelne Sippenmitglied fühlte und auch stets ohne Zaudern übernahm, war es immer ein schwerer Schlag für eine ganze Sippe, wenn in ihr ein heranwachsendes Glied ererbte Anlagen irgendeines untüchtigen oder charakterlich unglücklich belasteten Ahns aufwies oder gar „aus der Art schlug“, d. h. Anlagen aufwies, für deren Auftreten man im Erbgut des Stammes keine Erklärung fand. So ist es begreiflich, daß man stets sorgfältig darauf achtete, ob die heranwachsende Jugend keine derartigen, sippengefährdenden Merkmale aufwies. Zahlreich sind auch hier die Belege für die unerschütterliche Überzeugung, daß es sich beim Auftreten solcher Anlagen um erbliche Kräfte und Gesetze handelt, die unerbittlich walten. „Einmal trug es sich zu“ (heißt es in der „Geschichte vom weisen Njal“, 4, S. 25), „daß Höskuld eine

Gasterei bei sich hatte, und sein Bruder Hrut war auch dort und hatte den Platz neben ihm. Höskuld hatte eine Tochter namens Hallgerd; die spielte dort mit anderen kleinen Mädchen auf der Diele. Sie war hübsch und großgewachsen, ihr Haar glänzend wie Seide und so lang, daß es zum Gürtel herabreichte. Höskuld rief sie herbei: „Komm zu mir her!“ sagte er. Sie ging sogleich zu ihm hin; er faßte sie unterm Kinn und küßte sie, dann ging sie wieder. Da bemerkte Höskuld zu Hrut: „Wie gefällt dir das Kind? Findest du sie nicht schön?“ Hrut schwieg dazu. Da fragte ihn Höskuld noch einmal. Nun antwortete Hrut: „Schön genug ist das Mädchen: Viele werden es zu büßen haben; ich weiß nur nicht, woher die Diebsaugen in unser Geschlecht kommen!“ Da wurde Höskuld böse und es war eine Zeitlang kühl zwischen ihm und dem Bruder.“

Groß ist der Unmut des Vaters, wenn er beobachten muß, daß sich bei seinen Kindern Anzeichen dafür zeigen, daß sie „aus der Art schlagen“ wollten, vor allem wenn er meint, sie gäben sich zu wenig Mühe, ihre vererbten Charakterschwächen zu überwinden. Sehr charakteristisch ist dafür die Strafpredigt, die der alte Ketil seinem Sohn Thorstein hält, weil er an ihm solche Anzeichen zu bemerken glaubt. Wie so oft auch heute noch im Leben trauert der alte Vater der entschwundenen „guten alten Zeit“ nach, in der es angeblich so etwas nicht gab. „Anders treiben's heute die jungen Männer als in meiner Jugend“ murrte er zu seinem Sohne (in der „Geschichte von den Leuten aus dem Seetal“; 10, S. 23/4). „Damals brannten sie auf große Taten zu ziehen oder mit Wagnissen Reichtum und Ehre zu erwerben. Aber jetzt wollen die jungen Männer Stubenhocker sein, am Herde sitzen und sich den Leib mit Met und Bier aufschwemmen, daher verkümmern Mannheit und Tapferkeit. Ich aber habe Reichtum erstritten und Ansehen, indem ich mich in Gefahr und schwere Einzelkämpfe wagte. Nun ist dir freilich nur ein dürftiges Los Kraft und Größe zugefallen, Thorstein, und es ist nur billig, daß du dich danach bescheidest, und daß Mut und alle Wagemut sich danach richtet; denn du willst nicht nach der Art deiner Vorfahren schlachten*): dein Aussehen trägt nicht, und dein Geist ist so schwach wie

*) Geraten (wörtlich übersetzt).

dein Leib.“ Und so poltert er noch eine ganze Weile weiter, um seinen Sohn aus seiner Trägheit aufzureizen, in der stillen Hoffnung, daß doch vielleicht das gute Ahnenerbe in ihm die Oberhand über die unerwünschten Züge gewinnen könnte, die ihn so schmerzlich überraschen. In der „Geschichte von König Olaf dem Heiligen“ (15, S. 123) sagt der von dem „heiligen“ Olaf wegen der Liebe zum Glauben seiner heidnischen Vorfahren der Augen beraubte und gefangen gehaltene König Hrörek zu seinem Verwandten Svein, einem Gefolgsmann Olafs: „Doch, das glaube ich, ist doch mein aller-schlimmstes Los, wenn du oder andre meiner Gesippen, in denen doch das Zeug zu einem Manne steckte, so ganz aus der Art geschlagen sein solltet, daß ihr keine Rache nähmet für alle Schmach, die unserm Geschlecht zugefügt ist.“ – Als Leif Erikssohn (in der „Erzählung von den Grönländern“; 13, S. 68/69) hört, welche Schandtaten seine Schwester Freydis im Weinland (Nordamerika) vollführt hat, da bricht er in die Worte aus: „Ich kann es nicht über mich gewinnen, mit meiner Schwester Freydis so zu verfahren, wie sie es wert wäre, aber das kann ich wohl voraussagen, ihre Nachkommen werden einmal kein Glück haben.“ Und diese Voraussage Leif Erikssohns über die Minderwertigkeit von Freydis' Nachkommenschaft erfüllt sich dann auch, die Saga fährt fort: „So kam es denn auch in der Zukunft, daß alle seitdem nur Schlimmes über sie (Freydis und ihre Nachkommen) dachten.“ In der „Geschichte von den Leuten aus dem Seetal“ (10, S. 58/9) wird von Hrolleif dem Langen erzählt: „Hrolleif hieß ein Mann und hatte den Beinamen der Lange. Er kam hinaus nach der Hvita, d. h. Weißache, und seine Mutter, die hieß Ljot. Über die hörte man wenig Gutes, und sie hatte absonderliche Sitten, und das war nicht verwunderlich, denn sie war nicht wie andere gute Menschen. Ihr Sohn glich ihr sehr. Hrolleif war der Brudersohn Sämunds, des Ziehbruders Ingimunds. Die beiden reisten zu ihm nach dem Skagafjord, sagten ihm über sich Bescheid und sprachen ihn als ihren Vetter an. Sämund erwiderte und sprach: Er könne Hrolleif die Vetternschaft nicht ableugnen, – „aber das ist meine Ahnung, deine Mutter ist schlechter als dein Vater, und ich fürchte sehr, du schlägst mehr nach ihrem als der Vater Vettern Geschlecht...“ Später heißt es dann, als Hrolleif sich

schlecht aufgeführt hat: „Du hast mehr deiner Mutter Ljots Sinn, wie mir ahnte, als den von uns Vettern.“ Sämund, der noch oft für die Untaten dieses mißratenen Vetters aufkommen muß, zeigt sich über das „aus der Art Schlagen“ sehr bedrückt, erkennt aber deutlich, daß es sich um mütterliches, d. h. sippenfremdes Erbgut handelt. Trotz deutlicher Distanzierung von dem unerwünschten Vetter fühlt er sich doch durch Blutsbande an ihn gebunden und sucht ihm zu helfen.

Kvaran führt weitere Beispiele für diese Einstellung an (81, S. 110): „In der Geschichte von Thorgils und Haflidhi benimmt sich Marr derart, daß sein Verwandter Olafr sich seiner schämt. Er ist empört über das Verhalten seines Verwandten und sagt, er schlage aus der Art. Dasselbe sagt sein Verwandter Haflidhi über ihn, meint aber, er müsse ihm trotzdem Schutz gewähren, da er sein Verwandter sei.“ (Sturl. I.)

„In der *Kjalnesingasaga* sagt die Mutter zu ihrem Sohne Kolfidhr, über dessen unmännliches Verhalten sie empört ist, er sei ein Taugenichts, der zum Kummer seiner Mutter am Feuer hocke; besser wäre es, wenn er tot wäre, als solche Schande in seinem Geschlecht zu wissen.“

Gerade diese Äußerung einer Mutter über ihren eigenen Sohn zeigt deutlich, wie stolz man auf das Erbgut der Sippe war, — die Mutter wollte ihr Kind lieber tot als entartet sehen — „ich sehe jetzt ganz klar, es war Olafs Unglück, daß seine Söhne ihm so schlecht gerieten“, sagt Thorgerd zu ihrem keineswegs mißratenen Sohne Halldor, weil sie diesen mit der Drohung, er könne als entarteter Abkömmling der hochwertigen Vaterssippe betrachtet werden, zur Rache an Bolli aufreizen zu können hofft. (Laxd. nach *Kvaran* 81, S. 111.)

„Als Thorsteinn, ein Gefolgsmann des König Haraldr hardhradhi, Oddr Ofeigsson gegen seinen Herrn in Schutz nimmt, sagt der König zu Thorsteinn, er schlage wohl seinem Geschlecht nach, was die Verrätereie angehe. Thorsteinn war nämlich ein Verwandter von Thorir hundr, der Haraldrs Halbbruder König Olafr den Heiligen, verraten und gegen ihn in der Schlacht bei Stiklastadir gekämpft hatte.“ (Odds thattr nach *Kvaran* 81, S. 112.) — Die Überzeugung von der Kraft der Vererbung ist so stark, daß — besonders auffallend bei der

großen Ehrfurcht, die isländische Kinder ihren Eltern entgegenbringen – sogar Fälle bekannt sind, in denen Kinder ihren Vater nicht als ihren Erzeuger anerkennen wollen, weil er erscheinungsbildlich nicht zu ihnen passen will. Ein Beispiel führt *Kvaran* (81, S. 113) an:

„In der Örvar-Odds saga sagt Vignir zu Oddr, der als sein Vater gilt, er könne gar nicht glauben, daß er sein Vater sei, denn er sei so klein und kümmerlich von Aussehen; er werde auch größere Leistungen vollbringen als dieser.“

Infolge der scharfen Ablehnung bei der Gattenwahl aller leiblichen und charakterlich-geistigen Untüchtigkeit gegenüber sind Fälle von angeborenen Erb leiden äußerst selten. Schon *L. Herdt* (67, S. 135) hat darauf hingewiesen. Er schreibt: „An Blindgeborenen wird nur ein Fall geschildert, und der ist sehr verdächtig. Der ohne Zweifel geistliche Verfasser der *Njalss.*, der uns diese Geschichte überliefert, läßt den Blindgeborenen Amundi das Augenlicht durch ein Wunder vorübergehend wiedergewinnen, um Rache für seinen Vater zu nehmen; dann schließt sich die Nacht wieder um ihn. – An einen angeborenen Klumpfuß könnte man bei Grettirs Urgroßvater Ofeigr Burlufotr denken. Doch ist das natürlich nicht sicher. Im Gegenteil spricht gegen die Aufzucht eines solchen Kindes die später noch des Näheren zu besprechende Sitte, mißgestaltete Säuglinge auszusetzen. – Ein Ask Hinn Omalgu, d. h. der Stumme, wird als Stammvater Njals erwähnt. Auch hier ist Erblichkeit nicht sicher.“

Gegenüber der Erkenntnis vom Walten der Vererbungsgesetze hatte der germanische Bauer geradezu das Gefühl, einem unerbittlichen Schicksal gegenüberzustehen. Oft findet man das in Worten ausgedrückt, die besagen, gegen das – im Erbgut beschlossene – Schicksal könne man nicht angehen. Schon die oben angeführte Strafrede, die Ketil seinem Sohn Thorstein hielt (10), schlägt solche Töne an: „Nun ist dir freilich nur ein dürftiges Los an Kraft und Größe zugefallen, Thorstein, und es ist nur billig, daß du dich danach bescheidest, und daß Mut und alle Wagemut sich danach richten; denn du willst nicht nach der Art deiner Vorfahren schlachten; dein Aussehen trägt nicht, und dein Geist ist so schwach, wie dein

Leib.“ Noch deutlicher prägt sich dieser Glaube an das schicksalhafte Erbgut in dem Vers aus, den im „Jüngeren Sigurdlied“ (I, S. 64) Högni, der Brynhild zuruft: „Keiner wehre ihr die weite Fahrt, sie werde nie wiedergeboren! Vor der Mutter Knie kam sie zum Fluch, zum Unglück hat sie immer gelebt, manchem Manne zum Mißgeschick.“

Man wußte aus Erfahrung, daß das Erbgut eine Kraft war, die das Leben so stark beherrschte, daß ihr gegenüber auch die Erziehungsversuche eines langen Lebens vergeblich sein müssen, wenn es an der notwendigen Anlage fehlt: „Keiner noch ward kühn als Greis, der vordem feige war“ ruft Sigurd dem Fafnir zu (I, S. 117). Und ganz ähnliche Worte spricht Starkad in dem berühmten „Ingjaldlied“ (I, S. 189) in einer Strophe, in der er des Ingjald mangelnde Tapferkeit und seine fehlende Rachebereitschaft aus schlechter Erbanlage zu erklären sucht mit den Worten:

„Was schaut du mich an mit scheelem Blick,
Freund des Feindes, der den Vater dir schlug?
Krank schon kamst du vors Knie der Mutter;
Nicht wardst du, Ingjald, den Ahnen gleich.“

Fast möchte man glauben, diesen germanischen Freibauern, die die Gesetze der Vererbung so genau beobachtet hatten, sei auch bereits bewußt gewesen, daß auf Grund geheimnisvoller Naturvorgänge in jedem, auch im besten Erbgut, immer wieder plötzliche Erbänderungen mit meist krankhaftem, entartendem Charakter auftreten können, wenn wir hören, wie – auch hier wieder als schicksalhaftes Walten empfunden – das Sprichwort in Island sagt: „Einn er aukvisi aettar hverrar“, d. h.: „In jeder Sippe gibt es einen Entarteten“ (s. *Kvaran* 81, S. 110). In der früher schon angeführten „Geschichte von den Leuten aus dem Lachwassertal“ (6, S. 169) sagt Thorgerd zu ihren Söhnen: „Ich weiß freilich, daß hier Bolli wohnt, der Mörder eures Bruders, und sehr unähnlich zeigt ihr euch euren edlen Vorfahren, daß ihr nicht Rache nehmen wollt für einen solchen Bruder, wie Kjartan war. So hätte euer Großvater Egil nicht gehandelt, und es ist bitter, Söhne ohne Tatkraft zu haben, und ich meine wirklich, ihr paßt besser dazu, daß ihr Töchter eures Vaters und verheiratet wäret. Es ist nun so, Halldor, wie es im Sprich-

wort heißt, daß in jeder Familie ein unnützes Glied ist, und ganz deutlich ist mir, was Olafs Unglück war: daß ihm die Söhne so mißraten sind.“ – Ganz ähnliches berichtet die „Steins thattr“ (nach *Kvaran* 81, S. 110):

„Als Arnor Arnason sich nicht dazu entschließen kann, seinem Bruder Thorbergr Hilfe zum Schutz eines vom König Geächteten zu leisten, weil er die Rache des Königs fürchtet, tadelt Thorbergr ihn, indem er sagt, jede Sippe habe ihren „aukvisi“, und das größte Unglück, das seinem Vater passiert sei, bestehe darin, daß ihm die Erzeugung seiner Söhne so schief gegangen sei, nämlich, daß er zuletzt den erzeugt habe, der keine Ähnlichkeit mit dem Geschlecht zeige und zu nichts tauge; wenn es nicht wegen ihrer Mutter wäre, so würde er ihn gar nicht seinen Bruder nennen.“

Eigenartig erscheint uns heute oft die Vorstellung von der Vererbung der Glücksgabe, die wir vielfach in der germanischen Literatur bezeugt finden. Ganz besonders stark lebt diese Vorstellung im heidnischen Nordgermanentum. Offenbar hingen hier diese Vorstellungen auf das engste mit dem Wissen um das Walten der Vererbungsgesetze zusammen. Die Glücksgabe, die *haminja*, erscheint, wenn man die isländische Saga als Biologie liest, sehr viel weniger als eine transzendente Macht – wie das *Grönbech* (58) auffaßt –, sondern viel eher als eine „glückliche erbliche Veranlagung“ –. Mag sein, daß in der Vorstellung manches Einzelnen diese Glücksgabe weniger einen biologischen Sinn besaß, sondern vielmehr einen geheimnisvoll zauberhaften – so wenn man sich vorstellte, daß man auch nichtblutsverwandten Freunden oder Gefolgsleuten an diesem Heil Anteil geben, daß man es ihnen sozusagen mit auf den Weg geben könne. Es wird sich hier ebenso um Verschiedenheiten in der Klarheit der Anschauungen handeln, wie wir auch sonst und auch heute noch im germanischen Freibauerntum die größten Gegensätze in der Auffassung aller metaphysischen Dinge finden. Wer die Saga liest, findet dort auf religiösem Gebiet alle Abstufungen vom glaubenslosen Atheisten, der nur auf die eigene Kraft vertraut, über die Freundgottvorstellung – die wohl am verbreitetsten war – bis zum finstersten Aberglauben mit Zauberer- und Hexenvorstellungen – Abstufungen, wie wir sie auch heute noch im christlichen Bauerntum

deutlich wiederfinden können. Wenn wir dabei in Betracht ziehen, daß Island und Skandinavien keineswegs reinrassige Gebiete waren, daß vielmehr neben der Nordisch-fälischen Freibauernschicht zahlreiche Unfreie und Freigelassene lappischer, ostischer, ostbaltischer oder westischer Rasse aus den Wikingzügen nach Lappland, Rußland, Irland u. a. Gebieten vorhanden waren, so sind uns diese religiösen Verschiedenartigkeiten durchaus begreiflich. Es erscheint dann aber zweifelhaft, ob man, wie *Grönbeck* (58) das versucht, daraus ein einheitliches Bild germanischer Religion zusammenstellen kann, ohne die artfremden Züge – die ohne Zweifel gerade der Aberglaube trägt – zu berücksichtigen. Gerade die nüchterne Klarheit, die wir in der bäuerlichen Vorstellungswelt der Germanen bezüglich Rasse und Erbgut finden, zwingt uns die Überzeugung auf, daß man auch vom Schicksal, von der Glücksgabe, vom Sippenheil genau so wie von Gott Vorstellungen hatte, die sich durchaus nicht sehr wesentlich von den Vorstellungen heutiger niederdeutscher Bauern, wie sie etwa *Frenssen* (53) darstellt, entfernen.

Von dem Glauben an die Vererbung einer glücklichen Veranlagung – wie man dann die „Hamingja“ wohl am besten biologisch ausdrückt, sagt *W. Krause* (77, S. 187) folgendes: „Im Volk der alten Nordleute war tief der Glaube eingewurzelt, daß der einzelne Mensch von Natur entweder ein Glücksmensch oder ein Unglücksmensch sei; das konnte man ihm, wie uns in den Sagas oft berichtet wird, meist schon auf den ersten Blick ansehen. Ja, man glaubte sogar, daß sich diese Glücksgabe vererben könne: die *Vatnsdöla Saga* steht völlig unter dem Banne dieses Gedankens. So wird auch gerade in dieser Saga erzählt, daß man bei einer Heirat auf diese Hamingja (Glücksgabe) Wert legte, nur daß hier das Glückszeichen nicht, wie in jener altindischen Bestimmung, der Braut, sondern dem Manne anhaftet: Der Jarl Ingimund antwortet, als Thorstein um seine Tochter anhält: Ich will dies nicht abschlagen, weil das vielleicht zum Glück unseres Geschlechtes ist (*Vatnsd.* 5, 22). Kurz zuvor (20) hatte Ingimund von Thorstein gesagt: Denn ein Glückszeichen ist an dir.“ – Eine ganz ähnliche Geschichte enthält die „*Njalssaga*“ (4, S. 307/8): Bjarni sagte zu Eyjolf, den er als Helfer für seine Fehde gewinnen möchte: „... Du hast manche Eigenschaften, worin

keiner hier auf dem Ding größer ist als du. Erstens, daß du aus so gutem Stamme bist wie alle die, die von Ragnar Lodenhose stammen. Auch haben deine Vorfahren immer große Händel bestanden auf dem Allding wie zu Haus in der Landschaft und bekamen immer die Oberhand. Darum dünkt es uns wahrscheinlich, daß dir der Sieg hold sein wird in Rechtshändeln wie deinen Verwandten.“ Klar und eindrucksvoll zeigt sich auch hier der Glaube an das im Enkel wiedergeborene Heil der Ahnen, deutlich wird dabei aber auch die erbbiologische Grundlage genannt: Du bist aus gutem Stamme, also wird dir wohl auch die glückliche Veranlagung deiner Ahnen zuteil geworden sein. Ganz ohne Zweifel spielt hier in starkem Maße der Wiedergeburtsglaube mit herein, der, wie heute dank neuerer Arbeiten mehr und mehr erkannt wird, zweifellos die tiefste Wurzel der germanischen Bauernreligion gewesen ist. Es sei auf *Grönbeck* (58), *Strasser* (III) und *K. A. Eckhardt* (52) verwiesen, die darüber geschrieben haben. Zeugnisse für diesen germanischen Glauben finden sich bei ihnen reichlich. Es wird darauf hingewiesen, daß „Enkel“ nichts anderes als „der kleine Ahn“ bedeutet, das kann aber nur heißen: der im Kinde wiedererstandene Ahn. *Strasser* (III) führt als Zeugen den römischen Dichter Lucan an, der um 60 n. d. Zeitwende lebte und in seinem Epos „Pharsalia“ sagte:

„Die nördlichen Völker fürwahr sind glücklich in ihrem Wahn, da jener größte der Schrecken nicht sie bedrängt: die Furcht des Todes. So stürzen die Männer mutig entgegen dem Stahl und sterben mit williger Seele. Hier heißt feig, wer das Leben schont, das doch wieder zurückkehrt!“

Und einige Zeit später, um 150 n. d. Z., sagt der römische Geschichtsschreiber *Appian*:

„Cäsar besiegte die Germanen unter ihrem Führer Ariovist, die wegen der Hoffnung auf Wiedergeburt Verächter des Todes waren.“

Bestätigt wird dieser Glaube sehr viel später durch einige Edda-Stellen. *Strasser* führt an: Der christliche Sammler der Edda-Lieder, ein Isländer des 13. Jahrhunderts, habe dem Lied von Helgi-Hundingstötter die Bemerkung beigefügt:

„Das war in alter Zeit Glaube, daß Menschen wiedergeboren werden konnten. Jetzt aber heißt das alter Weiber Wahn. Von Helgi und

Sigrun erzählt man, daß sie wiedergeboren seien; er hieß da Helgi Haddingenheld und sie Kara Halfdanstochter.“

Ein entsprechender Zusatz zum Lied von Helgi und Swawa heißt: „Von Helgi und Swawa heißt es, daß sie wiedergeboren seien.“ *Strasser* führt dann noch als weitere Edda-Belege an, daß auch der große Kämpfe Starkad nach der Gautreksaga als sein wiedergeborener Großvater gilt und daß Brynhild vor ihrer Helfahrt singt:

„Aufs neue immer zu Not und Sorge
Werden Weiber und Männer zur Welt geboren,
Doch drüben blüht mir ein dauerndes Glück
An Sigurds Seite*.“

Noch in christlicher Zeit hält sich dieser Glaube vielfach. So weist *Strasser* (III) darauf hin, daß man in Norwegen allgemein den König Olaf Helgi für den wiedergeborenen Olaf Geirstadalf hielt, und daß noch in der Sturlungensaga Thorgils auf Island als der wiedergeborene Kolbeinn bezeichnet wird.

Eine weitere Edda-Stelle, in der von Wiedergeburt die Rede ist, wurde oben schon angeführt – es ist Högnis Antwort an Brynhild im „jüngeren Sigurdlied“ (I, S. 64): „Keiner wehre ihr die weite Fahrt, sie werde nie wiedergeboren!“ Hier also erscheint das Nicht-wiedergeboren-werden als ein Fluch, den man einem bösen Menschen entgegenschleudert. Und in „Gudruns Lebenslauf“ (I, S. 96) sagt Grimhild zu der um ihre erschlagenen Brüder trauernden Gudrun:

„Denk nicht, zu rächen der Recken Tat!
So wird dein Los, als lebten beide,
Sigurd und Sigmund, wenn du Söhne gewinnst.“

Mit anderen Worten wird gesagt: Gebier neue Söhne, dann werden in ihnen Sigurd und Sigmund wiedergeboren und weiterleben! Das Wort „Wiedergeburt“ fällt hier nicht, doch offenbart sich gerade in diesen dichterischen Worten der Grimhild die edle Schönheit des germanischen Wiedergeburtsglaubens in ihrer ganzen Tiefe. In

*) Doch ist diese Strophe eine freie dichterische Übersetzung und der Urtext enthält keine auf die Wiedergeburt bezügliche Wendung.

überraschend eindrucksvoller Form finden wir den gleichen Glauben an das ewige Leben im fortlebenden Erbgut der Nachkommen in der Thidrekssaga. Die „Geschichte Thidreks von Bern“ ist in ihrer ersten Hälfte noch sehr reich an in heidnischer Zeit gewonnenen Charakterisierungen von Persönlichkeiten. Im zweiten Teil dagegen kommen stellenweise starke christliche Züge zur Vorherrschaft; infolgedessen findet man dort kaum noch Äußerungen über erb- und rassenbiologische Dinge. Und doch enthält dieser zweite Teil eine Episode, die in ergreifender Schönheit den alten heidnischen Wiedergeburtsglauben inmitten christlicher Umgebung zeigt. Grimhild – ganz im Gegensatz zu der nordischen Gudrungestalt – hat ihre Gesippen und die Niflungen nach Susat an Attilas Königshof geladen und dort den Meuchelmord an ihrem Gatten Sigurd gerächt. Erschlagen liegen alle ihre Gesippen, sie selbst fällt von Thidreks Hand. Högni, der letzte der Sippe, liegt totwund darnieder. Und nun berichtet die Saga wörtlich folgendes über Högnis Tod (22, S. 413):

„Darauf ging König Thidrek zu Högni und fragte, ob er genesen könne. Högni sagte, er würde noch einige Tage leben, es wäre aber kein Zweifel, daß er an diesen Wunden sterben müßte. König Thidrek ließ nun Högni heim in seine Herberge bringen und seine Wunden verbinden. Eine Verwandte König Thidreks namens Herrad gewann er dazu, Högnis Wunden zu verbinden. Am Abend sagte Högni zu König Thidrek, er möge ihm eine Frau geben, daß er die Nacht mit ihr schlafen könne. Das tat Thidrek auch. Am Morgen sagte Högni zu dieser Frau: „Es kann sein, daß du, wenn einige Zeit verstrichen ist, einen Sohn von mir bekommen wirst. Der Junge soll Aldrian heißen. Hier sind auch Schlüssel, die du hüten sollst. Gib sie dem Knaben, wenn er erwachsen ist. Diese Schlüssel öffnen den Sigisfridskeller, in dem der Niflungenschatz verborgen ist.“ Danach starb Högni. – Die Geschichte spricht für sich, der Sinn ist klar: Hagen will das Erbgut seiner ausgerotteten Sippe nicht aussterben lassen. Obgleich totwund, zeugt er mit einer Frau ein Kind, damit in ihm das Geschlecht der Niflungenfürsten weiterleben und zu neuer Blüte auferstehen kann. Wir sehen, wie sich inmitten der christlichen Umwelt die altheidnische Vorstellung vom ewigen Leben der Sippe im Erbgut erhalten hat und in dem so völlig unchristlichen

Verhalten Högnis durchsetzt — es gibt wohl kaum eine eindrucksvollere Darstellung dieses Glaubens als die genannte Erzählung über den sterbenden Högni, der statt nach den heiligen Sterbesakramenten nach einer Frau ruft, deren Schoß das wertvolle Erbgut des edlen Niflungenstammes aufnehmen, bewahren und einem neuen irdischen Leben zuführen soll.

Aldrian ist der Name von Högnis, Gunnars und der anderen Niflungen verstorbenem Vater. Das Kind soll also den Namen des Großvaters tragen. *W. Grönbech* (58) und *K. A. Eckhardt* (52) haben den Nachweis dafür erbracht, daß bei der Namengebung in germanischen Landen zu heidnischer Zeit der Brauch weit verbreitet war, dem Kinde den Namen eines verstorbenen Ahnherrn zu geben und daß sich in diesem Brauch der „Glaube an eine irdische Unsterblichkeit“ ausprägt: Das Kind erhält bei der Taufe den Namen des Ahnen, dem es ähnelt und den man in ihm wiedergeboren glaubt. *Eckhardt* führt viele Beispiele dafür an, darunter auch das von dem sterbenden Jökul (S. 205), der seinen Bezwinger bittet, seine Schwester zu ehelichen und einen Nachkommen wieder nach ihm zu benennen. Daß man hierbei darauf achtete, ob das neugeborene Kind auch wirklich versprach, dem verstorbenen Ahn nachzuarten, nach dem es genannt werden und den es wiederverkörnern sollte, dafür gibt es gleichfalls Beispiele. Ein sehr bezeichnendes findet sich in der Geschichte von „Bischof Gudmunds Streit mit den Häuptlingen“ (24, S. 114). Darin heißt es: „Im Winter nach Weihnachten gebar Thora Gudmundstochter, die Frau Thorvalds in Runi, einen Knaben. Die Leute redeten Thorvald zu, er solle ihn nach Kolbein nennen lassen. Thorvald antwortete: „Mein Sohn wird kaum ein so tüchtiger Mann werden wie Kolbein. Auch haben kluge Männer gesagt, man solle seine Söhne nicht nach Männern nennen, die früh von hinnen gerufen werden. Ich werde meinen Sohn Gizur heißen, denn es sind nicht die Schlechtesten im Haukatälergeschlecht gewesen, die bisher so geheißsen haben.“ (Thorvalds Vater Gizur Hallssohn hatte so geheißsen, vor ihm schon andere.) Thorvald sagt hier also deutlich, er könne dem Kind den Namen Kolbeins nicht geben, weil er nicht glaube, daß es Kolbeins Art geerbt habe. Daß daneben auch noch die abergläubige Furcht mitspricht, das Schicksal des vorangegangenen

Ahns mochte sich am Enkel wiederholen, ist leicht verständlich und wird in den Sagas verschiedentlich ausgesprochen. *Grönbeck* (58; II, 156) führt das Beispiel eines Mannes an, der von der Wiederverkörperung seiner Ahnen in sich selbst so durchdrungen ist, daß er – Thorkel Hag in der *Njalssaga* – voller Überzeugung erklärt, er selbst sei bei dem Kampf mit dem Ungeheuer dabei gewesen, der auf dem Hochspitzpfeiler eingeschnitzt war und in der Familiensaga erzählt wurde. Es kann sein, daß im Wiedergeburtsglauben auch eine Erklärung dafür zu finden ist, daß man kein Geld an Stelle der Blutrache für einen erschlagenen Sippengenossen nehmen wollte; „den Niederstürzer der Verwandten nennt er (Egil) den, der eine Buße empfängt, als ob ein Mann, der das tut, dem Toten die letzte Hoffnung auf Wiedergeburt raubte“, schreibt *Grönbeck* (II, 63).

Wenn wir schon begreifen können, daß sich in vorchristlicher Zeit solch ein Glaube durch die Jahrhunderte erhielt (zwischen den römischen und den nordgermanischen Zeugnissen liegt ein Jahrtausend), so setzt uns doch die Feststellung in Erstaunen, daß sich im „Aberglauben“ des Bauerntums derartige Vorstellungen unter der christlichen Tünche bis heute erhalten haben – genau so, wie trotz entgegenstehender kirchlicher Dogmen und Erziehungsgrundsätze im germanischen Bauerntum das Wissen um die Macht des Blutes und des Erbguts nie ganz erstorben ist. Verfasser konnte feststellen, daß in bestimmten ländlichen Gegenden Mitteldeutschlands heute noch die Vorstellung herrscht, wenn ein Kind geboren werde, müsse ein Ahn der Familie abtreten. „Wenn einer kommt, muß einer gehen“, lautet das Sprichwort, und bei jeder bevorstehenden Geburt eines Kindes befürchtet man den Tod eines älteren Sippenglieds. Ohne Zweifel stecken in diesen Vorstellungen alte, verkümmerte Reste jenes urtümlichen Glaubens an eine Wiedergeburt, für den uns die germanische Literatur der vorchristlichen Zeit, die ja in religiösen Fragen leider so zurückhaltend ist, immerhin verschiedentlich Zeugnis gibt. *A. Olrik* (94, S. 17) erwähnt, daß alte Leute im norwegischen Sättersdal mit den Worten: „Wir kommen wieder“ getrost und zuversichtlich in den Tod gingen, der – wie der klassische Dichter einst schon gesagt hat – für sie keine Schrecken hatte, offenbar aber auch kein christliches Paradies und keine Hölle.

Für den Erbbiologen ist es tief ergreifend, wenn er auch hier wieder feststellen muß, daß im germanischen Bauerntum Vorstellungen lebendig waren, die engste Berührung haben mit Erkenntnissen neuester biologischer Forschung. Denn nichts anderes besagt die Entdeckung von der ewigen Keimbahn, in der immer wieder das Erbgut der Ahnen behütet und geschützt gegen äußere Umweltreize an die Enkel weitergereicht wird, als was jene germanischen Bauern in ihrem irdischen Unsterblichkeitsglauben auch sagen wollten, wenn sie es auch nicht in biologischen Gesetzen zu formulieren wußten, sondern statt dessen in der Form einer religiösen Glaubensvorstellung ausdrückten. Auch wir wissen heute, daß auf Grund der Spaltungsregeln bei dominantem Erbgang die Enkel mehr den Großeltern als den Eltern ähneln können, und für den modernen Erbbiologen ist es keine wundersame Mär, wenn immer wieder berichtet wird, ein Kind habe einem bestimmten Ahn so sehr geglichen — in leiblicher wie seelischer Hinsicht —, daß alle, die beide kannten, darüber maßlos erstaunt gewesen seien. Wir wissen heute aus der Kenntnis der Zellteilungsvorgänge, der Befruchtung und der Mendelschen Regeln, daß hier Gesetze herrschen, die in weitgehendem Maße die Existenz dessen bestätigen, was unsere bäuerlichen Vorfahren in die religiöse Form des Glaubens an eine „Wiedergeburt“ kleideten. Man möge sich das aber durchaus nicht so vorstellen, als seien es im wesentlichen geheimnisvolle, zauberische, jenseitige Kräfte gewesen, die der germanische Bauer sich hier als waltend dachte. Man könnte dazu gerade beim Studium des *Grönbeckschen* Buches in Anbetracht mancher abergläubiger Schilderungen und Äußerungen in den Sagas leicht verführt werden. Wir besitzen jedoch zahlreiche Äußerungen aus den Sagas, die uns zeigen, daß klare biologische Beobachtungen und Erkenntnisse vorlagen und daß man sich hierbei meist jeglicher mystischen Vorstellungen enthielt. Gewiß finden sich auch gelegentlich Ansichten, denen eigentümliche Vorstellungen über den Erbgang zugrunde liegen mögen, wie man sie auch heute noch hie und da in seltsamster Verzerrung auf dem Lande findet. Dazu gehört etwa die sonderbare Vorstellung, man arte am meisten nach den Mutterbrüdern, wie es in der Saga vom geächteten Hörd (8, S. 205) heißt. *Eckhardt* (52) macht darauf aufmerksam, daß auch einige Stellen bei

Tacitus, im Beowulf, in dänischen Volksliedern u. a. auf eine besondere Wertschätzung des Mutterbruders hindeuten. Andererseits findet man in der Saga vielfach den Mutterbruder als Ziehvater des Schwester-Kindes, woraus ein starker erzieherischer Einfluß auf die Kinder ableitbar wäre.

Gewinnt manches Mal die Schilderung einer Saga einen Unterton, als handle es sich bei der Darstellung erblicher Verflechtungen um das Walten unerbittlicher Schicksalskräfte, so zeigen doch zahlreiche andere Belege, daß man sich der biologischen Gesetzmäßigkeiten klar bewußt war, die den Vorgängen zugrunde lagen. Sehen wir uns einige Beispiele an, die uns zeigen sollen, wie außerordentlich sicher man die durchschlagende Wirkung der erblichen Anlagen einzuschätzen und wie überzeugend man demgegenüber das Ausmaß erzieherischer Umwelteinwirkung abzugrenzen wußte! Das bekannteste Beispiel auf diesem Gebiete ist wohl die schon von *R. W. Darré* (50) angeführte Geschichte von der geraubten Königstochter Melkorka („Die Leute aus dem Lachswassertal“, 6, S. 43 ff.). Die schöne Königstochter Melkorka war während eines Krieges in die Hände eines russischen Händlers geraten, der sie in Norwegen als Magd verkauft. Sie verschweigt ihre Abstammung und stellt sich taubstumm, ist jedoch von auffallender Schönheit. Der isländische Bauer Höskuld, der sich auf Geschäftsreisen in Norwegen aufhält, kauft sie als Sklavin. Trotz ihrer ärmlichen Kleidung und ihrer Taubstummheit zahlt er einen hohen Preis, angezogen von ihrer Schönheit. Da sie ein Kind von ihm erwartet, nimmt er sie später mit nach Island auf seinen Hof, wo er mit Jorunn, einer Frau vornehmer Abkunft, glücklich verheiratet ist. Die Saga erzählt nun weiter: „Darauf ritt Höskuld nach Hause mit einigen Leuten und wurde gut empfangen, wie zu erwarten war; das Gut war in der Zwischenzeit wohlverwaltet worden. Jorunn fragte, wer die Frau in seinem Gefolge sei. Höskuld antwortete: „Du wirst glauben, ich wolle dich mit meiner Antwort zum besten haben: ich weiß ihren Namen nicht.“ Jorunn sprach: „Zweierlei ist möglich, entweder lügt das Gerücht, das mir zugetragen wurde, oder du hast noch mehr mit ihr gesprochen, als sie nur nach dem Namen gefragt.“ Höskuld sagte, er wolle das nicht bestreiten und erzählte

ihr alles wahrheitsgemäß; er bat auch um gute Behandlung für diese Frau und sagte, es sei sein Wunsch, daß sie sich im Hause aufhalten dürfe. Jorunn sprach: „Ich werde nicht Streit anfangen mit deiner Kebse, die du dir von Norwegen mitgebracht hast, wenn sie auch Schwierigkeiten im Haus machen sollte; unter diesen Umständen kann es mir nur recht sein, daß sie taub und stumm ist.“ – Höskuld schlief jede Nacht bei seiner Hausfrau, seitdem er heimgekehrt war, und gab sich mit der Fremden wenig ab. Jedermann mußte ihr adliges Wesen bemerken und ebenso, daß sie durchaus nicht ohne Verstand war.

Ende des Winters gebar Höskulds Nebenfrau einen Knaben. Höskuld wurde herbeigerufen, und man zeigte ihm das Kind. Ihm wie den anderen schien es, daß man niemals ein schöneres und adligeres Kind gesehen hätte. Höskuld wurde gefragt, wie der Knabe heißen solle. Er befahl, den Knaben Olaf zu nennen; kurz vorher war nämlich sein Mutterbruder Olaf Feilan gestorben. Olaf war ein ganz ungewöhnlich prächtiges Kind, und Höskuld schenkte dem Knaben seine ganze Zuneigung. Im Sommer darauf sagte Jorunn, daß die Kebse irgendeine Arbeit übernehmen oder sonst den Hof verlassen müsse. Höskuld bestimmte, daß sie den Ehegatten aufwarten und im übrigen ihren Knaben besorgen sollte. Und als der Knabe zwei Jahre alt war, konnte er vollständig sprechen und lief allein herum wie ein Kind von vier Jahren.

Eines Morgens geschah es, daß Höskuld ausging, um seinen Hof zu besichtigen. Das Wetter war gut, die Sonne schien und war schon etwas gestiegen; er hörte menschliche Stimmen. Er ging nach der Seite, wo ein Bach an dem Abhang der Hofwiese entlanglief; dort sah er zwei Gestalten und erkannte sie; es waren sein Sohn Olaf und seine Mutter; er wußte nun auf einmal, daß sie nicht stumm war; denn sie redete da eifrig mit dem Kinde. Höskuld trat darauf zu ihnen und fragte sie nach ihrem Namen, er sagte, es könne ihr nun nichts mehr helfen, sich noch länger zu verstellen. Sie sagte, es solle auch nicht mehr geschehen; sie setzten sich zusammen nieder am Wiesenabhang. Dann sprach sie: „Willst du meinen Namen erfahren, so heiße ich Melkorka.“ Höskuld bat sie, ihm mehr von ihrem Herkommen zu sagen. Sie antwortete: „Myrkjartan heißt mein

Vater; er ist König in Irland; von dort kam ich, als ich fünfzehn Jahr alt war, in Kriegsgefangenschaft.“ Höskuld sagte, sie habe allzulange eine so gute Abkunft verschwiegen. Dann ging Höskuld ins Haus und erzählte Jorunn das Unerwartete, das ihm begegnet war. Jorunn sagte, man wisse ja nicht, ob sie die Wahrheit sage; sie selbst habe kein Interesse für solch fremdartiges Volk. Damit brachen sie das Gespräch ab. Jorunn behandelte sie keineswegs darum freundlicher, Höskuld aber gab sich nun öfters mit ihr ab. Kurze Zeit darauf, als Jorunn einmal schlafen ging, zog ihr Melkorka Schuh und Strümpfe aus und legte alles auf der Diele zusammen. Jorunn nahm die Strümpfe und schlug sie ihr um die Ohren. Melkorka wurde zornig und versetzte ihr einen Faustschlag auf die Nase, daß das Blut heraussprang. Höskuld kam dazu und trennte sie. Darauf ließ er Melkorka fortziehen und gab ihr eine Wohnstätte oben im Lachswassertal; Melkorkastadir hieß die seitdem — nun ist dort Wüstung —, sie lag südlich des Lachswassers. Dort richtete sich Melkorka ihr Haus ein; Höskuld gab ihr dazu alles, was man brauchte; ihr Sohn Olaf zog mit ihr dorthin. Bald sah man an Olaf, als er aufwuchs, daß er über andere Männer hervorragen werde an Schönheit und Ritterlichkeit.“

Eine Reihe von hochinteressanten rassepflegerisch bedeutsamen Zügen zeigt uns diese Saga — wir greifen hier nur diejenigen heraus, die in engerem Zusammenhang mit der Auffassung des germanischen Freibauern vom Wesen der Rasse und des Erbguts stehen. Charakteristisch für die rassenbiologische Wertung des Menschen ist die Bemerkung, daß der Vater und alle anderen bei der Geburt des kleinen Olaf das soeben geborene Kind als außergewöhnlich schön und adelig bezeichnen — sie erkennen mit ihrem bäuerlichen Scharfblick alle Keimanlagen für gutes Wachstum, und schon im Säugling seine künftigen hervorragenden Eigenschaften. Die darauf folgende Namengebung gibt ein treffliches Beispiel für den oben erwähnten Wiedergeburtsglauben — das Kind erhält den Namen des soeben verstorbenen Mutterbruders —, der Sagaschreiber drückt sich geradezu aus, als wolle er sagen: Es kam ja gar kein anderer Name in Frage, denn der Großonkel war gerade verstorben! Das Schönste an der Saga ist jedoch das Bekenntnis zu der unüberwindlichen

Kraft des Erbguts, das durch die ganze Melkorka-Geschichte zieht. *R. W. Darré* schreibt dazu (50, S. 412): „Diese Geschichte von der Kebse Melkorka ist nicht mehr und nicht weniger als ein in knappster Form erzählter Roman auf erbwertlich-züchterischer Grundlage. Melkorka, die irische Königstochter aus edelstem Geschlecht, gerät unverschuldet (Kriegsfall) in Gefangenschaft, und verliert dadurch ihre Freiheit. Sie stellte sich stumm, offenbar um von vornherein allen Antworten auf erniedrigende Fragen enthoben zu sein; stolz und schweigend findet sie sich mit ihrem Schicksal ab. Ein Zufall führt sie nach Island, wo sie die Nebenfrau eines dortigen Adelsbauern wird. Im Sohne bekundet sie aber ihr Geschlecht und ihre Abkunft! Der Sinn der Erzählung ist nun der, daß kein Menschenaberwitz und kein Schicksal es vermochte, dieses königliche Blut auszulöschen. Die edele Art schlägt eben doch, allen äußeren Hemmungen zum Trotz, durch und verlangt die Anerkennung. Der Adel des Blutes kommt im Sohne unweigerlich ans Tageslicht. Was Melkorkas eigenem Schicksal herbste Demütigung sein mußte, nämlich als adelige Königstochter die unfreie Geliebte eines Adelsbauern zu sein, ist doch wiederum der Anfang zu ihrer neuen Freiheit. Als voll anerkannte Frau und Mutter verbringt sie den Rest ihres Lebens am eigenen Herde.“

Die gleiche rassenbiologische Auffassung enthält die schon erwähnte Saga von „Geirmund Höllenhaut“ (23, S. 90/91): „Hjörleif, ein König von Hördaland, hatte Aesa die Glänzende zur Frau. Beider Sohn war Otrygg, der Vater Oblauds, des Vaters Högnis des Weisen, des Vaters Ulfs des Schielers. Hjörleifs zweiter Sohn war Half, der die Halfsrecken befehligte. Seine Mutter war Hild die Schlanke, die Tochter Högnis in Njardey. Half war der Vater des Königs Hjör, der mit Sölvi Högnissohn seinen Vater rächte. Hjör heerte in Bjarmaland (Perm in Rußland) und gewann dort als Kriegsbeute Ljufvina, die Tochter des Bjarmenkönigs. Sie blieb in Rogaland zurück, als König Hjör auf Heerfahrt zog. Da gebar sie zwei Söhne. Der eine hieß Geirmund und der andere Hamund. Sie waren ganz dunkel. Da bekam auch ihre Magd einen Sohn, der Leif hieß, von dem Knechte Lodhött. Darum tauschte die Herrin die Knaben mit der Magd und nahm sich Leif. Als der König nach Hause kam, war

er unwirsch gegen Leif und sagte, er habe kleiner Leute Art. Als der König demnächst wieder auf den Wiking fuhr, lud die Königin den Skalden Bragi ein und bat ihn, die Knaben zu prüfen. Sie waren da drei Jahre alt. Sie schloß die Knaben mit Bragi in einer Stube ein und versteckte sich in der Frauenbank.“ Nach *Kvaran* (81) wird nun in der Sturlungensaga, die die gleiche Erzählung bringt, berichtet, Bragi habe die Knaben ohne ihr Wissen beobachtet. Leif saß spielend auf dem Thronessel, Geirmund und Hamund aber lagen im Stroh am Boden. Plötzlich standen die beiden Zwillinge auf, verjagten Leif vom Thronessel und nahmen ihm sein Spielzeug fort, worauf er zu weinen begann. Schon vorher war berichtet worden, Leif sei mit zunehmendem Alter immer kümmerlicher geworden, Geirmund und Hamund dagegen immer tüchtiger, und so sei jeder nach seiner wahren Sippe geschlagen. Nachdem Bragi dies beobachtet hatte, sang er:

„Zwei sind hierinnen, ich trau ihnen wohl,
Hamund und Geirmund, dem Hjör geboren.
Leif ist der dritte, Lodhötts Erbe.
Zieh den nicht auf, sind wenige schlechter.“

Auch in dieser Geschichte gewinnt das Erbgut den Sieg über die Umwelt. Der Knechtssohn zeigt trotz königlicher Erziehung schon mit drei Jahren so ausgesprochen knechtische Anlagen, daß der Vater von diesem Sohne nichts wissen will. Der Skalde aber erkennt, wohl auch an den von der fremdrassigen Mutter ererbten Rassenmerkmalen, dann auch an der königlichen Artung die wahren Königskinder in den Zwillingen. Von dem Magdssohn sagt der König, er habe „kleiner Leute Art“. Diese „Kleinleuteart“ ist kein Erziehungsfehler – das bezeugt obige Geschichte –, sondern eine Eigenart der Veranlagung, ist Erbgut, an dem Erziehung nicht viel zu ändern vermag. Von dieser „Kleineleuteart“ ist in der germanischen Literatur oft die Rede, sie wird der „Großmannsart“, der angeborenen Vornehmheit und dem angestammten Selbstbewußtsein gegenübergestellt, die als Erbanlage in jedem Sproß aus guter Familie vorausgesetzt wurde. Wie man „kleiner Leute Art“ auffaßte, das zeigen in humorvoller Weise die „Geizhalsstrophen“, Ausläufer der Sprich-

wortdichtung, in der „Edda“ (2, S. 152–154). Darin wird erzählt, wie König Gauti zu dem armseligen, geizigen Borkennager kommt. Er fordert von ihm Schuhe, die dieser widerstrebend gibt, aber

„Aus beiden Schuhn, die Borkennager gab,
Riß er die Riemen los:
Von geizigem Mann wird eine Gabe man nie
Empfangen ohne Fehl.“

Borkennager findet seine Habe durch des Königs Besuch arg angegriffen; er teilt das Erbe unter seine drei Söhne und Töchter und stürzt sich mit Weib und Knecht von dem Sippenstein, wie dies schon seine Vorfahren taten, wenn Mangel oder Mißgeschick sie bedrängte.

Die drei Brüder und Schwestern wollen um jeden Preis Familienzuwachs verhüten und stecken sich nachts Wollenzug um. Aber Klüglein läßt sich mit König Gauti ein und bekommt ein Kind von ihm. Der Bruder Greinmöve geht immer mit seinem Erbteil, einem Goldbarren herum; einmal aber, wie er vom Schlaf erwacht, sieht er zwei schwarze Schnecken auf dem Gold kriechen. Da sagt er:

„Breite Schnecken fraßen die Barren mir;
Übel uns alles will.
Hungrig muß ich schnappen, weil die Schnecken mir
Ganz zergruben mein Gold.“

Und dann stürzt er sich mit seiner Schwester Hoppsliese vom Sippenstein. Der andere Bruder Staubigel hat den Acker geerbt. Er sieht eines Tages, wie ein Spatz aus einer Ähre ein Korn davonträgt. Da sagt er:

„Das ist stark, daß auf Staubigels Feld
Hier speiste ein Spatz!
Zerstört ist die Ähre, gestohlen das Korn,
Drum trauert stets mein Stamm.“

Und dann stürzt er sich mit seiner Schwester Faseltrine vom Sippenstein. Als Klein-Gautrek sieben Jahre alt ist, sticht er mit einem Speer den schönen Stier, das Erbe Gillings, zu Tode. Da spricht Gilling:

„Der junge Bursch mir den Bullen erschöß,
Das ist todbringende Tat:
Nie gewinne ich wieder, werd' ich alt,
Ein so köstliches Kleinod.“

Dann stürzt auch er sich vom Sippenstein.

In diesen Versen werden die wesentlichsten Merkmale des kleinen Mannes geschildert: sein Geiz – das hervorragendste Merkmal des Edelings ist immer seine Freigebigkeit, weshalb er gern „Ringebrecher“ oder ähnlich genannt wird –, seine Dummheit, seine Angst, sein mangelndes Selbstvertrauen, sein Versagen im Lebenskampf wie auch im Streit. Nichts fürchtete man mehr, als daß ein Kind Züge solcher Art aufweisen könnte – man wußte, daß es dann den Lebenskampf in der harten Bauernwelt des Nordens nicht erfolgreich bestehen könnte. Die gute, eigene Art hatte andere Züge, und lieber sah man an seinem Kinde eine Übersteigerung der „Großenmannes-art“ bis zur Überheblichkeit, Grausamkeit, Brutalität als das Gegenteil, man kam damit besser durchs Leben. Knechtsart war nicht zu verbergen durch schöne Kleider und gute Erziehung, und gute Artung erkannte man in jedem Gewande. Am leichtesten, wenn sie die Züge und die Artung des eigenen Geschlechts auf den Leib geschrieben trug.

Das zeigt die Episode von der schönen Helga, die sich in der „Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge“ (9, S. 29/30) findet. Auch sie wurde schon oben erwähnt. Thorstein hatte eine Tochter aussetzen lassen, das Kind war aber von seiner Schwester Thorgerd, der Frau Olaf Pfau aufgenommen und als eigenes erzogen worden. „Eines Tages, heißt es, saß Thorgerd beim Gastmahl mit ihrem Bruder Thorstein im Gespräch auf dem Hochsitz. Olaf aber redete mit andern. Ihnen gegenüber auf der Bank saßen drei Mädchen. Da sprach Thorgerd: „Wie gefallen dir diese jungen Mädchen, Bruder, die uns gegenüber sitzen?“ Er erwiderte: „Sehr gut, aber eine ist weitaus die schönste, sie hat Olafs schöne Gestalt, aber die lichte Hautfarbe und die Gesichtszüge von uns Moorleuten.“ Thorgerd versetzte: „Gewiß hat sie, wie du sagst, Bruder, die lichte Hautfarbe und die Gesichtszüge von uns Moorleuten, doch nicht die Schönheit von Olaf Pfau, denn sie ist gar nicht dessen Tochter.“ „Wie mag das sein“,

sagte Thorstein, „ist sie doch deine Tochter!“ „Die Wahrheit zu sagen, Bruder“, erwiderte sie, „es ist deine Tochter, nicht meine, das schöne Mädchen!“ Dann berichtete sie ihm alles, wie es sich zutragen hatte, und bat ihn, ihr und seiner Frau die Täuschung zu vergeben. Thorstein sprach: „In dieser Sache habe ich euch nichts vorzuwerfen. Es kommt ja doch meist so, wie es kommen soll. Mein törichtes Vorhaben habt ihr glücklich vereitelt. Dieses Mädchen gefällt mir so gut, daß es mir ein großes Glück scheint, ein so schönes Kind zu haben. Wie heißt sie eigentlich?“ „Helga heißt sie“, versetzte Thorgerd. „Ja, Helga die Schöne“, erwiderte Thorstein, „rüste nun alles zu, daß sie mit mir heimfahren kann.“ Auch hier wird vom Helden der Geschichte mit sicherem Blick das eigene Erbgut im fremden Kleide erkannt und anerkannt.

In der „Geschichte von Ragnar Lodbrok“ (21, S. 139–143 u. 147/8) wird von Aslaug, der Tochter Sigurds und Brynhilds berichtet. Sie wurde von Heimir aufgezogen und nach dem Tode der Eltern in einer Harfe verborgen ins Nordland verbracht. Dort wird Heimir in der Hütte von Aki und Grima, wo er übernachten wollte, ermordet. Sie finden das Kind in der Harfe, und die alte Grima beschließt, es als eigene Tochter großzuziehen. „Das wird keiner glauben“, sagte der Bauer, „weit anmutiger ist dieses Kind als wir, denn wir sind beide sehr häßlich, es scheint nicht wahrscheinlich zu sein, daß wir ein solches Kind haben mögen, so absonderlich wie wir beide sind.“ Die Alte entgegnete: „Du weißt nicht, ob ich nicht listigen Rat schaffen kann, daß es nicht so unglaublich aussieht: Ich werde sie kahl scheren lassen und mit Teer und anderm einreiben, was am meisten hoffen läßt, daß kein Haar hervorkomme; sie soll einen lang herabhängenden Hut haben und nicht gut gekleidet sein – dann wird sie unserm Aussehen angeglichen werden. Kann sein, daß die Leute glauben, ich sei einmal sehr schön gewesen in meinen jungen Jahren. Sie soll auch die niedrigste Arbeit verrichten.“ Der Alte und die Alte wähten, daß Aslaug nicht sprechen könnte, da sie ihnen niemals antwortete.“ Das Mädchen wird nun Kraka, d. h. Krähe, genannt und wächst in Schmutz und Elend auf. Aber auch hier kann die schlechte Erziehung und die widerwärtige Umwelt das hochwertige Erbgut nicht unterdrücken. Was der alte Aki schon dem kleinen Kinde an-

sah, seine künftige hervorragende Schönheit und edle Art, die eine Abstammung von den Zieheltern ausschließen, geht rasch in Erfüllung. Eines Tages landet Ragnar Lodbrok an der Küste in der Nähe und sendet seine Leute zum Brotbacken in die Hütte. „Kraka war am Morgen ausgegangen, um die Schafe zu hüten und sah, daß viele große Schiffe ans Land gekommen waren. Da begann sie sich zu waschen — die Alte aber hatte es ihr verboten, denn sie wollte nicht, daß man ihre Schönheit sähe; sie war nämlich die schönste aller Frauen, und ihr Haar war so lang, daß es bis auf die Erde herabfiel, und glänzend wie die kostbarste Seide. Nunmehr kam Kraka nach Hause. Die Köche hatten Feuer gemacht, und Kraka sah, daß Männer gekommen wären, die sie niemals vorher gesehen hatte. Sie betrachtete die Männer und ebenso die Männer sie selbst und fragten dann Grima: „Ist dies deine Tochter, dies schöne Mädchen?“ „Das ist nicht gelogen“, erwiderte Grima, „es ist meine Tochter.“ „Merkwürdig ungleich seid ihr da einander“, sagten jene, „so häßlich wie du bist — wir haben niemals ein so hübsches Mädchen gesehen, und nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit dir finden wir bei ihr, denn du bist ein schauderhaftes Scheusal.“ Grima antwortete: „Man kann es mir freilich nicht mehr ansehen, mein Aussehen, wie es ehemals gewesen, ist dahin.“

Ein weiteres Beispiel für den Glauben an die Macht der Vererbung finden wir in der Saga von Hrolf Kraki (21, S. 234/37). König Helgi hatte die ihm feindliche Königin Olof vergewaltigt. Das dieser Verbindung entsprungene Kind wird heimlich geboren und einem Knechtsehepaar untergeschoben, als dessen Tochter es heranwächst. Aber auch hier siegt das bessere Erbgut über die unangemessenen Umweltverhältnisse und der scharfblickende König erkennt das sofort: „So ging die Zeit hin, bis das Mädchen dreizehn Winter alt war. Da geschah es, daß König Helgi in das Land kam, und ihn verlangte, Nachrichten von dem Lande zu erfahren; er hatte das Aussehen eines Bettlers; er sah im Walde eine große Herde, und ein junges Mädchen hütete sie, und das war so schön, daß er meinte, nie ein schöneres Weib gesehen zu haben; er fragte, wie sie hieße oder welches Geschlechtes sie wäre.“ Sie antwortete: „Ich bin eines Bauern Tochter und heiße Yrsa.“ „Nicht hast du die Augen eines Knechtes“,

erwiderte er. Helgi nimmt dann die schöne Yrsa, seine Tochter, mit sich. Er hat das edle Blut im ärmlichen Gewande sofort erkannt.

Geschichten wie die von Kraka und Yrsa wiederholen sich mehrfach in der isländischen Bauernsaga, immer aber mit dem gleichen Grundton: Erbgut ist stärker als Erziehung und Umwelteinfluß. Deutlich zeigt das die Episode von Urdarkött in der „Geschichte von Finnbogi dem Starken“ (10, S. 131–137). Thorgerd hat dem Asbjörn ein Kind geboren. Obgleich es ein schöner Knabe ist, wird er auf Befehl des Mannes, der seiner Frau wegen der Beihilfe zur eigenmächtigen Verlobung einer Tochter zürnt, ausgesetzt. Das Kind wird von Gest, einem ärmlichen Kleinbauern unbedeutender Herkunft, gefunden. „Er nahm es auf, und es schien ihm sehr schön. Er steckte es in seine Bluse nud lief heim zu Syrpa, so schnell er konnte, und dachte nicht mehr im geringsten an das, weswegen man ihn geschickt hatte. Syrpa fragte ihn, warum er so außer Atem ankäme. Er sagte, er habe ein neugeborenes Kind gefunden, — „und ein so schönes habe ich noch nicht gesehen.“ Syrpa sagte, er solle es ihr zeigen. Und als sie es sah, meinte sie zu wissen, aus welchem Geschlecht das Kind war. Sie bat ihn, er möge ihren Pelzmantel holen und in die Stube legen, „und ich will mich dann niederlegen und tun, als wäre es unser Kind.“ Er sagte, daß niemand daran glauben würde, — „es ist auch viel zu hübsch als daß es uns ähnlich sehen könnte.“ — „Gest und Syrpa“, so wird berichtet, „zogen das Kind auf. Es wuchs so rasch, daß man's nicht glauben mochte. So hübsch und wohlgestaltet war das Kind, daß jedermann meinte, Gest und seinem Weibe könne es nicht gehören. Da fragte Gest die Syrpa, wie ihr Kind heißen solle. Sie antwortete, es sei billig, daß es Urdarkött heiße, d. h. Geröllkatze, da es im Geröll gefunden sei. Es wuchs sichtlich mit jedem Tage.“ — „Als er dreijährig war, war er nicht kleiner als ein Sechsjähriger.“ — „Alle anderen aber zeigten ihre Verwunderung, daß er Gest's und Syrpas Sohn sein solle, so hingällig wie die beiden waren, und er war groß und hübsch und verständig.“ — „So ging die Zeit, bis er sechs Jahre alt war, da war er nicht kleiner als sonst die Zwölfjährigen und in keinem Stück hinter ihnen zurück.“ — Eines Tages vollbringt Urdarkött eine außergewöhnliche Kraftleistung. „Dies wurde weit über die Gegend bekannt, und man sprach

viel von dem Sohn der Syrpa und Gest. Alle verwunderten sich, wie die zu so einem trefflichen Sohn kämen, wie ihnen dieser Bursche erschien. Und alle, die ihn sahen und von ihm hörten, waren von ihm eingenommen. Die beiden aber versuchten auf alle Weise, wie sie konnten, ihn unkenntlich zu machen. Und so vergingen einige Jahre.“ – Ein andermal tut sich Urdarkött anlässlich des Besuchs des Goden Thorgeir auf dem Hofe Asbjörns wieder durch besondere körperliche Leistungsfähigkeit hervor. Thorgeir blickte ihn lange an und sagte dann zu Asbjörn: „Wer ist der Junge, der da hereingekommen ist?“ Asbjörn antwortete: „Das, meine ich, ist der Sohn Gest und Syrpas aus Hausen.“ Thorgeir erwiderte: „Das ist unglaublich und das kann nicht sein!“ Er rief Urdarkött heran. Der ging sogleich zu ihm und setzte sich auf einen Klotz, der vor ihm stand. Thorgeir sagte: „Wie alt bist du, Urdarkött?“ Er antwortete: „Zwölf Jahre bin ich alt.“ Thorgeir sagte: „Du bist so groß und tüchtig und so wohlgewachsen für dein Alter, daß ich nie einen Häuptlingssohn gesehen habe, der dir in all diesen Dingen gleichkäme.“ Da sagte Asbjörn: „Wenn du Syrpa und Gest, seine Eltern, sähest, Schwager, würdest du sagen, daß sie alles andere als von Häuptlingsart sind; denn niemand hat solche Schweine gesehen wie die beiden. Es ist verwunderlich, daß du mit niemandem außer Urdarkött redest. Ich merke, es macht auf dich großen Eindruck, daß er so hübsch aussieht.“ – Thorgeir läßt nun Urdarkötts Eltern kommen. „Und als sie nach Strand gekommen waren, setzten sie sich auf einen Stuhl vor Thorgeir, Urdarkött zwischen ihnen. Da sagte Thorgeir: „Meine Meinung ist, Syrpa, euer Sohn ist Urdarkött nicht! Und es gilt nun kein Zaudern. Entweder sag, wie es sich verhält, und nimm dafür meinen Dank und meine Freundschaft oder mach dich gefaßt, hart angepackt zu werden, und dann wirst du doch die Wahrheit sagen müssen!“ – Syrpa berichtet nun alles wahrheitsgemäß. „Thorgeir sagte zu Asbjörn: „Willst du, Schwager, diesen jungen Menschen als deinen Sohn anerkennen? Und ihn zu dir nehmen und ihn wie dich selber halten?“ Asbjörn antwortete: „Wessen Sohn er ist, das weiß ich nicht. Aber ich kann ihm gern zu essen geben wie anderen Leuten, wenn du das für gut hältst.“ „Wenn du nicht väterlich gegen ihn bist und ihm nicht gibst, was er begehrt, so trennt das unsere

Freundschaft. Denn ich müßte nicht sehen können, wenn er nicht rasch deine und meine Verwandtschaft übertrifft.“ Asbjörn nimmt daraufhin Urdarkött als Sohn in seinen Hof und entschädigt die bisherigen Pflegeeltern.

Dem Urdarkött ähnlich führt sich, wie schon angeführt, Thorkel Krabblar in sein Geschlecht ein (10, S. 96–97 u. S. 108–110). Er war das Kind von Thorgrim zur Karnsache und seiner Kebse Nereid, wurde aber nach der Geburt ausgesetzt, da sein Weib sich darüber erregte. – Nereid, die „unfreie Kebse“, erweist sich nachher als eine Verwandte Jarl Sigurds von den Orkneys, der sie späterhin auch freikauft. Und so ist es nicht erstaunlich, daß Thorkel Krabblar sich als hervorragender Mensch bewährt, der – obgleich von scheinbar geringwertiger Geburt – doch viel kühneren Wesens als die ehelichen Söhne des Vaters ist und sich durch eine überragend tapfere Tat in die Sippe vollwertig einführt. Bezeichnend ist der Unterschied, der – wie schon bei Melkorka – zwischen „Unfreien“ edler und unedler Abkunft gemacht wird. Das Erbgut einer „Unfreien“ edler Abkunft gilt als durchaus vollwertig, die Kinder von ihnen werden, sobald sie ihre Tüchtigkeit erweisen, in die Sippe gleichwertig aufgenommen.

Die „Geschichte von den Völsungen“ (21, S. 64/66) enthält einen weiteren Beleg für die hier erörterte germanische Anschauung. Die Königstochter Hjördis tauscht nach dem Tode ihres Mannes Sigmund mit ihrer Dienstmagd die Kleider. Zusammen mit der Magd folgt sie dem Königssohn Alf in seine Heimat. Als sie kurze Zeit daheim waren, fragte die Königin ihren Sohn Alf: „Warum hat die schönere Frau weniger Ringe und geringere Gewänder? Es scheint mir, daß die die edlere ist, über die ihr euch geringschätziger ausgesprochen habt.“ Er antwortete: „Es hat mir gehant, daß nicht Dienstmägde Art in ihr sei; als wir uns trafen, da verstand sie es wohl, angesehene Männer zu begrüßen; daraufhin wollen wir eine Probe anstellen.“ – Bei der folgenden Probe verraten die Frauen ihre Herkunft und Alf nimmt Hjördis zur Frau. Wer wird beim Lesen dieser Saga nicht an die vielen deutschen Märchen erinnert, die dieses Motiv in den verschiedensten Abwandlungen wiederholen – das Motiv vom verkleideten Königskind, dessen edle Artung

sich sofort erweist, wenn es auf die Probe gestellt wird, während der unedle Abkömmling trotz reichster Hilfsmittel versagt! Hier hat sich im Märchen die Jahrtausende alte germanische Vorstellung von der überragenden Bedeutung und Kraft des Erbguts bis in unsere Tage im Bauerntum erhalten.

Kvaran (81), der die meisten hier erwähnten Quellen schon nennt, führt als weiteren Beleg die „Thorsteins thattr uxafots“ (s. a. 17, S. 89 ff.) an. Nach seiner Darstellung berichtet sie „von einem Knaben, den man ausgesetzt hatte, der aber gerettet und von Krummr und Thorgunna, offensichtlich unbedeutenden Leuten, aufgezogen wurde. Als er heranwächst, wird er ein tüchtiger Bursche. Damit wird angedeutet, daß er nicht von der unbedeutenden Art seiner Pflegeeltern war, als deren Sohn er jedoch galt. Als er einmal auf den Hof seiner Verwandten kommt, fällt er zufällig hin. Er mag sich bei diesem Vorfall anders benommen haben, als man es von kleinen Leuten erwartete; jedenfalls gibt der Vorfall seinem Großvater Geitir Anlaß, den Verdacht zu äußern, er sei wohl nicht der Sohn von Krummr und Thorgunna, sondern er werde bedeutenderer Abstammung sein.“

Eine beredte Schilderung der Erbmerkmale, an denen der germanische Freibauer das edle Blut unter jeder Tarnung erkannte, gibt *Grönbech* (58 I, S. 208). Er schreibt: „Wenn die Mutter ihr Kind geboren hatte, wurde es zu dem Vater getragen, damit er sehen sollte, welcher der alten Verwandten hier wieder ans Licht gekommen sei.“ Möglicherweise konnte sein scharfer Blick in den Bewegungen des Kindes den Charakter des Verstorbenen erkennen. Manche Kinder kamen mit geballter Faust zur Welt, andere ließen wohl gleich am Anfang ihrer Laufbahn den Schrei eines Helden ertönen. Das Kind sieht vielversprechend aus, sagen die Männer, er wird ein harter Geselle werden, aber treu zu seinen Freunden. Aber vor allem suchte doch der Vater in den Zügen, den Augen, der Gestalt des neugeborenen Kindes nach Ähnlichkeit. Die Seele verändert sich nicht. Kraftvolle Glieder, scharfe Augen, gelockte, helle Haare waren keine zufälligen Eigenschaften der Heldenseele, so wenig wie die Härte und Kälte eines Steins zufällige Eigenschaften sind, die eine Steinseele als Kleid anlegt. Es ist ein ständig wiederkehrender Ausdruck in den

Sagas, daß der zukünftige Häuptling an seinen Augen zu erkennen ist. Er hat scharfe Augen, er macht die Augen scharf nach der Art der rechten Kampffürsten – so lesen wir von Helgi Hundingstöter. Ebenso bei der Geburt von Sigurd Fafnirstöter: Der König freute sich, als er die scharfen Augen sah, die er im Kopfe hatte, und sagte, daß niemand seinesgleichen sein würde. Diese Augen sind in der Poesie der Adelsbrief des Häuptlings: Ein Blick, der sowohl Menschen als auch Tiere einschüchtern und bändigen konnte. Sigurds Mörder mußte zweimal unverrichteter Sache aus der Kammer hinausgehen, denn die Augen des Völsungs waren so scharf, daß nicht viele es wagten, seinen Blick zu erwidern. Die Pferde sprangen zur Seite und wollten nicht auf Svanhild treten, solange ihre Augen offen waren. Saxos Beschreibung von Olo Vigetus ist eine kleine Abhandlung über den Heldenblick: Olos Augen waren so scharf, daß sie den Feind härter trafen als die Waffen anderer Männer; die mutigsten duckten sich unter seinem Blick. Er kommt unbekannt zu des Königs Hof. Die Tochter des Königs pflegte auf ihrem Rundgang durch die Halle sich die Gäste anzusehen; an ihren Gesichtszügen konnte sie ihre Eigenschaften und ihren Stand ablesen. Aber beim Anblick von Olos Gesicht fällt sie dreimal ohnmächtig zu Boden. „Hier ist ein Held aus königlicher Geburt“, sagte sie, und alle rufen ihm zu, daß er seine Kappe abwerfen soll. Als er ihren Wunsch erfüllt, starren alle anwesenden Männer voller Bewunderung seine Schönheit und seine goldenen Locken an, aber er hielt die Augenlider tief gesenkt, „damit sie nicht die Augen sehen sollten und erschrecken.“ Saxo verwundert sich als moderner Mensch über den Scharfblick des Mädchens; jedenfalls findet er es richtiger, eine so scharfe Unterscheidungsgabe sozusagen in Gänsefüßchen zu setzen mit einem „man glaubte“, daß sie den Stand und die Geburt des Gastes aus seinen Zügen lesen konnte. Aber tatsächlich gehört keine große Kunst dazu, einen König herauszufinden. Es ist für ihn aussichtslos, sich verkleiden zu wollen. Mag er den Rock einer Dienerin anziehen, sich ein Tuch um den Kopf binden und die Mühle drehen, man wird doch sehen, daß die Magd scharfe Augen hat, dies junge Blut stammt nicht aus einer Hütte; er muß durchaus die Mühle so drehen, daß die Steine zerspringen und der Mühlkasten auseinanderfliegt. Eine

solche Erscheinung und solche Kräfte gehören ein für allemal zu seinem Heile, zu seiner Natur. Groß, stattlich, schön muß er sein, um ein Häuptling zu sein, und anders konnte er als Häuptling gar nicht sein. Wenn die Seele wiedergeboren wird, formt sie einen Menschen um sich mit solchen Gliedern, solchen Augen, solchen Haaren, denn anders vermag sie es nicht. Oder wir dürfen vielleicht eher sagen, daß die Seele selbst hellhaarig, blauäugig und muskelstark ist – das ist doch schließlich der wahre Sinn.“ Vielleicht dürfen wir als Biologen diese Äußerung *Grönbechs* anders fassen: die Erkenntnis, daß körperliche Erscheinung, Charakterzüge und geistige Anlagen erblich gebunden waren, das Wissen von der rassischen Bedingtheit bestimmter seelischer Züge ergaben zusammen, daß man sich so und nicht anders den Helden und Königssohn vorstellte. Die Erkenntnis, daß an der körperlichen Erscheinungsform ebenso wie an dem seelischen Grundgefüge eines Menschen kein äußerer Einfluß etwas Wesentliches ändern kann, wissenschaftlich ausgedrückt, daß das Milieu den Genotyp nicht zu ändern vermag, daß es keine Anpassung des Genotyps an das Milieu gibt, das ist die unwandelbare Überzeugung, die uns aus all den oben angeführten Quellenbeispielen lebendig entgegentritt, auch ohne daß sie eine scharfe wissenschaftliche Formulierung findet.

Um die Frage, wieweit sich die Einflüsse von Erziehung und Umwelt gegen das Wirken der Erbanlagen abgrenzen lassen, herrscht heute zwischen Pädagogen und Erbbiologen durchaus nicht immer Einigkeit. Während der Pädagoge häufig zu einer Überschätzung der Beeinflussungsmöglichkeit neigt, finden wir bei Erbbiologen oft genug das Gegenteil. Die moderne menschliche Zwillingsforschung sieht gerade die Klärung dieser Frage als eines ihrer wichtigsten Arbeitsgebiete an und ist auch schon zu recht grundlegenden Ergebnissen gekommen. Für den germanischen Freibauern war diese Frage kein „Problem“, in der „Geschichte vom weisen Njal“ (4, S. 104) gibt er auf die angeschnittene Frage die Antwort in dem Satz: „Zu verwundern ist's aber nicht, daß Skarphedin forsch ist, denn es heißt, zu einem Viertel arte man nach dem Ziehvater.“ Hierbei muß natürlich erklärt werden, daß im alten Island – wie auch sonst im germanischen Bauerntum – der Brauch bestand, seine

Kinder tüchtigen und bewährten Freunden zur Erziehung auf den Hof zu geben, und zwar schon in recht jugendlichem Alter*). Die Äußerung besagt demnach nichts anderes als: Der Mensch ist zu einem Viertel das, was der Erzieher aus ihm zu machen versteht, zu drei Vierteln jedoch ist er das Produkt seiner Erbmasse! Da in der obigen Äußerung gesagt wird: „Denn es heißt“, so handelt es sich hier nicht um eine Einzeläußerung, sondern um eine allgemeine Überzeugung, um weitverbreitetes Wissen, um bäuerliche erbbiologische Erfahrung, die zum Sprichwort geworden war. Kein moderner Erbbiologe, kein biologisch unterrichteter Erzieher wird bestreiten wollen oder können, daß in dieser alten germanischen Bauernweisheit die richtige Antwort auf das oben angeschnittene Streitobjekt der modernen Wissenschaft gegeben wird. Wir bewundern die scharfe Beobachtungsgabe, die auch aus dieser Äußerung wieder spricht und uns zeigt, wie vollendet der germanische Bauer die biologischen Gesetze durchschaute und wie klar und gerundet seine Weltanschauung auf ihrer natürlichen Grundlage vor uns steht.

Es ist nur eine selbstverständliche Ergänzung, wenn wir aus der Bauernsaga die Beispiele anführen, in denen die Überzeugung ausgesprochen wird, daß auch minderwertiges Erbgut, knechtische Artung, krankhafte und charakterliche Entartung sich vererben und trotz aller Erziehungsversuche oder günstigster Umwelteinflüsse nicht verborgen oder verbessert oder umgewandelt werden können. Der Bauer wußte, daß zwischen den Rassen Unterschiede körperlicher und seelischer Art bestanden, die durch keinerlei Beeinflussungsversuche beseitigt werden können und er empfand deutlich die eigene Art als die höherwertige, weshalb Vermischung abgelehnt wurde. Er war sich dessen bewußt, daß die Art in erblichen Gesetzen wurzelte, die den Menschen schicksalhaft in seinem Wesen wie auch in seinem Lebensweg bestimmten, und man achtete sie. Der Minderwertige, das fremde und das Halbblut waren deshalb aus der germanischen Lebensgemeinschaft ausgeschlossen, es lebte zwar im gleichen Raum, unterstand aber anderen Lebensgesetzen. Besonders deutlich zeigt sich das in den germanischen Strafgesetzen, die, wie

*) Näheres hierüber in den Werken von *F. Wüllenweber* (119 u. 120).

schon *v. Amira* erkannt hat, auf dem Grundsatz aufbauen: Der Entartete, der krankhaft Belastete, der Asoziale ist nicht besserungsfähig, ist also auszumerzen oder aus der Lebensgemeinschaft, aus dem Sippenfrieden auszustoßen. *v. Amira* (40, S. 67) schreibt: „Von der Grundauffassung des Neidungswerks als Entartungszeichen aus eröffnet sich uns das Verständnis des allgemeinen Zweckes, den die öffentlichen Todesstrafen der Germanen gehabt haben. Mit Vergeltung haben sie nichts zu schaffen, nichts auch mit Abschreckung, überhaupt nichts mit irgendeinem der Zwecke, die moderne Philosophie der öffentlichen Strafe unterlegen. Durch die öffentliche Todesstrafe wollte die Gesellschaft so energisch als möglich ausmerzen, was aus ihrer Art geschlagen war. Die öffentliche Todesstrafe entsprang also dem Trieb zur Reinhaltung der Rasse, einem Trieb, der auch im Privatstrafrecht der Sippe zur Todesstrafe wegen Geschlechtsschimpfes geführt hat und nicht nur in der Menschenwelt, sondern bekanntlich auch in tieferen Regionen der Tierwelt verbreitet ist.“ Wir werden sehen, wie die Beurteilung des Unfreien – und das bedeutet damals fast immer des rassistisch Fremdartigen, des Untüchtigen, des Minderwertigen – in der Saga ganz zu dieser Auffassung des germanischen Strafgesetzes paßt. Schon in der Edda, im „Fafnirlied“ (I, S. 117) antwortet Fafnir, nachdem Sigurd ihm zugerufen hat: „Keiner noch ward kühn als Greis, der vordem feige war!“ Mit dem Vorwurf: „Wärst du erwachsen an der Verwandten Brust, säh man im Kampf dich wohl kühn; doch ein Knecht bist du und kriegsgefangen, stets in Angst sind Unfreie.“ Doch auf diesen Vorwurf des neidischen Fafnirs, der aus Sigurds Notlage Schlüsse auf seinen Erbwert zieht, diese germanischer Auffassung fremde Einstellung, die vermeint, der hochwertige Mensch könne durch seine Umwelt beeinträchtigt werden, antwortet Sigurd: „Du schmähest mich, Fafnir, weil fern ich weile meinem Vatererbe; bin kein Knecht, ob auch kriegsgefangen, daß ich frei bin, fühltest du!“ Bezeichnend für die germanische Beurteilung des Fremd-rassigen ist aber dennoch der Spruch Fafnirs: „Stets in Angst sind Unfreie.“

Auch im „Jüngeren Sigurdlied“ (I, S. 57) findet sich eine Stelle, in der mit dichterischen Worten nichts anderes gesagt wird als: Man

kann Abkömmlinge von Gewohnheitsverbrechern nicht zu hochwertigen Menschen erziehen. In der Sprache der Edda lautet der Satz:

„Es fahre der Sohn dem Vater nach:
Wer Wolfsbrut nährt, hat wenig Dank.“

Die Überzeugung, die sich in diesem Spruch ausdrückt, findet sich in der Bauernsaga vielfach belegt. In der Geschichte von den „Leuten aus dem Lachswassertal“ (6, S. 199) wird von Lambi erzählt, der zwar mütterlicherseits von der oben erwähnten tüchtigen und edelgeborenen Melkorka, väterlicherseits aber von dem unbedeutenden Thorbjörn stammt. Als er sich in einem Streit nicht auf die Seite seiner Verwandten stellt und nach Hause reitet, wird er von seinen Verwandten heftig gescholten. „Sie waren böse über seine Fahrt und machten ihm heftige Vorwürfe, sie sagten, er habe damit gezeigt, daß er mehr dem Geschlecht des Thorbjörn Skrjup als dem des Irenkönigs Myrkjartan zugehöre.“

Eine bezeichnende Stelle führt auch *A. Heusler* (68, S. 56) an. Sie stammt aus „Ögmundar thattr dytts“: „Der junge Isländer Ögmund stammte mütterlicherseits aus vornehmer Familie, sein Vater war ein reicher Freigelassener. Ögmund wuchs auf bei seinem mütterlichen Verwandten, dem großen Häuptling Glum. Auf einer Reise in Norwegen stößt er zusammen mit einem Günstling des Jarls Hakon und wird von ihm ohnmächtig geschlagen. Er liegt lange krank daran, auch trägt ihm die Sache einen höhnenden Spitznamen ein. Sein Ziehbruder Vigfus, der Sohn Glums, der in des Jarls Hofdienste steht, dringt in ihn, Rache zu nehmen. Aber dazu will sich Ögmund nicht verstehen: er wolle es nicht verschulden, daß auch Vigfus den Zorn des Jarls auf sich lade. So fährt er denn rachelos nach Island zurück. Glum hat das Geschehen erfahren und nimmt den Verwandten kühl auf. Während Ögmund rührig in der Wirtschaft zugreift und wohlgenut und selbstbewußt in die Händel der Nachbarn hineinredet, gönnt Glum ihm kein Wort. Nach langer Zeit stellt er ihn zur Rede für seine schmähliche Fahrt; sich selbst und seinen Verwandten werde er zur ewigen Schande, da er sich nicht zu rächen wagte. Ögmund weist darauf hin, daß er auf Vigfus Rücksicht nahm. „Das hättest du nicht nötig, da er es selbst nicht wollte“,

sagte Glum; „ich fände das Opfer nicht zu groß, wenn ihr beide tot wäret, und du hättest dafür deinen Stolz in der Rache bewährt. Nun ist es entweder so, daß du über das Maß der andern hinaus kraftvoll und standhaft bist: Dann wirst du deine Mannhaftigkeit später beweisen; . . . oder aber du bist ganz und gar unnütz, und das Schlechtere behält die Oberhand, wie so oft bei euresgleichen das unfreie Blut keine rechte Mannesehre aufkommen läßt. Ich will dich nicht länger bei mir haben.“ Ögmund siedelt zu seinem Vater über, und nach zwei Jahren schiffte er sich nach Norwegen ein und holt seine Rache.“

Auch *Kvaran* (81) und *Grönbech* (58) führen diese Geschichte an. Bei ersterem findet sich dann weiterhin die bezeichnende Geschichte von Björn i Mörk aus der *Njalssaga*. Seine Vorfahren waren Sklaven, sein Großvater erkaufte sich die Freiheit, Björn heiratet eine arme Frau aus gutem Geschlecht, die ihm helfen soll, in der Achtung der Leute zu steigen. Er ist ein rechter Prahlhans, der mit seinen Redensarten die eigene Schwäche zu verdecken sucht. Die wahre Natur, seine sklavishe Abstammung, kommt jedoch sofort zum Vorschein, als er im Ernstfall seine Tapferkeit bewähren soll. Er weicht der Entscheidung aus, stellt sich hinter den Rücken Karis und zeigt damit, daß das Sklavenblut in ihm doch das stärkere Erbteil ist. (*Kvaran*, 81, S. 120).

In der „Geschichte von König Olaf dem Heiligen“ wird von seinem Vogt Thorir berichtet, einem Manne knechtischer Abstammung, der sich im Dienste des „heiligen“ Olaf Reichtum und Macht erworben hatte. Von ihm wird gesagt (15, S. 197): „Es war ein Königsgut, ein stattlicher Sitz, und der Pächter dort hieß Thorir Seehund. Er war daselbst Königsvogt. Thorir war ein Mann geringen Standes, er hatte aber eine gute Erziehung gehabt. Er war ein tüchtiger Handwerker, redegewandt, protzig in seinem Auftreten, eigenwillig und hartnäckig, und all dies kam ihm zugute, seitdem er noch die Unterstützung des Königs hinter sich hatte. Thorir war hitzig und schlagfertig in der Rede.“ Hier wird deutlich gesagt, daß die „gute Erziehung“, die Thorir an Olafs Hofe genossen hatte, die schlechte Abstammung nicht auszugleichen vermochte. Denn in seiner Charakterschilderung werden typische Kennzeichen des „kleinen Mannes“ dargestellt, obgleich Snorri nichts ferner lag, als

einen Vogt des von der Kirche heilig gesprochenen Königs Olaf zu kränken. Aber die allgemeine Verachtung für den Emporkömmling prägt sich in seiner Schilderung aus.

Grönbech (58, I, S. 236/37) schreibt zu diesem Thema: „Die Nordländer hatten ein scharfes Auge für psychologische Anzeichen der Mischrasse; eine Redensart, die sie oft auf den Lippen hatten, war: „Wem artest du nach?“ Und wir haben keinen Grund anzunehmen, daß nur die eine Seite mitgerechnet wurde. Thorolfs Gegner, die Hildiridsöhne (s. *Egilssaga*, 3), kamen nie über den Mangel ihrer Abstammung hinweg; ihre Mutter war von niedrigerer Herkunft als der Vater; es war ein Fehler, den man in jedem Wort, das sie sprachen, deutlich bemerkte: So wenn sie von hinten in die Halle schlichen, sobald Thorolf vorn hinausgegangen war, und die Taten ihres Gegners auslegten, erklärten und deuteten, während Thorolf es seinen Taten überließ, selbst für sich zu sprechen. Die Sagas bringen auch die Behauptung, daß die Schurkerei eines Mannes aus dem mütterlichen Blut herrühre. Bei den übrigen altgermanischen Völkern findet man nur wenig Zeugnisse, die uns unmittelbar das Urteil des Tages über die Halbbürtigen zeigen. Doch kann noch in den Tagen König Gundthrams, ein Bischof, Sagittarius, wohl einsehen, daß Mißachtung der Geburt bei dem moralischen Verfall des Volkes mitwirkte: „Wie können die Söhne des Königs jemals herrschen, wenn ihre Mutter von der Knechtsbank geradenwegs in das Bett des Königs gegangen ist?“ Das war sein ständiges Thema, wenn von ernsteren Dingen die Rede war. Die Erlebnisse des armen Sagittarius waren dergestalt gewesen, daß sie ihm, wie es bei Schwergeprüften vorkommt, die Augen für die Schwächen seines Gegners öffnen konnten; er war seines Amtes enthoben worden, ohne hinreichende eigene Verdienste zu besitzen, die er gegen die Ungerechtigkeit hätte stellen können. Gregor dagegen, der in seinem Panorama der fränkischen Gesellschaft einen Platz für seinen exzentrischen Amtsbruder gefunden hat, betrachtet die Sache mehr historisch: „Sagittarius hat sich nicht überlegt, daß heutzutage alle, die den König Vater nennen können, als Söhne des Königs betrachtet werden, von welcher Herkunft auch ihre Mutter sei.“ Aber auch wenn wir nicht Gelegenheit hätten, das Urteil in lauten Worten ausgesprochen zu hören, so

könnten wir es aus dem praktischen Benehmen der Menschen herauslesen. Man erkennt die Wichtigkeit der Geburt auch außerhalb Skandinaviens deutlich genug. Dieses Feingefühl mußte natürlich in seiner stärksten Form als Abneigung gegen Heiraten mit Niedrigstehenden auftreten.“

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß sich viele Züge dieser Art – der Sieg edlen Blutes trotz der Ungunst aller Verhältnisse und das Versagen unedlen Blutes trotz günstiger Voraussetzungen – in den deutschen Volksmärchen finden. Die Volksmärchen sind aber nichts anderes als altüberliefertes Volksgut, in dem sich bauerliche Art und Lebensauffassung mit häufig – trotz christlicher Tünche – noch sehr stark heidnischen Zügen erhalten hat. Von gleich starkem Wert für uns sind die bauerlichen Sprichwörter, die uns die Kontinuität germanisch-bauerlichen Denkens in biologischen Fragen bis auf unsere Tage nachweisen. Wir haben in den oben angeführten Geschichten schon zahlreiche Beispiele für das Alltagsgedenken auf erbbiologischem Gebiet kennengelernt, oft genug war es in die Form des „man sagt, daß“ gekleidet, d. h. in die Form der allgemeinen Volksweisheit, des germanischen Sprichworts. „Man sagt, zu einem Viertel schlage der Mensch nach seinem Ziehvater“ heißt es da oder „man sagt, in jeder Sippe gebe es einen Entarteten.“ Das Eddawort von der Wolfsbrut gehört hierher und auch das von *Kvaran* (81) angeführte: „Selten kommt eine Taube aus einem Rabenei“ oder „Mag die Natur auch mit einem Stock geschlagen werden, sie wird doch immer wieder in ihre alten Bahnen zurückkehren“. Was wir aber dort im alten heidnischen Island finden, das tönt uns noch heute in zahlreichen alten deutschen und nordischen Bauernsprüchen lebendig entgegen (*Schwab* 109):

„Ungleich kommen wir auf die Welt, ungleich scheiden wir davon.“ „Wenn man Enteneier auch dem Schwan unterlegt, er wird doch keine Schwäne aus ihnen ausbrüten.“

„Als der Fogil ist, also synget her.“

„Wer jung wie ein Rabe schreit, wird alt nicht wie eine Nachtigall singen.“

„Wenn auch ein Huhn die Gans erzieht, sie geht doch ins Wasser.“

„Wasche den Raben wie du willst, er wird trotzdem schwarz bleiben!“

„Schwarz geboren, ist alles Weißwaschen verloren“

„Der Wolff endert sein har und jar, aber nit sein art.“
 „Art gehet für alle Gewohnheit.“
 „In Schand und Ehr', Natur geht über Lehr'.“
 „Natur kehrt wieder und wenn man sie mit Heugabeln austreibt.“
 „Die Natur verläßt nit ihre Spur.“
 „Wie die Alten sunen, so zwitschern die Jungen.“
 „Der Oepfel fällt nit wyt vum Baum.“
 „Wie die Säu, so die Ferkel.“
 „Wie der Acker so die Rübchen; wie der Vater so die Bübchen;
 wie die Mutter so die Töchter; so geht's fort durch die Geschlechter.“
 „Der soen slecht nah dem vater, die dochter nah der moder.“
 „'n drüttel Kinner sleggt 'n Vater.“
 „Unzüchtige Mütter, geile Töchter.“
 „Art laßt ne vun Art, und wenn's Säuart is.“
 „Diebische Art erbet ins Geschlecht.“
 „Angeborene Weise geht schwer aus ihrem Geleise.“
 „Wer als Beddelma gebore isch, der chummt nit uffs Roß.“
 „Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten.“
 „Wenn man einer sau gleich ein güldin stück anzög, so legt sie sich doch in den
 Dreck.“
 „Wem die Natur eine Fackel im Kopfe angezündet hat, der kann das Licht-
 lein auf der Schulbank entbehren.“
 „Böser Vater hat auch wol einen frommen Sohn.“
 „Es ist kein Geschlecht so gut, es laufft ein Hur oder Dieb auß.“
 „Der Vater entwendet, der Sohn verschwendet.“
 „Der Vater lügt, der Sohn betrügt.“
 „Aus einem Jungen, der lügt, wird ein Alter, der betrügt.“

Und so könnte man noch hunderte von ähnlichen Worten auf-
 zählen, zweifellos auch in allen germanischen Sprachen Verwandtes
 finden, das dem Ausdruck immer wieder derselben Erkenntnis dient,
 zu der uns der Überblick über die Sagas geführt hat: Der Mensch
 ist in seiner Art durch sein Erbgut festgelegt, seine körperlichen
 und seelischen Anlagen erben sich nach festen Gesetzen fort, wobei
 Vater und Mutter in gleicher Weise zum Erbgut beisteuern. Das
 Erbbild ist wichtiger als das Erscheinungsbild. Letzteres kann täu-
 schen. Erbliche Anlagen sind stärker als Einflüsse der Umwelt und
 der Erziehung. Auch das beste Erbgut ist nicht gegen das Auftreten
 plötzlicher Erbänderungen gesichert.

Jeder Erbbiologe wird anerkennen, daß hierin all das beschlossen
 liegt, was die moderne Erbbiologie auch lehrt.

II. Rassenhygienische Lebensgestaltung

I. Die Geburt

Konnten wir im vorhergehenden Abschnitt den Nachweis dafür erbringen, daß im germanischen Freibauerntum eine klare Erkenntnis erbbiologischer Gesetzmäßigkeiten und ein starkes Bewußtsein der erblich bedingten Andersartigkeit der Rassen herrschte, so erwarten wir mit Recht, daß unsere Vorfahren, entsprechend ihrer nüchtern praktischen Veranlagung, Schlüsse aus diesen Erkenntnissen zogen. Tatsächlich ist es nicht schwer, den Nachweis dafür zu erbringen: In allen germanischen Stämmen, soweit wir überhaupt literarische Belege über ihr Leben oder ihre Rechts- und Lebensauffassungen besitzen, lebten die Menschen mehr oder weniger getreu diesen Erkenntnissen. Auch die zahlreichen Beispiele aus der nordischen Bauernsaga, die wir als Belege für die germanische Erb- und Rassenbiologie anführten, zeigen ja in fast allen Fällen die Anwendung dieses Wissens auf das alltägliche Leben. Lehrstühle und Schulungsstätten für ein solches lebendiges Bauernweistum gab es zweifellos nicht, wenn wir auch bei modernen Romantikern gelegentlich die Vorstellung finden, als müsse das Wissen um diese Dinge in geheimen Priesterschulen mit „verkalktem“ Weistum oder in kultischen Männerbünden vermittelt worden sein. *F. Wüllenweber* (120) hat uns als erster ein wirklichkeitsgetreues und vielseitiges Bild davon gezeichnet, wie wir uns die Vermittlung aller lebenswichtigen Erkenntnisse an die Jugend im germanischen Bauerntum zu denken haben. Erziehung durch Eltern und Sippengemeinschaft, Erziehung durch einen an Tüchtigkeit und Kenntnissen hervorragenden Sippenfreund – das ist die wichtigste pädagogische Grundlage, die wir für die Jugendzeit des germanischen Bauernkindes feststellen können. Erst später setzt die Jungmannschaftszucht im Wikingbund und in der Königsgefolgschaft ein (119). Es wird bei den Darstellern altger-

manischer Kultur und altgermanischen Lebens oft erwähnt, daß ohne Zweifel das Wissen um genealogische Zusammenhänge besonders geschätzt und gepflegt wurde. Auch *Wüllenweber* u. a. erwähnen dies und *Kvaran* (81) wies, wie oben schon angeführt, darauf hin, daß die Lehre von der Sippenkunde, die der nordische Jungbauer schon früh vermittelt bekam, ganz zweifellos den tieferen Sinn hatte, das Gefühl für die erwertliche Abstammung zu stärken und zu festigen. Wenn wir nun aber feststellen konnten, daß Wissen und Überzeugung von erb- und rassenbiologischen Gesetzmäßigkeiten im Volke stark verbreitet und verwurzelt waren, dann besteht wohl Grund zu der Annahme, daß die Sippenkunde nicht nur aus einem mehr oder weniger romantischen Gefühl für ihren Wert als Traditionsgut gepflegt wurde, sondern daß der Nordische Jungbauer von seinen Eltern oder Zieheltern ganz systematisch in das Wissen um Erbgut und Rasse an Hand der Sippenkunde eingeführt wurde. Wir haben dafür keine literarischen Belege, aber die selbstverständliche Art, in der der germanische Jungbauer von diesen Dingen sprach, die Instinktsicherheit, die er bei der Lösung aller entsprechenden Fragen bewies, der Abstammungstolz und das Rassenbewußtsein, das schon der kleinste Kerl im Leben beweist, machen es äußerst wahrscheinlich, daß es sich nicht nur um zufällig aufgeschnappte Redensarten und Verhaltensweisen der Alten, sondern um ein festgefügtes Wissensgut, um ein gewolltes Erziehungsprodukt handelt.

Diese Auffassung wird noch verstärkt und gestützt, wenn wir im folgenden sehen, wie der germanische Bauer sein gesamtes Leben der Erkenntnis der Gesetze von Blut und Erbgut unterstellte und wie er seine Strafgesetze, soweit er sie niederschrieb, voll und ganz in den Dienst dieser erbbiologischen Lebensauffassung stellte. Schon eingangs wurde darauf hingewiesen, daß wir leider nur wenige Bruchstücke der einst so reichlich quellenden germanischen Literatur besitzen. Das Wenige, das uns erhalten ist, verdanken wir einigen verständnisvollen Geistlichen germanischer Herkunft, in deren Nordischem Blutserbe wohl noch ein Rest von Liebe und Ehrfurcht vor dem heidnischen Vätererbe erhalten geblieben war. Weitaus das meiste wurde von geistlicher Unduldsamkeit und Überheblichkeit vernichtet – so gründlich, daß uns kaum Bruchstücke geblieben sind.

Aus solchen Bruchstücken müssen wir versuchen, ein Gesamtbild so gut wie möglich zu entwerfen. Wenn wir Lücken finden, wenn wir beobachten, daß der eine Charakterzug sich nur im Norden, der andere nur im Süden findet, dann kann das an der verschiedenen Entwicklung der Stämme, an christlichen oder römischen Einflüssen, an Blutmischungen u. a. liegen, es kann aber – wie schon anfangs gesagt – auch darin begründet sein, daß der bruchstückhafte Zustand des Überlieferten hier eine Lücke hat. Abgesehen von der Möglichkeit, daß Selbstverständlichkeiten gelegentlich im Gesetz keine besondere Erwähnung gefunden haben mögen. Wir werden uns auch für unsere weitere Untersuchung, die nun hauptsächlich der praktischen Anwendung der gewonnenen Erkenntnisse dient, in der Hauptsache der isländischen Bauernsaga und der germanischen Rechtssammlungen als Quellen bedienen.

Die gesamte Lebensgestaltung des germanischen Bauern stand im Dienste der Rasse, des Erbguts der Sippe. Mag sein, daß viel von dem, was wir bewundern, unbewußt geschah. Dann ist uns das ein Beweis dafür, daß der naturnahe Mensch die Gesetze des Blutes und der Rasse instinktsicher in sich verspürte. Die Tatsache aber, daß viele Lebensregeln erbbiologischen Charakters im Sprichwort oder im Stammes- oder Sippengesetz festgelegt waren, deutet darauf hin, daß man sich meist des tieferen Sinns einer Gewohnheit oder Vorschrift bewußt war. Wir werden im Folgenden sehen, wie dieses Bewußtsein sich in jeder Phase des Bauernlebens auswirkte und zu ganz festen Gewohnheiten führte. Wie eng hier der Zusammenhang zwischen Brauchtum und biologischer Weltanschauung war, wurde schon angedeutet. Wir werden nur gelegentlich einen Seitenblick auf das Brauchtum und seine biologische Sinndeutung bei dieser oder jener Lebensphase werfen können. Es liegt hier noch ein weites Gebiet brach, das der biologisch denkende Volkskundler mit sehr viel mehr Erfolg wird beackern können als der ethnologisch vergleichende oder der religionsgeschichtlich wertende. Betrachten wir, welche Rolle die erbbiologische Betrachtungsweise im Lebenslauf eines germanischen Bauern spielt: Schon bei seiner Geburt sind erbbiologische Überlegungen schicksalbestimmend. Wir sahen schon, welchen Wert man auf die Abstammung legte. In welche Sippe man

hineingeboren wurde, das war schon entscheidend für das Leben. Hierbei kam es nicht so sehr auf den Geldbesitz und die politische Macht als vielmehr auf den erbbiologischen Wert der Sippe, auf ihre saubere Ahnenreihe und die größtmögliche Tüchtigkeit aller Glieder an. Wurde man als Kind einer anerkannt tüchtigen Sippe geboren, so hatte man von vornherein Anteil am Heil dieser Sippe, das – wie oben dargelegt – in erster Linie als die tüchtige, glückliche erbliche Veranlagung, weniger als eine geheimnisvolle, metaphysische Zaubermacht aufgefaßt wurde. Man hatte auch dann Anteil an ihm, wenn man außerhalb der Sippe aufwuchs, sie vielleicht gar nicht kannte. Erbgut und Abstammung waren entscheidend. Man wußte aber, daß keine Sippe vor dem plötzlichen Auftreten unerwünschter Erbanlagen gesichert ist, sei es, daß sie neu – als Mutation – entstehen, sei es, daß sie unerkannt (rezessiv) durch das Blut eines Seitenzweiges in das Sippenerbgut hineingeraten. Dagegen wollte man sich nach Möglichkeit sichern: Einerseits durch die scharfen Ausmerze-Gesetze, die den Entarteten und sein unerwünschtes Erbgut vernichteten, oder aus der Gemeinschaft in die Einsamkeit stießen, andererseits durch erbbiologische Auslese bei der Geburt. Man war ja, wie oben dargetan, davon überzeugt, man könne dem Kinde schon bei der Geburt alles Wesentliche ansehen: Die Ähnlichkeit mit dem Ahn, der in ihm wiedergeboren war (*Grönbech* 58, *Strasser* 111, *Eckhardt* 52), aber auch das in ihm schlummernde Erbgut und die Rasse. Man hatte sichere Anhaltspunkte, Erfahrungstat-sachen, aus denen man schloß, ob aus dem Kinde ein tüchtiger oder untüchtiger Mensch, ein erwünschtes oder unerwünschtes Sippenmitglied werden würde. Die Entscheidung darüber, ob das Kind großzuziehen sei, lag beim Vater, aber auch die Mutter hatte ein Wort mitzureden, und wir hören sowohl von Aussetzungen auf väterlichen wie von Kindestötungen auf mütterlichen Wunsch, wenn-gleich naturgemäß das erstere häufiger war. Die Entscheidung über Leben und Tod des Kindes fiel also schon gleich bei der Geburt, und zwar nach ausschließlich erbbiologischen Gesichtspunkten. Wenn andere – soziale – erwähnt werden, wie wir sehen werden, dann sind das Ausnahmen, die allgemein als verwerflich gelten. Entscheidend für die biologische Bewertung eines Kindes, und damit für sein künf-

tiges Schicksal, war auch die eheliche oder uneheliche Geburt. Bei der Besprechung dieser Frage werden wir ja noch sehen, daß auch hier wieder die erbbiologische Seite der Angelegenheit im Vordergrund stand und meist die Frage, ob Vater und Mutter aus gutem Geschlecht waren, viel mehr entschied als die Feststellung, ob in oder außerhalb der Ehe geboren. Freilich ging man an der Tatsache der Außerehelichkeit eines Kindes auch bei bester Abstammung nicht gleichgültig vorbei – dafür standen Ehe und Sippe viel zu stark als heiligste aller Güter des germanischen Bauerntums im Mittelpunkt allgemeiner Verehrung. Aber man machte beträchtliche Unterschiede zwischen unehelichen Kindern von Eltern gleicher, guter Abstammung und solchen, die mit Partnern ungleicher, schlechterer Abstammung gezeugt wurden. Während die Aussetzung aus erbbiologischen Gründen erlaubt und üblich war, ja sogar die Tötung ungeratener Kinder vorkommt, und zwar nicht gebilligt, aber in der Begründung richtig gedeutet wird (man denke etwa an die Geschichte von den ungeratenen Siggeirs Söhnen in der Völsungengeschichte), ist die Abtreibung einer Frucht ein Verbrechen, das aufs schärfste geahndet wird. Es erscheint jedoch als wahrscheinlich, daß auch hier logischerweise Unterschiede gemacht wurden, die sich auf den erbbiologischen Wert der abgetriebenen Frucht beziehen.

Das Wichtigste bei der Geburt eines Kindes war ohne Zweifel die Abschätzung seines Erbwertes, seiner Anlagen. Es wurde schon mehrfach erwähnt, daß man – d. h. im wesentlichen der Vater – hierbei zunächst die Frage aufwarf: Welchem Ahn wird das Kind nacharten, wer ist in ihm wiedergeboren? Auffallend für uns moderne Menschen ist die Sicherheit, mit der man gleich nach der Geburt schon sein Urteil über das fällt, was an Anlagen in dem Kinde steckt. Überraschend ist dabei aber besonders, daß fast stets betont wird, alle seien sich in dem Urteil über die Wertigkeit des Kindes restlos einig gewesen. Es geht daraus deutlich hervor, daß man in der Abschätzung des Erbwertes eines Kindes allgemein Übung besaß, ja, daß es allgemein verbreitet war, diese Kunst zu pflegen. Es sind nicht etwa nur vereinzelte Stellen in den Sagas, die uns Belege für diese Übung des Erbwertabschätzens bei Säuglingen liefern. Drei Belegstellen sind schon angeführt worden. In der „Ge-

schichte von den Leuten aus dem Lachswassertal“ (6, S. 47) heißt es von dem Sohn der Melkorka: „Ende des Winters gebar Höskulds Nebenfrau einen Knaben. Höskuld wurde herbeigerufen und man zeigte ihm das Kind. Ihm wie den anderen schien es, daß man niemals ein schöneres und adligeres Kind gesehen hätte.“ – Und in der „Geschichte von Finnbogi, dem Starken“ (10, S. 131) wird von dem ausgesetzten Urdarkött und seiner Auffindung durch Gest berichtet: „Er nahm es (das Kind) auf, und es schien ihm sehr schön... Er sagte, er habe ein neugeborenes Kind gefunden, – und so ein schönes habe ich noch nicht gesehen.“ Syrpa sagte, er solle es ihr zeigen. Und als sie es sah, meinte sie zu wissen, aus welchem Geschlecht das Kind war.“ Noch schöner kommt aber die Einschätzung des Erbwertes in der Geschichte von „Thorstein Ochsenfuß“ (17, S. 89/90) zum Ausdruck. Es heißt da: „Zum Mittsommer oder etwas später bekam Oddny ein Kind. Das war ein Knabe, so groß, daß die Männer meinten, nie ein so gewaltiges neugeborenes Kind gesehen zu haben.“ Thorkels Vater Geitir meinte, „ihm schwane, der Knabe werde ein gewaltiger Mann werden, wenn er am Leben bleibe.“ – Als das Kind trotzdem von dem erzürnten Thorkel ausgesetzt und von dem Kleinbauern Krumm aufgefunden wird, da heißt es: „Da nun er und Thorkele gute Freunde waren und es ihm töricht und grausam vorkam, daß ein so prächtiges Kind sterben solle, das vielleicht zu Großem bestimmt sei, hob er es auf...“

Es wäre nicht schwer, diese Beispiele zu vervielfältigen, allenthalben findet man sie in der Saga. Immer wieder wird geschildert, wie man dem Kinde gleich bei der Geburt seine Bestimmung und Veranlagung – oder etwa bei seiner Auffindung seine edle Abkunft, seine künftige Schönheit (denn frischgeborene Kinder sind immer häßlich) – sofort erkannt habe. Und so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir feststellen können, daß man aus dem Ergebnis, das diese Abschätzung des Erbwertes erbrachte, unter Umständen recht energische Folgerungen zog. Der germanische Bauer lebte in einer harten Umwelt und nur der Erbtüchtige, der gut Veranlagte, konnte sich in ihr und in dem harten Lebenskampf durchsetzen. Der Bauer kannte auch aus der ihn umgebenden Natur die harten Auslesegesetze – daß den schwachen Hasen der Fuchs am schnellsten holte,

daß den schwächlichen Baum der Sturm am leichtesten umriß, das war ihm keine Neuigkeit. Er wußte recht gut, daß die gleichen Gesetze im menschlichen Leben galten, und daß der schwache Mensch, auf sich selbst gestellt, rasch untergehen mußte. Freilich, wenn die Sippe helfend einsprang, dann mochte auch er sich recht und schlecht durchs Leben schlagen. Aber gerade weil die Sippe sich so sehr stark verantwortlich für ihre Sippenmitglieder fühlte, weil sie unter einem Entarteten meist schwer zu leiden hatte, deshalb achtete man von vorherein auf die Erhaltung der guten Art. Was lag näher, als daß der germanische Bauer, der die Zuchtgesetze der Haustierte kannte, und zielbewußt den Grundsatz der Auslese bei ihnen anwandte, auch bei seinen Kindern Gebrauch von dieser Erkenntnis machte, einen Gebrauch, der uns heute hart und grausam erscheint, der aber zur Erhaltung des hohen Erbwertes der Sippe in jener kämpferischen Zeit unbedingt notwendig war?!

Die Auslese bestand darin, daß ein Kind, das dem germanischen Bauern minderwertig erschien, von dem er eine Schädigung der Sippe, eine Beeinträchtigung der Sippenehre befürchtete, ausgesetzt wurde. Die Frage der germanischen Kindesaussetzung ist in neuerer Zeit vielfach behandelt worden, so z. B. von *Klose* (73), *Merschberger* (85), *Krause* (77), *Herdt* (67), *Eckhardt* (52), *Kvaran* (81), *Wüllenweber* (120), *Kummer* (79) u. a. Von mancher Seite wurden die Verhältnisse so dargestellt, als habe die Kindesaussetzung keine große Rolle im Germanentum gespielt; andere wieder vermeinten, man habe in erster Linie Mädchen ausgesetzt, weil — trotz des hohen Männerverlustes in den ewigen Fehden — die Sagas nie alte Jungfern erwähnen, die auf einen Frauenüberschuß hindeuten könnten. Die letztere Meinung ist bereits von *Klose* (73) und anderen widerlegt worden. Aber auch die Behauptung von der untergeordneten Bedeutung der germanischen Sitte der Kindesaussetzung trifft nicht zu. Die Quellen zeigen uns vielmehr, daß wir es hier mit einem tiefeingewurzelten und weitverbreiteten Brauch zu tun haben, der, wie bekannt, nicht nur unter Germanen, sondern auch unter anderen indogermanischen Völkern in ihrer Frühzeit nachweisbar ist. Offenbar stammt also diese rassenhygienische Maßnahme aus der Lebensauffassung der Nordischen Rasse.

Es erhebt sich hier gleich die Frage: Haben wir in den germanischen Quellen Beweise für den rassenhygienischen Charakter der Kindesaussetzung, so wie das für andere Indogermanen nachweisbar ist? Können wir widerlegen, daß nicht etwa soziale Gründe (Nahrungssorgen) oder abergläubige Vorstellungen (Unglückstag u. dgl.) die wirkliche Ursache der Kindesaussetzung sind? Und da muß festgestellt werden, daß bisher der Beweis dafür noch nie einwandfrei erbracht wurde, weshalb gelegentlich sogar der rassenhygienische Charakter der Kindesaussetzung angezweifelt worden ist. Tatsache ist ja auch, daß die in den Sagas angeführten Beispiele fast alle einen anderen, nicht rassenhygienischen Grund für die Aussetzung anführen. Und doch liegen direkte und indirekte Beweise dafür vor, daß die ursprüngliche Grundlage für die germanische Kindesaussetzung ganz ohne Zweifel der Gedanke einer erbbiologischen Auslese war.

J. Grimm (56) bringt als erster eine Zusammenstellung von Quellen über die germanische Kindesaussetzung und deutet den Brauch als erbbiologische Auslese. Diese Auffassung *Grimms* wird nun vollauf bestätigt durch eine norwegische Gesetzesbestimmung, die wir im Altnorwegischen „Gulathingsbuch“ finden. In dem dort eingeschobenen „Christenrecht“ (31, S. 18) heißt es: „Das ist nun das nächste, daß man jedes Kind in unserem Lande aufziehen soll, das geboren wird, ausgenommen, es sei mit der Verkrüppelung geboren, daß das Gesicht sich dorthin wende, wo der Nacken sein sollte oder dorthin die Zehen, wo die Fersen sein sollten: Da soll man das Kind zur Kirche bringen und aus dem Heidentum erheben und in der Kirche niederlegen und da sterben lassen.“ Es bedarf wohl keines Beweises, daß es sich hier nicht um eine christliche Verfügung handelt – das Rechtsbuch schreibt den Satzteil vom „ausgenommen“ ab sogar dem Heiligen Olaf zu, – sondern daß wir es mit einem christlich-heidnischen Kompromiß aus der Bekehrungszeit zu tun haben. Die Kirche wagt es nicht, den altheidnischen Brauch der Aussetzung erbuntüchtiger Kinder sofort auszurotten, sie beschränkt ihn deshalb auf wenige krasse Fälle. Daß man die entarteten Neugeborenen in die Kirche legen soll, hatte den uneingestanden Neben Zweck, daß die Kirche sich dann dieser dem Tod geweihten Findlinge annehmen konnte.

Auch in Island mußte die Kirche bekanntlich gerade auf diesem Gebiete einen Kompromiß mit dem Heidentum eingehen. In „Aris Isländerbuch“ (23, S. 51) heißt es ausdrücklich: „So wurde nun dies als Gesetz verkündet, daß alle, die hierzulande noch ungetauft wären, Christen werden und die Taufe annehmen sollten; aber für Kindesaussetzung und das Pferdefleischessen sollten noch die alten Gesetze gelten.“ Das heißt also, die in Island belegte Sitte der Kindesaussetzung blieb bestehen trotz der Bekehrung zum Christentum und ganz empört berichten „Olafs des Dicken“ Boten (15, S. 80) davon, daß es auf Island trotz äußerlich christlicher Glaubensform immer noch üblich sei, „Pferdefleisch zu essen oder Kinder auszusetzen ganz nach Art der Heiden.“ Die Kirche wagte an diesen Brauch nicht zu tasten, er mußte also besonders tief in der Weltanschauung des germanischen Freibauerntums verwurzelt sein! Daß der Brauch erbpflegerischen, ausmerzenden Charakter hatte, steht für das Germanentum demnach eindeutig fest.

Einen zwar indirekten, aber dennoch sehr schlagenden Beweis dafür enthält auch die altisländische „Graugans“, ein germanisches Rechtsbuch mit trotz aller christlichen Einflußnahme noch zahlreichen altheidnischen Zügen. Im einleitenden „Christenrecht“ heißt es (34, S. 1): „Ein jedes Kind soll man zur Taufe bringen, wenn es geboren ist, so bald als möglich, von welcher Gestalt es auch sei.“ Der letzte Nebensatz besagt natürlich, daß es im Heidentum nicht gleichgültig war, welche Gestalt ein Kind hatte, und daß die Kirche nun darangehen wollte, diese heidnische Einstellung durch ein neues Gesetz auszurotten. Die isländische Graugans geht also weiter als das norwegische Gulathingrecht, das immerhin noch die Aussetzung bestimmter Verkrüppelungen, wenn auch in der milderen Form des Aussetzens in der Kirche, erlaubte. Auch das stark christlich beeinflusste norwegische Frostothingsgesetz gestattet die Aussetzung stark verkrüppelter Kinder (29, S. 18): „Und das ist Christenrecht, daß man jedes Kind aufziehen soll, das geboren wird, taufen und zur Kirche bringen, wenn es einen menschlichen Kopf hat.“ Die strenge Bestrafung der Kindesaussetzung, die dann (S. 18/19) ausführlich festgelegt wird, zeugt davon, wie eingewurzelt und schwer ausrottbar der alte Brauch im norwegischen Bauerntum auch

in christlicher Zeit noch war. Das Zitat *E. H. Meyers* (86, S. 63) allerdings, nach dem das altheidnische Frostthingslov empfiehlt, daß mißgeformte Kind „an der Teufelsbucht, wo weder Mann noch Vieh geht“, einzugraben, läßt sich in den Quellen nicht finden und muß wohl anderswoher stammen. Immerhin würde es zu den vorangehenden Beweisstellen für den rassenhygienischen Charakter der Kindesaussetzung gut passen.

Tatsächlich erweisen indogermanische Quellen, wie das *Günther* (61) schon dargelegt hat, daß auch bei anderen indogermanischen Völkern die Kindesaussetzung ausgesprochen erbpflegerischen, auslesenden Charakter hatte. Am eindeutigsten ist das für Sparta nachgewiesen (*Brake* 45), doch finden sich Hinweise darauf auch im Persischen. Daraus darf wohl ohne weiteres abgeleitet werden, daß der erbbiologische Auslesecharakter der Kindesaussetzung ursprünglich eine gemein-indogermanische, d. h. also eine Nordrassige Eigenart ist.

Hinweise auf den erbbiologischen Auslesecharakter finden wir auch in anderen germanischen Quellen. Es wurde bereits an anderer Stelle (s. S. 120) auf die Aussetzung in der Geschichte von „Thorstein Ochsenfuß“ eingegangen. In dieser Erzählung gebiert Oddny ein Kind, das als ganz besonders tüchtig und vielversprechend eingeschätzt und bezeichnet wird. Das Kind ist unehelich geboren, allerdings von einem hervorragenden Vater. Von dem Bruder Thorkel wird nun gesagt (17, S. 89): „Als er dies hörte, geriet er außer sich vor Wut und sagte, man solle es aussetzen. Es war in jenen Zeiten Brauch, daß ärmere Leute ihre Kinder aussetzten, wenn sie wollten. Für anständig aber galt es nicht. Thorkel schickte nach seinem Knechte Freystein und befahl ihm, den Knaben umzubringen. Er aber wollte es nicht, bis Thorkel ihm mit seinem Zorne drohte. Damals war Thorkels Vater Geitir bei ihm zu Besuch. Auch er sprach dawider, daß man das Kind aussetze. Er meinte, ihm schwane, der Knabe werde ein gewaltiger Mann werden, wenn er am Leben bliebe. Thorkel war so wütend, daß er davon nichts wissen wollte, und er betonte immer und immer wieder, der Bursche müsse ausgesetzt werden. Nun ging Freystein, wenn auch widerwillig, zu Oddny, nahm ihr das Kind weg und ging mit ihm in den Wald. Er wickelte

den Knaben in ein Tuch und steckte ihm ein Stück Speck in den Mund. Er suchte unter Baumwurzeln ein Versteck für ihn, legte ihn dorthin, deckte ihn zu und ging dann fort. Er kam heim zu Bauer Thorkel und sagte ihm, das mit dem Kinde sei getan. Dieser sagte, es sei recht, und so war zunächst Ruhe. Es muß nun erzählt werden, daß kurz darauf Bauer Krumm in den Wald ging, um Feuerung zu holen. Er hörte Kindergeschrei, ging dem nach und fand einen großen und schönen Knaben. Dabei lag ein Stück Speck, das, wie er annehmen mußte, dem Kinde aus dem Mund gefallen war, als es schrie. Nun hatte Krumm gehört, daß man auf Kreuzbucht ein Kind ausgesetzt und wie hart sich Thorkel dabei geäußert hatte. Er meinte, dies müsse wohl der Knabe sein. Da nun er und Thorkel Freunde waren, und es ihm töricht und grausam vorkam, daß ein so prächtiges Kind sterben solle, das vielleicht zu Großem bestimmt sei, hob er es auf und nahm es mit heim . . .“

Hier wird zu der Aussetzung ganz eindeutig gesagt: Eine Aussetzung aus sozialen Gründen, wie sie – als Entartung der ehemals rein rassenhygienischen Ausmerze – bei armen Leuten in jener Zeit vorkam, aber allgemein verurteilt wurde, kam für den wohlhabenden Thorkel nicht in Frage. Also hätte man ihm als berechtigten Grund für seine Anordnung nur den rassenhygienischen Auslesegedanken zugestanden. Da aber das Kind alles andere als schwächlich und mißgebildet war, entfiel auch dieser Grund, und deshalb wurde Thorkels Verhalten allgemein mißbilligt. Es wird deutlich gesagt: Gerade, weil das Kind so prächtig geraten war, entrüsteten sich alle über die Aussetzung, verhinderte schließlich der befreundete Krumm den Tod des Kindes. Wäre es ein entartetes, mißbildetes Würmchen gewesen, dann hätte man nichts dazu gesagt – so muß man doch wohl den Gedankengang der Saga fortführen. Und das bestätigt ja nur, was die altnorwegischen Gesetze über die Ursache der germanischen Kindesaussetzung enthalten, daß nämlich im allgemeinen der Gedanke der Ausmerze unerwünschten Erbguts aus der Sippe der Grund der Kindesaussetzung war. Thorkel will das Kind töten lassen, weil es unehelich, in Schande geboren war, weil es die Sippenehre befleckte. Aber das wird von niemandem als berechtigt anerkannt, denn es handelt sich ja um ein biologisch hochwertiges Kind, von einer freien

Jungbäuerin geboren, von einem freien Manne bester Abstammung gezeugt – gewiß, man sah uneheliche Kinder nicht gern in der Sippe, aber wenn ihre Abstammung in Ordnung war, dann pflegte man sich über diese Folgen eines Fehltritts rasch hinwegzusetzen und ließ das Kind nicht die Torheit seiner Erzeuger entgelten. Anders freilich war es mit Kindern, deren Erzeuger unbekannt war oder die gar fremdrassiges Knechtsblut in den Adern hatten. Doch darüber soll später noch ausführlicher gesprochen werden. Bleiben wir bei der Aussetzung und den Begründungen, die für sie gegeben werden. Über den Sinn der bei der Aussetzung ausgeübten Bräuche (z. B. das Speckstück im Munde) wird auch noch später zu sprechen sein.

K. A. Eckhardt (52, S. 83) berichtet einen Fall aus der Hervörs-Saga, in dem es heißt: „Swafa, die Tochter Jarl Bjartmars, gebar ein Mädchen; es schien den meisten geraten, es nicht aufzuziehen; und sie sagten, es würde nicht Weibes Sinn haben, wenn es den Vatterverwandten nachartete.“ Hier ist der Sinn der Aufforderung zur Ausmerze ganz eindeutig erbbiologisch begründet: Es besteht Gefahr, daß das Kind Erbanlagen eines Vaters in sich trage, die der Sippe Unheil bringen könnten. Deshalb fordert man die rechtzeitige Ausmerzung dieses unerwünschten Erbguts. Es sei hier auch erinnert an die oben (s. S. 74) erwähnte rücksichtslose Tötung der entarteten Siggeirs Söhne in der Völsungensaga und an die Warnung des Skalden Bragi an die Königin Ljufvina (in der Saga von „Geirmund Höllenhaut“ s. S. 96) vor dem schlechtgearteten kleinen Leif: „Zieh’ den nicht auf! Sind wenige schlechter!“ Alles das ergibt zusammengefaßt ein klares Bild über den ursprünglich zweifellos erbbiologischen Sinn der Kindesaussetzung.

Auch andere Sagastellen bestätigten, allerdings indirekt, diese Auffassung. In der „Geschichte von Hörd dem Geächteten“ (8, S. 199) wird von einer nicht geglückten Aussetzung berichtet. Es heißt da von Signy, Valbrands Tochter: „Bald darauf kam sie in die Wochen, und es stand sehr böse mit ihr. Torfi sprach mit ihr; er sagte, sein Herz habe ihm von Anfang an von dieser Heirat Böses geweissagt; er habe es dem Grimkel die ganze Zeit über nicht vergessen können. Sie sagte, es sei nicht unwahrscheinlich, daß noch Schlimmes nachkäme. Sie gebar ein Mädchen, das war groß und gesund. Torfi

wollte das Kind nicht mit Wasser besprengen lassen, ehe Signys Leben in Sicherheit wäre; aber sie starb gleich darauf dort in ihrem Bette. Da geriet Torfi in solchen Zorn, daß er das Kind aussetzen lassen wollte. Er befahl seinem Pflegesohn Sigurd, das Kind zu nehmen und mit ihm zur Rauchtalsache zu gehen und es dort zu ertränken. Sigurd sagte, das sei schlecht von Torfi, aber er wagte es ihm doch nicht abzuschlagen. Er nahm also das Kind und ging seines Weges; das Kind erschien ihm schön und darum brachte er es nicht übers Herz, es in den Fluß zu werfen. Er bog also nach Signys-Hofen ab und legte das Kind dort im Hoftor nieder und hielt es für wahrscheinlich, daß man es bald finden würde“, was dann auch geschieht. Auch hier wird also vom Sagaschreiber betont, daß für eine Aussetzung gar kein Grund vorlag, da das Mädchen groß, gesund und so schön gewesen sei, daß es schade darum gewesen wäre, wenn man die aus ganz ungewöhnlichen und unvernünftigen Ursachen erfolgte Anordnung des Mutterbruders – der Vater Grimkel war abwesend – befolgt hätte. Indirekt wird also auch hier gesagt, daß man eine Aussetzung eines kranken, schwächlichen und häßlichen Kindes wohl gebilligt hätte.

Auch die Aussetzung Urdarkötts, dessen Geschichte oben bereits erwähnt wurde, zeigt den gleichen Grundzug (10, S. 130): „Asbjörn ritt eines Tages mit seinen Leuten zum Thing und sagte zu Thorgerd: „Ich will jetzt zum Thing reiten, wie gewöhnlich. Ich weiß, daß du ein Kind erwartest und in nicht langer Zeit. Ob das nun ein Knabe oder ein Mädchen sein wird, es soll nicht aufgezogen, sondern ausgesetzt werden.“ Sie antwortete, das würde er doch nicht tun wollen. – „So reich und verständig wie du bist. Es wäre schon der unerhörteste Entschluß, wenn ein armer Mann das täte. Vollends so, wo dir an Geld nichts abgeht!“ Asbjörn erwiderte: „Damals, als du unsere Tochter Thorny dem Norweger Skidi ohne mein Wissen fortgabst, beschloß ich, nicht mehr Kinder aufzuziehen, daß du sie gegen meinen Willen fortgibst. Und wenn du dich nicht nach meinem Verbot richtest, so wirst du das zu deinem Schaden tun, wie alle, die von meinem Gebot abweichen und es nicht so halten, wie ich will.“ Darauf ritt er zum Thing. Bald danach gebar Thorgerd einen Knaben. Der war groß und kräftig und sehr schön. Alle, die ihn sahen,

lobten ihn, Männer und Frauen. Und ob er auch Thorgerd schön schien und sie ihn sehr liebte, beschloß sie doch, ihn aussetzen zu lassen, weil sie die Sinnesart des Bauern kannte und wußte, daß nichts anderes nützen würde ohne seine Einwilligung. Sie besorgte denn Leute, die das Kind aussetzen und dabei wie üblich verfahren sollten. Diese Leute trugen das Kind aus dem Hofe, legten es zwischen zwei Steinen nieder und wälzten eine große Steinplatte darüber. Sie gaben ihm ein Stück Speck in den Mund und gingen dann davon.“

Auch hier also wird die Aussetzung des Kindes nur deshalb verurteilt, weil das Kind „groß und kräftig und sehr schön“ war – der erbbiologische Ausmerzegrund also fortfiel. Daß Asbjörn die Aussetzung von vornherein, vor vollzogener Geburt und ohne Kenntnis von dem biologischen Wert des Kindes befiehlt, wird besonders verabscheut, weil für den reichen Bauern der soziale Grund entfällt und der angeführte Grund – Ungehorsam der Frau – den biologisch denkenden Isländern unbegreiflich und unvernünftig erscheint.

Einen eindeutig erbbiologischen Charakter hat die Aussetzung von Thorkel Krabblar, die in der „Geschichte von den Leuten aus dem Seetal“ (10, S. 95) geschildert wird. Es heißt da kurz und bündig: „Thorgrim zur Karnsache zeugte ein Kind mit seiner Kebse Nereid, und um der Worte seines Weibes willen wurde das Kind ausgesetzt.“ Wir kennen nicht die Worte seines Weibes, wir können aber ahnen, was sie gesagt haben mag. Nereid war eine Kriegsgefangene, eine Unfreie, sie galt also, da ihre Abstammung unbekannt oder zweifelhaft war, als biologisch minderwertig. Ein Kind, unehelich mit einer unfreien Magd gezeugt, galt ohne weiteres als minderwertig – es sei denn, daß sich in ihm die edle Abkunft seiner kriegsgefangenen Mutter offenbarte, wie im Falle der Melkorka. Auch im vorliegenden Falle zeigt sich später, daß Nereid edler Abkunft ist, worauf der ausgesetzte, aber heimlich großgezogene Thorkel Krabblar allgemein anerkannt wird. Zur Zeit seiner Geburt galt jedoch seine Mutter als unfreie Magd, und da wohl Thorgrims Eheweib sich dafür bedankt hatte, ein biologisch minderwertiges Kind ihres Gatten großziehen zu sollen, wurde er ausgesetzt.

Was den Hersen Asgrim in der Geschichte von „Thorstein Zelt-

spanner“ (17, S. 36) veranlaßt, das Kind seiner Ehefrau aussetzen zu wollen, wird nicht gesagt. Von Zwist ist hier nicht die Rede und soziale Not, die sonst oft erwähnt wird, liegt bei diesem reichen und berühmten Großbauern auch nicht vor. Da mit keinem Worte von irgendeinem Widerspruch die Rede ist, möchte man annehmen, daß das Kind schwächlich erschien und daß deshalb alle einverstanden waren. Schließlich besinnt sich der Herse aber doch eines Besseren — der Saga-Schreiber erklärt es durch ein Wunder —, er läßt den Säugling in einer vollendeten Skaldenstrophe um sein Leben bitten. Der Vater glaubt jedenfalls plötzlich, aus dem Kind könne doch noch ein berühmter Mann werden und vollzieht die Wasserweihe.

Eingangs dieses Abschnittes wurde erwähnt, daß die Ansicht ausgesprochen worden sei, man habe im germanischen Freibauerntum Mädchen häufiger ausgesetzt als Knaben. *W. Krause* (77, S. 92) schreibt z. B.: „Auch in Altisland wurde die Geburt eines Jungen zu meist freudiger begrüßt als die eines Mädchens. Und die raue Sitte der Nordleute wandte gern ein rauhes Mittel an, das blind waltende Schicksal hier zu regulieren: Man entledigte sich der überflüssigen Mädchen oft durch Aussetzung. Gewiß mit Recht nehmen *A. Bugge*, ‚Die Wikinger‘ (übersetzt von Hungerland), und *Adel. Rittershaus*, ‚Altnordische Frauen‘, an, daß Mädchen in sehr ausgedehntem Maße ausgesetzt wurden, da sich nur so erklären lasse, daß uns in der gesamten Sagaliteratur auch nicht eine alte Jungfer begegnet. Gesetzlich durften ebensogut auch Knaben ausgesetzt werden, aber dieser Fall kommt in praxi selten vor.“ Nach der Heranziehung einer Parallele aus dem späten Griechentum nennt *Krause* dann als germanisches Beispiel den Aussetzungsbefehl Thorsteins in der „Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge“ (9, S. 28). Tatsächlich steht dort: „Im nächsten Sommer rüstete sich Thorstein zur Fahrt auf das Thing und sprach zu seiner Hausfrau Jofrid, ehe er auszog: „Es steht so, daß du ein Kind von mir trägst. Bringst du ein Mädchen zur Welt, dann soll es ausgesetzt werden, wird es aber ein Knabe, dann magst du ihn aufziehen.“ Weiter heißt es dann: „Damals, als das Land noch ganz heidnisch war, war es nichts Seltenes, daß arme Leute, wenn sie eine Menge Kinder zu versorgen hatten, diese zum Teil aussetzen ließen. Doch galt das nimmer für eine gute Maßregel.

Da Thorstein dies gesagt hatte, erwiderte Jofrid: „Eine solche Äußerung schickt sich nicht für einen Mann deiner Stellung, und reich, wie du bist, kannst du eine derartige Tat kaum gutheißen.“ Thorstein versetzte: „Du kennst meine Denkart und weißt, es läuft nicht gut ab, wenn man nicht tut, was ich will.“ Dann ritt er zum Thing. Jofrid aber gebär nun ein wunderschönes Mädchen. Ihre Frauen wollten es ihr bringen, sie meinte aber, das sei unnötig, ließ Thorvard, ihren Schafhirten, zu sich rufen, und sprach: „Nimm mein Pferd, saddle es, und bringe dies Kind nach Herdenhofen zu Egils Tochter Thorgerd. Bitte sie, es heimlich aufzuziehen, daß Thorstein es nicht gewahr wird. Mit solcher Liebe hängt mein Auge an diesem Kinde, daß ich es durchaus nicht übers Herz bringen kann, es aussetzen zu lassen.“

In dem Aussetzungsbefehl Thorsteins liegt nur scheinbar eine Bestätigung der von *Bugge*, *Rittershaus* (104) und *Krause* (77) vorgetragenen Meinung. Denn diesem Aussetzungsbefehl geht ein düsterer Traum Thorsteins voraus, der ihm so gedeutet wird: „Deine Frau aber ist unapfänglich und wird ein wunderschönes Mädchen zur Welt bringen, und du wirst es sehr lieb gewinnen. Es werden dann zwei stattliche Männer um deine Tochter freien aus den Himmelsrichtungen, woher die Adler im Traum zu fliegen schienen. Beide werden sie übermäßig lieben, sich um sie schlagen und dabei ihr Leben lassen. Darauf wird ein dritter Mann um sie werben aus der Gegend, von der der Habicht zuflog. Der wird ihr Gatte werden.“ Es ergibt sich nun ganz klar aus der Geschichte, daß der abergläubige Thorstein den Aussetzungsbefehl für eine Tochter nur aus diesem Grunde und keinem anderen gab. *O. Klose* (73, S. 81) hat daher vollständig recht, wenn er sagt: „Daß erstgeborene oder überzählige Mädchen ausgesetzt wurden, ist vollständig aus der Luft gegriffen und läßt sich durch einige Sagastellen, die durch unendlich viele vermehrt werden können, beweisen.“ Er führt dann mehrere Belege für zahlreiche und erstgeborene Töchter an. Auch die von *J. Grimm* in den „Deutschen Rechtsaltertümern“ (56; I, S. 631) angeführte Erzählung des Heiligen Liudger aus Friesland, nach der seine Mutter Liafburg bei der Geburt von ihrer Schwiegermutter umgebracht werden sollte, weil die Mutter nur Töchter und keine Söhne zur Welt

brachte, kann in keiner Weise als Beleg für einen entsprechenden Brauch gelten, außerdem ist die Quelle christlich gefärbt und zweifelhaft. *G. Merschberger* (85, S. 103 Fussnote) hat schon darauf hingewiesen, daß eine derartige Sitte in krassem Gegensatz zu dem steht, was wir von der Wertung der Frau im heidnischen, germanischen Bauerntum wissen. Im „Volksrecht der Alemannen“ (27, S. 67) heißt es: „Wenn jemand bei einem schwangeren Weibe eine Fehlgeburt verursacht, so daß du schon erkennen kannst, ob es ein Mann oder eine Frau geworden wäre, wenn es ein Mann werden sollte, büße er mit zwölf Schillingen; wenn aber eine Frau, mit vierundzwanzig.“ Ganz im gleichen Sinne heißt es in den Salfränkischen Gesetzen (25, S. 139) von einem Manne, der durch einen Stoß oder Schlag bei einer Frau eine Fehlgeburt verursacht: „Wenn jemand aber die Frucht tot her austreibt und sie (die Frau) selbst davonkommt, werde er zu sechshundert Schillingen verurteilt... Wenn aber das Kind, das herausgetrieben wird, ein Mädchen ist, büße er zweitausendvierhundert Schillinge.“ Eine Mädchen-Fehlgeburt wird also viermal so hoch gebüßt wie eine Knaben-Fehlgeburt. Es ist offenbar, daß diese germanischen Gesetzesbestimmungen, zu denen es in anderen germanischen Gesetzen Parallelen gibt — bei der Besprechung der Stellung der Frau im germanischen Freibauerntum wird darauf noch zurückzukommen sein —, in schärfstem Gegensatz zu der Auffassung stehen, man habe weibliche Neugeborene geringer geschätzt und öfter ausgesetzt als männliche. Es wäre sonst unverständlich, warum ein weiblicher gegenüber einem männlichen Embryo mit der doppelten oder vierfachen Buße vergolten werden mußte. Die Belege von Aussetzungen in der Islandsaga berichten uns viermal von Knaben-Aussetzungen und nur dreimal von Mädchen. Auch in der altenglischen Literatur ist die Kindesaussetzung bekannt. So wurde Scyld Scafssohn bei seiner Geburt ausgesetzt. Im „Beowulf“ (43, S. 1) heißt es von ihm: „In früher Jugend fand man hilflos ihn auf, doch Heil ersproß ihm.“ Die Knaben-Aussetzungen scheinen also zu überwiegen.

Die oben angeführte Stelle aus der Gunnlaug-Saga ist auch in ihrer Fortsetzung interessant. Zunächst finden wir wieder die gleiche Auffassung, wie in den übrigen angeführten Beispielen: Man ist empört, daß ein so gesundes und schönes Kind ausgesetzt werden soll,

und die Mutter findet einen Weg, den Befehl ihres Mannes zu umgehen. Also auch hier wieder der indirekte Beweis für den erb-biologischen Auslesecharakter der Maßnahme. Nun finden wir aber des weiteren die Bemerkung: „Damals, als das Land noch ganz heid-nisch war, war es nichts Seltenes, daß arme Leute, wenn sie eine Menge Kinder zu versorgen hatten, diese zum Teil aussetzen ließen. Doch galt das nimmer für eine gute Maßregel.“ Auch in der Ge-schichte von „Thorstein Ochsenfuß“ (s. S. 124) hieß es: „Es war in jenen Zeiten Brauch, daß ärmere Leute ihre Kinder aussetzten, wenn sie wollten. Für anständig aber galt es nicht.“ Im gleichen Sinne ist die Erwiderung Thorgerds an Asbjörn in der Finnbogi-Saga (s. S. 102) gehalten. Man könnte geneigt sein, diese Äußerungen so aufzufassen, als sei die Kindesaussetzung überhaupt nur eine soziale Maßnahme gewesen, wenigstens im Bewußtsein des Bauernvolkes. Die „Geschichte von den Leuten aus dem Rauchtal“ (II, S. 313) ent-hält eine Äußerung, die das zu bestätigen scheint. Es heißt da näm-lich: „Der Winter darauf war sehr hart, und die Rauchtaler kamen am Querbache beim Tempelgoden Ljot zusammen, und auf dieser Versammlung beschlossen sie, Gelübde zu tun, damit das Wetter sich bessere. Aber darüber, was sie geloben sollten, konnten sie sich schwer einigen. Ljot wollte dem Tempel Geschenke geloben lassen, die neu-geborenen Kinder sollte man aussetzen und die alten Leute totschla-gen.“ Bestätigt wird diese Einstellung ferner durch einen Bericht des Arabers Qazwini (72, S. 29), der von dem nach Deutschland ge-reisten Gesandten *Tartuschi* erfuhr: „Werden einem von ihnen Kin-der geboren, so wirft er sie ins Meer, um sich die Ausgaben zu spa-ren.“ Der Bericht stammt aus der Bekehrungszeit. Man könnte dem-nach der Vermutung Raum geben, daß Hunger und Not die üblich-sten Gründe für die Aussetzung gewesen seien.

Hierzu ist aber zu bedenken, daß die Sagas in christlicher Zeit aufgezeichnet wurden und daß gerade die Kindesaussetzung dem christlichen Aufschreiber ein besonderer Dorn im Auge war, wie ja auch die Kirche gegen diesen harten Brauch besonders scharf vor-ging. Mag sein, daß sich hier, wie auch sonst gelegentlich, christlicher Einfluß bemerkbar macht. Es kann aber auch sein, daß tatsächlich der ursprüngliche Sinn der Aussetzung später nicht mehr verstanden

wurde, daß die Sitte entartet war und beim ärmeren Volk, dem rassisch geringwertigeren Knechts- und Kleinbauerntum nur noch aus sozialer Not angewandt wurde. Die oben angeführten Belege zeigten eindeutig, daß im rassisch hochwertigen, heidnischen Freibauerntum der Kindesaussetzungsbrauch ursprünglich den gleichen biologischen Auslesecharakter hatte wie im griechischen und persischen, ebenfalls nordrassigen Bauerntum. Daß der ursprüngliche Sinn in christlicher Zeit, in der alles biologische Denken erstarrt, nicht mehr verstanden und falsch ausgelegt wurde, das ist kein Beweis gegen den ursprünglich biologischen Auslesecharakter der germanischen Kindesaussetzung.

Wenn die Sagas verhältnismäßig arm an Beispielen von Kindesaussetzungen sind, so hängt das mit dem Charakter der Sagas zusammen. Eine Saga berichtet Dinge nur dann, wenn sie in direktem Zusammenhang mit dem Gang der Handlung stehen. Kindesaussetzungen waren keine Ereignisse, von denen man unter gewöhnlichen Umständen Notiz nahm, zumal wenn sie sich bei kleinen Leuten abspielten. In den erblich-rassisch hochwertigen Bauernfamilien werden Aussetzungen selten nötig gewesen sein, da man in der Gattenwahl sehr vorsichtig war, wie wir noch sehen werden und auch schon erörtert haben. Aber auch wenn bei ihnen eine Aussetzung zum Tode des Kindes führte, konnte sie für den Saga-Erzähler nicht von Interesse sein, es sei denn, daß der Tod Folgen gehabt hätte, die für den Gang der Handlung von Bedeutung waren. Es ist bezeichnend, daß alle in den Sagas erwähnten Aussetzungen oder Aussetzungsbefehle nur deshalb berichtet werden, weil sie nicht von Erfolg sind und weil die betreffenden Kinder später eine große Rolle in der Saga spielen. Es ist deshalb ohne weiteres anzunehmen, daß die Kindesaussetzung verbreiteter war als sich das aus den wenigen Beispielen, die ja nur Ausnahmestände schildern, zu ergeben scheint. Wenn *O. Klose* (73) aus der Tatsache, daß in den Sagas gelegentlich von erblich belasteten Kindern berichtet wird, den Schluß ziehen möchte, die Aussetzung sei nicht verbreiteter Brauch gewesen, man habe ja auch erkrankte Kinder großgezogen, so trifft er nicht das Richtige. Die beiden von ihm angeführten Beispiele sind nicht beweiskräftig. In der „Geschichte vom weisen Njal“ (4, S. 214) wird zwar berichtet: „Hös-

kuld hatte einen Sohn namens Amundi; der war blind geboren“, es heißt aber weiter, „doch war er groß und kräftig“. Und in der „Geschichte von Gisli dem Geächteten“ heißt es zwar von Ingjald (8, S. 105): „Und ein Sohn von ihm hieß Helgi, das war ein Troddel wie nur einer und ganz vertiert.“ Doch heißt es auch von ihm: „Er war hochgewachsen und fast wie ein Troll.“ In beiden Fällen handelt es sich also um offenbar große, kräftige Kinder. Blindheit und Idiotie sind aber Erbanlagen, die bei der Geburt durchaus nicht immer gleich erkannt werden können. *L. Herdt* (67) hat gerade im Gegensatz zu *Klose* aus dem fast völligen Fehlen von irgendwelchen entarteten Menschen in der Islandsaga den Schluß gezogen, daß die Ausmerze sehr gründlich gewesen sein müsse. Und darin hat er sicherlich recht.

Die Kindesaussetzung war keine auf das Nordgermanentum beschränkte Sitte. Das geht daraus hervor, daß man sie bei den verschiedensten germanischen Stämmen belegt findet. *J. Grimm* (56), der erstmals die Belege zusammenstellte, hat schon darauf hingewiesen, daß auch die germanischen Volksmärchen der verschiedensten Stämme Hinweise auf den Brauch der Kindesaussetzung enthalten. Es wäre eine reizvolle und vielversprechende Aufgabe, in unseren Volksmärchen nach den Resten jener alten bäuerlichen Rassen- und Erbbiologie einmal systematisch zu forschen. Die uns überlieferten germanischen Gesetzessammlungen stammen alle aus der Zeit der Bekehrung zum Christentum, sie enthalten durchwegs christliche Zusätze und Erläuterungen, viele heidnische Bräuche mögen ganz fortgefallen sein. So darf es uns auch nicht wundern, wenn diese Gesetzessammlungen die Kindesaussetzung nur vom christlichen Standpunkte aus ansehen und daher verurteilen. Aber wir sehen darin zugleich die Bestätigung dafür, daß der Brauch im Volke noch lebendig war, wenn er auch von der Kirche bekämpft wurde und wenn er auch, wie wir an den isländischen Beispielen sahen, vielfach – vor allem unter christlichem Einfluß – entartete und seinen alten, erbbiologischen Auslesecharakter verlor.

Das altnorwegische „Gulathingsbuch“ (31) und das „Frostothingsbuch“ (29) wurden bereits oben als Quelle für den erbbiologischen Charakter der Kindesaussetzung angeführt. Es war dort die Rede von einem christlich-heidnischen Kompromiß in der Aussetzungsfrage.

Diese Zwischenlösung mußte natürlich später einer rein christlichen Lösung weichen. In den Olaf dem Heiligen zugeschriebenen Gesetzesbestimmungen hieß es (31, S. 19):

„Aber wenn ein Mann sein heidnisches Kind aussetzt und läßt es umkommen, da soll er büßen mit drei Mark dem Bischofe.“

Die spätere Bestimmung, die von König Magnus stammen soll, heißt:

„Wenn ein Mann sein Kind aussetzt, heidnisches (noch ungetauftes) oder christliches, und läßt es umkommen, und er wird darin erkannt und überwiesen, so hat er verwirkt Vermögen und Frieden, und wir nennen das den großen Mord. Und wenn unfreies Dienstvolk sein Kind umkommen läßt, heidnisches oder christliches, da soll der gesetzliche Herr es aufs Blut gepeitscht haben, bevor fünf Tage vergehen oder sonst den Beamten des Königs zugeführt haben, und er habe das Recht, es ins Ausland zu verkaufen, wenn er will, und halte keine Unterhaltsgemeinschaft mit ihm.“

Ganz ähnlich wie im hohen Norden mußte die Kirche schon einige Jahrhunderte vorher unter den in das römische Imperium eingedrungenen und zum Christentum übergetretenen Westgoten gegen den unchristlichen Brauch der Kindesaussetzung ankämpfen, auch als der Glaubenswechsel schon lange zurücklag. Im „Gesetzbuch der Westgoten“, das aus dem 7. Jahrhundert stammt, finden wir (36, S. 107/08) folgende Bestimmung:

1. „Daß, wer ein freies Kind ausgesetzt hat, dienen soll. Wird ein irgendwo ausgesetzter Knabe oder ein Mädchen von jemand aus Mitleid aufgenommen und aufgezogen und später von den Eltern (als ihr Kind) anerkannt und handelt es sich um das Kind freier Leute, so sollen diese entweder einen Knecht als Stellvertreter (des Kindes) stellen oder den Preis (eines solchen) entrichten. Wollen sie das nicht tun, so soll das Findelkind vom Landrichter aus dem Vermögen der Eltern zurückgekauft werden und solch herzlose Eltern sollen zu lebenslänglicher Verbannung verurteilt werden. Besitzen sie aber nicht genug, um das Kind zurückzukaufen, so diene an Stelle des Kindes, wer es ausgesetzt hat; das Kind bleibe frei und die Wohltätigkeit anderer wird ihm helfen. Wegen dieser Missetat, wo immer sie begangen sein mag, sollen die Richter anklagen und verurteilen.

2. Wenn ein Knecht oder eine Magd mit oder ohne Wissen der Eltern Kinder aussetzen.

Hat eine Magd oder ein Knecht unter Täuschung und ohne Wissen ihrer Herrschaft ein Kind ausgesetzt und weggeschafft und ist das Kind (von je-

mand) aufgezogen worden, so erhalte der ein Drittel des Wertes; doch nur, wenn der Herr beschwören und beweisen kann, daß er nicht gewußt habe, daß seine Sklaven das Kind ausgesetzt haben. Kann man aber beweisen, daß das Kind mit Wissen des Herrn ausgesetzt wurde, so bleibe es in der Gewalt dessen, der es aufgezogen hat.“

Aus derartigen Gesetzesbestimmungen geht deutlich hervor, daß der Aussetzungsbrauch im Süden wie im Norden herrschte und daß es auch hier schwer war, ihn zu beseitigen. Hier wie im Norden wird ein deutlicher Unterschied gemacht zwischen den rassisch hochwertigen Kindern der freien Bauern und den rassisch geringer eingeschätzten der unfreien Knechte. Bezeichnend an den Bestimmungen der Westgoten ist auch, daß man weniger an die Ahndung des Frevels der Aussetzung denkt als vielmehr an den Ausgleich des Schadens, den der Ziehvater durch den Verlust seines Ziehkindes erleiden könnte.

Noch älter als die Bestimmungen der Westgoten ist das Zeugnis der Burgunder, das aus dem Anfang des 6. Jahrhunderts stammt. Auch das burgundische „Gesetzbuch Gundobads“ ist stark christlich beeinflusst, aber auch hier hat die Herrschaft der christlichen Kirche noch nicht vermocht, den altheidnischen Brauch der Kindesaussetzung zu unterdrücken. Das Gesetzbuch enthält deshalb in „Extravag. C (20)“ folgende „Verordnung über Findelkinder“ (35, S. 133):

„Sigismund, König der Burgunden.

Sintemal wir der würdigen und löblichen Eingabe des hochwürdigen Herrn Bischofs Gimellius entnehmen, wie einerseits die ausgesetzten (Kinder), welche die Barmherzigkeit aufnehmen ließ, deshalb (oft) liegengelassen werden, weil diejenigen, die Säuglinge aufnehmen, sie durch klägerischen Antrag zu verlieren fürchten. Und weil nun, wenn Barmherzigkeit verstummt, die Seelen dieser (Kinder) elendig verlorengehen können, so haben Wir . . .“, es folgt dann leider eine Lücke, so daß nicht ersichtlich ist, was der Burgundenkönig auf Wunsch seines Bischofs verfügt hat. Klar ist lediglich, daß auch im Volk der Burgunden der gleiche Brauch nachweisbar ist, den wir im Norden bei Isländern und Norwegern, im Süden bei den Westgoten vorgefunden haben. Auch wenn wir von den anderen germanischen Völkern keine Zeugnisse hätten, könnten wir wohl nach diesem Be-

funde sagen, daß wir es offensichtlich mit einem gemein-germanischen Brauch zu tun haben. Da aber *J. Grimm* (56) noch eine ganze Reihe von meist späteren, christlichen Zeugnissen über den Aussetzungsbrauch bei Franken, Friesen, Dänen, Treviranern u. a., *G. Merschberger* (85) auch ein angelsächsisches Zeugnis anführt, besteht kein Zweifel daran, daß die Kindesaussetzung unter allen Völkern germanischer Sprache und Nordischer Rasse verbreitet war. Die Kirche hat überall lange kämpfen müssen, ehe sie diesen heidnischen Brauch ausrotten konnte, aber noch bis ins hohe Mittelalter hinein erhielt sich der Brauch, Kinder, die man nicht in die Sippe aufnehmen und aufziehen wollte, vor die Kirchentür zu legen, so wie das im norwegischen Gulathingsbuch gefordert wird und wie das auch aus einer kirchlichen Verordnung des 7. Jahrhunderts der deutschen Bevölkerung anbefohlen wird (*H. F. K. Günther* nach *Friedberg*; 62, S. 147).

Mit den Glaubensvorstellungen, die sich im Anschluß an die Aussetzung finden, und mit dem dabei beachteten Brauchtum befaßt sich *K. A. Eckhardt* (52). Auch *J. Grimm* (56) ist schon darauf eingegangen. Bei der Besprechung des germanisch-bäuerlichen Wissens um die Gesetze der Vererbung war bereits erwähnt worden, wie eng mit der Erkenntnis dieser Naturgesetze auch der nachweisbare gemein-germanische Glaube an eine Wiedergeburt des Ahns im Enkel zusammenhing. *K. A. Eckhardt* (52) ist nun der Frage nachgegangen, inwiefern das Brauchtum bei der Kindesaussetzung in Einklang zu bringen sei mit diesem Wiedergeburtsglauben. Er weist darauf hin, daß Kinder angeblich der Sitte nach ausgesetzt werden mußten, ehe sie die erste Nahrung zu sich genommen hatten. Dabei beriefen sich frühere Bearbeiter auf den oben schon erwähnten Bericht aus dem Leben des heiligen Liudgers. *Eckhardt* macht nun wahrscheinlich, daß es sich hierbei um christliche Entstellung oder christliche Einflußnahme auf das friesische Brauchtum handelt. An Hand der Hörsaga, die auch hier (s. S. 126) angeführt wurde, zeigt er, daß es vielmehr die heidnische Wasserweihe war, nach deren Vornahme eine Aussetzung nicht mehr erfolgen durfte. Auch der in zwei Sagas erwähnte Brauch, dem ausgesetzten Kind ein Stück Speck (zur Verhinderung des Schreiens?) in den Mund zu stecken, spricht gegen die von *Eckhardt* bekämpfte Auffassung. Die Hörsaga enthält dagegen

ausdrücklich den Satz: „Denn es galt als Mord, wenn man Kinder tötete, nachdem sie einmal mit Wasser besprengt waren.“ Er stellt diesem Zeugnis an die Seite den Satz aus dem südschwedischen Östgötalag, in dem es heißt: „Wenn ein Mann oder ein Weib ihr Kind ermorden, nachdem es getauft ist, dann soll man ihn rädern oder sie steinigen lassen.“ Eine Reihe germanischer Gesetzesbestimmungen, in welchen immer wieder Unterschiede zwischen der Tötung getaufter und ungetaufter Kinder gemacht werden, dienen *Eckhardt* dann zum weiteren Beweise für seine Auffassung. Er nimmt daher an, daß man das neugeborene Kind noch für unbeseelt hielt und daß die Wasserweihe ursprünglich den Sinn einer Beseelung des Kindes enthalten habe, was nach dieser Darstellung nicht unwahrscheinlich erscheint.

Bei allen germanischen Bauernvölkern finden wir eine allgemeine Hochachtung vor dem keimenden Leben und dementsprechend auch Maßnahmen zum besonderen Schutze der werdenden Mutter, auf die noch einzugehen sein wird, wie auch harte Strafen für Abtreibung, Verursachung von Fehlgeburten u. dgl. Auch hier wurden selbstverständlich im biologisch denkenden Bauerntum Unterschiede zwischen erblich hochwertigen und geringwertigen, zwischen rassisch erwünschten und unerwünschten Kindern gemacht. So wurde stets zwischen Kindern von Freibauern und Kindern von Knechten unterschieden. Oben sahen wir ja auch, daß man zwischen männlichen und weiblichen Geburten unterschied, wobei letztere höher bewertet wurden. Abtreibung scheint im Nordgermanentum fast ganz unbekannt gewesen zu sein, jedenfalls finden wir in den nordischen Quellen so gut wie nichts darüber. Dagegen erwähnen zahlreiche Gesetzesbestimmungen der südlicheren Germanen, insbesondere derjenigen, die mit Römern und Galliern in Berührung kamen, derartige Straftaten. Daß man im germanischen Bauerntum Vergehen gegen das keimende Leben scharf ablehnend gegenüberstand, liegt auf der Hand. Schon bei *Tacitus* (II 2, S. 125) finden wir den bekannten Satz: „Die Zahl der Kinder zu beschränken oder eines der nachgeborenen zu töten, wird als Schandtat angesehen, und mehr vermögen dort gute Sitten, als anderswo gute Gesetze.“

Diese Darstellung des *Tacitus* wird einige hundert Jahre später

von den verschiedensten germanischen Stammesgesetzen bestätigt. So heißt es im Rechtsbuch der Westgoten (36, S. 157/159):

1. „Von solchen, die einen Trank zur Abtreibung gegeben haben.

Wer einer schwangeren Frau einen Trank zur Abtreibung oder zur Kindes-tötung gibt, werde mit dem Tode bestraft; und die Frau, die sich diesen Trank zur Abtreibung verschafft hat, empfangen, wenn sie eine Magd ist, zweihundert Peitschenhiebe; ist sie eine Freie, so verliere sie ihre Standesehre und soll dem als Sklavin übergeben werden, dem wir sie zusprechen.

2. Wenn ein Freier bei einer Freien eine Fehlgeburt verursacht.

Stößt jemand eine schwangere Frau oder verursacht er auf andere Weise eine Fehlgeburt, so daß sie stirbt, so soll man ihn als Mörder bestrafen. Wenn aber nur die Leibesfrucht abgeht, ohne daß die Frau Schaden nimmt, und hat das ein Freier an einer Freien begangen, so leiste er hundertfünfzig Schillinge, wenn er ein Kind von menschlicher Gestalt ums Leben gebracht hat; hundert Schillinge, wenn dies nicht der Fall ist.

3. Wenn eine freie Frau bei einer Freien eine Fehlgeburt verursacht.

Hat eine freie Frau durch Gewalttat oder sonstwie bei einer Freien eine Fehlgeburt verursacht und diese selbst dabei zu Schaden gebracht, so soll sie bestraft werden, wie es oben von einem Freien gesagt ist.

4. Wenn ein Freier bei einer Magd eine Fehlgeburt verursacht.

Hat ein Freier bei einer Magd eine Fehlgeburt verursacht, so muß er dem Herrn der Magd zwanzig Schillinge entrichten.

5. Wenn ein Knecht bei einer Freien eine Fehlgeburt verursacht hat, so soll er öffentlich zweihundert Peitschenhiebe empfangen und als Knecht der Freien übergeben werden.

6. Wenn ein Knecht die Leibesfrucht einer Magd beschädigt hat.

Hat ein Knecht bei einer Magd eine Fehlgeburt verursacht, so muß der Herr des Knechtes dem Herrn der Magd zehn Schillinge entrichten und der Knecht empfangen darüber hinaus zweihundert Peitschenhiebe.“

Wir sehen, daß die Strafen, die für die Abtreibung und Verursachung von Fehlgeburten verhängt werden, sehr hart sind. Sie entsprechen Strafen, wie sie sonst nur über ehrlose Neidlinge verhängt werden, d. h. in erster Linie solche, die das Wohl und die Ehre ihrer Sippe schädigen und die man für entartet hält und deshalb aus der Sippen- und Volksgemeinschaft ausstößt. Frauen, die Kinder abtreiben, sind Entartete, die ausgemerzt werden müssen. Im übrigen werden erhebliche Unterschiede gemacht zwischen Freien und Unfreien. Bei Unfreien wird nur die Missetat gesühnt und der

dem Besitzer entstandene Schaden vergütet. Bei Freien aber trifft Ausmerze den Entarteten. Es ist bezeichnend, daß die mit Römern und Spaniern zusammenlebenden Westgoten sich besonders ausführlich mit dem Vergehen der Abtreibung befassen müssen. Auch noch an anderer Stelle des Westgotenrechts (36, S. 63) wird die Gefahr der Abtreibung bekämpft: Man verbietet Ehefrauen, sich vor Ablauf eines Jahres nach dem Tode ihres Mannes neu zu verehelichen.

„Solch eine Frau soll nach unserem Willen diesen Nachteil hauptsächlich deshalb auf sich nehmen müssen, damit nicht die von ihrem (ersten) Gatten schwanger hinterlassene, indem sie in ungezügelter Begier zu einer zweiten Ehe schreitet oder sich der Unzucht hingibt, die Anwartschaft des keimenden Lebens noch vor der Geburt zunichte macht.“

Ganz ähnliche Bestimmungen wie bei den Westgoten finden wir bei den Salfranken. In den „Salfränkischen Nachträgen“ (25, S. 137/139) wird festgelegt:

„Wenn jemand ein freies, schwangeres Weib mit der Faust oder dem Fuß gegen den Bauch oder gegen die Nieren stößt und ihr die Frucht nicht her austreibt und sie deswegen bis an den Tod krank wird, werde er zu zweihundert Schillingen verurteilt.

Wenn jemand aber die Frucht tot her austreibt und sie selbst davonkommt, werde er zu sechshundert Schillingen verurteilt.

Wenn aber das Weib deswegen stirbt, werde er zu neunhundert Schillingen verurteilt.

Wenn aber das Weib, das gestorben ist, aus irgendeinem Grunde unter Königsschutz gestellt war, werde er zu zwölfhundert Schillingen verurteilt.

Es ist beschlossen, dies Gesetz bei Dienerinnen oder Halbfreien oder Römern mit der Hälfte zu beachten.

Wenn jemand einer Magd die Frucht tot her austreibt, büße er, wenn es eine einfache Magd ist, 62½ Schillinge, ebenso auch einen Pfennig.

Wenn aber diese Magd die Vorratskammer oder das Arbeitsgemach ihres Herrn verwaltet, büße man 100 Schillinge und einen Pfennig für sie.“

Aus den letzten Abschnitten könnte man den Fehlschluß ziehen, als handle es sich bei den vorliegenden Unterscheidungen um rein soziale, ständische Schichtungen, nach denen gewertet wird. Daß die Stände ursprünglich rassisch aufgefaßt werden müssen, ist aber schon nachgewiesen worden. Die rassisch erbwertliche Gliederungs-

grundlage ergibt sich jedoch ganz klar aus der Gleichstellung von Dienerinnen, Halbfreien und Römerinnen. Hier werden die sozial tiefer stehenden Dienerinnen mit den fremdrassigen Römerinnen in einem Atem genannt – es wird damit klar ausgesprochen, daß sie rassisch-erbwertlich als auf gleicher Stufe stehend betrachtet wurden. Wir haben also auch hier eine deutlich erkennbare Abschätzung der Abtreibung nach dem erblichen Wert des abgetriebenen Kindes.

Je weiter man sich aus den rassischen Mischgebieten des Südens nach dem Norden zu entfernt, um so seltener findet man Gebote, die sich auf das Verbrechen der Abtreibung beziehen. Bei den Bayern sind die Strafen fast genau die gleichen wie bei den Westgoten. Das „Volksrecht der Bayern“ (2, S. 121) enthält den Satz: „Wenn jemand einen Trank gibt, damit er eine Fehlgeburt verursache, empfangen das Weib, wenn es eine Magd ist, zweihundert Geißelhiebe; und wenn eine Freie, verliere es die Freiheit und werde zur Knechtschaft zugewiesen, wenn es der Herzog befiehlt.“ Also auch hier wird das entartete Weib aus dem Freibauerntum ausgemerzt. Ganz ebenso heißt es im „Volksrecht der Friesen“ (3, S. 75/77): „Von den Menschen, die ohne Buße getötet werden können“ u. a., „und das Kind, das nach dem Austritt aus dem Mutterleib von der Mutter getötet wird. Und wenn dies aber eine andere Frau tut, büße sie ihr Mannsgeld dem Könige, und wenn sie leugnet, schwöre sie mit 5.“

Im Gesetzbuch der Salfranken (25, S. 33) heißt es: „Wenn er aber ein Kind im Mutterleib tötet oder, bevor es einen Namen hat, vor Gericht „Neuntagefrist“ genannt, werde der, dem es nachgewiesen wird, zu 4000 Pfennigen gleich 100 Schillingen verurteilt.“ Und ebenso bei den Moselfranken (26, S. 159): „Wenn jemand die Leibesfrucht in der Mutter tötet oder einen Neugeborenen, bevor er einen Namen hat, werde er zu 100 Schillingen verurteilt. Wenn er die Mutter samt der Leibesfrucht tötet, werde er mit 700 Schillingen bestraft.“ Bei diesen Bestimmungen handelt es sich nicht um Abtreibungen, sondern um die Verursachung einer Fehlgeburt, ein Vergehen, das, da es auch versehentlich erfolgen kann, natürlich anders gewertet wurde als eine von der Mutter beabsichtigte Abtreibung. Immerhin sind die Strafen von 100 Schillingen für die damalige Zeit sehr empfindlich. Eine ähnliche Sühne kennen auch die

Alemannen. Im „*pactus alamanorum*“, aus dem 7. Jahrhundert (25, S. 161), heißt es: „Wenn eine Frau schwanger ist und durch die Tat eines anderen das Kind tot geboren wird, oder es zwar lebend geboren wird, aber keine neun Nächte lebt, büße der, dem es zugerechnet wird, 40 Schillinge.“ Einmal findet sich auch im altschwedischen „*Uplandslag*“ (32, S. 136) ein kurzer Hinweis, wenn es da heißt: „Nun kann ein ungetauftes Kind getötet werden; da wird die Buße nicht höher, als 40 Mark.“ Und *K. A. Eckhardt* (52), der einige der hier angeführten Belege auch schon erwähnt, weist darauf hin, daß sich auch in den angelsächsischen *Leges Heinrici* von 1118 eine ähnliche Verfügung findet.

Zusammenfassend ist zu der Frage der Abtreibung zu sagen, daß die Abtreibung offenbar im germanischen Bauerntum kaum bekannt war, wohl aber in rassistischen Mischgebieten unter germanischer Herrschaft. Abtreibung, von germanischen Freibäuerinnen vorgenommen, galt als Zeichen der Entartung und führte zur Ausmerze der entarteten Mutter. Man schied wohl zwischen hochwertigen und minderwertigen Leibesfrüchten, die Strafen, auch für die Verursachung von Fehlgeburten oder Tötung des Neugeborenen waren aber auf jeden Fall schwer. Insgesamt bestätigen die germanischen Rechtssätze durchaus die Angabe des *Tacitus*, aus der hervorgeht, daß Abtreibungen und absichtliche Fehlgeburten im germanischen Bauerntum als schändliches Neidingswerk hart verurteilt wurden.

Eine weitere wichtige Feststellung bei der Geburt eines germanischen Bauernkindes betraf die Frage der Ehelichkeit. Bei der zentralen Stellung, die im Leben des germanischen Freibauern die Sippe einnahm, war es eine Selbstverständlichkeit, daß das Schicksal eines Kindes weithin davon abhing, ob es ein vollwertiges Mitglied der Sippe war oder nicht. Wie überall, so spielte auch hier die biologische Bewertung die wichtigste Rolle. Es wurde schon mehrfach darauf hingewiesen, daß uneheliche Kinder je nach ihrer Herkunft sehr verschieden bewertet und behandelt wurden. Es wurde aber auch bereits angedeutet, daß bei bester beiderseitiger Abkunft der Mangel unehelicher Geburt nie ganz getilgt und ausgeglichen werden konnte, es sei denn eine voreheliche Geburt, deren Gleichsetzung mit unehelicher Geburt der christlichen Kirche vorbehalten

blieb, eine Auffassung, die aber nie und nirgends Eingang in das Rechtsgefühl und Rechtsbewußtsein germanischen Bauerntums gefunden hat, auch heute noch nicht.

Die Stellung der unehelichen Kinder in der germanischen Bauernsippe und im germanischen Volksrecht interessiert uns hier lediglich vom erbbiologischen Standpunkte aus. Deshalb erübrigt sich eine ausführliche Darstellung der germanischen Rechtsstellung der Unehelichen, um so mehr, als *Grönbech* (58) eine ausführliche und an Vollständigkeit wohl kaum zu überbietende Quellendarstellung zu dieser Frage geliefert hat (II, S. 290ff.). Auch die meisten der bisher in dieser Arbeit behandelten und angeführten Autoren kommen mehr oder weniger eindringlich auf diese Frage zu sprechen, insbesondere *R. W. Darré* (50), der vor allem den erbbiologischen Charakter in der Bewertung der verschiedenen Unehelichen hervorhob. Einen der frühesten Hinweise auf den grundsätzlichen Unterschied zwischen erbbiologisch wertvollen Kindern ebenbürtiger Eltern und den erbbiologisch unerwünschten Kindern aus Verbindungen mit Unfreien verdanken wir *von Amira*, der schon 1890 (41, S. 184/185) ausführte: „Uneheliche Kinder hatten nach ältestem Recht nur mütterliche Verwandtschaft. Dies Prinzip ist jedoch von vielen, insbesondere den ostgermanischen RR. frühzeitig aufgegeben worden, und zwar zunächst zugunsten des „Winkelkinds“ (wn. hornungr, alam. hornung, fries. horning, ags. hornungssunu), d. h. desjenigen Kindes, welches der Vater in offenem Konkubinat mit einem freien Weibe erzeugt. Wurde das Winkelkind auch nicht dem ehelichen oder „echten“ Kind (wn. skirgetinn, skilgetinn, langob. fulboran, ags. fulboren) gleichgestellt, so wurde ihm doch eine Stelle im väterlichen Geschlechtsverband insofern eingeräumt, als man es hier zum Geben und Nehmen von Wergeld sowie zu vormundschaftlichen Funktionen berief und mit Alimentationsansprüchen, ja, sogar mit einem Erbrecht gegenüber dem Vater oder doch mit einer Abfindung für ein solches ausstattete. Nachmals wurde der rechtliche Unterschied zwischen dem aus offenem Konkubinat und dem aus heimlicher unehelicher Verbindung von freiem Weibe geborenen (wn. hrisungr, lauketinn), ja sogar dem von unfreier Mutter stammenden Kinde eines freien Mannes (wn. thyborenn, on. thybarn) abge-

schwächt oder ganz verwischt, was zur Ausbildung eines prozesualen Paternitätsbeweises führte. Wo jedoch die Kirche ihre Lehre von der Verwerflichkeit jeder außerehelichen Geschlechtsverbindung zur Herrschaft brachte, ist Besserstellung der unehelichen Geburt gegenüber der Vaterseite vielfach aufgehalten, ja, es ist sogar ihre Stellung zur Mutterseite in manchen Rechten verschlechtert worden. Dagegen hat die Kirche die Aufnahme fremdrechtlicher Formen der Legitimation befördert, während nach rein germ. R. Legitimation nur in Gestalt der „Einleitung“ in die Sippe möglich war.“

Grönbech (58) versucht insbesondere die Zwischenstellung freier Unehelicher, die sich aus der weitgehenden Erbunfähigkeit einerseits, der geachteten Stellung in der Sippe andererseits ergibt, vom religiösen Standpunkte aus zu klären. Der uns hier in erster Linie interessierende biologische Standpunkt in der Bewertung der Unehelichen wird von *Grönbech* nicht beachtet, ja er hält sogar wegen der Tatsache, daß im norwegischen Gulathingsrecht beim Erbrecht Uneheliche verschiedenster Herkunft in gleicher Form ins Geschlecht eingeführt werden und dann erben können, derartige Unterschiede nicht für von wesentlicher Bedeutung. Dem stehen jedoch eine ganze Reihe gewichtiger Zeugnisse gegenüber. Es wäre schon unbegreiflich, warum der von *Grönbech* angeführte Abschnitt über das Erbrecht im norwegischen Gulathingsrecht so ausführlich schreibt: „Das ist der siebente Erbgang, daß von dem Vater der Winkelsohn erbt und der Buschsohn und der Magdsohn, der nicht ins Geschlecht eingeführt ist; sie erben das bewegliche Gut und das Land. Der heißt Winkelsohn, der Sohn einer freien Frau ist, für die kein Mund bezahlt ist, wenn der Vater bei Licht (offen) in ihr Bett gegangen ist. Und der heißt Buschsohn, der Sohn einer freien Frau ist, aber heimlich erzeugt. Und der Magdsohn ist der Sohn einer Unfreien, dem die Freiheit gegeben ist, bevor der die dritte heilige Nacht erlebt hat. Sie kommen zu vollem Erbrecht.“ Dieselbe scharfe Trennung finden wir im norwegischen Frostothingsgesetz (29, S. 199/200).

Welche Bedeutung sollte wohl die scharfe, gesetzliche Trennung in Winkelsohn, Buschsohn und Magdsohn haben, wenn dahinter nicht der Gedanke einer Unterschiedlichkeit nach ihrem biologischen Wert steht? Daß auch ein Magdsohn hochwertig sein kann, das wußten

die germanischen Bauern recht gut, denn oft genug gerieten freie Frauen bester Abstammung unverschuldet in Kriegsgefangenschaft. Die Beispiele von Melkorka, von Nereid, von Ljufvina, die schon angeführt wurden, beweisen neben anderen zur Genüge, daß zwischen Magdsohn und Magdsohn ebenfalls Unterschiede nach ihrer Abstammung, ihrem biologischen Werte gemacht werden. Darauf ist *R. W. Darré* (50) schon ausführlich eingegangen. Der Sohn Melkorkas ist auch ein Magdsohn, und dennoch kommt er als freier Mann zu hohen Ehren, nachdem sich die edle Abstammung der Mutter, nicht zuletzt am Kinde selbst, erwiesen hat. Sein königlicher Muttervater nimmt ihn ohne weiteres in seine Sippe auf. Freilich, ganz kann der Uneheliche den Makel seiner Geburt nicht überwinden, und als er später um Thorgerd Egilstochter anhält, da antwortet diese ihrem Vater: „Das habe ich dich sagen hören, daß du mich am liebsten habest von deinen Kindern, aber nun, meine ich, bewährt du das nicht, da du mich mit dem Sohn einer Magd verheiraten willst, mag er auch stattlich sein und noch so prächtig auftreten.“ Der Schimpfname „Magdsohn“ hängt ihm an, obgleich er längst seine gute Abkunft und Art bewährt hat. Aber auf jeden Fall ist die biologische Wertung der Abstammung der ursprüngliche, sinnvolle Grund dafür, daß man auch gelegentlich Magdsöhnen die Freiheit gab, sie in die Sippe einführte und sie erbberechtigt machte. Das hat nichts mit einer Verwischung der Grenzen zu tun, denn die Grenzen waren biologischer Art und wurden – abhold jeder formalen Juristerei, wie der germanische Bauer war – nur als solche geachtet und dann auch streng eingehalten. Entfiel der biologische Grund, so verschwand natürlich auch die Grenze. Ein Magdsohn, dessen Mutter sich als Frau von edler Abstammung erwies, wurde dadurch ohne weiteres sinngemäß ein Winkelsohn. Er konnte als solcher ebensogut in die Sippe eingeführt werden wie ein Sohn freier, aber unverheirateter Eltern. Auch *W. Krause* (77), der die diesbezüglichen Verhältnisse im altisländischen Bauerntum sehr genau studiert hat, schreibt (S. 152): „Das Wort frilluson hat dagegen in den Familiensagas keine solche stark verächtliche Bedeutung wie ambattarson“, wobei frilluson etwa Winkelsohn, ambattarson aber Magdsohn bedeutet.

Im allgemeinen gilt für die Bewertung der Unehelichen der Grundsatz, daß sie der ärgeren Hand folgten. So heißt es im westgotischen Gesetz (36, S. 67) von den Kindern, die eine freie Frau von einem Unfreien hat: „Die Kinder aber, wann und wie viele auch immer aus dieser Schande hervorgegangen sind, sollen dem Stande des Vaters folgen und in Knechtschaft verbleiben, das Vermögen der Frau sollen ihre Verwandten nach der gesetzlichen Erbfolgeordnung an sich ziehen. Dies Gesetz soll auch — so befehlen wir — gelten von freien Männern, die sich mit königlichen oder sonstigen Mägden verbunden haben, damit auf diese Weise der Stand(esunterschied) gewahrt bleibe.“ Aus dem letzten Satz geht klar hervor, daß die Kinder dieser Mägde dem unfreien Stande ihrer Mütter folgten, ebenso wie die Kinder freier Mütter mit unfreien Knechten den Vätern folgten. Wenn hier von der Erhaltung des „Standes“ die Rede ist, so mag hier nochmals daran erinnert werden, daß „Stand“ und „Rasse“ ursprünglich übereinstimmten, wie das im Abschnitt über das germanische Rassenbewußtsein schon dargelegt wurde. Wir werden auf den Stand der Unfreien noch ausführlicher zu sprechen kommen. Daß sich späterhin, in der christlichen Verfallszeit, die Begriffe infolge des Vorherrschens der christlichen Gleichheitslehre und der Unterdrückung der altheidnischen, naturwüchsigen Weltanschauung verwischten und die Grenzen verschoben, das kann in keiner Weise die Tatsachen entkräften, die für die ursprünglich rein biologische Bedeutung der Standesabgrenzung sprechen.

Auch im Volksrecht der Bayern findet sich ein Beleg für die germanische Bestimmung, wonach Magdkinder nicht mit unehelichen Kindern freier Frauen gleichgestellt werden sollen. Es heißt da (27, S. 153): „Brüder sollen die Erbschaft des Vaters gleichmäßig teilen. Wenn er aber viele Weiber hatte und alle ihrem Geschlecht nach frei waren, aber welche nicht gleichmäßig reich, besitze ein jeder die Erbschaft seiner Mutter; das väterliche Vermögen aber sollen sie gleichmäßig teilen. Wenn er aber Söhne von einer Magd hat, sollen diese keinen Anteil mit den Brüdern erhalten, außer so viel, wie ihm seine Brüder aus Mitleid geben wollen.“ Der letzte Satz wird dann aus dem Alten Testament begründet, es besteht aber wohl kein Zweifel daran, daß hier eine typisch heidnische Unterscheidung

zwischen frei und unfrei gemacht wird. Im Gegensatz zu anderen germanischen Völkern, bei denen auch freiegeborene Uneheliche nicht voll erbberechtigt waren, sind hier die unehelichen den ehelichen Söhnen gleichgestellt. Denn da von einer gesetzlich zugelassenen und in der Volkssitte verwurzelten Polygamie bei germanischen Freibauern nicht die Rede sein kann, so muß sich der zweite Satz von den „vielen Weibern freien Geschlechts“ entweder auf verschiedene (infolge Todesfalls oder Scheidung) hintereinander geschlossene Ehen oder auf unehelichen Verkehr mit Kebsen beziehen.

Als Belege für den Satz, ein Kind, gezeugt mit einer unfreien Frau, sei unfrei, führt *Grönbech* (58) auch Stellen aus den Långobardengesetzen (Rothari), dem norwegischen Gulathingsrecht, dem schonischen Recht, und aus Liutprand an. Sie stimmen weitgehend mit dem oben Dargelegten überein, so daß sich hier ein Eingehen auf die Stellen erübrigt.

Ein Beispiel für die Einstellung, die man im nordgermanischen Bauerntum allgemein den Magdkindern gegenüber einnahm und die in den meisten Fällen auch der Vater des Kindes selbst teilte, führt die „Geschichte von Jarl Thorfinn dem Mächtigen“ an (19, S. 23 bis 26). Darin wird von Jarl Rögnvald erzählt, dem König Harald Haarschön in Norwegen die Herrschaft über Möre und Raumsdal gab. Von ihm wird gesagt: „Er hatte Ragnhild zur Frau, die Tochter von Hrolf Nefja; ihr Sohn war Hrolf, der die Normandie eroberte. Der war so groß, daß Pferde ihn nicht trugen; drum hieß er Gang-Hrolf. Von ihm stammen die Jarle von Rouen und die englischen Könige ab. Ihre Söhne waren auch Ivar und Thorir Thegjandi (d. h. der Schweiger). Rögnvald hatte ferner Söhne von Beischläferinnen; die hießen Hallad, Hrollaug und Einar; dies war der jüngste.“

In Harald Haarschöns Zeit begannen sich an den nordgermanischen Königs- und Fürstenhöfen erstmalig auffallende Veränderungen im sittlichen Verhalten einzustellen, Beischläferinnen begannen – wie schon lange im christlichen germanischen Süden, man denke an die Merovinger – eine Rolle zu spielen. Jarl Rögnvald ahmte das schlechte Beispiel Harald Haarschöns nach, der seinerseits seine Vorbilder sowohl bezüglich der Sittlichkeit als auch bezüglich der Gewaltherrschaft im Frankenreich gesucht haben mag. Aber man

hielt nicht viel von den mit Mägden – und das waren Rögnavlds Beischläferinnen – erzeugten Söhnen. So wird von dem Magdsohn Halldad, dem der in sittlicher Hinsicht sehr leichtfertige und obendrein recht selbstherrliche König Harald im Gegensatz zur Volkshaltung den Jarlsnamen und die Herrschaft über die Orkaden gab, berichtet, daß er sich äußerst kläglich benahm und auf seine Herrschaft verzichtete, als er seine Bauern vor plündernden Wikingern schützen sollte. Auch der Magdsohn Einar wird nicht für voll genommen. Er wird schon rein äußerlich als recht unnordisch geschildert, „ein großer und häßlicher Mann, einäugig, und doch sah er schärfer als alle“. Als er das Orkadenjarltum haben will, sagt sein Vater zu ihm: „Wenig berufen bist du zum Häuptling von wegen deiner Mutter; denn sie ist durch ihre ganze Verwandtschaft von knechtischer Geburt. Aber das ist wahr, daß es mir um so lieber wäre, je früher du wegführest und je später du wiederkämst.“ Der Vater sieht also deutlich, welch schlechtes Erbgut in seinen unehelichen Magdsöhnen herrscht und legt darum wenig Wert auf ihre Anwesenheit an seinem Hof. Die Minderwertigkeit der Magdsöhne ist um so auffallender, als der eheliche Sohn Hrolf einer der berühmtesten Männer geworden ist.

Wenn nun auch die Auffassung vom Stande eines Magdkindes offenbar urgermanisch und bei allen Stämmen übereinstimmend gewesen sein muß – auch die biologische Abschätzung des Kindes und die Möglichkeit seiner Freisprechung durch den Vater war germanisch –, so scheint doch die Rechtsstellung der Winkel- und Buschkinder, der Unehelichen von freien Frauen wesentlich uneinheitlicher gewesen zu sein. Darauf weist auch *Grönbech* hin, es ist auch schon anderen Bearbeitern dieser Frage aufgefallen. *W. Krause* (77) macht darauf aufmerksam, daß nicht selten im altisländischen Freibauerntum uneheliche Kinder, sofern sie von freigeborener, vollwertiger Mutter abstammten, vollständig gleichberechtigt mit den ehelichen Kindern des Vaters großgezogen wurden. Dies wird beispielsweise von Höskuld, dem unehelichen Sohn Njals in der *Njals-saga*, erzählt. Er war der Sohn von Hrodny, einer Bäuerin guter Abkunft, und wurde zusammen mit Njals sechs anderen Kindern erzogen. Offenbar war er vollwertig in die Familie aufgenommen und

auch von Njals rechtmäßiger Ehefrau Bergthora durchaus als vollwertiger Sohn Njals betrachtet worden, denn als er ermordet wird, da spornt gerade Bergthora ihre Söhne besonders zur Rache für diesen unehelichen Sohn ihres Mannes an. Und in der bereits mehrfach erörterten Geschichte von Melkorka nennt, wie wir sahen, Höskuld seinen unehelichen Sohn Olaf nach dem verstorbenen Mutterbruder – deutlicher kann wohl die vollwertige Aufnahme ins Geschlecht nicht ausgesprochen werden, wenn man berücksichtigt, welche Vorstellungen sich im germanischen Freibauerntum mit der Namensgebung eines Kindes verknüpften.

Wie stark man den freigeborenen unehelichen Sohn als zur Sippe gehörig betrachtete, zeigt auch das isländische Gesetzbuch der Graugans (34, S. 184). Bei Erörterung der Frage, wer auf dem Thing Klage für einen Totschlag erheben könne, heißt es da:

„Diese Männer zählt man zu den Inhabern (der Totschlagsklage): Nach den Brüdern ist der uneheliche Sohn Inhaber. Dann der uneheliche Bruder vom selben Vater. Dann der uneheliche Bruder von derselben Mutter. Sind diese Männer nicht vorhanden, dann ist Kläger der nächste Verwandte unter den Freigeborenen und Erbfähigen und im Lande Befindlichen.“ Die unehelichen Brüder treten zwar hinter die ehelichen zurück, kommen aber noch vor allen anderen Verwandten des Erschlagenen. Ihre Zugehörigkeit zur Sippe wird dadurch stark betont. Es bedarf keines besonderen Beweises dafür, daß der Uneheliche nicht nur Wergeld nehmen konnte, sondern daß für seine Erschlagung an Stelle der oben schon genannten Blutrache auch vollwertiges Wergeld gefordert wurde. *Von Amira* (41) weist schon darauf hin, daß man dem unehelichen, freigeborenen Kind sogar vorwundtschaftliche Funktionen in der Sippe einräumen konnte.

Trotz aller dieser Verhältnisse bleibt die Tatsache bestehen, daß in verschiedenen Germanenrechten die Erbfähigkeit der Unehelichen mehr oder weniger begrenzt ist, daß man also dem Unehelichen keinen vollen Anteil am Sippenerbe zusprach, so wie er ja auch nur zur Hälfte eines Blutes mit seinen Geschwistern war. Wenn *Grönbech* allerdings behauptet: „Keine spätere Heirat der Eltern des Kindes kann die Geburt des ursprünglich unehelichen Kindes irgendwie verbessern“, so steht das in entschiedenem Widerspruch zu den eindeu-

tigen Zeugnissen verschiedener germanischer Gesetze. So heißt es im älteren schwedischen Westgötagesetz (32, S. 25): „Legt sich ein Mann zu einer Frau, erzeugt er ein Kind mit ihr, das ist ein eheliches Kind, wenn er sie sich nachher festigt und sie dem Recht gemäß (zur Frau) erhält.“ Und von den Schoßsetzungskindern wird (S. 123) gesagt: „Erzeugt ein Mann ein Kind in unehelicher Beiwohnung und nimmt der Mann nachher diese Frau zur gesetzlich angetrauten Hausfrau, da nimmt das Kind Erbe und loses Gut wie ein anderes echtgeborenes Kind, auch wenn die Frau oder der Mann inzwischen eine andere Ehe eingegangen hat. Festigt sich ein Mann eine Frau, krank oder gesund, mit Festigern und vollen Formen, die er vorher als Friedel gehabt und mit der er ein Kind gehabt hat, hat er sie so gefestigt, wie nun gesagt ist, da sei dieses Kind ein echtgeborenes Kind, ob nun der Bauer lebt oder tot ist. Wird auch ein Kind in der Verlöbniszeit erzeugt, nehme dieses Kind Erbe und loses Gut.“ – Und ganz ebenso sagt das dänische, Erichs seeländische Recht (33, S. 32): „Hat ein Mann eine Friedel und hat er mit ihr Kinder und läßt er sich mit ihr trauen, so erhalten die (Kinder) das Recht echtgeborener Kinder.“

Aus der Tatsache, daß dies auch heute noch allgemein Bauernbrauch und -recht ist, obgleich die Kirche dagegen von jeher aufs schärfste angekämpft und solche Kinder stets als uneheliche behandelt hat, können wir schließen, daß es sich hierbei um die ältere, ursprünglich heidnische Auffassung handelt. Sie entspricht auch dem erbbiologischen Denken des germanischen Freibauerntums, während die Auffassung, als fehle dem Kinde etwas, weil es vor der Eheweihe geboren wurde – sei diese nun magisch oder symbolisch aufgefaßt worden –, zweifellos eine Verfallserscheinung unter kirchlichem Einfluß ist.

V. Amira (41) weist darauf hin, daß die späteren Vaterschaftsprozesse offenbar eine Folge der in der Verfallszeit des Heidentums beginnenden Grenzverwischung zwischen den ursprünglich verschiedenen bewerteten Winkel-, Busch- und Magdkindern waren. Es ist überraschend, wenn man feststellt, daß im Verfahren des Vaterschaftsbeweises die erbbiologische Ähnlichkeitsdiagnose, die heute nach Überwindung erheblicher Widerstände ins Gerichtsverfahren einge-

führt werden konnte, für germanische Freibauern offenbar etwas Selbstverständliches war. So heißt es im norwegischen Gulathingsrecht von einem Manne, der unter Eid seine Vaterschaft bestritten hat (31, S. 50): „Nun wird das Kind ihm gleich, und er sieht ein, daß er diesen Eid unrichtig geschworen hat, da soll er fahren in eine Männerversammlung und erklären, daß es sein Kind sei.“ Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß die Ähnlichkeit zwischen Vater und Kind als erbbiologischer Beweis für die Vaterschaft gerichtlich anerkannt wurde — eine Einstellung, zu deren Wiedererweckung ein Zeitraum von 1000 Jahren und ein harter Kampf gegen naturentfremdete und rassefremde, über das Volk herrschende Lehrmeinungen notwendig war.

2. Erziehung

zu erbbiologischem Verantwortungsbewußtsein

Wenden wir uns nunmehr den Grundsätzen zu, nach denen der germanische Freibauer die Erziehung seiner Kinder ausrichtete. Wir sahen im vorigen Abschnitt, daß er bei der Geburt eine Auslese unter den Neugeborenen traf. Entartete Kinder wurden rechtzeitig ausgemerzt, minderwertige der Abstammung nach dem Knechtsstand zugewiesen. Der Bauer durfte also hoffen, daß Kinder, die er einer Aufzucht und einer Aufnahme in die Sippe für wert hielt, diese Aufzucht auch lohnen und in die Art der Sippe, der Vorfahren schlagen würden.

„Geriete er nach den Verwandten, so ginge es gut mit ihm. Da erzog man ihn sorgfältig, wie man sich da verpflichtet fühlte“;

so sagen die Gesippen im Nibelungenlied (92, S. 220) von Siegfrieds Sohn Gunther. Tatsächlich sorgte die Auslese bei der Geburt, bei der Gattenwahl und im späteren Leben — wir kommen noch darauf — dafür, daß eine Verschlechterung des Sippenerbguts nur in seltenen Fällen auftreten konnte. Im allgemeinen entsprachen die Kinder durchaus den Erwartungen, die die Eltern auf Grund der eigenen Abstammung, d. h. also auf Grund des eigenen Erbbilds billigerweise hegen durften.

Über die grundsätzlichen Züge der Erziehung, der nun diese ausgelesenen germanischen Bauernkinder unterworfen wurden, braucht nicht gesprochen zu werden. Darüber hat *F. Wüllenweber* (119, 120), auch an Hand ausführlicher Quellenbelege, alles Wesentliche gesagt. Daß man die Möglichkeiten der Erziehung durchaus richtig einschätzte und sich keinen übertriebenen Hoffnungen hingab, das wurde bereits ausgiebig erörtert und nachgewiesen. Man wußte, daß der „Apfel nicht weit vom Stamm fällt“, und es konnte gezeigt werden, daß der germanische Bauer die Persönlichkeit eines Menschen zu drei Vierteln als das Ergebnis seiner Erbanlagen und nur zu einem Viertel als das Ergebnis der Erziehung ansah. Es blieb der Einwirkung der christlichen Kirche vorbehalten, an die Stelle dieser naturgewachsenen, gesunden Erkenntnis die Überschätzung der erzieherischen Einflußmöglichkeiten zu setzen, die etwa aus dem Wort „Lernen fördert mehr als Naturanlage“ (im Norwegischen Gefolgschaftsrecht; 30, S. 36) spricht. Es steht in krassem Widerspruch zum heidnischen Bauernwissen jener Zeit, es steht aber auch, wie wir heute sagen dürfen, im Widerspruch zu den modernsten Ergebnissen der menschlichen Erbbiologie. Der altheidnische Bauer hatte recht, die Kirche unrecht – die ganze spätere Entwicklung, alle Erziehungsergebnisse der nachfolgenden christlichen Jahrhunderte, sie bestätigten nur immer wieder die alte Bauernregel: Angeborene Weise geht schwer aus ihrem Geleise!

Und dennoch wußte der germanische Bauer sehr wohl, welche Bedeutung der Erziehung für das menschliche Leben zukam. Er machte nur einen Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen Erziehungsideal und Erziehungsmöglichkeit. Als nüchtern wägender Bauer wußte er, daß er vom Apfelbaum keine Birnen, aus Enteneiern keine Schwäne erhoffen durfte. Er wußte aber auch, daß Erbanlagen zu ihrer Entfaltung gewisse Umweltverhältnisse voraussetzten und daß der Erzieher diese Voraussetzung zu verwirklichen hatte. Er wußte, daß der Erzieher erwünschte Erbanlagen zur üppigen Entfaltung bringen oder verkümmern lassen konnte, so wie er wußte, daß auch unerwünschte Erbanlagen bis zu einem gewissen Grade zurückgedrängt und überdeckt werden konnten. „Die wisen sulen ziehen alsô die tumben kint“, von *Simrock* (92) übersetzt mit „Der

Weise weiß zu ziehen ein unberatnes Kind“, so heißt es in der Gudrun (Av. XX, V. 993). – Das wußte der germanische Freibauer, aber er kannte die Grenzen, die allen Erziehungsversuchen durch Naturanlagen gesetzt sind und gab sich keinen Illusionen hin, was man von den Pädagogen der christlichen Folgezeit späterhin nicht sagen kann.

So berichtet das Nibelungenlied (92, S. 8) von Siegmunds Sohn Siegfried: „Man erzog ihn so sorgsam, wie ihm das zukam“, aber zugleich wird betont: „Wie tüchtig wurde er vermöge der ihm angeborenen Gesinnung!“ Ein tadelloses Ahnenerbe und eine anständige Erziehung zusammen ergeben erst den vollwertigen Menschen. Eine scharfe Trennung zwischen angeborenen, unänderlichen Anlagen und durch Umwelt oder Erziehung mehr oder minder stark beeinflussbaren Anlagen macht nach *H. Reier* (101) die Saga vom Njal, in der sich eine Stelle (Nj. 268) findet, die *Reier* folgendermaßen übersetzt: „Sie war von allen Frauen am schönsten und besten auf sich gekommen bezüglich der Anlagen, über die ihr keine persönliche Freiheit zustand, aber alles das war ihr übel mit auf die Welt gegeben, über das sie selbst zu bestimmen hatte.“ Gemeint ist damit wohl weniger eine Unterscheidung zwischen Sippenerbgut und persönlicher Veranlagung, sondern vielmehr zwischen erblich festliegenden Anlagen – darüber hatte sie keine Freiheit, sie willensmäßig zu beeinflussen – und zwischen labileren Anlagen, die durch Beeinflussung bis zu gewissem Grade abänderbar sind. Man sieht gerade an diesen Beispielen, bis in welche Feinheiten des Erziehungsproblems der scharfe Verstand des nordischen Bauern einzudringen vermochte. Bezeichnend für das germanische Bauerntum aber ist, daß all dies nicht in wissenschaftlichen Abhandlungen dargelegt, sondern stets in praktischer Anwendung auf das Leben und die Deutung der Lebensvorgänge bezogen wird.

F. Wüllenweber (120) hat gezeigt, daß die germanische Jugend-erziehung von drei Seiten her angepackt wurde, von der bäuerlichen, der kriegerischen und der geistigen Formung her. Im Mittelpunkt der Erziehung stand dabei die Besinnung auf die in Sippe und Hof enthaltenen Grundwerte von „Blut und Boden“ und die Anleitung zu einer Lebensführung, die aus dem Bewußtsein der Bedeutung dieser

Grundwerte entsprang. Wenn Sippenstolz und Artbewußtsein stark gepflegt werden, so gründet sich das sowohl auf das Wissen um die Blutsgesetze als auch auf den Stolz auf die Bodenverwurzelung der Sippe im eigenen Bauernhof. Wir wissen, daß auch der germanische König der vorchristlichen Zeit am Bauerntum festhielt und auf seinem Bauernhof wohnte; der Ahnenstolz war mit der bäuerlichen Seßhaftigkeit eng verschmolzen. Aus dem Ahnenstolz und der Familienüberlieferung erwuchs die Sippenehre, ein Begriff, der, alles beherrschend und alles fordernd über dem Leben des aufwachsenden Bauernkindes stand. Diese Ehre forderte von dem jungen Sippenossen nicht nur eine Erhaltung des Familienbesitzes, des Familienbluterbes und der Familienehre, sondern darüber hinaus möglichst die Mehrung und Steigerung dieser Güter nach besten Kräften. Die Erziehung hatte demnach die Aufgabe, alle Anlagen zu fördern, die diesem Ziele zu dienen vermochten. Sie wandte sich an diejenigen seelischen Kräfte im Kinde, die in ihm, seiner Rasse und seiner Abstammung nach vorhanden sein mußten und suchte sie zu wecken und zu fördern. Sippenstolz und Artbewußtsein bedingten stark den Ehrbegriff, dessen Charakterisierung und weltanschaulich-religiösen Gehalt besonders *Grönbeck* (58) dargestellt hat. Wir wollen uns hier insbesondere mit der biologischen Seite des Ehrbegriffs beschäftigen und zeigen, wie der germanische Bauer gerade all das als ehrlos und ehrwidrig ansah, was dem gesunden Leben der Sippe und des Einzelnen zuwider war, was ihnen Schaden brachte und das Erbgut ungünstig beeinflussen konnte. Die Familienehre war eine empfindliche Sache, sie war aber auch aufs engste an das Familienerbgut gebunden und von ihm abhängig. Eine verkehrte Gattenwahl, ein entartetes Kind — sie konnten der Sippe den Untergang, der Sippenehre den Todesstoß bringen! Ehre und Blut, Ehre und Abstammung, Ehre und Erbgut hingen eng miteinander zusammen. Erziehung zu ehrenhafter Haltung, Erziehung zu Ehrbewußtsein hieß zugleich Erziehung zu Rassenbewußtsein und zu erbbiologischem Verantwortungsbeußtsein.

Es besteht kein Zweifel daran, daß auch hier die Jungen so zwitscherten, wie die Alten sangen. Konnten wir nachweisen, daß im germanischen Freibauerntum ein klares Rassenbewußtsein und eine

erstaunliche Kenntnis von der Macht der Vererbung vorhanden waren, dann dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß man den Kindern gerade dieses Wissen möglichst rechtzeitig übermittelte, war es doch die Grundlage des Begriffs der Sippenehre, die man heilig hielt. Diese Wissensübermittlung geschah wohl in erster Linie in der Sippe oder, wenn die Eltern sich nicht genügend um die Erziehung ihrer Kinder kümmern konnten, bei den Zieheltern. Hier wurde in ihm jenes heftige, starke Ehrempfinden großgezogen, das für das Leben des germanischen Jungbauern dann später oft so entscheidend wird, das aber immer bei allen Edelgeborenen ihr ganzes Denken und Tun beherrscht. Ein Ehrempfinden, das die Sippe vor ehrlosen Handlungen des jungen Sippenmitglieds bewahren soll, vor allem da, wo sie dem Sippenerbgut gefährlich werden können – in seinem sittlichen Verhalten, in der Bewahrung seines gesunden Leibes, in der Achtung des anderen Geschlechts, in der Gattenwahl.

Und so zeigt es sich, daß die Ehre des Mannes wie auch die der Frau insbesondere auf dem Gebiete der Abstammung, der Vererbung und der Rasse empfindlich sind. Kaum gibt es einen schlimmeren Vorwurf als den, man sei von zweifelhafter oder geringwertiger Abstammung. Ein solcher Vorwurf forderte blutige Rache heraus, denn er setzte das Wertvollste, das man besaß – das Sippenerbgut – in den Augen anderer herab. Solche Kränkungen waren sehr gefährlich. Ja, nach *Grönbeck* (58) sah man in einer Kränkung geradezu eine Vergiftung der Ehre, eine Verwundung, die man nur heilen konnte, indem man an dem Kränker Rache nahm oder ihn zur Buße zwang. Ein Mann, der dies unterlassen, der eine Kränkung stillschweigend ertragen hätte, wäre zum Neiding, zum ehrlosen Wicht herabgesunken, seine Sippe hätte ihn verstoßen und die verwundete Sippenehre ihrerseits durch eine Rachetat geheilt. Als man dem Halli in Gegenwart des Königs Harald des Harten vorwarf, er habe den Tod seines Vaters noch nicht gerächt, da bricht der König in die entrüsteten Worte aus: „Wie konntest du denn von Island zum Besuche von Häuptlingen kommen, ohne daß du deinen Vater zuvor gerächt hast?“ (In der Geschichte vom „Grützen-Halli“; 17, S. 270.) Es erscheint den Männern jener Zeit als unbegreiflich, wie man sich mit einer so arg geschädigten Ehre in guter Gesellschaft sehen lassen

konnte. Ein solcher Mann, der die Rache unterließ, wäre zum ausgestoßenen Neiding – gleichgestellt mit Meuchelmördern und Brudermördern – geworden, weil man ihn für ein entartetes Glied der Sippe gehalten hätte, da er die Sippenehre durch sein Verhalten auf das schlimmste gefährdete. Ihm fehlte eine der wichtigsten männlichen Eigenschaften, deshalb mußte er der Ausmerze verfallen. Eine Reihe von Beispielen dafür, daß man ehrvergessene, d. h. nicht auf Rache versessene Söhne als entartet ansah, wurden bereits oben (S. 81/82) angeführt. Groß ist die Zahl der Geschichten, in denen ein Zweifel an der Abstammung zu Totschlägen und Schlimmerem führt. Nie gerät Hartmut (im Gudrunlied) in größeren Zorn, als wenn Gudrun seine einwandfreie Abstammung und Ebenburt anzweifelt – und genau das gleiche Bild zeigen uns die Sagas und die übrige germanische Literatur. Aber auch andere Schmähungen, welche die biologische Vollwertigkeit eines Mannes antasteten, waren nur mit Blut auszu tilgen. So bestimmt das isländische Recht, die Graugans (34, S. 408), daß man den Vorwurf, man sei „weibisch“ oder „ervögelt“ bußlos mit Totschlag des Schmähers beantworten kann, beziehungsweise daß der Mann, der solche Schmähung ausspricht, als „Waldgänger“ aus der Gemeinschaft des Volkes und der Sippe ausgestoßen werden kann. Wahrlich eine harte Buße für ein Schimpfwort – aber auch bezeichnend für die gewaltige Bedeutung, die man der biologischen Vollwertigkeit und ihrer öffentlichen Anerkennung beimaß. Und ganz genau so ist es im norwegischen Recht. Im „Gulathingsrecht“ (31, S. 123) heißt es:

„Es gibt Worte, die Worte des vollen Bußanspruchs heißen. Das ist eines, wenn ein Mann zu einem anderen Manne sagt, daß er ein Kind geboren habe. Das ist das zweite, wenn jemand von einem anderen sagt, es sei erwiesen, daß er sich habe zur Unzucht brauchen lassen. Das ist das dritte, daß er ihn mit einer Stute vergleicht oder ihn Hündin nennt oder Metze oder ihn vergleicht mit irgendeinem tragenden Tier: Da soll er ihm nach vollem Bußanspruch dafür büßen. Da mag er ihn auch deshalb wie den friedlosen Mann für diese Worte, die ich nun aufgezählt habe, töten, wenn er sie durch Zeugen feststellt. Die Männer dürfen ihre Worte bereuen und zurücknehmen, wenn sie wollen, und erklären, sie wüßten nichts Schlimmeres auf

ihn auszusagen als auf einen braven Mann. Das ist auch ein Wort des vollen Bußanspruchs, wenn jemand einen freien Mann zum Knecht macht und ihn Troll nennt oder Hexe.“ Alle diese Schimpfworte sind Kränkungen der biologischen Ehre, Zweifel an der Männlichkeit, an der gesunden Geschlechtsveranlagung, an der Abstammung und ähnliches – wie die Isländer sagen die Norweger, daß man einen solchen Schänder der biologischen Ehre, der das Ansehen der biologischen Familienwertigkeit herabgesetzt hat, als Waldgänger, als Friedlosen behandeln und niederschlagen darf. Will er aber den Vorwurf zurücknehmen, dann muß er eine volle Männerbuße zahlen, als habe er mit der Ehre den gekränkten Mann getroffen und erschlagen. Sicherlich ist das ursprünglich überall so gewesen im heidnischen Germanentum. Wenn wir bei den christianisierten und durch enge Berührung mit Römern und Galliern beeinflussten Salfranken finden, daß ihr Gesetz (25, S. 45) für Beschimpfungen wie „Buhlknabe“, „Lustknabe“ u. a. nur eine Strafe von 120 Pfennigen vorsah (Totschlag kostete 8000 Pfennig Sühne), dann zeigt sich hier in den Gesetzen eine Abschwächung des Ehrbegriffs, der den entarteten Zuständen in den merowingischen Fürstensippen wohl entspricht, wahrscheinlich aber nicht den Brauch im salfränkischen Freibauerntum widerspiegelt. Dieser dürfte sich vielmehr von den für Island und Norwegen nachgewiesenen Rechtsgrundsätzen nur wenig unterschieden haben. Im übrigen brauchte das in Gesetzen auch gar nicht niedergelegt zu werden, der heidnische germanische Freibauer wußte genau, wie er sich zu verhalten hatte, um die angetastete eigene Ehre und damit zugleich die Sippenhre wiederherzustellen.

Man konnte den Wert des Sippenerbguts nicht nur mit Worten, sondern auch durch Handlungen und Verhaltensweisen mindern oder zu mindern drohen. So konnte natürlich die Zurückweisung einer Werbung so aufgefaßt werden, als ob sich darin eine Mißachtung des Sippenerbguts des Werbers ausspreche. Auch das forderte die Wiederherstellung des im allgemeinen Ansehen gesunkenen Wertes des Sippenerbguts durch Rachehandlungen heraus. In den Gesetzeswerken der südlicheren Germanenvölker gab es Erwähnungen einer anderen Art der biologischen Wertbeeinträchtigung. Das ist das Haarscheren. Der Freibauer trug langes Haar, nur Knechte und Geistliche trugen

das Haar geschoren. Wenn man jemandem das Haar gewaltsam schor, so machte man ihn dadurch symbolisch zum Knecht – ein Verhalten, das als todeswürdiges Verbrechen angesehen werden mußte in einer Welt, in der unübersteigbare Schranken die Welt des nordrassigen Freibauern von der des fremdrassigen Unfreien trennten. Ein solches Haarscheren an einem freien Knaben wurde beispielsweise bei den Salfranken (25, S. 33) und bei den Alemannen (27, S. 45) mit hohen Geldstrafen belegt – der Bauer, der das Gericht nicht bemühen wollte, dürfte sich mit seiner Axt eine raschere und wirksamere Buße zur Wiederherstellung seiner Familienehre geholt haben, genau so, wie der Islandbauer sich selten um die in der Graugans für Totschlag festgelegten Geldbußen bemühte und dafür die wirksamere Blutrache als Entgelt für den biologischen Verlust der Sippe vorzog.

Entsprechend der Schärfe, mit der man gegen die Herabminderung der Sippenehre, des erbbiologischen Wertes einer Sippe oder eines Sippengliedes durch Beschimpfung vorging, war das Verhalten, mit dem man eine tatsächliche Schädigung der biologischen Vollwertigkeit ahndete. Körperverletzung war nicht gleich Körperverletzung und bedingte nicht lediglich einen Schadensersatz für Arztkosten, Schmerzensgeld und Verdienstausschlag, wie das das spätere, biologischem Denken entfremdete, kirchlich beeinflusste Recht festlegte. Man unterschied bei der Schädigung eines Menschen sehr stark, einmal, ob der angetane Schaden zu einer biologischen Werteinbuße des Menschen führte, und zum zweiten, welchen biologischen Wert der Geschädigte selbst besaß. Eine Verwundung wurde sehr verschieden bewertet, je nachdem sie den Mann nur vorübergehend oder dauernd beeinträchtigte, vor allem aber, ob sie ein lebenswichtiges Glied traf oder nicht. Auch war der Unterschied groß, wenn sie einen Knecht oder einen Freibauern betraf, ferner, ob der betroffene Freibauer noch ein unmündiges Kind besaß, ob er verheiratet oder unverheiratet war, ob er Kinder hinterließ oder nicht. Wenn die scharfe Strafenfestsetzung für Beschimpfungen im Verein mit der häuslichen Erziehung den jungen Germanen zu einer gesteigerten Achtung für die Ehre seiner Sippe und die Anerkennung seiner biologischen Vollwertigkeit führen sollte, dann bezweckte die Verschie-

denartigkeit in der Bewertung biologischer Schäden eine Schärfung des Bewußtseins um die erbbiologische Verschiedenwertigkeit der Menschen.

Sehen wir uns näher an, in welcher Weise der germanische Freibauer eine erbbiologische Schwächung des Mannes ahndete. Welches ist die schlimmste Verstümmelung, die man einem Manne antun kann? Heute würde die Antwort wohl meist so lauten: Diejenige, die es ihm unmöglich macht, seinem Beruf nachzugehen. Aber der germanische Bauer dachte anders, dachte erbbiologisch folgerichtig: Die schlimmste Verletzung für einen Mann war diejenige, die ihn der Fähigkeit beraubte, Kinder zu zeugen und damit das ihm zu treuen Händen von den Ahnen übermittelte Erbgut an künftige Geschlechter weiterzuleiten. Das wird klar und eindeutig im schwedischen Uplandsgesetz ausgesprochen: Die „höchste Wunde“, die man einem freien Manne zufügen kann, ist die Entmannung! Wörtlich heißt es dort (32, S. 149):

„Von der höchsten Wunde.

Nun wird gesagt von der höchsten Wunde. Legt ein Mann einen anderen auf die Erde nieder und entmannt ihn wie irgendein Haustier, kommt er oder sein Beauftragter, klagt er das am Ding, und der leugnet, der beschuldigt wird, zwölf Männer sollen ihn wehren oder schuldig sprechen. Wehren sie ihn, sei er frei von Buße. Sprechen sie ihn schuldig, gelte der Hauptmann seine beiden Hände, und jeder, der dazu half, seine eine Hand, diejenigen, die die zwölf Männer mit ihrem Eide überführen. Oder es mögen sich sowohl der Hauptmann wie die, die dazu halfen, lösen mit soviel, wie der Klagsinhaber angenommen haben will.“

Die Härte der Strafe entspricht der Tatsache, daß die Entmannung als „höchste Wunde“, als das Schlimmste betrachtet wird, das man einem Manne antun kann. Der Täter verliert beide Hände, wird also lebenslang zum hilflosen Krüppel, die Helfer werden durch Verlust einer Hand hart getroffen. Läßt sich der Verstümmelte auf einen Vergleich ein, dann hat er das Selbsturteil, das heißt, er kann die geldliche Entschädigung so hoch bemessen, wie er das für gerecht hält. Auch in der isländischen Graugans gehört die Entmannung eines Freibauern zu den schwersten Verwundungen, die aufgeführt werden (34, S. 135). Die meisten germanischen Gesetze strafen die Ver-

stümmelung der Hoden, Abschlagen des Geschlechtsteils oder die absichtliche Entmannung mit Strafen, die ein volles Manngeld betragen, d. h. man wertet die Entmannung ebensohoch wie einen echten Totschlag. Dadurch, daß der Mann nicht mehr in der Lage ist, Nachkommen zu zeugen, ist er — erbbiologisch gesehen — aus der Geschlechterkette ausgeschaltet und damit tot. Belege dafür finden wir überall, so im schwedischen älteren Westgötalag (32, S. 18), im Volksrecht der Salfranken (26, S. 47, u. 25, S. 45, 109 u. 143), im Recht der Moselfranken (26, S. 141), im dänischen Recht, dem sog. seeländischen Recht König Erichs (33, S. 49 u. 188), im friesischen Recht (28, S. 99/101). Wenn die Strafen bei einigen, zum fränkischen Karolingerreich gehörigen Volksstämmen abgemildert erscheinen, wie etwa bei Thüringern (28, S. 39) oder bei Alemannen (27, S. 49), die nur ein halbes Manngeld für Entmannung fordern, dann wird sich darin nicht etwa eine abweichende Auffassung von der Schwere des Vergehens ausdrücken, sondern viel eher eine unter christlichem Einfluß sich allmählich vollziehende Wandlung in der Beurteilung biologischer Dinge, wie er sich in der Folgezeit dann bei allen germanischen Stämmen durchsetzte. Selbstverständlich bezogen sich die erwähnten Bußen stets auf die Entmannung eines freien Mannes. Entmannung eines Knechtes wird nirgendwo als besondere Missetat erwähnt, weil der Knecht nicht als ein erbbiologisch vollwertiger Mensch gewertet wurde.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Zeugungsfähigkeit des Mannes als eine Fähigkeit bewertet wurde, durch deren Verlust er so geschwächt, so entwertet wurde, daß er damit als vollwertiges Glied der Sippe ausfiel. Die Gesetze besagen daher ganz klar, was man als eine der Hauptaufgaben ansah, zu der man den Jungbauern heranzuziehen hatte: Er sollte als erwachsener Bauer im Vollbesitz seiner Manneskraft in die Ehe treten und es als heilige Aufgabe betrachten, das Erbgut seiner Ahnen weiterem Leben zuzuführen. Nur der vollwertige Mann war dazu in der Lage, deshalb die Sorge um die Erhaltung seiner Vollwertigkeit besonders auf diesem Gebiete. Ein Verlust anderer Fähigkeiten, eine Beeinträchtigung seiner Bewegungsfähigkeit, seiner Arbeitskraft, seiner Kampfkraft — sie waren nicht von so hoher Bedeutung wie der Verlust der Zeugungsfähigkeit. Wir

wollen uns hier der Tatsache erinnern, daß die Nachkommenschaft für den germanischen Bauern noch eine besonders tiefe religiöse Bedeutung hatte: Im Erbgut des Enkels sah er sich selbst aus dem Grabe wiederauferstehen, er war überzeugt von seiner Wiedergeburt in seinen Nachkommen. Gewiß, auch in den Kindern seiner Geschwister oder anderer Blutsverwandter sah er das Sippenerbgut fortleben, sah er die Möglichkeiten einer Wiedergeburt der Ahnen, aber das größte Ziel war doch, in den eigenen Kindern fortzuleben.

Bezeichnend für diese echt heidnische bäuerliche Auffassung sind auch die immer wieder auftretenden Gesetzesstellen, in denen die Tötung eines Mannes danach gewertet wird, ob er Kinder hinterläßt, oder nicht. Wir sind heute geneigt, die Tötung eines Mannes, der keine Kinder hinterläßt, leichter zu nehmen als die eines Familienvaters, weil wir den Totschlag nur unter dem Gesichtswinkel der wirtschaftlichen Folgen für die Familie betrachten. Der germanische Bauer aber dachte auch hier wieder folgerichtig erbbiologisch – der Tod eines Mannes, der noch keine Nachkommen gezeugt hatte, wog schwerer als der eines Vaters von einigen Kindern. Denn er war betrogen worden um das Heiligste, was es für einen Mann gab: In seinen eigenen Kindern und Kindeskindern weiterleben zu können. So heißt es denn auch folgerichtig im Volksrecht der Alemannen (27, S. 51):

„Wenn aber ein Freier einen Freien tötet, büße er für ihn zweimal 80 Schillinge an seine Kinder.

Wenn jener aber keine Kinder hinterläßt noch Erben hat, zahle er 200 Schillinge.“

Und an einer anderen Stelle wird ganz im gleichen Sinne bestimmt (27, S. 33):

„Wenn ein Freier einen Freien außerhalb der Grenzzeichen verkauft, rufe er ihn in die Provinz zurück und verschaffe ihm die Freiheit wieder und büße mit 40 Schillingen.

Wenn er ihn aber nicht zurückrufen kann, löse er ihn mit dem Manngeld den Verwandten, d. h. mit zweimal 80 Schillingen, wenn er einen Erben zurückläßt, wenn er aber keinen Erben zurückläßt, büße er mit 200 Schillingen.“

Wir werden sehen, daß diese folgerichtige erbbiologische Bewertung eines Mannes nach seiner Fruchtbarkeit in noch stärkerem

Maße in den Schutzbestimmungen für die germanische Frau zum Ausdruck kam. Jedenfalls ist das oben angeführte Beispiel durchaus überzeugend, es wird außerdem von einer weiteren Bestimmung der germanischen Volksrechte bestätigt. In verschiedenen Rechtsatzungen wird nämlich festgelegt, daß die Tötung eines unmündigen Knaben wesentlich höher zu büßen ist, als die eines voll erwachsenen Mannes. So heißt es in der „Einung der Salfranken“ (25, S. 31): „Wenn jemand einen Knaben unter 10 Jahren bis zum vollendeten Zehnten tötet, werde der, dem es nachgewiesen wird, zu 24 000 Pfennigen gleich 600 Schillingen, vor Gericht „Manngeld“ genannt, verurteilt.“

Das „Manngeld“ für die Tötung eines erwachsenen Freien betrug 8000 Pfennige. Der Knabe wird also dreimal schwerer gebüßt als der Erwachsene. Sinngemäß dürfen wir annehmen, daß auch darin der gleiche biologische Sinn steckt, den wir in den schon erörterten Rechtsbestimmungen fanden: Der Knabe ist um alle Lebenserwartungen betrogen worden, insbesondere um die Möglichkeit, in eigenen Nachkommen fortleben zu können. Darum die mehrfach erhöhte Strafe.

Die gleiche Auffassung wie die Salfranken vertreten die Schweden. Das „Uplandslag“ (32, S. 136) setzt fest, daß ein Unmündiger, der in feindlicher Absicht erschlagen wird, mit hundertundvierzig Mark zu büßen ist. Da vierzig Mark das einfache schwedische Wergeld für einen Mann ist, wird hier die Erschlagung eines Knaben sogar mit dem dreieinhalbfachen Wergeld gebüßt. Wir werden annehmen dürfen, daß diese Auffassung, die biologisch begründet ist, und sich im Süden wie im Norden findet, die ursprünglich gemeingermanische war, und daß die Auffassung des norwegischen Gulathingsbuches (31, S. 121), nach der ein Unmündiger keinen, bzw. nur halben Bußanspruch hat, aus der Reihe herausfällt, und eine spätere, kirchlich beeinflusste Auffassung darstellt.

Wir sprachen von der Erziehung zum Ehrbewußtsein, die der germanische Jungbauer erfuhr. Wir sehen nun, daß es sich bei diesem Ehrbewußtsein nicht nur um ein veräußerlichtes Standesbewußtsein handelt, so wie wir das späterhin, besonders im Adel oft finden, der sich ja erst spät vom Bauerntum loslöst und eine Oberschicht bildet.

Vielmehr ist eine der wesentlichsten Grundlagen dieses Ehrbewußtseins das Wissen um die Gesetze von Rasse und Erbgut, die über dem menschlichen Leben stehen und deren Beachtung im persönlichen Leben gefordert wurde. Zur vollen Mannesehre gehörte unbedingt auch sein voller biologischer Wert, seine Zeugungsfähigkeit – wehe dem, der sie mit Worten oder Taten anzutasten wagte. Und klar erkennen wir aus den Gesetzen die Lehre des germanischen Bauern an seinen Sohn: Deine Aufgabe ist die Gründung einer Sippe und die Weitergabe des dir von deinen Ahnen zu treuen Händen anvertrauten Erbguts an deine Nachkommen. Erst wenn du diese Aufgabe ausgeführt hast, hast du deine wichtigste Lebenspflicht erfüllt. Vorher ruht auf dir eine gesteigerte Verantwortung, daher auch ein gesteigerter Bußanspruch. Solange du noch keine Nachkommen hast, steht dir deine wichtigste Aufgabe, dein höchstes Glück und deine Lebenserfüllung noch aus – darum die schweren Strafen für denjenigen, der dem heranwachsenden Jungbauern diese Erfüllungsmöglichkeit raubt.

Der germanische Bauer wußte aber auch, daß es noch andere Gefahren gab, die des jungen Mannes Zeugungskraft bedrohen und schwächen konnten. „Spät erst lernt der Jüngling die Liebe kennen, unverbraucht ist deshalb seine Jugendkraft. Auch mit der Verheiratung der Jungfrauen eilt man nicht. Sie zeigen dieselbe Jugendfrische, ähnlichen schlanken Wuchs. Den Männern an Stärke ebenbürtig, vermählen sie sich, und die Kraft der Eltern zeigt sich in den Kindern wieder“ und „Also leben sie in Zucht und Keuschheit, nicht verführt durch lüsterne Schaustellungen, nicht durch aufreizende Gelage. Geheimen Briefwechsel kennen die Männer so wenig wie die Frauen,“ berichtet *Tacitus* (II 2, S. 25 u. 27) von dem sittlichen Leben germanischer Jungbauern, und die gesamte germanische Bauernliteratur ist ein einziger Beleg für die Richtigkeit dieser Schilderung unsrer Vorfahren. Wenn er hierbei davon spricht, daß die Zucht und Keuschheit nicht durch „lüsterne Schaustellungen“ (*nullis spectaculorum inlecebris*) bedroht werden konnte, dann ist mit diesen Worten nicht die Nacktheit an sich gemeint, sondern vielmehr die gemeinen, andeutenden und aufreizenden Bühnendarstellungen in römischen Varietés, die sich von denjenigen unserer modernen Großstädte in

keiner Weise unterschieden haben. Denn daß für den heidnischen germanischen Bauern Nacktheit und Keuschheit genau so verträglich waren wie für den heidnischen Hellenen, das bezeugt derselbe *Tacitus* auf derselben Seite (112, S. 25) seines Berichtes, wenn er schreibt: „In jedem Hause wachsen die Kinder halbnackt und ungepflegt in die prächtigen Glieder, in die stattlichen Körper hinein, die wir bewundern.“ Die Halbnacktheit, von der hier die Rede ist, ist die Halbnacktheit der Arbeit und des Sports nach getaner Arbeit, eine Nacktheit auch, die auf dem Stolz und der Freude beruhte, mit der man sich der eigenen Leibesschönheit bewußt war. Vor *Tacitus* hat auch Gajus Julius Cäsar im gleichen Sinne von der germanischen Erziehung zur Sittlichkeit gesprochen: „Von klein auf suchen sie sich durch Strapazen abzuhärten. Die Keuschheit möglichst lange zu bewahren gilt für einen besonderen Vorzug; dadurch, meinen sie, wird der Wuchs gefördert und die Muskelkraft gestählt. Geradezu mit für die größte Schande gilt es, wenn einer vor dem zwanzigsten Jahre etwas von einem Weibe weiß. Und doch wird in dieser Beziehung gar nichts geheimgehalten; denn die Geschlechter baden gemeinschaftlich in den Flüssen, und ihre Bekleidung besteht aus Tierfellen oder kleinen Wildschuren, die den Körper nur sehr mangelhaft bedecken“ (47, VI, 21). Über 1000 Jahre später muß der Kleriker *Adam von Bremen* (38) trotz seines Bestrebens, die Zustände im heidnischen Germanien so schwarz wie möglich zu schildern, ungewollt immer wieder das hohe Streben nach Sittlichkeit im heidnisch-germanischen Bauerntum anerkennen. So schreibt er von den Sachsen (S. 9): „Auch hatten sie vortreffliche Gesetze für Bestrafung von Vergehen. Und sie strebten bei ihrer Sittenreinheit danach, viele nützliche und nach Naturgesetzen auch ehrbare Einrichtungen (gesp. v. Verf.) zu treffen. Diese hätten ihnen wohl zur Erlangung der wahren Glückseligkeit dienen können, hätten sie sich nicht in völliger Unwissenheit über ihren Schöpfer befunden und der Wahrheit seines Dienstes nicht so fern gestanden.“ „Heiligung des Leibes“ nannte *H. F. K. Günther* (60) diesen bezeichnend nordrassigen Charakterzug, der sich bei allen indogermanischen Bauernvölkern wiederfindet. Wenn *Tacitus* von „ungepflegtem“ Aufwachsen redet, dann spricht daraus der verwöhnte, überfeinerte Städter, der in seiner Körperpflege mit

Dampfbädern, Massagen, Ölen, Parfüms, Puder und anderen kosmetischen Präparaten eine angenehme Abwechslung in seinem von Langeweile ausgefüllten Nichtstuerdasein sah. Daß Leibespflege den germanischen Bauern kein unbekannter Begriff war, ja, daß sie bei diesen Heiden eine unvergleichbar viel höhere Rolle spielte als im späteren und auch als im heutigen Bauerntum, das geht aus zahllosen Belegen über das Freibaden, bäuerliche Badestuben und nicht zuletzt über die Erfindung der Seife hervor, die bekanntlich die Römer erst von den „Nordischen Barbaren“ kennen und schätzen lernten.

Diese „Heiligung des Leibes“, die sich in einer Freude am edlen, schön gewachsenen Körper und in seiner Übung und Pflege äußerte, brachte auch eine entsprechende sittliche Haltung mit sich. Selbstverständlich war diese auch rassisch bedingt, insofern als die Nordische Rasse an sich schon durch starke Selbstbeherrschungsfähigkeit, besonders auf geschlechtlichem Gebiet, ausgezeichnet ist, wobei ihr die für die Nordrasse nachgewiesene Spätreife (in körperlicher wie seelischer Hinsicht) noch entgegenkommt. Sogar *O. Höfler* (71), der versucht hat, das Vorhandensein von kultischen Männergeheimbünden mit ekstatischen Umzügen in Europa aus germanischer Mythologie und Religion abzuleiten, muß die Feststellung machen: „Es ist jedenfalls merkwürdig: So zahlreich die Belege für die germanische Ekstase des Kampfes sind, die uns den Berserksgang, den Furor teutonicus schildern, so schweigsam sind die Quellen in bezug auf altgermanische Feiern, die sich mit den südlichen Geschlechtsorgien vergleichen ließen. Und im Gebiet des Mythos steht es ebenso: es wurde schon oben darauf hingewiesen, wie auffallend in den Sagen vom „Wütenden“ Heer die Erotik zurücktritt, während die Kampfwut auch diese Dämonenschar kennzeichnet, die nicht umsonst als Heer bezeichnet wird.“ Die Germanen zeigen daher im Gegensatz zu romanischen und slawischen Schilderungen auch bei kultischen Festen ein Verhalten, das in starkem Gegensatz zu den sexuellen Orgien steht, die für Volksgruppen von anderer Rassenzusammensetzung nachweisbar sind.

Wenn *Grönbech* (58) die Berichte christlicher Priester über angebliche sexuelle Orgien im altheidnischen Heiligtum von Upsala ohne Einschränkung als Tatsachen hinnimmt, dann ist das um so

verwunderlicher, als er gerade vorher über solche Berichte geäußert hat (II, S. 107):

„Wenn der christliche Schriftsteller einen Heiden nur damit kennzeichnet, daß er an Stock und Stein glaubte, so passen weder er noch sein Held in eine Monographie über die Religion unserer Vorfahren hinein, denn diese reichlich allgemeine Wahrheit paßt ja für alle Heiden bis in unsere Zeit. Außerdem kopierten die gelehrten Väter gegenseitig ihre Briefe, Ermahnungen und Kirchenversammlungsbeschlüsse mit einem Eifer, als wollten sie ihre eigene Originalität so viel wie möglich schonen; und die Anathemas, die nach dem geistigen Bedarf der Griechen und Italiker zurechtgeschnitten waren, mußten, so gut es ging, weiter nördlich ihren Dienst tun, indem die Entlehner sich nicht einmal die Mühe machten, ihnen lokale Färbung zu geben.“ Zu Höflers Bemerkung über die Ekstase des Kampfes muß ferner einschränkend darauf hingewiesen werden, daß Menschen, über die die Kampfekstase zu kommen pflegte, also Berserker und ähnliche Charaktere, im germanischen Bauerntum als Entartete galten und bewertet wurden, was aus ihrer Ausstoßung aus der Gemeinschaft, aus ihrer Ausmerze bei der Gattenwahl (s. S. 231) und anderen Ausnahmebestimmungen deutlich hervorgeht. Darüber wird noch bei der erbbiologischen privaten und staatlichen Auslese zu sprechen sein. Die Berserker wird man jedenfalls nicht als Beweis für die besondere Wertschätzung der Kampfekstase im germanischen Bauerntum anführen können.

Für die Spätreife der germanischen Jugend wurden oben bereits Beispiele gebracht; daß der germanische Bauer sich des Wertes der Spätreife seiner Rasse bewußt war, sagen zahlreiche Sprichwörter (*J. Schwab*, 109, S. 31): „Der Baum, der edle Frucht bringt, wächst langsam“ und umgekehrt „Frühzeitige Früchte faulen leicht“ oder „Früh Bull, früh Oss“ oder „Froh Hingst, froh Ruhn, froh Hahn, froh Kapun“ oder „früh weis wird bald greis“ – alle besagen das gleiche: Spätreife ist ein hoch zu wertendes Gut der Nordrasse, man muß die Jugend so erziehen, daß die Spätreife dabei berücksichtigt und – in geschlechtlicher Beziehung – unterstützt wird. „Spät erst lernt der Jüngling die Liebe kennen“ und dann ist es in den seltensten Fällen eine „Liebschaft“, eine „Buhlerei“ ohne Bin-

dung, sondern sie führt meist zur Verlobung und Ehe – ja, wenn wir die Sagas lesen, dann hat man den Eindruck, als ob die Liebe vor der Ehe nur eine sehr untergeordnete Rolle gespielt habe und als ob es üblich gewesen wäre, die Ehe nach ganz anderen Gesichtspunkten einzugehen als nach dem der Liebe.

„Das rat ich zum achten, daß Du Arges meidest
Und nicht Buhlstäbe brauchst:
Nicht verführe die Maid noch die Frau des anderen!
Nicht verlocke zur Liebschaft sie!“

rät die „Edda“ (2, S. 141). *Tacitus* und *Cäsar* haben durchaus recht, wenn sie sagen, daß die Jugend gesund und keusch aufwächst. Man wußte sehr wohl, daß ein frühzeitiger Geschlechtsverkehr die Jugend schwächte, nicht nur charakterlich, sondern vor allem auch körperlich. Das besagt das Sprichwort immer wieder, und in etwas märchenhafter Form ist diese Auffassung auch noch im Nibelungenlied enthalten, wenn dort die übermäßigen Körperkräfte der Brunhild in dem Augenblicke verschwinden und sie in ein schwaches Weib verwandelt wird, als ihr Gatte Gunther ihr die Jungfräulichkeit nimmt. *W. Krause* (77) führt verschiedene Sagastellen an, die ebenfalls zeigen, daß man im Geschlechtsverkehr eine Schwächung des Leibes fürchtete, so etwa wenn in *Fostbr.* 56 gesagt wird: „Weil es Thorgrim und seine Leute nun aber eine größere Mannesprobe deuchte, Thorgeir anzugreifen als ihren Weibern um den Bauch zu klopfen, da kam ihr Angriff nur langsam voran“, oder wenn es in der *Njalssaga* (Kap. 17,3) heißt „und Thjostolf sagte zu Glum, er habe zu nichts Kraft, außer sich auf Hallgerds Bauch zu wälzen.“ Wenn freilich in germanischen Gesetzen die Unzucht, der uneheliche Geschlechtsverkehr als „Schwächung“ der Frau bezeichnet wird, so dürfte dieser Ausdruck hier wohl weniger im Sinne einer körperlichen Schwächung als vielmehr im Sinne einer sittlichen Wertminderung gemeint sein.

Entgegen den allgemein üblichen Ansichten kann auf Grund der Quellen festgestellt werden, daß auch der Alkoholismus beim germanischen Freibauerntum durchaus nicht uneingeschränkt geschätzt war. Zwar ist allenthalben oft die Rede von Biergelagen, aber es ist längst bekannt, daß die berauschende Wirkung des germanischen Mets

mäßig war. Infolgedessen können wir auch feststellen, daß von Betrunkenheit in isländischen Bauernsagas nicht sehr oft die Rede ist. Eher schon hört man an germanischen Königshöfen davon, besonders aber bei Wikingsbünden und Kriegsfahrten. Diese Feststellung stimmt durchaus zu den Berichten *Cäsars*, der feststellt (47): „Die Einfuhr von Wein ist bei ihnen geradezu verboten; sie meinen, der Mensch werde dadurch zu weichlich und schlaff, um Strapazen zu ertragen.“ Wenn dagegen *Tacitus* (112) von der Trunksucht der Germanen bei Biergelagen spricht, dann gilt das, wie oben angedeutet, in erster Linie für Wikingfahrten und Kriegszüge, wo auch sonst viele Hemmungen fielen, die die Sippe zu Hause auferlegte (z. B. in sittlicher Hinsicht). Im Wikingbund mag es wohl — ebenso wie bei anderen Völkern — auch bei Germanen oft genug zu alkoholischen Exzessen gekommen sein, obgleich wir auch gelegentlich von Wikingergelübden hören, die den Wiking zu völliger Enthaltbarkeit verpflichten. Gelegentlich mögen auch germanische Könige gezwungen gewesen sein, gegen die Trunksucht ihrer bunt zusammengelaufenen Gefolgschaft so scharfe Reden zu halten, wie diejenige, die König Sverrir in Norwegen an seine Mannen hielt (18, S. 72ff). Es ist bezeichnend, daß auch er nicht vom Bier spricht, sondern sich nur gegen die deutsche Weineinfuhr wendet, die für die norwegischen Gefolgschaftsleute so verheerende Folgen hatte, da eine allgemeine Säufererei am Hofe und in den Hafenstädten einsetzte. Daß der Genuß von Wein und stärker gebrauten Bieren erst mit der christlichen Kirche in Deutschland und im germanischen Norden vordrang, bedarf heute keiner besonderen Beweisführung mehr.

Wenden wir uns der Erziehung des weiblichen Geschlechtes zu. Wenn wir schon beim jungen Manne feststellen konnten, daß man von ihm sittliche Sauberkeit und Keuschheit und sorgsame Acht auf die Erhaltung seiner biologischen Vollwertigkeit für die spätere Erfüllung seiner erbbiologischen Aufgabe verlangte, dann nimmt es nicht Wunder, wenn man in diesem Punkte für das weibliche Geschlecht noch wesentlich schärfere Forderungen aufstellte. Gerade hierüber ist schon von vielen Autoren geschrieben worden. Wer die uns zur Verfügung stehenden Quellen der bäuerlich-germanischen Literatur gründlich studiert, der wird *G. Merschberger* (85) bei-

pflichten müssen, wenn sie betont, daß von einer „doppelten Moral“ im germanischen Bauerntum nicht die Rede sein kann. Wir sahen ja schon oben, wie streng die sittliche Forderung an den jungen Mann gestellt wurde. Ganz gewiß aber trifft *R. Walther Darré* (50) das Richtige, wenn er vermutet, daß die späterhin auftretende doppelte Moral in der Gesellschaftsordnung des christlichen Abendlandes ursprünglich zurückführbar ist auf eine germanische Grunderkenntnis: Daß die Unzucht der Frau wesentlich schwerere Folgen für die Zukunft der Sippe haben kann als die Unzucht des Mannes. Wenn wir auch feststellen können, daß, wie *G. Merschberger* (85) nachwies, Unzuchtstrafen bei den vorchristlichen Germanen sicherlich immer die beiden Übeltäter trafen, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß die Unzucht der Frau in den germanischen Rechtsbestimmungen einen weitaus größeren Raum einnimmt als die des Mannes, daß ferner die Strafen für die ehrvergessene Frau oft wesentlich härter waren als die Bußen des Mannes. Auf dieses Thema wird bei der Besprechung der germanischen Bauernhe noch zurückzukommen sein. Wir wollen hier zunächst untersuchen, wie die sittlichen Grundregeln beschaffen waren, nach denen die Erziehung der germanischen Mädchen erfolgte.

Während beim jungen Manne das Ziel der Erziehung neben seiner Aufgabe der Begründung eines neuen Sippenzweiges vor allen auch in seiner Vorbereitung auf kriegerische Taten und heldische Ausfahrten lag, beschränkt sich die Erziehung des jungen Mädchens ausschließlich auf die innere Besinnung für ihre Hauptaufgabe: Stammutter eines künftigen Heldengeschlechts zu werden. Die Sippenehre und die Sippenüberlieferung spielt dabei freilich keine geringere Rolle als beim Jungbauern, aber im allgemeinen ist die Frau in Fragen der Sippenehre mehr passiv, d. h. sie greift nicht direkt ein. Das besagt freilich nicht, daß sie dabei etwa von untergeordneter Bedeutung wäre. Aber sie wußte, daß ihre Wirkungsmöglichkeiten auf anderem Gebiete lagen als auf dem des Waffenhandwerkes. Sie sorgte durch Erinnerungen und Ermahnungen dafür, daß man die Kränkung oder Schädigung der Sippe nicht vergaß. Ja, oft genug sind Frauen die unermüdlichen und unversöhnlichen Mahnerinnen und Hüterinnen der Sippenehre. So wie Krim-

hild im Nibelungenliede ruhen und rasten sie nicht, ehe der Totschlag eines Sippengeossen blutige Rache gefunden hat, freilich nicht in der entarteten Form des deutschen Nibelungenliedes, in dem Krimhild wegen der Ermordung ihres Mannes zum Neiding an ihrer ganzen Sippe wird. Eher schon finden wir das Umgekehrte in der nordischen Saga heidnischer Zeit: Daß die Frau den Gatten opfert, wenn er sich mit der Sippe seiner Frau verfeindet hat. Die Sippen-ehre ging der germanischen Frau über alles, über das eigene Leben, über das Leben ihres Gatten und ihrer eigenen Kinder. Zahlreich sind die Beispiele von Frauen, die unermüdlich ihre Gesippen oder Kinder zur Wiederherstellung der Sippen-ehre durch Rache ermahnen – eine Gudrun, eine Thurid, eine Sigrid, eine Thorgerd – sie stehen nur als Beispiel für alle germanischen Frauen jener Zeit, soweit sie überhaupt eine Ehre besaßen, d. h. vollwertige Menschen wären.

Das ganze Leben, das ein heranwachsendes germanisches Bauernmädchen umgab, war so beschaffen, daß es ganz von selbst in die gewünschte Ehrauffassung hineinwuchs. Die zielbewußte Auslese sorgte dafür, daß Menschen mit anderen Anlagen rechtzeitig ausgemerzt und die Gesamtheit vor ihrer Nachkommenschaft behütet wurde. Wir haben nicht die Aufgabe, den Nachweis dafür zu erbringen, daß das germanische Bauernmädchen eine ebenso gute und umfassende Erziehung genoß, wie der germanische Jungbauer. Wir konnten schon nachweisen, daß ein Mädchen nicht geringer, sondern in bestimmter Hinsicht eher höher gewertet wurde als ein Knabe, wir werden später sehen, daß das Gleiche von der Frau gilt: Wenn von dem Mädchen in den Sagas weniger die Rede ist als von den Jungen, so liegt das in der Art der Sagas begründet, die sich mit Vorliebe mit den Kämpfen und Ausfahrten der Bauern beschäftigen, wobei das weibliche Geschlecht im allgemeinen weniger in Erscheinung tritt. Wir kennen aber zahlreiche hochgebildete und wohlerzogene, kluge und kenntnisreiche junge Mädchen und Frauen, die uns zeigen, daß man bei der Erziehung des Mädchens keine Seite vernachlässigte.

Aber bei der ganzen Haltung des germanischen Bauern den Dingen des Blutes und des Erbguts gegenüber, und bei der Bedeutung, die der Frau für die Fortpflanzung der Sippe zukam, ist es begreiflich,

daß es einen obersten Wert in der weiblichen Erziehung geben mußte: Die Vorbereitung auf die Aufgaben der Frau und Mutter! Wenn wir heute in den Erziehungsidealen des Dritten Reiches für das weibliche Geschlecht das gleiche Erziehungsziel aufstellen, so knüpfen wir damit an beste heidnisch-germanische Bauerntradition an und erfüllen zugleich die Forderungen, zu denen der Erbbiologe auf Grund seiner Einsicht in die Gesetze von Blut und Rasse kommen mußte. Nur entartete und irregeleitete Völker können von diesem Erziehungsziel abkommen; die notwendige Folge wird immer der biologische Verderb und Tod eines solchen Volkes sein. *H. F. K. Günther* (60) hat nachgewiesen, daß diese hohe Auffassung vom Sinn und Zweck des Frauenlebens von jeher Gemeingut aller Nordrassig bedingten, indogermanischen Völker gewesen ist.

Schon mehrfach fanden wir Gelegenheit, festzustellen, daß die Frauenehre noch empfindlicher war, als die Ehre des Mannes. Aber die Frau konnte nicht selbst die Rächerin ihrer Ehre sein. Es ergab sich die Tatsache, daß wir in den isländischen Bauernsagas nur ganz selten Beschreibungen schöner Frauen finden und wir deuteten an, daß diese Zurückhaltung wohl zurückführbar sei auf das Verbot von Liebesgedichten oder Liebesliedern auf Frauen. „Dichtet jemand auf ein Weib ein Liebeslied, darauf steht Waldgang“ heißt es in der isländischen *Graugans* (34, S. 408), und das stimmt durchaus mit den Belegen der Sagas überein. Als Ingolf Thorsteinssohn ein Liebeslied auf Valgerd Ottarstochter dichtet, die er auf Wunsch der beiderseitigen Eltern nicht mehr sehen darf, da heißt es in der Geschichte von „Hallfred dem Königsskalden“ (9, S. 214): Nun wurde Ottar äußerst erbost. Er ging wiederum zu Thorstein und erklärte diesem, jetzt wäre ihm große Schmach angetan. „Ich bitte dich, daß du mir erlaubst, deinen Sohn vor Gericht zu ziehen, denn ich mag mich damit nicht zufrieden geben.“ Thorstein sagte: „Sehr ratsam ist das kaum, aber verwehren will ich's dir nicht.“ Was nach den Rechtsatzungen dem verliebten Dichter auf dem Thing gedroht hätte, sagt die oben zitierte *Graugans*. Ähnlich berichtet die Erzählung vom „Skalden Ottar dem Schwarzen“ (17, S. 171) aus Norwegen, daß der norwegische König Olaf Haraldssohn den Skalden Ottar ins Gefängnis werfen ließ und ihn dem Tode überantworten wollte, weil

dieser es gewagt hatte, ein Liebeslied auf die Königstochter Astrid zu dichten.

„Liebe“ war ein Begriff, mit dem man im germanischen Bauern-
tum recht behutsam umging, besonders im weiblichen Geschlecht.

W. Krause (77) weist darauf hin, daß es in der ganzen Island-
saga nicht eine Stelle gibt, in der von einem Mädchen gesagt wird,
sie habe sich in einen Mann verliebt. Er betont aber mit Recht,
daß dies nicht gleichbedeutend ist mit Gefühlskälte oder Unter-
drückung gesunder Regungen, wie das von mancher Seite behauptet
worden ist, sondern daß es eben dem Herkommen nach nicht üblich
war, wenn ein Mädchen seine Liebesgefühle zu deutlich zeigte. Die
Erziehung des jungen Mädchens ging keineswegs darauf hinaus,
Liebesregungen in ihm abzutöten, ehe sie aufkeimen konnten. Aber
sie ging darauf aus, das Verantwortungsbewußtsein gegenüber
dem Sippenerbgut und gegenüber der Sippenhre so zu stärken, daß
ein Mädchen seine Neigungen durch Vernunft zu zügeln verstand.
Selbstbeherrschung, diese der Nordrasse innewohnende Veranla-
gung, wurde vom jungen Mädchen wie vom jungen Manne ver-
langt.

Man sah es überhaupt nicht gerne, wenn junge Mädchen und her-
anwachsende Männer in allzu freundschaftliche Berührung mitein-
ander kamen. Lange und vertrauliche Unterhaltungen zwischen
jungen Leuten verschiedenerlei Geschlechts waren sehr verpönt und
konnten das betreffende Mädchen in einen recht bedenklichen Ruf
bringen, weshalb die Eltern oder Brüder dagegen meist vorgingen.
„Sie ist eine gute Partie, nur ist mir gesagt, daß Hallfred immer
mit ihr Gespräche führt“ heißt es von Avaldis Tochter Kolfinna in
der Saga vom Königsskalden Hallfred (nach *W. Krause* 77), und es
geht deutlich daraus hervor, daß dieses Verhalten mißbilligt wird
und den Wert der „guten Partie“ heruntersetzt. Als Gudrun Gud-
brandstochter sich mit Hrapp in längere Unterhaltungen einläßt (in
der „Geschichte vom weisen Njal“ (4, S. 186), da heißt es: „Aber als
Gudbrand das merkte, schalt er sie sehr aus, daß sie Gespräche
führe mit ihm; sie solle sich vorsehen, etwas mit ihm zu reden, was
nicht alle anderen hörten.“ Es sind also nur die heimlichen Gespräche,
die man zu verhindern sucht, weil man weiß, daß dahinter leicht be-

denklichere andere Heimlichkeiten stecken können. Im übrigen war es aber keinesfalls üblich, die Mädchen vor den Burschen ängstlich zu verstecken. Dazu war ja auf einem germanischen Bauernhof auch gar keine Möglichkeit, da alle bei der Arbeit zu Hause und auf dem Felde mit anpacken mußten. Wenn Sigurd zu der Königstochter Erka in der Thidrekssaga (22, S. 115) sagt: „Herrin, es ist nicht Sitte in meiner Heimat, daß ein Mann seine Königin aufsucht, sei es nun spät oder früh, außer wenn der König ihn schickt. Auch dürfen landfremde Männer nicht mit Jungfrauen vom Stande sprechen“, dann bezieht sich ein solches Gebot nur auf landfremde, also auf Männer, über deren Herkunft und Artung man noch keine Gewißheit hat. Auch prägt sich in der Thidrekssaga schon jener dem Bauerntum stark entfremdete, höfische, romanisch-orientalisch beeinflusste Geist aus, der auch aus der altdeutschen höfischen Dichtung jener Zeit (des 13. Jahrhunderts) zu uns spricht, so, wenn man von Krimhild in Nibelungenlied hört, daß Siegfried sie während des ganzen ersten Jahres seines Aufenthalts an Gunthers Hof nicht zu sehen bekam.

Immerhin, es war eine strenge Zucht, in der das germanische Bauernmädchen aufwuchs, und heimliche Liebschaften waren eine gefährliche Sache, freilich mehr für den jungen Mann, der sein Leben aufs Spiel setzte, als für das junge Mädchen. Auch wenn Liebschaften nicht zu offener Unkeuschheit oder gar zu unehelichen Geburten führten, waren sie bei den Eltern verhaßt. Sie bedrohten die Sippenhre und führten oft genug zum Totschlag des Mädchenschänders, wenn er sich nicht rechtzeitig zurückzog oder das Gerede anderweitig aus der Welt schaffte. Trotzdem hört man oft genug von Liebesbesuchen junger Burschen bei jungen Mädchen – sie werden im damaligen Bauerntum nicht seltener und nicht häufiger vorgekommen sein als heute im germanischen Bauerntum auch noch, obgleich sie dazumal mit größerer Gefahr verbunden waren als heute. Denn damals griff der Bauer, der die Ehre seiner Tochter oder Schwester und damit die seiner Sippe in Gefahr sah, nicht zum Knotenstock, um den zudringlichen Liebhaber zu verprügeln, sondern zur Axt, um ihn zu erschlagen. So wird Olaf Havardssohn in der „Geschichte von Havard aus dem Eisfjord“ (8, S. 138 ff) von

Thorbjörn und den Seinen erschlagen, weil er eine Liebschaft mit der von Thorbjörn in seine Obhut genommenen Sigrid hat und sie des öfteren besucht. Und der Liebesdichter Kormak, der von Mutters Seite her westisches (irisches) Blut in den Adern hat, wird von der ganzen Sippe Steingerds, seiner Geliebten, verfolgt, weil er die Schmach der Buhlerei nicht durch eine Eheschließung bereinigen will (9, S. 147 ff). Ein drittes Beispiel sei aus der „Geschichte von Gisli, dem Geächteten“ angeführt (8, S. 62/63). Darin wird erzählt: „Es war ein Mann, der hieß Bard, er wohnte auch dort im Surental. Er war noch jung und hatte gerade sein väterliches Erbe übernommen . . . Man sprach davon, Bard habe mit Thordis Thorbjörns-tochter Umgang. Sie war schön und klug. Dem Thorbjörn mißfiel das sehr — — Aber Bard sagte: ‚Laß Kinder und Narren schwatzen. Ich treibe es darum nicht anders‘ — — Aber dem Gisli (Thordis Bruder) war das Gerede ebenso ärgerlich wie seinem Vater. — Einmal, erzählt man, war Gisli mit Bard und Thorkel zusammen unterwegs. Sie waren schon halb bis Granaskeid — so hieß Bards Hof — und als niemand sich eines Bösen versah, erschlug Gisli den Bard.“

Man sah solche Liebesverhältnisse auch dann nicht gerade gern, wenn sie durchaus ernst gemeint waren und der Bursch sein Mädcl später zu freien gedachte. In einem Fall, in der „Geschichte der Leute aus Lautersee“ (11, S. 141 ff) wird sogar berichtet, daß ein Bauer einem Freier seine Tochter eben deswegen verweigern will, weil er über die vorhergegangene Liebschaft der beiden erzürnt ist. „Das wäre aus vielen Gründen eine passende Heirat, aber wegen des Geredes der Leute, das sich der Sache bemächtigt hat, wird nichts daraus werden!“ antwortete Gudmund dem Werber Einar. Dennoch besinnt er sich aber später eines Besseren und erteilt seine Zustimmung. Im übrigen ist der Fall einmalig und auf Gudmunds Eigenart zurückzuführen, man kann ihn keinesfalls als Beleg für einen auf Island herrschenden „Brauch“ anführen, wie das *Adeline Rittershaus* (104) wollte. Schon *O. Klose* (73) hat die Unhaltbarkeit dieser Behauptung dargetan, denn in zahlreichen Fällen wird die spätere Heirat als ein glücklicher Abschluß der peinlichen Angelegenheit betrachtet, ja geradezu gefordert oder erzwungen, selbst dann, wenn der Verkehr dazu geführt hat, daß das Mädchen ein Kind erwartet.

„Ingolf aber kam jetzt öfter nach Grimszunge, um mit Valgerd zu reden. Ottar nahm sich da Ingolf vor und sagte: „Deine Besuche gefallen mir ganz und gar nicht. Du wirst wohl schon gehört haben, daß wir Schmach und Schande noch immer geahndet haben. Du kannst ja um Valgerd werben, wenn du willst“, heißt es beispielsweise in der Saga von „Hallfred dem Königsskalden“ (9, S. 213). Auch in der bereits oben erwähnten Liebesgeschichte zwischen Kormak und Steingerd fordert Steingerds Vater Thorkel von Kormak, daß er „das Verhältnis gesetzlich gestalte“, d. h. also die Steingerd heirate. Und in der Erzählung von „Hromund dem Lahmen“ (17, S. 60/61) wird dargestellt, wie Helgi, der eine Liebschaft mit Helga Thorirstochter hat, von dem Vater Thorir energisch zur Rede gestellt wird und dann sofort um Helga wirbt und sie heiratet.

Daß das Mädchen verlassen werden könnte, wenn es sich mit seinem Liebhaber eingelassen hatte, das war die Gefahr, die man fürchtete und der man vorbeugen wollte. Denn wenn eine Liebschaft auseinander ging oder eine Verlobung gelöst wurde, dann galt dies als eine schwere Beschimpfung des Mädchens, das damit in seiner Ehre getroffen wurde. Der erste Verdacht, dem sie ausgesetzt war, bestand in der Annahme, sie sei nicht gesund, nicht gebärfähig, nicht anständig, nicht vollwertig – kurz, nicht würdig, die Mutter der ersehnten Hoferben zu werden. Deshalb belegen auch alle germanischen Gesetze den Rücktritt von einer Verlobung mit ziemlich harten Bußen. Besonders bezeichnend ist aber in dieser Hinsicht eine Bestimmung aus dem Volksrecht der Alemannen (27, S. 37), in der es heißt: „Wenn jemand die ihm vermählte (d. h. verlobte) Tochter eines anderen verläßt und eine andere heimführt, büße er sie, weil er sich vermählte und verließ, mit 40 Schillingen und schwöre mit 12 Eidhelfern, mit 5 benannten und 6 gerufenen, daß er sie um keines Fehlers willen verschmäht habe, noch einen Fehler an ihr gefunden habe, sondern daß Liebe zur anderen ihn verleitete, so daß er jene verließ und eine andere Ehefrau nahm.“ Hier wird also vor allem Wert darauf gelegt, daß ein Mädchen bei Verlöbnißbruch vor dem Verdacht bewahrt bleibt, es könne einen „Fehler“ haben – so wie das oben schon angedeutet wurde. Eine Geschichte, die gerade diese Haltung in prächtigster Weise schildert, wird von *Prokop* be-

richtet (99; IV 20, 11 ff). Sie spielt um 550 n. Zw. und sei hier wiedergegeben:

„Bei den Warnen war kurz zuvor ein Mann mit Namen Hermenegisel König gewesen. Eifrig auf die Sicherung seines Reiches bedacht, hatte er eine Schwester des Frankenkönigs Theudebert zu seinem ehelichen Weibe gemacht; denn kurz zuvor war ihm seine erste Frau gestorben. Diese war die Mutter eines einzigen Sohnes, den sie dem Vater hinterließ, der hieß Radigis. Sein Vater verlobte ihn mit einer Jungfrau aus britannischen Geschlecht, deren Bruder damals König über den Stamm der Angeln war, und setzte ein großes Vermögen als Brautgabe zum Pfande.“

Hermenegisel deutet nun ein Vogelwahrzeichen auf seinen baldigen Tod und rät deshalb seinen Landsleuten, nach seinem Abscheiden sich außenpolitisch mehr auf die näher wohnenden Franken zu stützen als auf die entfernteren Inselbewohner. Deshalb solle sein Sohn Radigis lieber seine Stiefmutter fränkischer Herkunft zur Frau nehmen und das Verlöbniß mit der britannischen Braut lösen:

„Also soll die Braut meines Sohnes, die drüben von der Insel, all das Vermögen, das sie von uns bekommen hat, als Entschädigung für den Schimpf behalten, wie es der allgemeine Brauch der Menschen will, mein Sohn Radigis aber soll in Zukunft der Gatte seiner Stiefmutter sein, so wie es unser väterlicher Brauch gebietet.“

„Nach diesen Worten wurde der König, am vierzigsten Tage nach seiner Vorhersage, krank und das Wahrzeichen ging in Erfüllung. Der Sohn Hermenegisels aber übernahm das Königsamt der Warnen und erfüllte auf den Rat der bei diesen Barbaren angesehenen Männer den Willen des Toten, schickte seiner Verlobten sofort eine Absage und heiratete seine Stiefmutter. Als dies die Verlobte des Radigis erfuhr, ließ sie sich diese Wendung der Dinge nicht gefallen, sondern beeilte sich für den ihr angetanen Schimpf Rache zu nehmen. Den Barbaren dort scheint ein anständiges Benehmen etwas so Wertvolles zu sein, daß eine Frau ihnen schon dann als behurt erscheint, wenn nur von Heirat die Rede war, der Vollzug aber ausbleibt.

Zunächst nun schickte das Mädchen an Radigis einige ihrer Gesippen und ließ ihn fragen, warum er sie so beschimpft habe, da sie doch weder gehurt noch ihm sonst etwas Mißfälliges getan habe. Da sie mit dieser Gesandtschaft aber nichts auszurichten vermochte, wagte sie eine männliche Tat und griff zum Kriege. Sie sammelte eine Flotte von 400 Schiffen, bemannte sie mit einem Heer von nicht weniger als hunderttausend Mann und trat selbst an die Spitze dieses Aufgebots gegen die Warnen. Sie bewog auch einen ihrer Brüder, ihr in ihrer Sache beizustehen. Das war aber nicht der König, sondern ein einfacher Mann wie andere. Von allen Barbaren, die wir kennen, sind diese Inselbewohner die wehrhaftesten, sie gehen zu Fuß in den Kampf. — Als sie nun auf dem Festlande gelandet waren, ließ das Mädchen, das sie führte, eine starke

Befestigung ganz in der Nähe der Rheinmündung errichten und blieb dort mit einer geringen Besatzung, ihrem Bruder aber gebot sie mit der ganzen übrigen Streitmacht gegen die Feinde zu ziehen. Die Warnen lagerten nicht weit vom Strande der Nordsee und der Rheinmündung entfernt. Also rückten dann die Angeln rasch vor, es kam zum Handgemenge und die Warnen erlitten eine schwere Niederlage. Viele von ihnen fielen in diesem Kampfe, der Rest samt dem Könige zog sich flüchtend zurück. Die Angeln verfolgten sie auf eine kurze Strecke, wie das bei bloßen Fußtruppen so Brauch ist, dann kehrten sie in ihr festes Lager zurück. Das Mädchen aber schalt sie, als sie zu ihr zurückkamen, und machte ihrem Bruder die bittersten Vorwürfe, indem sie betonte, das Heer habe gar nichts verrichtet, was der Rede wert sei, es sei denn, sie brächten ihr den lebenden Radigis. Sie suchte sich die streitbarsten Männer aus und schickte sie ungesäumt auf den Weg mit der Weisung, ihr den Kerl, koste es was es wolle, gefangen herbeizuholen. Die Männer gehorchten ihrem Befehl, schwärmten aus und durchsuchten genau die ganze Gegend, bis sie den Radigis tief im Walde versteckt aufspürten. Sie fesselten ihn und brachten ihn dem Mädchen. Da stand er ihr nun Auge in Auge gegenüber, zitternd und in der Meinung, er werde nun augenblicklich des jämmerlichsten Todes sterben müssen. Aber unerwarteterweise ließ sie ihn weder töten noch ihm sonst etwas zuleide tun, sondern warf ihm nur den ihr angetanen Schimpf vor und fragte ihn, weshalb er den Vertrag gebrochen und das Bett einer anderen Frau bestiegen habe, obwohl doch seine Verlobte sich keine Hurerei habe zuschulden kommen lassen. Er erzählte ihr den Grund: Den Willen seines Vaters und die eifrigen Bemühungen seiner Großen, und er verlegte sich aufs Bitten und verband seine Verteidigung mit vielen flehentlichen Worten, seine Schuld sollte darin bestehen, daß er sich habe zwingen lassen. Er versprach sie zur Frau zu nehmen, wenn sie ihn noch wollte, und was er vorher Unrechtes getan habe, wolle er in Zukunft wieder gutmachen. Und da das Mädchen damit einverstanden war, wurde Radigis seiner Fesseln entledigt und wieder zu Gnaden angenommen. Darauf schickte er unverzüglich die Schwester des Theudebert heim und heiratete die Britin.“

Dies Verhalten der jungen Britin zeigt schönste Übereinstimmung mit dem, was die Alemannengesetze sagen und was wir im alten Island beobachten: Das Mädchen fürchtet die Auflösung der Verlobung oder die Beendigung einer Liebschaft vor allem deshalb, weil sonst die Gefahr besteht, daß sie nicht mehr als vollwertige, ebenbürtige Partie gilt, sei es, weil man sie für charakterschwach, für körperlich minderwertig oder für krank hält, denn so mutmaßt man, irgendeinen Grund wird der Bräutigam ja für die Auflösung des Verhältnisses haben. Es ist also in erster Linie die Reinerhal-

tung der Sippenehre, der gute Ruf des Sippenerbgutes, was durch all die strengen Vorschriften geschützt werden soll, wie sie das Verbot von Liebesliedern, Liebesgesprächen, Liebesbesuchen und dergleichen darstellt. Das junge Weib sollte durch diese strenge Zucht stets daran erinnert werden, daß sie sich für eine Lebensaufgabe vorzubereiten und rein zu halten habe: Stammutter eines edlen Geschlechts zu werden.

Selbstverständlich gab es auch strenge Strafen für unerlaubte Berührung einer Frau, die im Sinne eines geschlechtlichen Annäherungsversuchs ausgelegt werden konnte. So wird im burgundischen Gesetzbuch Gundobads (35, S. 53/55) schon das Entblößen des Hauptes einer Frau und das Zerren an ihrem Haar mit hoher Geldbuße belegt, wobei natürlich diese Belästigung bei einer freien Frau viermal höher ist als bei einer Magd und ein Knecht wesentlich härter (200 Stockhiebe) angepackt wird als ein Freier. Höher noch ist die Strafe, wenn man einer freien Frau das Haar abschneidet, ein Knecht wird dafür sogar hingerichtet (35, S. 121/123). — Bei den Salfranken (25, S. 29) werden schon wesentlich geringfügigere Zudringlichkeiten geahndet:

1. „Wenn ein freier Mann einem freien Weibe Hand oder Arm oder Finger berührt, vor Gericht ‚Schmach‘ genannt, werde der, dem es nachgewiesen wird, zu 600 Pfennigen gleich 15 Schillingen verurteilt.
2. Wenn er den Arm drückt, vor Gericht ‚Schmach‘ genannt, büße er 600 Pfennige gleich 30 Schillinge.
3. Wenn er etwa die Hand auf den Ellenbogen legt, vor Gericht ‚Schmach‘ genannt, werde der, dem es nachgewiesen wird, zu 1400 Pfennigen gleich 35 Schillingen verurteilt.“

Und bezüglich des Haarlösens wird bestimmt (25, S. 137):

1. „Wenn jemand einer das Haar löst, daß ihr die Haube zur Erde fällt, werde er zu 15 Schillingen verurteilt.
2. Wenn er aber ihre Haarbinde löst, daß die Haare ihre Schulter berühren, werde er zu 30 Schillingen verurteilt.
3. Wenn ein Knecht ein freies Weib stößt oder ihr das Haar löst, verliere er entweder die Hand oder gebe 5 Schillinge.“

In karolingischer Zeit (26, S. 33) finden wir dieselben Bestimmungen, vermehrt um die Bestimmung:

4. „Wenn er jedoch die Brust berührt (ein freier Mann bei einer freien Frau), werde er zu 1800 Pfennigen gleich 45 Schillingen verurteilt.“

Ganz ähnliche Strafbestimmungen für Frauenberührungen kennen die Mosel-Franken (26, S. 161). Die Alemannen setzen fest (27, S. 41): Für Haarentblößung 6 Schillinge, für Kleidhochheben das gleiche, für Schamentblößung das doppelte. Unzüchtige Handlungen dieser Art werden bei den Alemannen an verheirateten Frauen zweimal so hoch gebüßt als an jungen Mädchen. Ähnliche Strafen kennen die Bayern (27, S. 119), es heißt dort bei ihnen:

„Wenn jemand aus Lüsternheit an eine Freie Hand anlegt, an eine Jungfrau oder an die Ehefrau eines anderen, was die Bayern Hurgriff nennen, büße er mit 6 Schillingen.

Wenn er die Gewänder über die Knie hochhebt, was sie Kleiderzerren nennen, büße er mit 12 Schillingen.

Wenn er aber die Kopfbedeckung vom Kopfe herabwirft, wozu sie Haarverwirren sagen, oder einer Jungfrau lüstern die Haare vom Kopfe reißt, büße er mit 12 Schillingen.“

Auch bei den Friesen (28, S. 105) werden Strafen der gleichen Art festgesetzt. Wenn wir nur in dem isländischen Rechtsbuch der Graugans (34, S. 276) eine besondere Straffestlegung für unerlaubtes Küssen von Frauen finden, dann besagt das natürlich nicht, daß das anderswo straffrei war. Aus den oben genannten Bestimmungen ergibt sich ja wohl einwandfrei, daß schon wesentlich harmlosere Frauenberührungen als ein erzwungener Kuß strafbar waren. Die Isländer belegen den Kuß sogar mit einer Dreimarkbuße, wenn das Mädchen einverstanden war. Ein erzwungener Kuß dagegen kann zu Lebensringzaun, d. h. zu milder Acht (meist dreijährige Landesverweisung) führen, besonders bei einer Ehefrau. Wenn Tintein sich für die beiden Küsse, die Kormak seiner früheren Geliebten und jetzigen Frau Tinteins, der Steingerd, mit deren Willen gibt, mit einer Buße von zwei Goldringen zufriedenstellen läßt, dann nur, weil er sich vor dem mächtigen Kormak fürchtet (9, S. 199). Öfter als Geld und Achtbußen wird man wohl eine kräftigere Sühne in

Form der Blutrache von dem Manne genommen haben, der es wagte, ein Mädchen durch einen Kuß anzutasten. Auch der Langobardenkönig Luitprand weist darauf hin, daß ein Mann, der einer badenden Frau die Kleider versteckt hatte, sehr glimpflich davongekommen ist, wenn man ihm dafür als Strafe eine volle Mannesbuße auferlegt, da sonst die Schimpf nur mit Blut hätte abgewaschen werden können (nach *Grönbech* 58). — Wenn wir so feststellen können, daß schon verhältnismäßig recht harmlose Handlungen Mädchen gegenüber, wie Gedichte, Gespräche, Besuche, Berührungen, Küsse u. dgl. im germanischen Bauerntum sehr ernst geahndet wurden, dann werden wir nichts anderes erwarten dürfen, als daß man wirkliche Unzucht ganz besonders hart verurteilte. Die starken Strafen, die man auf die oben erwähnten mehr oder weniger harmlosen Zudringlichkeiten legte, sollten ja gerade verhindern, daß es überhaupt zur Unzucht kam. Vollendete Unzucht forderte schwere Bußen und konnte im allgemeinen nur mit Blut gesühnt werden. Schon der Verdacht oder die leiseste Möglichkeit, es könne zur Unzucht, d. h. zu geschlechtlichem Verkehr zwischen zwei Nichtverlobten gekommen sein, konnte dem dafür verantwortlichen Manne das Leben kosten. Sehr bezeichnend dafür ist die Geschichte von „Eindridi und Erling“ (17, S. 157 ff.). Sigrid Erlingstochter wird von einem Ziehvater fern von den Ihren im Norden Norwegens erzogen und sehnt sich heim. Eines Tages landet Eindridi, der Sohn des berühmten Einar Bogenschüttlers, auf der Fahrt nach Süden in ihrer Nähe. Während Eindridi damit beschäftigt ist, sein Schiff umzuladen, fragt sie, ob sie mitfahren darf, was Eindridi während der Arbeit zerstreut gewährt. Als er dann während der Abfahrt das Mädchen bemerkt und erfährt, wer sie ist, bekommt er sofort Bedenken. Durch widriges Wetter verzögert sich die Fahrt, es kommt des öfteren dazu, daß Eindridi und Sigrid, die sich gut leiden mögen, im gleichen Hause schlafen müssen. Als es Eindridi schließlich gelingt, Sigrid bei ihrer Familie abzuliefern, findet er eisige Mienen. Ja, am Abend wird er sogar vom Bauern Erling gefangengesetzt. Obgleich er und das Mädchen beteuern, daß nichts zwischen beiden vorgefallen sei, was der Sippe Schande bereite, kann sich die Sippe doch nur schwer beruhigen. Die Sache wird schließlich durch die Verlobung der beiden aus der Welt ge-

schaft. Das Zwischenspiel mit der Reinigung durch ein Gottesurteil unter priesterlicher Aufsicht zeigt den entartenden Einfluß der Kirche. Aber die ganze Geschichte beweist, wie vorsichtig sich ein junger Mann einem jungen Mädchen gegenüber verhalten mußte. Meist war es der männliche Teil der Sippe, der die Ehre der weiblichen Sippenmitglieder bewachte und sich auch für sie verantwortlich fühlte. Das bedeutet jedoch keinesfalls, daß die Frauen passiv waren und alles duldeten, was man mit ihnen tun wollte. Schon das Beispiel von der energischen anglichen Braut des Radigis belehrt uns eines Besseren, das gleiche zeigen die Islandsagas. Eine geradezu humoristische Episode, in der ein Mädchen ein paar ihr nachstellende Männer der gerechten Strafe zuführt, enthält die Geschichte von „Harald Schönhaars Skalden“ (17, S. 23 ff.); sie sei hier wiedergegeben. An Harald Schönhaars Hof machen sich zum ersten Male in Norwegen typische Anzeichen von Verfallerscheinungen bemerkbar, dazu gehören auch die verschiedenen Kebsfrauen, die er – der brutale Zerstörer bauerlicher Adelsfreiheit und blutige Alleinherrscher – sich genommen hatte. Es wundert uns darum auch nicht, wenn sich seine Skalden als Leute seiner Art entpuppen und hinter seiner schönen und klugen Base Ingibjörg her sind. Hören wir die Saga:

„König Harald war auf einem stattlichen Gelage zu Hustad in Nordmøre bei seiner Base Ingibjörg der Reichen. Da hatte er seine Skalden und manche andere vornehme Männer um sich. Das Gelage war sehr prächtig. Die Witwe selbst wartete auf. Sie war eine schöne und höchst artige Frau. Ingibjörg schänkte abends dem Audun ein Trinkhorn. Er ergriff das Horn und zugleich ihre Hand und sagte: ‚Du bist ein schmuckes Weib, und ich habe dich sehr gern. Wenn du mich heute nacht bei dir schlafen läßt, will ich dir diesen Goldring geben, den der König mir schenkte. Außerdem viele andere Gaben, wenn du sie entgegennehmen willst.‘ Sie erwiderte: ‚Das kann nicht dein Ernst sein. Du bist wohl trunken. Der König wird zornig auf dich werden, wenn er das merkt.‘ ‚Das schiert mich nicht‘, erwiderte Audun, ‚wenn du nur eins mit mir bist.‘ Ingibjörg betrachtete den Ring, und er erschien ihr schön. So sagte sie: ‚Da ich dich gern habe, so will ich, falls es geheim bleiben kann, dir deinen Willen tun. Du mußt dich nach dem richten, was ich dir jetzt angebe. Komm zu meinem Frauengemach, wenn ein Drittel der Nacht dahin ist. Ich werde dann dafür sorgen, daß die Gittertür offen ist und ebenso die drei weiteren Türen bis zu meinem Frauengemach.‘ Audun dankte ihr und küßte sie zum Abschied. Danach trat Ingibjörg zu Thorbjörn Hornklofi in gleicher Weise

wie vorher zu Audun, und ihre Aussprache verlief in derselben Art. Sie schloß damit, daß er ebenso zu ihrem Frauengemach kommen sollte wie jener. Endlich kam Ingibjörg zu Ölvir Hnufa, und dieser verfuhr mit ihr wie die vorigen. So hatte ihr schließlich jeder der drei Skalden einen Goldring gegeben, und sie nahm ihn von jedem an. Den Ölvir bat sie zu kommen, wenn nur noch ein Drittel der Nacht übrig wäre. Keiner von den dreien wußte aber etwas von den beiden anderen, und jeder war daher wohl zufrieden mit dem Versprechen, das er erhalten hatte.

Da Ingibjörg nun abends zu Bett ging, saßen noch manche Männer auf, und sie waren sehr trunken. Jeder schlief auf dem Platze ein, wo er war. Auch die Skalden saßen noch in der Halle, hielten sich aber wach, da sie wußten, wohin sie nachher sollten. Als nun ein Drittel der Nacht vorbei war, stand Audun auf und ging nach Ingibjörgs Frauengemach. Die Gittertür war offen. Er ging nun hinein und öffnete eine Tür nach der andern, bis er vor dem Frauengemach war. Da fand er dieses verschlossen. Er wollte nun fortgehen, aber indem hörte er, daß die nächste Tür nach außen hin zuschmetterte. Nun stand er eingeschlossen.

Um Mitternacht stand Thorbjörn Hornklofi auf, um zu Ingibjörgs Frauengemach zu gehen. Auch er ging durch die Gittertür und dann bis zur zweitnächsten Tür. Diese war aber zu, und als er umwenden wollte, war auch die Tür hinter ihm geschlossen, die er vorher aufgemacht hatte.

Als zwei Drittel der Nacht um waren, stand Ölvir auf, um nach Ingibjörgs Frauengemach zu gehen. Die Gittertür war wieder offen, aber als er an die nächste Tür kam, war diese verschlossen, und als er wieder hinaus wollte, war auch die Gittertür fest zu. Jeder der drei Skalden saß nun dort, wo er war, den übrigen Teil der Nacht hindurch, und keiner wußte vom andern. Sie hatten alle nichts anderes an denn Leinosen und einen Mantel. Das Wetter aber war kalt. Es war starker Frost.

Da nun der König am Morgen auf seinen Hofsitze kam, vermißte er seine Skalden, und man ging sie zu suchen. Ingibjörg aber erklärte dem König den Zusammenhang. Der König ging mit vielen Leuten nach dem Frauengemach, und er fand vor ihm, einzeln eingeschlossen, seine Skalden vor. Darob ergrimmte er so, daß man kaum ein Wort mit ihm sprechen konnte. Er rief, man solle die Skalden sofort wegen ihrer Frechheit erschlagen.“

Im Bauerntum würde wohl der Antrag des Skalden Audun eine etwas robustere Antwort des Mädchens und seiner Gesippen zur Folge gehabt haben. Ingibjörg aber kennt die lockeren Sitten am Königshofe ihres Verwandten und weiß, daß sie eine gebührende Strafe der Lüstlinge nur bekommen kann, wenn der König seine geschätzten Skalden sozusagen „in flagranti“ erwischen kann. Geschickt versteht sie es nun, den Skalden die beabsichtigte Unzucht

eindeutig nachzuweisen, während ihre Frauenehre unberührt bleibt. Sie hat ihr Ziel erreicht, der Zorn des Königs über den Versuch der Skalden, seine eigene Base zu schänden, ist groß genug, um der Strafe der Skalden die nötige Härte zu verleihen. Eine Handlung wie die der Ingibjörg setzt natürlich ein erhebliches Maß an Energie und Klugheit voraus. Daran fehlte es jenen germanischen Mädchen aber keinesfalls. Ein anderes Beispiel wird zeigen, mit welcher Energie ein königliches Weib den Versuch der Vergewaltigung durch einen mächtigen König bekämpfte, und wie sie sich Genugtuung für die angetane Schimpf verschaffte. Es ist die Geschichte von der Sachsenkönigin Olof, die in der Saga von Hrolf Kraki (21, S. 232–234) erzählt wird. Wie Ingibjörg, so war auch Königin Olof offenbar eine ganz besonders tüchtige, selbstbewußte und kluge Frau, was schon daraus hervorgeht, daß sie als regierende Königin dargestellt wird.

„Sie lebte nach der Weise der Heerkönige; sie ging mit Schild und Brünne, umgürtet mit einem Schwerte, einen Helm auf dem Haupte; so war es mit ihr bestellt. Sie war schön von Aussehen, aber grimmig in ihrer Sinnesweise und hochmütig. Das war die Rede der Männer, daß sie die beste Partie wäre zu dieser Zeit in den Nordlanden, von der die Männer Nachricht hätten; sie jedoch wollte sich nicht vermählen.“ König Helgi von Dänemark will sie für ihren Hochmut züchtigen und kommt überraschend mit seinen Mannen vor ihre Burg. Da Königin Olofs Burg nur schwach besetzt ist, versucht sie es in Güte mit Helgi und lädt ihn zu einem Gastmahl. König Helgi kam nun zu dem Gelage und nahm den Platz im Hochsitz neben der Königin ein; sie tranken nun beide zusammen an dem Abend, es fehlte an nichts und niemand merkte irgendwelche Verstimmung an der Königin Olof. König Helgi sprach zur Königin: ‚So steht es‘, sagte er, ‚daß ich will, daß wir unseren Brautlauf diesen Abend trinken; genug Leute sind dazu versammelt, und wir beide wollen diese Nacht ein Lager haben.‘ Sie erwiderte: ‚Allzuschnell, Herr, scheint Ihr mir damit vorzugehen, aber kein anderer Mann dünkt mich höflicher als du, wenn ich mich einmal einem Mann hingeben soll; aber ich erwarte doch, daß Ihr das tun werdet ohne Ehrenkränkung für mich.‘ Der König sagte, daß ihr das gebührte wegen ihrer Hoffart und wegen ihres Hochmutes, daß wir so lange beieinander verweilen, wie es mir gefällt.‘ Sie antwortete: ‚Wünschen würden wir, daß hier mehrere von unseren Freunden wären, aber nun kann ich gegen dich nichts ausrichten, und dir kommt es zu, zu bestimmen, aber du wirst geziemend gegen uns handeln.‘ An dem Abend ward tüchtig getrunken und bis spät in die Nacht hinein, und die Königin war ganz heiter, und nie-

mand fand etwas anderes an ihr, denn daß sie ganz mit der Heirat einverstanden wäre; endlich folgte man dem Könige zum Lager, und sie war schon vor-auf. Der König hatte so schwer getrunken, daß er sogleich schlafend auf das Bett niederfiel. Die Königin benutzte das und stach ihn mit dem Schlafdorn, und als alle Männer fortgegangen waren, da stand die Königin auf; sie schnitt ihm alle Haare ab und rieb seinen Kopf mit Teer ein, darauf nahm sie einen Ledersack und stopfte einige Kleider hinein; sodann nahm sie den König und steckte ihn ebenfalls hinein in den Sack; darauf rief sie einige Leute herbei und hieß sie, den König zu seinen Schiffen tragen; sie weckte dann seine Mannen und sagte, ihr König wäre bereits draußen bei den Schiffen und wollte abfahren, weil jetzt günstiger Wind gekommen wäre. Sie sprangen auf, so schnell jeder konnte, und waren ganz berauscht und wußten nur ganz ungenau, was sie vorhatten; so kamen sie auf die Schiffe, sahen aber nirgends den König, sondern gewahrten nur, daß ein ungewöhnlich großer Ledersack angekommen war; sie wollten sich nun erkundigen, was darinnen wäre, und warteten so auf den König; sie glaubten, er würde etwas später kommen; aber als sie den Sack aufmachten, fanden sie ihren König darin, schimpflich zugerichtet; dabei fiel der Schlafdorn heraus, und der König wachte auf aus keinem guten Traum und war nun auf die Königin sehr erzürnt. Aber auf der andern Seite ist das zu sagen, daß die Königin Olof während der Nacht ein Heer sammelte, und es war recht ansehnlich, und König Helgi sah darum keine Gelegenheit für sich, sie zu überfallen.“ Darauf fährt Helgi, mit Schimpf beladen, nach Hause.

Die Geschichte klingt zwar, wie die meisten Vorzeit-Sagas, recht märchenhaft, besonders die Episode mit dem Schlafdorn. Aber hier kommt es ja nur auf die sittliche Haltung der Frau an und auf das, was der Saga-Erzähler einer Frau zutraut und zuschreibt. Nachdem Olof erkannt hat, daß Helgi es mit dem „Brautlauf“ nicht ernst meint und nach der Erlangung seines Willens sich wieder von ihr zu trennen beabsichtigt, ist ihr Sinn nur auf Verhinderung der Schandtats und auf Rache gerichtet. Mit großer Geschicklichkeit versteht sie es, alle zu täuschen. Und während sich Helgi und seine Mannen im Übermute und in der Freude über den gelungenen Handstreich betrinken, läßt sie heimlich ihr Heer sammeln. Den betrunkenen Helgi bestraft sie schlimmer, als wenn sie ihn getötet hätte: Sie schert ihm die Haare und färbt den Kopf mit dem Teer schwarz, so daß er wie ein schwarzhaariger kahlgeschorener Knecht aussieht. (Es sei hier daran erinnert, daß genau auf die gleiche Weise die alte Grima versucht, die verräterischen Nordischen Haare der Aslaug zu verbergen und ihr dadurch ein knechtisches

Aussehen zu geben.) Einen schlimmeren Schimpf konnte man einem königlichen Manne aus edelstem Geschlechte nicht leicht antun. So also rächte sich das mit Vergewaltigung bedrohte Weib an seinem Vergewaltiger und schützte seine Ehre selbst.

Die Strafen für Unzucht sind verschieden, je nachdem, ob das Mädchen mit dem Manne im Einverständnis war oder ob es gezwungen wurde. Auch spielt natürlich eine Rolle, ob es sich bei dem Mädchen um ein rassisch — erblich hochwertiges aus guter Sippe oder um eine geringwertige, rassisch fremde Magd handelte. Das sittliche Verhalten der Mädchen auf dem Hofe war sehr verschieden, je nachdem es eine Nordiche Bauerntochter oder eine fremdrassige Magd war — man wußte sehr wohl, daß dies in der Rasse lag. Sehr ungeschminkt findet das seinen Ausdruck in der Saga vom geächteten Grettir (5, S. 199). Darin wird erzählt, wie Grettir, dem das Feuer auf seiner Insel ausgegangen war, nachts über einen Fjord schwimmt, um vom Hofe Reykir neues zu holen. Er benutzt die Gelegenheit, um in der Badestube ein heißes Bad zu nehmen. Davon und von der Wärme des Zimmers wird er so müde, daß er unbekleidet am Boden einschlief. Am Morgen kommt die Bauerntochter zusammen mit der Magd als erste ins Zimmer. Und nun zeigt sich die verschiedene Artung in aller Kraßheit. Die Magd geht neugierig an den nackten Grettir heran, betrachtet ihn lüstern und kann sich nicht enthalten, verschiedene unzüchtige Bemerkungen zu machen, während die Bauerntochter sich Grettir fernhält und die Magd wegen ihres unanständigen Benehmens ausschimpft. Als Grettir dann die Magd mit derben Worten packt, um ihr den Willen zu tun, stürzt die Bauerntochter entsetzt aus dem Zimmer. Die Magd aber ist, wie ausdrücklich betont wird, sehr zufrieden mit Grettir. — Gerade in dieser Geschichte zeigt sich deutlich, was der germanische Bauer von einer artbewußten Frau und was er von einer artfremden Magd erwartete. Und dieser Erwartung entsprechend verschieden war auch die Bewertung der Unzucht, die ein Mann an einem Mädchen beging.

In dem isländischen Rechtsbuch, der Graugans (34, S. 177), heißt es: „Ein Mann ist berechtigt, sich eine Hörige zu kaufen zur Fleischeshust um zwölf Unzen auch ohne Erlaubnis (der Gesetzeskammer).“ Die Graugans ist eine späte, stark christlich gefärbte Rechts-

quelle, und *A. Heusler* (68) hat den Nachweis erbracht, daß sie durchaus nicht das wirkliche Strafrecht widerspiegelt, das in dem Island der vorchristlichen Sagazeit herrschte. Immerhin zeigen aber auch die Sagas Beispiele genug — es wurden deren schon einige angeführt, z. B. Melkorka, Nereid u. a. —, aus denen hervorgeht, daß der außereheliche Geschlechtsverkehr mit Unfreien vorkam, wenn es wohl auch nicht berechtigt ist, sich ihn als allgemein verbreitet vorzustellen. Dafür schätzte man die Gesundheit und Spätreife der eigenen Söhne viel zu hoch ein. Daß Sklavinnen als Nebenfrauen bei weitem nicht die Rolle auf Island gespielt haben, die man ihnen mitunter hat zuschreiben wollen, haben *B. Kummer* (79), *G. Merschberger* (85) u. a. längst an Hand der Quellen bewiesen.

Andererseits ist anzunehmen, daß Unzucht zwischen Bauern und Mägden, wie auch heute noch, im germanischen Bauerntum durchaus nicht ungewöhnlich war, zumal da die Magd als Unfreie gegen derartige Übergriffe des Bauern, wie die schon zitierte Graugansstelle zeigt, nur geringen rechtlichen Schutz genoß.

Trieb ein Mann Unzucht mit einer Hörigen eines anderen, dann hat er diesem nur eine geringe Buße von 3 Mark zu entrichten (34, S. 278). Ganz anders dagegen wird die Unzucht bewertet, die einer mit einem freien Weibe treibt, welches in „Schulddienst“ geraten ist. Bei ihr wird die Abstammung bewertet, deshalb trifft den Schänder dafür „Lebensringzaun“. Das gleiche gilt für Unzucht mit Freigelassenen. Bettelweiber werden mit Hörigen auf eine Stufe gestellt, sie sind erbbiologisch unerwünscht, darum steht auf der Unzucht mit ihnen keine Buße.

Steht man so jedenfalls der Unzucht mit einer unfreien Magd relativ gleichgültig gegenüber, so wird für die Unzucht mit einem freigebohrenen Mädchen dem isländischen Manne auch gesetzlich das Totschlagsrecht ausdrücklich bestätigt, wie die Graugans (34, S. 151) ausweist. Im übrigen heißt es (S. 277):

„Bittet einer ein Weib um Beischlaf, darauf steht Lebensringzaun*) ... Tritt einer an das Bett eines Weibes, um Unzucht mit ihr zu treiben, darauf steht Lebensringzaun. Setzt sich einer Frauenputz auf, ein Weib zu trügen, darauf steht Lebensringzaun. Wirft einer ein Weib vor sich hin oder geht

*) Lebensringzaun — milde Acht, meist dreijährige Verbannung.

zu ihr ins Bett, deshalb weil er das Beilager mit ihr vollziehen will, darauf steht Waldgang... Dem Weib stehen alle diese Klagen zu, sofern sie sich darüber erzürnt und das Beilager nicht zustande kommt, — gesetzt, daß sie klagen will; sonst aber ihrem gesetzlichen Vormund, wenn sie nicht klagen will.“

Schon der Versuch eines Beilagers genügt also, um aus Sippe und Volksgemeinschaft als Neiding ausgestoßen und als Ächter in den Wald geschickt zu werden. Bezeichnend ist auch, daß die Frau, wenn sie sich gekränkt fühlt und genügend Energie aufbringt, selbst das Klagerecht vorm Thing hat, ebenso wie die gekränkte britische Königstochter die Verfolgung ihrer Sache in eigene Hand nimmt. Im allgemeinen freilich wird die Sippe das an ihrer Stelle tun, wie ja auch die männlichen Sippenglieder sich verantwortlich für das fühlen, was mit einem weiblichen Sippenglied geschieht. Kommt ein männliches Sippenglied dazu, wenn ein Mann mit einem Weib der Sippe Unzucht treiben will oder treibt, dann hat er das Recht, den andern zu erschlagen — das sagt die isländische Graugans (S. 151) ganz schmucklos. Der Erschlagene liegt dann bußlos, d. h. sein Tod braucht seiner Sippe nicht gesühnt zu werden. Natürlich kann man sich auch vergleichen, wenn man will, dann steht der Frau oder ihrem Vormund zu, die Buße zu bestimmen. Damit aber niemand auf den Gedanken kommt, eine derartige Buße zu gering zu bemessen, damit also die Unzucht zu milde zu beurteilen, legt die Graugans (S. 280) Mindeststrafen fest: Man hat mindestens das gleiche Bußgeld zu fordern, das auf der Erschlagung eines Weibes steht. Denn Schändung und Tötung, das ist für den biologisch urteilenden Bauern das gleiche. Ein geschändetes Mädchen ist doch kein vollwertiges Sippenmitglied mehr, sie ist „geschwächt“ (S. 281), man muß froh sein, wenn man sie durch eine Verlobung mit dem Schänder ihrer Ehre noch unter die Haube bringt. Gelingt das nicht, dann ist sie keine vollwertige Partie mehr, sie hat dann gezeigt, daß sie nicht genug Charakter besitzt, um die Ehre der Sippe zu wahren. Natürlich gilt diese Beurteilung im wesentlichen nur für diejenigen Mädchen, die dem Schänder zu Willen waren, nicht für die Bedauernswerten, die einer Notzucht, einer Vergewaltigung zum Opfer fielen.

Man kannte auf Island keine harten Strafen und Züchtigungen für ehrvergessene junge Mädchen, so wie das *Bonifatius* von den Sachsen berichtete, darauf macht schon *O. Klose* (73) aufmerksam. Die Verwandten des gefallenen Mädchens machen sich Vorwürfe, nicht genug aufgepaßt zu haben – das kann man viel eher beobachten. So in der „Geschichte der Leute aus Lautersee“ (11, S. 191 ff.), wo erzählt wird, wie die etwas leichtsinnige Fridgerd Isolfstochter, von ihrem Vater wegen einer Liebschaft von Hause fort und auf den Hof eines Freundes geschickt, dort von einem jungen Bauern namens Brand verführt wird und ein Kind erwartet. Als ihr Vater Isolf von der Sache hört, klagt er nur sich selbst an. Er durfte, da er den leichtsinnigen Charakter seiner Tochter kannte, sie nicht aus der Obhut der Sippe geben.

Aber die milde Behandlung des Mädchens bei härtester Strafe des Mannes, des Schänders der Sippenehre, bedeutet nicht eine Verzeihung des Fehltritts. Wie schon eben ausgeführt, blieb die Tatsache bestehen, daß sie gewissermaßen „entwertet“ war. Das geht auch aus verschiedenen isländischen Bestimmungen hervor, so beispielsweise aus ihrer Enterbung. In der „Graugans“ (34, S. 281) heißt es:

„All die Weiber, für deren Schwächung man keinen niedrigeren Vergleich (von der Gesetzeskammer) erbitten darf (als die gesetzliche Strafe), sollen kein Erbe nehmen können, wenn sie sich verlegen haben, außer man hätte sie dazu gezwungen.“

Auch bekommt die Frau nichts von dem Bußgeld zu sehen, das ihr Schänder der Sippe zu zahlen hat, sondern die Sippe nimmt es in Verwahrung für ihre späteren Erben. Oder die Strafe besteht darin, daß der Bräutigam einer Verlobten die Verlobung bußlos aufheben kann, wenn seine Braut inzwischen anderweitigen Geschlechtsverkehr hatte oder wenn er nachweisen kann, daß sie vor der Verlobung Unzucht getrieben und ihm dies verschwiegen hatte (34, S. 265/266).

Ganz die gleichen Ansichten über Unzucht und ihre Bestrafung finden wir im alten Norwegen. Beschuldigt man eine Frau ungerechterweise der Unzucht, hat der Beschimpfer ihrer Ehre wie für einen

Totschlag zu büßen (31, S. 123). Trifft man einen Mann bei versuchter oder vollendeter Unzucht mit einer Sippenangehörigen, so kann er bußlos erschlagen werden (S. 110). Eine freie Bäuerin, die sich mit einem unfreien Knecht einläßt, verfällt dem Königshof; eine freigelassene Frau, die Unzucht mit einem Sklaven begeht, beweist damit, daß sie der Freiheit nicht würdig ist und hat in die Knechtschaft zu ihrem ehemaligen Herrn zurückzukehren (S. 123/124). Die Bußen für Unzucht eines freien Mannes mit einer Sklavin dagegen sind nur geringfügig, wie auf Island (S. 124). Auf der Vergewaltigung einer Frau stand Friedlosigkeit (ebenda). Im alten Schweden galten die gleichen Rechtsbestimmungen. Der Mann, der eine Frau zur Unzucht zwingt, verfällt dem Schwert und kann bußlos erschlagen werden. Entweicht er, so wird er friedlos (32, S. 99). Wenn allerdings die Beilagerbuße für die Unzucht zweier Unfreier ebenso hoch angesetzt wird wie diejenige zwischen Freibürtigen, dann liegt darin ein so krasses Abweichen von den allgemeinen germanischen Anschauungen, daß sich hierin nur kirchlicher Einfluß offenbaren kann. Dagegen dürfte die Staffelung der Buße je nach der Unbescholtenheit des Mädchens, d. h. hoch für die erste, geringer für weitere Beschlafungen, durchaus der allgemeinen Einstellung entsprechen — in der oben angeführten Saga von der leichtfertigen Fridgerd kann der Vater keine Buße bekommen, weil die Tochter mehrere Abenteuer mit verschiedenen Männern gehabt hatte. Das ältere Westgöta-Recht (32, S. 31) bestimmt übrigens auch Bußen für die Beschlafung der eigenen Verlobten, ohne daß dadurch natürlich die Verlobung gestört würde. Hier wird auch die Buße für Unzucht mit einer Unfreien wie in Island und Norwegen sehr gering geahndet. Es ist nur ein kleiner „Schadensersatz“, der an den Herrn der Magd zu zahlen ist.

Im dänischen Recht (33, S. 33) wird für einen Ehebrecher bußloser Totschlag festgesetzt; für Unzucht mit einer freien Unverheirateten wird es nicht ausdrücklich erwähnt. Es besteht aber kein Zweifel daran, daß die Verhältnisse hier nicht anders lagen als in den übrigen nordischen Ländern. Das geht auch schon daraus hervor, daß (33, S. 42) ein Mann, der ein Mädchen vergewaltigt, als Buße so viel zu zahlen hat, wie seine eigene Totschlagsbuße betragen

würde, d. h. das volle Manngeld von 40 RM., und zwar einmal an die geschädigte Frau und dann dasselbe nochmals an den König. Die Übereinstimmung mit den übrigen nordischen Ländern ergibt sich auch aus der Bestimmung, daß das Bußgeld für Unzucht mit einem Mädchen, das dem Täter zu Willen war, nicht in die Hände des mitschuldigen, ehrvergessenen Mädchens kommen durfte (33, S. 131/132 u. S. 184). Die Friesen machten es wie die Nordgermanen: Der „Hurer“ gehörte zu den Männern, die man bußlos erschlagen darf (28, S. 74 u. 75). *K. A. Eckhardt* übersetzt *adulterum* mit „Ehebrecher“. *G. Merschberger* (85, S. 96) übersetzt „Hurer“ und fügt hinzu, „d. h. sowohl der Ehebrecher wie auch der Jungfrauenschänder“. Im Gegensatz zu den Nordgermanen und auch anderen Germanenrechten, belegen aber die Friesen auch das Mädchen mit einer Buße, wenn sie mit der Unzucht einverstanden war. Während die Sippe den Schänder zur Rechenschaft zieht – „bußlose Erschlagung“ – wird das ehrvergessene Mädchen verurteilt, sein Manngeld an den König zu entrichten (28, S. 79). Wird das Mädchen jedoch wider ihren Willen mit Gewalt geschändet, so ist diese Schandtat, soweit sie nicht durch Blut gesühnt wird, nur mit dem dreifachen Manngeld wieder zu sühnen, wovon eines das Mädchen, eines der Vormund und eines der König erhält. Die Bußen für Schändungen von Unfreien, zahlbar an ihre Herren, sind wie im Norden geringfügig, besonders wenn der Magd schon vorhergehender Geschlechtsverkehr nachgewiesen werden kann.

Das Volksrecht der Alemannen ist in diesem Punkte sehr schweigsam. Es steht lediglich fest, daß der Schänder eines Mädchens, wenn er mit ihr im Einverständnis war, der Sippe 40 Schillinge zu büßen habe (27, S. 41). Notzucht wird nur mit Unfreien erwähnt, die Strafe dafür ist, wie üblich, gering (6 bzw. 3 Schillinge) (27, S. 59). Da niemand annehmen wird, daß Notzucht an Freiebornen straflos war, ist offensichtlich das Volksrecht der Alemannen hier lückenhaft. Doch wird der alemannische Bauer die Verletzung der Ehre seiner Sippe kaum anders geahndet haben, als die bisher genannten germanischen Bauernvölker auch. Das ist um so gewisser, als gerade das alemannische Volksrecht, soweit wir es in der vorliegenden Form kennen, an anderen Stellen ganz ausgeprägt erbbiologischen Ge-

dankengängen folgt, so etwa bezüglich der bereits erörterten biologischen Bewertung des Mannes bezüglich seines Nachwuchses. Auch sprechen die mehrfach belegte doppelt hohe Bewertung der Frau bei Totschlags- und anderen Bußen sowie die hohen Strafen bei einer Ehrenkränkung der Frau (oben schon erwähnt S. 131 u. 170) für unsere Auffassung.

Da die Bayern in ihrem Volksrecht festsetzen, daß man den ertappten Ehebrecher bußlos erschlagen darf (27, S. 117), so darf man mit Recht annehmen, daß sie es mit dem Jungfrauenschänder nicht anders machten. Vorehelichen Geschlechtsverkehr, der zur Ehe führte, scheinen sie nicht sehr tragisch genommen zu haben – ein Zug, der in manchen bayrischen Bauerngebieten ja auch heute noch deutlich erkennbar ist. Doch auch Unzucht, die im Einvernehmen mit dem Mädchen geschieht und nicht zur Ehe führt, wird im Gesetz nur mit 12 Schillingen geahndet, die der Mann zu büßen hat (S. 119). Ein Knecht, der es wagt, Unzucht mit einer Freien zu treiben, verliert sein Leben (S. 120). Unzucht mit unfreien Mädchen wird nur gering geahndet.

Die Franken kennen im moselfränkischen Volksrecht die blutige Rache am Schänder der Ehre der Tochter (26, S. 197). Der Übeltäter kann bußlos erschlagen werden. Kann er die Rache von sich abhalten, so zahlt er – laut „Einung der Salfranken“ (25, S. 33–35) – 62½ Schilling Buße für Notzucht, 45 Schilling für Unzucht im Einverständnis mit dem Mädchen. Entsprechend geringer ist die Buße für Unzucht mit unfreien Mägden (S. 35). Nicht anders die Burgunden. Unzucht, auf frischer Tat ertappt, kann mit Totschlag vergolten werden (35, S. 97). Aber *G. Merschberger* (85) weist auf die eigenartige, von den übrigen germanischen Gesetzesbestimmungen abweichende Fassung hin. Es heißt da: „1. Ertappt man Ehebrecher*) (auf der frischen Tat), so sind Mann wie Weib zu töten. 2. Denn darauf ist zu achten: Entweder tötet man sie beide, oder wo nur ein Teil erschlagen wird, muß man sein Wergeld zahlen, und zwar das herkömmliche Wergeld, wie es in den früheren Gesetzen angeordnet ist.“ *G. Merschberger* (85) sieht in dieser Bestimmung, die Mit-

*) Adulterantes kann mit „Ehebrecher“ oder im erweiterten Sinne mit „Unzuchttreibenden“ übersetzt werden.

erschlagung der Geschändeten oder Wergeld für den erschlagenen Mann festgesetzt, eine römische Beeinflussung. Tatsächlich liegt hier eine Abweichung von dem üblichen vor. — Auch sonst finden wir hier, wo sich die Sittlichkeit im Verkehr mit den entarteten Römern bedenklich zu lockern drohte, eine schärfere Verurteilung der ehrvergesenen Frau. So wird mehrfach (35, S. 65 u. S. 93) festgesetzt, daß ein Mädchen, das sich freiwillig einem Manne hingibt, nur geringes Anrecht auf Buße hat, aber selbst der allgemeinen Verachtung anheimfallen soll: „Sie aber, durch die Schande ihres Wandels so erniedrigt, verfällt der Bescholtenheit verlorener Unschuld.“ — Wird die Unzucht mit einem Unfreien begangen, so verfallen Knecht und Mädchen dem Tode oder sie verliert ihre Freiheit (S. 55). Begeht ein Knecht Notzucht an einem freien Mädchen, so trifft ihn die Todesstrafe.

Blutige Rache für ertappte Ehebrecher kennen (nach *G. Merschberger*, 85, S. 94) auch die Langobarden. Wie die Burgunder verhängen auch sie die Todesstrafe über das ertappte Paar. Unzucht eines Mädchens wurde von der Sippe geahndet. Versagte diese, konnte das Gericht eingreifen und Strafen verfügen. Die übliche Buße betrug 100 Schillinge, konnte aber auf 20 herabgesetzt werden, wenn der Schänder das entehrte Mädchen ehelichte. Die Buße für einen Fehltritt mit einem Unfreien wird geringer geahndet, zur Strafe dafür, daß das Mädchen so artvergessen war, sich mit ihm einzulassen. Die gleiche Schärfe der Strafen wie bei Burgundern und Langobarden finden wir bei den Westgoten. Man merkt deutlich, daß sie unter wesentlich anderen Verhältnissen leben, unter Menschen, die in sittlicher Hinsicht tief unter ihnen stehen, unter Entartungserscheinungen (z. B. städtische Lohndirnen), die die nordgermanischen Bauernvölker nicht einmal dem Namen nach kennen, daher in ihren Rechtssatzungen auch nicht erwähnen. Trotz der völlig andersartigen Voraussetzungen versuchen jedoch die Westgoten mit den der germanischen Sittlichkeit drohenden Gefahren nach den gleichen Regeln fertig zu werden, die für sie als nordisches Bauernvolk einst gültig waren. Freilich müssen sie ergänzt und verschärft werden. Und so finden wir im Westgotenrecht (36, S. 65/67 u. 75/85) Bestimmungen folgender Art: Treibt ein junges Paar Unzucht, so steht der Sippe

das Totschlagsrecht zu, und zwar an beiden, auch an der eigenen Sippenangehörigen, wenn diese mit der Unzucht einverstanden war. Das Sippengericht kann darüber entscheiden, was mit den beiden Sittenlosen zu geschehen hat. Ist das Mädchen verlobt, hat der Bräutigam das Bestimmungsrecht über die Strafe. Der Schänder der Sippenehre oder der Braut fällt ungebüßt, auch die Erschlagung der Sippenangehörigen ist unbüßbar. Will der Schänder das geschändete Mädchen heiraten, so steht dem nichts im Wege; doch kann das geschändete Mädchen sein Erbrecht verlieren. Das gilt natürlich nur für Ebenbürtige. Buhlt das freigeborene Mädchen mit einem Unfreien oder Freigelassenen, so droht ihnen der Tod durch Verbrennung; die Frau kann statt dessen auch ihre Freiheit verlieren, d. h. sie wird aus dem Freibauerntum ausgestoßen und gehört der rassistisch geringwertigen Knechtsschicht an. Aber ganz im Gegensatz zu den übrigen germanischen Bestimmungen wird bei den Westgoten auch die Unzucht eines Freien mit einer Magd scharf geahndet — der freie Mann erhält 100 Peitschenhiebe als Strafe —, die Gefahr der allgemeinen Entartung in dem sittlich verkommenen Römerlande war zu groß. Notzucht an einer ebenbürtigen Jungfrau wird mit Ausmerze aus der Art gestraft, d. h. mit Verknechtung des Schänders. Notzucht an einer Magd dagegen findet die gleiche Peitschenstrafe wie die Unzucht. Lohndirnen haben die Westgoten aus den ihnen unterworfenen Städten zu vertreiben gesucht. Sie wurden öffentlich ausgepeitscht, aus der Stadt gejagt und einem armen Mann als Sklavin übergeben. Kuppelei wird mit Peitschenstrafen verfolgt.

Ein ähnlich scharfes Vorgehen gegen ehrvergessene Mädchen, wie bei Westgoten, Langobarden und Burgunden, finden wir im Norden nur bei den Sachsen, die sich ja auch sonst, z. B. bezüglich ihrer ständischen Gliederung, von den übrigen Germanenvölkern unterscheiden. Mit den allgemeinen germanischen Rechtsbestimmungen hat das Volksrecht der Sachsen (28, S. 23) gemeinsam, daß der Schänder eines Mädchens bußlos erschlagen werden kann. Wenn aber Winfried Bonifatius recht hat, dann wurde bei den Sachsen auch die geschändete Jungfrau, soweit sie eine Mitschuld traf, schwer gestraft. *Neckel* (90) verweist auf diese Stelle: „Nicht nur von den Christen, sondern selbst von den Heiden wird Ehebruch als Sünde und Schande

angesehen. Denn selbst die Heiden, die den wahren Gott nicht kennen, halten in diesem Punkte von Natur aus das inne, was das Gesetz will und was Gott von Uranfang an festgesetzt hat; denn indem sie ihren eigenen Frauen den Bund der ehelichen Treue halten, bestrafen sie Hurer und Ehebrecher. Wenn z. B. in Altsachsen ein Mädchen das väterliche Haus durch Unzucht entehrt oder wenn eine verheiratete Frau den Bund der ehelichen Treue zerstört und Ehebruch begeht, so zwingen sie die Betreffende zuweilen, sich eigenhändig an einem Strick aufzuhängen und so ihrem Leben ein Ende zu machen, und wenn sie dann auf den Scheiterhaufen gebracht und verbrannt ist, hängen sie über der Brandstelle auch noch ihren Verderber auf. In anderen Fällen wieder versammeln sich die Frauen zuhauf und peitschen sie aus, und dann führen sie die Frauen von Gau zu Gau in der Runde umher, wobei sie sie mit Ruten schlagen und ihr die Kleider bis zum Gürtel abschneiden. Außerdem bringen sie ihr mit ihren kurzen Messern Schnitt- und Stichwunden am ganzen Körper bei und schicken sie so, von kleinen Wunden blutig entstellt und zerrissen, von Dorf zu Dorf. Und es laufen immer neue Frauen zum Zuschlagen herbei, die der Eifer um die Bewahrung der Ehrbarkeit herbeiruft, bis sie sie schließlich tot oder kaum noch lebend liegen lassen, auf daß die andern Furcht vor Unzucht und Üppigkeit haben.“ (Aus einem Briefe des *Bonifatius* an König Aethelbald von Mercien, Mon. Germ. Hist., Epist. III, S. 342.)

Man vermeint hier *Tacitus* (112) reden zu hören, wenn er vom Ehebruch und der Unzucht redet: „Die Strafe dafür folgt auf der Stelle und ist dem Gatten überlassen. In Gegenwart von Verwandten jagt der Mann die Ehebrecherin mit abgeschnittenen Haaren und entblößt aus dem Hause und treibt sie mit Peitschenhieben durch das ganze Dorf. Denn für Preisgabe der Keuschheit gibt es keine Nachsicht. Trotz Schönheit, Jugend, Reichtum kann eine solche Frau keinen Gatten mehr finden. Niemand lacht nämlich dort über Laster, und verführen und sich verführen lassen nennt man dort nicht Zeitgeist.“ Daß *Tacitus* hier nicht nur von Ehebrechern, sondern von Unzüchtigen allgemein sprechen will, geht aus dem Satz „für Preisgabe der Keuschheit gibt es keine Nachsicht“ deutlich hervor. Die Tatsache, daß man bei den nördlich wohnenden, von Rassenmischung

kaum bedrohten Sachsen derartig scharfe Strafen auch für die ehrvergessene Frau findet und daß *Tacitus* das lange vorher auch für andere Germanen bestätigt, könnte wohl so gedeutet werden, daß das scharfe Vorgehen auch gegen das schuldige Mädchen die ältere germanische Auffassung darstellt.

G. Merschberger (85) weist darauf hin, daß auch die Angelsachsen die gleichen Rechtsbestimmungen haben wie die übrigen bisher genannten Germanenvölker: Fehderecht gegen den Schänder der Frauenehre oder Zahlung eines Wergeldes.

Überblicken wir nochmals, was wir bisher an germanischen Maßnahmen gegen Unzucht kennenlernten, so heben sich die folgenden allgemein gültigen Grundsätze heraus: Unzucht ist immer verwerflich. Der Schänder der Jungfrau, ob im Einverständnis mit ihr oder ob gegen ihren Willen, verfällt der Sippenrache und fällt bußlos. Er kann sich lösen durch eine Geldbuße und durch Heirat mit dem entehrten Mädchen, falls die Sippe das will. Das Mädchen gilt als im Wert „geschwächt“, als biologisch minderwertig, wenn es einverstanden war, und wird im Norden milder, im Süden schärfer gestraft. Nachfolgende Ehe kann die Sache aus der Welt schaffen, uneheliche Kinder werden dadurch ehelich und vollwertig. Alle diese Bestimmungen gelten nur für Unzucht zwischen Ebenbürtigen. Freigeborene Mädchen, die Unzucht mit Unfreien begehen, verfallen der Ausmerze durch Verknächtung, Verstoßung oder Tötung, da sie die Gefahr heraufbeschworen, minderes Blut in die Sippe einzuschleppen und das Sippenerbgut so zu schädigen. Freigeborene Männer, die mit unfreien Mägden Unzucht treiben, verfallen dagegen nur milden Strafen, da ja eine eventuelle Nachkommenschaft sowieso dem unfreien Stande der Mutter folgt. Der deutliche Unterschied, der hier – aber auch nur hier, d. h. bei der Unzucht mit Unebenbürtigen – zwischen Mann und Frau gemacht wird, beruht darauf, daß ein Mädchen leicht durch Verheimlichung des wahren Vaters das Sippenerbgut unwiderruflich schädigen und verderben kann, während ein Mann durch Unzucht mit einer Magd die eigene Sippe in keiner Weise zu schädigen braucht. In dieser Unterscheidung, die zwischen der Unzucht Unebenbürtiger und der Unzucht Ebenbürtiger gemacht wird, liegt die Ursache für die scheinbaren Gegensätze,

die zwischen der Darstellung einer *G. Merschberger* (85) und der Darstellung *R. W. Darrés* (50) bestehen. In Wirklichkeit liegen keine tatsächlichen Gegensätze vor. Es handelt sich hier, wie das *R. W. Darré* in ausführlicher Weise schon erläutert hat, lediglich um eine folgerichtige erbbiologische Bewertung der Auswirkungen, die ein geschlechtlicher Fehltritt nach sich ziehen kann.

Ohne Zweifel aber hat *Tacitus* recht, wenn er sagt, daß die Erziehung der jungen Generation zur Sittlichkeit im germanischen Bauerntum sehr streng war. Und es besteht nunmehr kein Zweifel daran, daß das weibliche Geschlecht ganz besonders achtsam erzogen und behütet wurde. Seine Hauptaufgabe, auf deren Vorbereitung die Erziehung hinwirkte, wurde nie aus den Augen verloren: Die Erziehung zur zukünftigen Stammutter eines edlen Geschlechts. Noch deutlicher als beim Mann kommt gerade diese Zielsetzung in der biologischen Bewertung des weiblichen Geschlechts zum Ausdruck. Man findet gelegentlich in den Sagas den Ausdruck, der Totschlag einer Frau sei vor allen Dingen deshalb ein Neidingswerk, „weil wir ja alle von Frauen stammen“. Wir haben bereits gesehen, daß darum die Tötung einer Frau doppelt so hoch gebüßt werden mußte, wie die eines Mannes. Aber wie beim Manne ist es ein großer Unterschied, was für eine Frau man erschlägt! Nicht nur besteht auch hier wieder der übliche Unterschied zwischen der Bewertung eines freien, rassisch hochwertigen und eines unfreien, rassisch minderwertigen Mädchens, sondern wir finden auch eine Unterscheidung je nach der Gebärfähigkeit und Jugendlichkeit der Frau. Hören wir, was dazu das germanische Gesetz sagt:

In den salfränkischen Sonderlieferungen (25, S. 121) wird folgendes bestimmt:

2. „Wenn jemand ein Mädchen unter 12 Jahren bis zum vollendeten zwölften tötet, werde er zu 200 Schillingen verurteilt.

3. Wenn er eines von höherem Alter bis zum sechzigsten Jahr, solange sie Kinder bekommen kann, tötet, werde er zu 24 000 Pfennigen gleich 600 Schillingen verurteilt.

4. Wenn sie später getötet wird, wenn sie schon keine Frucht mehr haben kann, werde er zu 200 Schillingen verurteilt.“

In leicht veränderter Form finden wir die gleiche Bestimmung in

der Einung der Salfranken (25, S. 33). Wir können daraus ergänzen, daß die obigen Bestimmungen nicht für ein beliebiges, sondern nur für ein freieborenes germanisches Bauernmädchen Geltung hatten. Ferner wird die Bezeichnung „später“ (im obigen 4. Absatz) erläutert mit „wenn sie aber keine Kinder mehr bekommen kann“. Es wird wohl nur wenige Rechtsbestimmungen germanischer Artung geben, die so klar wie gerade diese Stelle die ausgesprochen erb-biologische Weltanschauung des germanischen Bauerntums belegen. Eine Erläuterung ist kaum nötig, denn die Sätze sprechen für sich: Ein Mädchen im unreifen, noch nicht gebärfähigen Alter und eine Frau, die nicht mehr gebärfähig ist, werden mit dem gleichen Wergeld gebüßt wie ein erschlagener Mann. Solange sie jedoch im gebärfähigen Alter stehen, steigt ihr Wert für Sippe und Volk auf das dreifache der Mannesbuße an, ja, eine schwangere Frau hat geradezu den Nimbus der Heiligkeit, der Unantastbarkeit, denn bei ihr wird die Buße auf das Dreieinhabfache erhöht („Einung der Salfranken“, 25, S. 33), und für das im Mutterleibe getötete Kind sind noch einmal 100 Schillinge Buße fällig! Wir sahen es schon bei der biologischen Bewertung des Mannes: Nichts geht über die Fruchtbarkeit, über die Fähigkeit, Nachkommen zu erzeugen und in ihnen weiterzuleben — diese Fähigkeit einem Manne zu rauben, bezeichnet der nordgermanische Bauer (der Schwede) als die „höchste Wunde“, als den schlimmsten Frevel am Manne. Und ganz in gleicher Weise äußern sich die Salfranken zur Wertigkeit der Frau: Ihren höchsten Wert erhält sie erst durch ihre Fähigkeit zur Erzeugung von Kindern, durch die die Ahnen der Sippe im eigenen Fleisch und Blut fortleben können. *F. Wüllenweber* (120) hat schon darauf hingewiesen, daß germanische Könige, die ihren am Hofe großgezogenen Adel über das Bauerntum hinaus erheben und ihm einen besonderen Wert geben wollten, das Wergeld für einen Adelsmann etwa auf die Höhe des Wergeldes einer gebärfähigen Bauersfrau brachten — ein sehr bezeichnender und aufschlußreicher Zug germanischen Wesens!

Daß diese Bestimmung von der Wertigkeit einer Frau je nach ihrer Gebärfähigkeit keine speziell salfränkische Eigenart ist, zeigt das Volksrecht der Thüringer (28, S. 45), in dem völlig in übereinstimmender Weise festgelegt wird:

„46. Wer eine jungfräuliche, noch nicht gebärfähige adelige Frau tötet, büße 600 Schillinge; wenn sie gebärfähig war, dreimal 600 Schillinge, wenn sie schon zu gebären aufgehört hat, 200 Schillinge.“

Hier wird sogar noch eine weitere Unterscheidung gemacht, die im salfränkischen fehlt: Das jungfräuliche Mädchen im noch nicht gebärfähigen Alter wird nicht der alten, nicht mehr gebärfähigen Frau gleichgestellt, sondern muß dreimal höher als diese gebüßt werden, denn – es hat ja noch nicht geboren, hat damit seine Lebensaufgabe noch nicht erfüllt – wie die alte, nicht mehr fruchtbare Frau –, es ist um seine schönste Lebenserwartung betrogen worden, so wie der entmannte Mann oder der Mann, der ohne Erben fällt und dafür höher gebüßt werden muß.

Auch wenn wir in den übrigen Germanischen Gesetzessammlungen derartige Bestimmungen vermissen, dann bleibt doch über jeden Zweifel erhaben die Feststellung, daß wir es hier mit einer urgermanisch-heidnischen Auffassung zu tun haben, denn christlicher Einfluß kann hier nie und nimmer vorliegen – hat doch die christliche Kirche ursprünglich geradezu entgegengesetzte Tendenzen vertreten, auf die noch bei anderer Gelegenheit zurückzukommen sein wird. Erst im Kampfe mit den ihr heftigst widerstrebenden germanischen Auffassungen über den Wert eines Menschen je nach seiner biologischen Leistungsfähigkeit hat die Kirche sich zu einer Kompromißlösung gezwungen gesehen. Die germanische Auffassung aber über den biologischen Wert einer Frau entsprechend ihrer Fruchtbarkeit können wir wiederfinden in indogermanischen Zeugnissen ähnlicher Art.

Betrachten wir zusammenfassend, was wir bisher über die Erziehung des germanischen Jungbauern wie der Jungbäuerin in Erfahrung bringen konnten, so kann man wohl sagen, daß die Bezeichnung „Erziehung zu erbbiologischem Verantwortungsbewußtsein“ für diese Art der Menschenführung nicht fehl am Orte ist. Gewiß haben auch noch andere Werte in der Erziehung der Kinder eine wichtige Rolle gespielt. Aber ebenso, wie Erb- und Rassenbiologie aus der gesamten Weltanschauung des germanischen Freibauerntums nicht wegzudenken sind, sondern ihr Fundament bilden, sind sie auch die wesentliche Grundlage aller Erziehungsgrundsätze des Germanentums. Mögen die Werte, auf die hin man die Jugend ausrich-

tete, bezeichnet werden wie man will, Heldentum, Ehre, Adel, Wahrhaftigkeit, Tapferkeit, Treue, Charakterfestigkeit – alles das bezog sich aber letzten Endes auf die Sippe und auf das eigene Volk, alles war unterbaut von dem Wissen um die heiligen Gesetze der Natur im Menschenleben und von der Achtung und Ehrfurcht vor ihr. Religion im Sinne eines christlichen Religionsunterrichtes gab es gewißlich nicht, aber kaum irgendwo wird man sich ein edleres, menschenwürdigeres Verhältnis zu Gott und den von ihm geschaffenen Naturgesetzen vorstellen können als im germanischen Freibauerntum. Das Gesetz von der Reinerhaltung des Blutes, die Erkenntnis vom Walten der unerbittlichen Vererbungsgesetze im menschlichen Leben, die Verehrung des ewigen Lebens der Sippe im Erbgut der Nachkommen – all dies waren geheiligte Glaubensinhalte. Und in dem Freundgott, dem man sich anvertraute, sah man nur den Helfer der Sippe, den Wächter über die Erfüllung aller sittlichen Gesetze. Dies aber waren die sittlichen Gesetze, die man der Jugend vor Augen hielt: Halte heilig das Blut deiner Rasse. Achte das edle Erbgut deiner Ahnen und sei dir bewußt, daß du die hohe Aufgabe hast, es rein und gesund an kommende Geschlechter weiterzugeben. Sei dir bewußt, daß dies deine höchste Lebensaufgabe ist und daß du deinen Leib für ihre Erfüllung vorbereiten und gesund erhalten mußt. Achte die Gesetze der Sippe und halte ihre Ehre rein, kämpfe für sie mit aller Kraft. Erweise dich würdig deiner Ahnen. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“

3. Die Gattenwahl

Nirgendwo in der germanischen Literatur wird der Sinn der Gattenwahl in so vollendet schöner Weise offenbart und von einem Mädchen ausgesprochen wie in der Geschichte von Isleif Gizurssohn (23, S. 215). Darum sei die Geschichte von Isleifs Heirat an den Anfang dieses Abschnittes gesetzt. Sie lautet: „Darauf fuhr er nach Island. Seine Verwandten fanden es geraten, ihm durch eine Heirat aufzuhelfen. Er hatte wenig Vermögen, aber einen schönen Besitz in Skalaholt und ein Godentum. Darauf ritt er nordwärts in den Vididal

nach Asgeirsa. Dort wohnte ein Mann Namens Thorwald; er hatte eine Tochter, die Dalla hieß. Sie kamen frühe am Tage an; der Bauer begrüßte sie und lud sie ein dazubleiben. Isleif antwortete, sie müßten erst etwas besprechen: ‚Die Sache ist nämlich die, daß ich als Freier komme und dich um deine Tochter bitte.‘ Er antwortete: ‚Dir geht ein guter Leumund voraus; aber deinen Antrag will ich so bescheiden: Du mußt hierher in den Norden ziehen, wenn du diese Heirat wünschst.‘ Er antwortete: ‚Ich glaube nicht, daß es mir zusagt, meinen Besitz, meine Dingherrschaft und meinen Bezirk aufzugeben; wir wollen lieber scheiden.‘ Darauf wandten sie ihre Pferde und ritten ab.

Dalla stand oben auf einem Heuhaufen, ein bildhübsches Mädchen. Thorwald ging dahin. Sie fragte: ‚Was waren das für unbekannte Männer?‘ Er sagte es ihr. Sie fragte: ‚Was hatten sie für ein Anliegen?‘ Er sagte, sie hätten um sie freien wollen. Sie fragte: ‚Was hast du geantwortet?‘ Er sagte es ihr. Sie erwiderte: ‚Das hätte der Heirat nicht im Wege gestanden, wenn’s nach mir gegangen wäre.‘ Er antwortete: ‚Liegt dir sehr viel daran?‘ Sie sagte: ‚Mag schon darauf hinauskommen – denn ich habe den Ehrgeiz, den besten Mann zu bekommen und mit ihm den bedeutendsten Sohn, der auf Island geboren werden wird. Es dünkt mich nicht unrätlich, ihnen nachzuschicken.‘ Er erwiderte: ‚Es ist mir nicht gleichgültig, was du hierüber denkst.‘

Darauf ritt man ihnen nach. Thorwald sagte nun, er sei der Meinung, daß das der Heirat nicht im Wege stehen würde, wenn er nicht in den Norden zöge. Isleif erklärte, mit der Antwort sei er zufrieden. Darauf wurden sie vermählt. Sie wohnten darnach in Skalaholt und bekamen Gizur, Teit und Thorvald zu Söhnen, lauter bedeutende Männer, wenn auch einer sie alle übertraf.“

In dieser kleinen Geschichte ist alles enthalten, was sich an Wesentlichem über den Sinn und auch über die Art der Gattenwahl des germanischen Freibauerntums sagen läßt. Zunächst der Sinn: Man wünscht sich einen Gatten von möglichst guter Abstammung, um mit ihm Kinder edelster Artung erzeugen zu können. In der Geschichte wird betont, daß Isleif nicht besonders vermögend war. Dennoch er-

scheint er dem reichen Großbauern Thorvald und seiner Tochter als hervorragender Freier, einmal wegen seiner edlen Abstammung, dann aber auch wegen seines guten Leumunds. Nicht der Vater allein, auch die Tochter hat mit zu entscheiden, ob der Mann als Freier willkommen ist oder nicht. Der Vater betont, daß ihm die Ansicht der Tochter zu dieser Angelegenheit ausschlaggebend ist. Isleif aber ist nicht auf eigene Faust auf Brautschau gegangen, sondern nach Beratung mit seiner Sippe.

Wir sahen im vorigen Abschnitt, daß die Erziehung der germanischen Bauernjugend einen wichtigen Leitgedanken in den Mittelpunkt ihres Strebens rückte: Die Weckung erbbiologischen Verantwortungsbewußtseins. Das praktische Ziel einer derartigen Erziehung war dies: Der Junge und das Mädel sollten einmal, wenn sie soweit herangewachsen waren, ganz von allein aus ihrem gesunden Gefühl heraus eine Gattenwahl treffen, die versprach, das Erbgut der Ahnen in würdigen Enkeln wiedererstehen zu lassen. Wenn man an die Ehe dachte, dann dachte man nicht so sehr an das Zusammenleben mit dem geliebten Gatten, als vielmehr an die Zukunft des Geschlechts. Der Sippe in den eigenen Nachkommen einen Aufstieg zu sichern, das war ein Ideal, das in starkem Maße die Gattenwahl beeinflusste. Klingt nicht aus den oben angeführten Worten der Bauerntochter Dalla der Wunsch wider, den *Nietzsche* (93) in die Forderung kleidete: „Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe!“ Der Standpunkt, den die Jungbäuerin Dalla hier vertritt, ist der Standpunkt der ganzen jungen Generation jener Zeit, auf Island sowohl als auch in anderen germanischen Ländern.

Die Jugend wußte, daß Gattenwahl und Eheschließung keine „Privatangelegenheit“ war. Niemand wäre je auf diesen Gedanken verfallen, weil bei der Bedeutung der Sippe in jener Zeit eine Eheschließung viel zu weitgehende Folgen für die beiden betroffenen Sippen mit sich bringen mußte, als daß jemand individualistische Neigungen, wie sie etwa im liberalistischen Bürgertum vergangener Tage gang und gäbe waren, hätte Raum geben können. „Heirat ist kein Pferdekauf, Freier, mach die Augen auf“, ruft eine alte Bauernweisheit dem Freiersmann zu.

Weil aber jeder Jungbauer die Wahrheit dieses Spruches kannte, weil er in einer Gedankenwelt groß geworden war, in der Begriffe wie Sippenhonor, Abstammung, Artbewußtsein, Erbgut höchste Werte bedeuteten, deshalb war es für ihn eine Selbstverständlichkeit, daß er in der Gattenwahl nicht selbstherrlich voring, sondern sich ins Einvernehmen mit seiner Sippe setzte. Suchen wir in den Sagas nach einem Beispiel, das uns zeigen soll, wie sich eine Gattenwahl auf Island gewöhnlich abspielte. Wir finden es in gekürzter Form bei *O. Klose* (73, S. 42) in seiner Schilderung der Grundsätze der Gattenwahl und der üblichen Formen der Werbung und Verlobung auf Island.

In der Saga von den „Leuten aus dem Lachswassertal“ (6, S. 78) wird von Olaf, dem oben mehrfach erwähnten unehelichen Sohn Höskulds mit Melkorka, folgendes berichtet:

„Als nun Olaf den Winter über in Island gewesen war und der Frühling kam, redeten Vater und Sohn darüber, was nun Olaf vornehmen sollte. ‚Das ist mein Wunsch‘, sagte Höskuld, ‚daß wir dir eine Frau suchen und du dann Goddastadir, den Hof deines Pflegevaters, übernimmst. — Da ist auch ein großer Viehstand, du könntest dort die Wirtschaft führen mit meiner Unterstützung.‘ Olaf antwortete: ‚Darüber hab ich mir bisher wenig Gedanken gemacht; ich weiß nicht, wo wohl die Frau sitzen mag, die zu bekommen ich als besonderes Glück ansehen sollte; du kannst dir denken, daß ich mich weit umschaue werde, ehe ich mir eine erwähle; doch weiß ich gewiß, daß du nicht die Rede auf diese Sache gebracht hast, ohne etwas bestimmtes im Sinne zu haben, auf das sie auslaufen soll.‘ Höskuld sprach: ‚Richtig hast du vermutet. Ein Mann heißt Egil; er ist der Sohn des Skallagrim. Er wohnt in Borg am Borgarfjord. Egil hat eine Tochter, die Thorgerd heißt. Um dieses Mädchen gedenke ich für dich anzuhalten, denn das ist die allerbeste Partie im ganzen Borgarfjord und darüber hinaus; es ist auch zu erwarten, daß die Verschwägerung mit den Myrarleuten dein Ansehen vermehren wird.‘ Olaf antwortete: ‚Deiner Umsicht will ich mich hierin anvertrauen und ganz nach meinem Sinn ist diese Heirat, wenn sie zustande kommt; aber ebenso kannst du dir denken, Vater, wenn dieser Antrag gestellt und nicht angenommen wird, daß mir das übel gefallen würde.‘ Höskuld sagte: ‚Wir wollen es eben versuchen, diese Sache ins Werk zu setzen.‘ Olaf bat ihn zu tun, was er für gut hielte.“ Olafs Vater wirbt dann erfolgreich bei Egil Skallagrimsson für seinen Sohn Olaf.

Wer die Sagas kennt, der weiß, daß die oben geschilderte Art einer Gattenwahl auf Island durchaus das Übliche ist. Der Vater, oder auch die ganze Sippe greift ein, wenn der Jungbauer nicht

selbst Neigung zeigt, sich nach einer zu ihm passenden Eheliebsten umzusehen. Und der Sohn findet das auch ganz in der Ordnung. Da seine Lebensideale diejenigen der ganzen Sippe sind, ist kaum zu erwarten, daß die Wahl des Vaters oder der Sippe sich wesentlich von dem Wunschbild des Sohnes entfernen wird, das er sich gemacht hat.

Wenn die oben angeführte Stelle und andere Beispiele – *O. Klose* (73) führt Belege aus der „Geschichte vom durchtriebenen Ofeig“ und „von den Leuten aus Lautersee“ an – den Eindruck erwecken, als würde hier über den Kopf des betreffenden Jungbauern hinweg verfügt, so täuscht man sich. Denn hier sind sich Jungbauer und Sippe so einig, daß der die Verlobung ohne Wissen des Sohnes abschließende Vater der Zustimmung seines Sohnes gewiß sein kann. Es gibt auch Beispiele genug, die zeigen, daß der Sohn seine Wahl selbst treffen kann. So etwa in der Saga von den „Leuten aus dem Rauchtal“ (11, S. 318), in der berichtet wird: „Daß Hals zu seinem Oheim Askel kommt und ihm mitteilt, daß er einen Freiwerber für sich suche. Askel fragt, nach wem sein Sinn stehe. Hals antwortete, er wolle Helga, die Tochter Granis, der zu Adlerhof in den Tälern des Inselfjords wirtschaftete, zur Frau haben und bittet Askel, sein Freiwerber zu sein.“ Der Freiwerber ist nur dann nötig, wenn der Freier der Familie des umworbenen Mädchens nicht bekannt ist. Dann soll der Freiwerber, der als Bekannter und als Bürge kommt, der Sippe des Mädchens die nötigen Auskünfte über die Sippe des Freiers erteilen. Sind der Freier und sein Geschlecht in der Sippe des erkorenen Mädchens wohlbekannt, dann bedarf es keines Freiwerbers, dann kann das der Jungbauer auch selbst erledigen. In der Geschichte vom Skalden Egil (3, S. 112) wird erzählt: „Thorolf Skallagrimssohn stellte einst an Thorir die Frage, wie er es aufnehmen würde, wenn er um seine Verwandte Asgerd würbe. Thorir zeigte sich sehr entgegenkommend und meinte, er würde Thorolf gern dabei helfen. Da begab sich Thorolf nordwärts nach Sogn. Er hatte ein stattliches Gefolge bei sich. Thorolf kam zum Hause Björns und wurde dort freundlich empfangen. Björn lud ihn ein, bei ihm zu bleiben, solange er wolle. Thorolf brachte seine Angelegenheit bald bei Björn vor. Er machte seinen Antrag und bat um die Hand seiner

Tochter Asgerd. Björn nahm die Werbung gut auf.“ Es ist selbstverständlich, daß auch die hier erwähnten, selbständigwerbenden Jungbauern einen solchen Schritt nicht unternehmen, ohne sich vorher mit ihrer Sippe beraten und deren Einverständnis eingeholt zu haben. Eine Heirat war eine Sippenangelegenheit und keine Privatangelegenheit. „Du sollst ein Mädchen nicht heiraten, das die einzige Feine in ihrer Sippe ist; wisse, daß man nicht einen Menschen, sondern eine Familie heiratet“, sagt eine uralte norwegische Bauernweisheit.

Während die Gesetzesbestimmungen des germanischen Freibauern-tums keine oder nur wenige Angaben über die Einflußnahme der Sippe auf den Heiratsentschluß des Bauernsohns enthalten, gibt es zahllose Bestimmungen über die Verlobung der Bauerntochter und ihr Mitbestimmungsrecht. Wir können uns hier an die Darstellung *G. Merschbergers* (85) halten, die eine sehr gründliche Untersuchung der germanischen Rechtsquellen über die Stellung der germanischen Frau durchgeführt hat. In den Rechtsquellen der Westgoten wird bestimmt, daß zwar die Sippe eine Aufsicht über die Verlobung, ja darüber hinaus ein gewisses Recht hat, die Verlobung des Mädchens zu bestimmen, es wird aber auch ein Selbstverlobungsrecht festgelegt für den Fall, daß ihre Sippe nicht rechtzeitig für eine angemessene Verheiratung Sorge trägt. Ein Recht der Sippe, einem Mädchen eine Ehe gegen ihren Willen aufzuzwingen, ist nicht belegt. Das gleiche gilt von den Burgundern. Sogar eine willkürliche Gattenwahl, ohne Beratung mit der Sippe, bleibt hier für die Frau straffrei, während der Mann der Sippe dafür Buße zahlen muß, daß er sie davon vorher nicht unterrichtete. Die Langobarden nehmen insofern eine Sonderstellung ein, als bei ihnen infolge der hier verstärkt drohenden Gefahr der Rassenmischung und Entartung ein besonderer Schutz für die Frau angebracht war. So werden die Frauen denn auch der besonderen Obhut der Sippe unterstellt und es wird ausdrücklich festgelegt, daß die Sippe über ihre Verlobung zu entscheiden hat. In der Begründung dieser Maßnahmen wird bei Liutprand (120) ausgeführt: „Diese Freiheit gewähren wir ihnen aber deswegen, weil wir glauben, daß der Vater seine Tochter bzw. der Bruder seine Schwester niemandem aus unehrenhafter Gesinnung

heraus oder gegen bessere Einsicht anvermählen werden, da ihr nicht schlimmer mitgespielt werden kann, als daß man ihr einen Gatten aufdrängt, der ihr selber mißfällt.“ Im übrigen behält auch hier eine selbständige Gattenwahl des Mädchens ihre Gültigkeit — vorausgesetzt, daß sie nicht gegen den Grundsatz der Ebenburt verstößt — und verpflichtet lediglich den Bräutigam zu einer Bußzahlung an die ob ihrer Übergehung gekränkte Sippe des Mädchens.

Die Rechtsbestimmungen der Franken unterscheiden sich in keiner Weise von denjenigen der Westgoten und Burgunder. Auch hier ist die Verlobung durch die Sippe üblich, aber die selbständige Verlobung des Mädchens keineswegs ausgeschaltet. Dagegen machen sich im allemannischen Recht nach *G. Merschberger* starke kirchliche Einflüsse bemerkbar, wenn hier der Sippe eine sehr weitgehende Entscheidung über die Gültigkeit einer selbständig eingegangenen Ehe zugesprochen wird. Bei Bayern, Thüringern, Friesen und Sachsen finden wir die gleichen Grundsätze wie bei Franken, Burgundern und Westgoten, teils mit milderer, teils schärferer Fassung der Sippengewalt über das Selbstbestimmungsrecht der Frau bei der Verlobung. Die Gesetzesbestimmungen der Schweden, Dänen, Norweger und Isländer fügen sich dem oben entworfenen Bilde zwanglos ein. Danach steht für alle germanischen Völker fest, daß die Tochter sich im allgemeinen an die Gattenwahl der Sippe zu halten pflegte, daß aber eine selbständige Wahl der Tochter keineswegs von der Sippe mit Rechtskraft verhindert werden konnte. Es sei hier erinnert an die Ausführungen des vorhergehenden Abschnitts über den vor ehelichen Geschlechtsverkehr. Daß er für den Mann sehr gefährlich war und schwer geahndet wurde, falls er mit einem ebenbürtigen Mädchen erfolgte, wurde dargelegt. Es konnte aber auch gezeigt werden, daß einer Eheschließung zweier derartig „Gestrauchelter“ im allgemeinen von seiten der Sippe kein Stein in den Weg gelegt wurde, wenn man auch verständlicherweise diese Art von Verlobung und Gattenwahl wenig schätzte. An Hand der isländischen Saga kann nun nachgewiesen werden, daß das allgemeine Bild vom Verlobungsrecht eines Bauernmädchens, das wir bisher aus den germanischen Quellen gewinnen konnten, mit den tatsächlichen Verhältnissen weithin übereinstimmt.

Wählen wir ein Beispiel aus einer Saga, das uns zeigen soll, wie sich gewöhnlich die Verlobung eines Mädchens abzuspielen pflegte. „Es wird erzählt“, so heißt es in der „Geschichte der Leute aus Lautersee“ (11, S. 162), „daß Thorstein zu Gudmund kam und sagte: ‚Es verhält sich so, daß ich hier bei dir auf die Beine gekommen bin und etwas erworben habe, jetzt wollte ich mir eine Frau suchen und dazu deine Unterstützung haben.‘ Gudmund sagte: ‚Du wirst dir vorher überlegt haben, wo du hinaus willst, aber meine Fürsprache ist dir gewiß.‘ Er antwortete: ‚Es ist so, wie du sagst; ich habe meinen Entschluß gefaßt. Ein Mädchen heißt Gudrun, sie ist eine Base des Bauern auf Bögisach und Wirtschafterin dort auf dem Hofe; ich wünschte, daß du um sie für mich anhieltest; wenig Worte von dir werden dort mehr gelten als viele von mir.‘ Gudmund erklärt sich zur Übernahme der Werbung bereit und bringt sie gelegentlich einer Männerzusammenkunft auf einer Pferdehatz beim Bauern von Bögisach an: ‚Da ist ein Mann namens Thorstein, der bei uns aufgezogen ist, und wir haben ihn als tüchtig erprobt; er will um deine Base Gudrun anhalten, und wir wollen die Werbung des Mannes unterstützen.‘ Der Bauer antwortete: ‚Den rechten Mann hat er gewählt, um seine Werbung zu unterstützen, und wir werden deine Worte sehr beachten.‘ Dann suchte er das Mädchen auf und fragte, wie sie sich dazu stelle; sie aber sagte, er möge entscheiden, wie er wolle. Darauf wurde die Zeit für die Hochzeit bestimmt, und sie sollte auf Bögisach stattfinden.“

Wenn das Mädchen in den isländischen Bauernsagas dem Vater auf einen Heiratsvorschlag so häufig antwortet, er möge entscheiden, wie er wolle, dann liegt darin keine willenlose Unterwerfung unter die Macht des Vaters, sondern es prägt sich darin der starke Sippenzusammenhalt des Germanentums aus und der Glaube des Mädchens, daß sein Vater bzw. seine Sippe ihr schon den rechten Lebenskameraden aussuchen würden – so wie das das Langobardengesetz Liutprands ja auch ausspricht.

Auch bei Kriemhilds Verlobung im Nibelungenlied durch ihren Bruder Gunther findet sich die gleiche vertrauensvoll gehorsame Haltung des Mädchens wie bei einer isländischen Bauerntochter. Es heißt da in der 10. Aventure (92, S. 188):

„Da sprach der König Gunther: ‚Meine lebensfrohe Schwester, vermöge deiner eigenen edlen Art erfülle meinen Eid. Ich schwor dich einem Recken zu, und wird er dein Mann, so hast du meinen Willen in rechter Treue (zu deinem Geschlecht) getan.‘ Da sprach die edle Jungfrau: ‚Mein lieber Bruder, Ihr sollt mich nicht flehentlich zu bitten brauchen, ich will immer fügsam sein, was immer Ihr mir gebietet, das soll geschehen. Ich will mich ihm gern verloben, den Ihr mir, Herr, zum Manne gebt.“

Ohne erst zu fragen, wen ihr der Bruder Gunther zgedacht hat, erklärt sie sich bereit, seiner Gattenwahl für sie die Einwilligung zu erteilen. Und doch liegt auch hierin keine sklavishe Unterwürfigkeit; Kriemhild zeigt zur Genüge, welch starke Persönlichkeit sie ist – sondern nur ein unbegrenztes Vertrauen zu ihrem Bruder – zum Vater im Falle der Tochter des Islandbauern. Daß der Vater oder sonstige Vormund die Zustimmung der Tochter vor der Verlobung erst einholt, ist auf Island durchaus üblich – wir sehen das schon an der einleitenden Geschichte von Isleif, in der des Mädchens Wille sogar die Absage des Vaters in eine Zusage wandelt. *O. Klose* (73) führt verschiedene Beispiele an, in denen der Bauer einem Werber antwortet, darüber wolle er Mutter und Tochter entscheiden lassen. Es ist durchaus nicht ungewöhnlich, daß ein Mädchen sich energisch wehrt, wenn über ihren Kopf hinweg eine Verlobung beschlossen wird, so etwa bei der ersten Verlobung von Hallgerd Höskulds-tochter (in der Saga „vom weisen Njal“, 4, S. 46). Als diese davon hört, daß ihr Vater sie ohne zu fragen dem Thorwald Osvifrsson anverlobt hat, erwidert sie ihm zornig: „Jetzt hat sich mir bestätigt, was ich schon lange gergwöhnt habe, daß du mich nicht so lieb hast, wie du immer sagtest, da du nicht der Mühe wert fandest, daß diese Sache mit mir besprochen würde! Auch find’ ich diese Heirat nicht so großartig, wie ihr mir’s versprachet.“ – „Man merkt es ihr gut an, daß sie sich weggeworfen fand“, wird diesen Worten bezeichnenderweise beigefügt; bezeichnend darum, weil es fast nie fehlende Zuneigung ist, um derentwillen ein Mädchen mit einer Verlobung nicht zufrieden ist, sondern weil ihr der ihr ausgesuchte Mann nicht gut genug scheint. Derartige Fälle werden oft erwähnt, *Klose* (73) führt noch *Laxd.* 34, *Hardh.* 3 und *Floam.* 30 an. Daß ein Mädchen aus Liebe zu einem anderen Manne einen Verlobungsvorschlag ihrer Sippe ablehnt, wie das in der *Gunnlaugssaga* Helga Thorsteins-

tochter tut – sie ist allerdings mit Gunnlaug verlobt, dieser aber bleibt über die vereinbarte Zeit aus – das ist ein recht ungewöhnlicher Fall. Daß Mädchen zwangsweise, gegen ihren Willen, verlobt werden, kommt selten genug vor; die betreffenden Geschichten nehmen deutlich eine Ausnahmestellung ein. *Klose* führt hier mit Recht *Saxo Grammaticus* an, der von den heidnischen Germanen bei seiner kirchlichen Voreingenommenheit gewiß eher zu ungünstige als zu günstige Darstellungen gibt. Von der Verlobung sagt er: „Schließlich wird festgesetzt, man müsse auch die Meinung des Mädchens selbst befragen, weil die Alten bei der Auswahl des Ehepartners den heiratenden Mädchen freie Wahl gelassen hätten.“ An diesem Grundsatz des Mitbestimmungsrechtes und der letzten Entscheidung der Tochter hielt man so fest, daß das gelegentlich sogar bei ausgesprochen politischen Ehen an germanischen Königshöfen eine Rolle spielte.

So wird in Sturla Thordssohns Geschichte von König Hakon Hakonssohn berichtet (18, S. 323), „daß er für seine Tochter Christine eine Werbung vom spanischen Königshofe erhielt. Darauf ließ er antworten, die Königstochter sollte zu dessen Verfügung stehen unter der Bedingung, daß sie von des Königs Brüdern den sich als Gatten wählen dürfe, der ihr am besten gefiele –“. Die Geschichte berichtet dann später, daß die nordische Königstochter am spanischen Hofe von dieser Bedingung tatsächlich Gebrauch machte und den ihr zusagenden Mann selbst auswählte. Diese Geschichte von Christine stammt nun freilich schon aus relativ später, christlicher Zeit. Aber *Saxos* Angabe über die freie Gattenwahl der germanischen Mädchen in altheidnischer Zeit findet um so mehr Bestätigungen, je ältere Quellen wir aufsuchen. In der Saga von den Völsungen (21, S. 98) wirbt Gunnar bei König Budli um dessen Tochter Brynhild. Da heißt es dann: „Er nahm sie (die Werbung) freundlich auf, wenn sie (Brynhild) nicht nein sagen würde, bemerkte aber, sie wäre so stolz, daß sie nur den zum Manne nehmen würde, den sie wollte.“ Das klingt wenig nach Sippenzwang bei der Gattenwahl, und es gibt in der älteren germanischen Literatur noch mehrere Stellen, die *Saxos* Angabe stützen. So etwa in der gleichen Völsungensaga (S. 62) die Bewerbung der Könige Sigmund und Lyngvi um Hjör-

dis, König Eylimis Tochter. Der Vater sagt zur Tochter: „Du bist ein verständiges Mädchen, darum habe ich bestimmt, daß du dir selber einen Mann erwählen sollst: Wähle also zwischen den beiden Königen, und mein Wille ist hierin wie der deine.“ Da wird also mit anderen Worten gesagt: Bei törichten jungen Mädchen muß die Sippe unter Umständen die Gattenwahl in eigene Obhut nehmen. Weil du aber ein sehr kluges und überlegendes Mädchen bist, kannst du die Wahl selber treffen, denn du mußt ja später mit ihm auskommen. Aus der altdeutschen Geschichte ist der Fall der Thusnelda bekannt, die, von ihrer Sippe einem ungeliebten Manne verlobt, sich von Armin entführen ließ und später nur mit Waffengewalt von ihrer Sippe wiedergeholt werden kann. Daß Thusnelda ihren Entschluß gegen den Willen ihrer Sippe durchsetzte, geht aus den Worten ihres Vaters hervor, die bei *Tacitus* (113) angeführt werden. Schon *Neckel* (89) hat auf diesen Fall hingewiesen und betont, daß er nicht gerade für die sklavische Unterwerfung des Mädchens unter den Befehl der Sippe spricht. *Neckel* verweist auch auf die alte Saga von Hilde, der Tochter des Holmruvierfürsten Hagen, die sich im Gegensatz zu ihres Vaters Wünschen den Glammenkönig Hedin zum Gatten erwählt. Von des gleichen Hagen Tochter Sigrun aber wird in der Völsungensaga (21, S. 57) erzählt: „Als Helgi aus der Schlacht kam, da begegnete er an einem Walde mehreren Frauen, vornehm an Aussehen, doch übertraf eine die andern alle; sie ritten in stattlichem Aufzuge. Helgi fragte die nach Namen, die sie befahlte. Sie nannte sich Sigrun und sagte, daß sie König Högnis (Hagens) Tochter wäre. Helgi sprach: „Reitet heim mit uns und seid uns willkommen.“ Da erwiderte die Königstochter: „Andres wartet unser als mit dir zu trinken.“ Helgi fragte: „Was ist das, Königstochter?“ Sie antwortete: „König Högni hat mich verlobt dem Hödbrodd, dem Sohne König Granmars; ich aber habe gelobt, daß ich ihn nicht lieber haben will als das Junge einer Krähe. Aber doch wird dieses vor sich gehen, wenn du ihn nicht hinderst, ihm mit einem Heere entgegengehst und mich hinwegführst, denn mit keinem Könige möchte ich lieber zusammenwohnen als mit dir!“ — Hier haben wir also geradezu eine Werbung des Mädchens um den Mann, den sie sich erwählt hat. Die Saga berichtet, daß Helgi von der auf ihn gefallenen

Wahl Sigruns sehr beglückt ist und sich mit ihr vermählt. Daß diese Haltung Sigruns nicht märchenhaft unwahrscheinlich ist, zeigt die Geschichte von Olaf Tryggvissohn Erwählung durch Königin Gyda, die in der Heimskringla (14, S. 232/233) erzählt wird: „Olaf segelte von den Scillyinseln im Herbst nach England. Und als das Thing eröffnet war, kam eine Königin dorthin, namens Gyda. Sie war die Schwester Olaf Kvarans (offenbar kein Ire von Herkunft!), der zu Dublin auf Irland König war. Sie war in England an einen mächtigen Jarl verheiratet gewesen. Dieser war gestorben, und sie (eine Frau!) hatte dessen Reich geerbt. In ihrem Reiche aber war ein Mann, namens Alfveni, ein gewaltiger Kämpfer und Holmgänger. Er hatte um sie angehalten, sie aber antwortete, sie wolle selbst sich einen Gemahl aus den Männern ihres Reiches wählen, und dazu war jenes Thing ausgesetzt, damit Gyda dort ihre Wahl treffen könne. — Auch Olaf war dorthin gegangen. — Gyda ging nun umher und sah sich jeden Mann daraufhin an, ob sie echte Mannesart an ihm entdeckte. Als sie aber dorthin kam, wo Olaf stand, sah sie auch diesem ins Gesicht und frug nach seiner Herkunft. Er nannte sich Ola — ‚ich bin hier ein Ausländer‘, sagte er. Gyda sprach: ‚Willst du mich haben? Dann wähle ich dich.‘ ‚Ich sage nicht nein‘, versetzte er. Er frug nach dem Namen dieser Frau sowie nach ihrem Geschlecht und ihrer Herkunft. Sie war ein junges und schönes Weib. Beide besprachen nun diese Angelegenheit weiter und wurden miteinander einig. So verlobte sich Olaf mit Gyda.“

Die angeführten Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, daß die Töchter keineswegs beliebig über sich verfügen ließen, sondern eine sehr aktive Rolle bei der Gattenwahl spielen konnten, wenn sie das Zeug dazu hatten. Es ist offenbar als gute Sitte empfunden worden, das Mädchen bei der Gattenwahl zwar zu beraten, ihr aber doch die Wahl und Entscheidung selbst zu überlassen. Das Bestehen einer solchen Sitte in altheidnischer Zeit wird auch im Gudrunlied (Av. XX V. 1034) bestätigt mit den Worten:

„Es war noch seit altersher Sitte, daß keine Frau je einen Mann ehelichen sollte, es sei denn ihrer beider Wille. Das war eine große Ehre!“

Nach allen angeführten Quellenbelegen kann kein Zweifel daran

bestehen, daß man sich tatsächlich im allgemeinen an diesen Brauch hielt. Wenn wir auch hier wieder, ähnlich wie bei den Bestimmungen über Unzucht, eine Verschärfung der Sippenvormundschaft finden, je mehr wir nach Süden vordringen und damit in Gebiete, wo das Germanentum von Rassenmischung und Verfall bedroht war, dann liegt das nur im Wesen der Sachlage.

Wir konnten feststellen, daß die Gattenwahl sowohl für Männer als auch für Frauen eine Angelegenheit der gesamten Sippe war. Jungbauer wie Jungbäuerin hatten zwar das Recht der eigenen Entscheidung, aber man betrachtete es als selbstverständlich, daß sie diese Entscheidung erst nach vorheriger Beratung mit der Sippe trafen. In zahlreichen Fällen, besonders natürlich bei Mädchen, nahm die Sippe, zumal der Vater, dem Heiratslustigen die Wahl des Gatten ab und bestimmte, fast stets im Einvernehmen mit ihm, den Ehepartner selbst.

Nach der Feststellung, in wie hohem Grade das Leben der Sippe und die allgemeine Weltanschauung auf der Erkenntnis von den höchsten Werten des Blutes und des Erbgutes beruhten, kann man auf die Frage, nach welchen Gesichtspunkten die Sippe wie auch der einzelne die Gattenwahl traf, nur eine Antwort erwarten. Sie ist ausgesprochen in der schönen Bemerkung Dallas zu ihrem Vater: Man wünschte sich einen Gatten bester Abstammung, um mit ihm edelste Kinder zeugen zu können. Wir werden freilich sehen, daß – genau so wie heute – auch vielfach andere, durchaus unbiologische Gründe die Gattenwahl beeinflussen können. Es kann aber kein Zweifel daran bestehen, daß biologische Gründe ursprünglich für die Gattenwahl entscheidend waren. Wir werden sehen, daß in gleichem Maße, in dem das Heidentum mit seiner durch und durch erbbiologischen Einstellung zu diesen Dingen dem Christentum weichen mußte, auch die erbbiologische Grundlage der Gattenwahl verloren ging und andere, wesentlich ungesündere Grundsätze in den Vordergrund traten.

Wir haben im ersten Abschnitt gesehen, daß das Rassenbewußtsein im germanischen Freibauerntum allgemein gepflegt wurde und im täglichen Leben eine sehr erhebliche Bedeutung erlangte. So ist es in keiner Weise überraschend, wenn wir feststellen können, daß das

Rassenbewußtsein bei der Gattenwahl wesentlich mitwirkte. „Alse du begehrt de Kindelin, alse nimm di en Fruelin“, sagt ein alter holsteinischer Bauernspruch. Daß aber Römer, Iren, Gallier oder Lappen, Wenden, Slaven – ob der Rasse nach westisch, ostisch oder mongoloid – keine Menschen des Nordischen Schönheitsideals waren, darüber sprachen wir schon.

Aber es war nicht nur das Nordische Schönheitsideal, das einer rassischen Vermischung in heidnischer Zeit entgegenstand, sondern auch das Wissen um die fremde Artung der anderen; vor allem auch die Überzeugung, daß die fremde Art der eigenen in leiblicher und seelischer Beziehung unterlegen sei und das Wissen darum, daß solch fremde Artung durch Verehelichung und Vererbung ins eigene Sippenerbgut eindringt und dabei nicht wieder gutzumachende Schäden einschleppt. „Denn zwischen Ungleichartigen gibt es keine dauernde Verbindung, in den Augen der Höherstehenden erscheinen die Tieferstehenden immer wertlos“, antwortete in der Geschichte von „Hödbroddssohn und Baldr Odinssohn“ die Nanna dem werbenden Baldr (nach *Saxo* 106, I, 18). Es ist daher begreiflich, daß wir bei Germanen, die selbst nur von gleichrassigen Germanen umgeben waren, kein Wort über hervortretendes Rassenbewußtsein hören, daß wir dagegen dort, wo Berührungen mit Fremdrassigen stattfinden, Belege für ein ausgeprägtes, rassisches Herrenbewußtsein vorfinden.

Goten, Langobarden und Franken, die in Italien, Spanien und Gallien inmitten einer fremdrassigen Mischbevölkerung leben mußten, sahen sofort, daß die fremde Artung, die Artung des westisch-ostischen Mischlings, der eigenen Rasse gefährlich werden mußte, wenn man das Blut miteinander vermischte. Man zog es vor, eine scharfe Grenzlinie zu ziehen und den Fremdrassigen als Knecht oder als Zweitrangigen, als Nichtebebürtigen von der Gattenwahl auszuschließen. Ehen zwischen Unebebürtigen waren streng untersagt – wir sprechen noch davon – und wurden streng bestraft. Im Volksrecht der Moselfranken wird kurz und bündig erklärt (26, S. 175): „Wenn ein Kirchenunfreier, Römer oder Königsunfreier eine freie Ribuarierin ehelicht, oder wenn eine Römerin oder eine Königsunfreie oder eine Kirchenangehörige einen freien Ribuarier zur Ehe

nimmt, werde ihre Nachkommenschaft stets zum geringeren Stande erniedrigt.“

Da unebenbürtige Ehen verboten, die Römer aber den Kirchen- und Königsunfreien gleichgestellt waren, war die Ehe zwischen Römern und freien Germanen eigentlich verboten. Wurde sie jedoch geschlossen, sanken die Kinder auf jeden Fall in die Knechtschaft. Ähnliche Bestimmungen wie bei den Franken, findet man bei den Langobarden, wo lange Zeit die Ehe zwischen Römern und Langobarden verboten war (vergl. Rothari 194) und die ungleiche Bewertung römischen und langobardischen Blutes streng durchgeführt wurde. Bei den Westgoten war ursprünglich ebenfalls die Ehe zwischen Römern und Goten verboten, was klar aus der späteren Gesetzesstelle (36, S. 57) hervorgeht, in der es heißt:

„Ein Gote darf eine Römerin und ein Römer eine Gotin zur Frau nehmen. — Angestrenzte Fürsorge wird beim Fürsten erkannt, wenn um des künftigen Gemeinwohls willen dem Volke Wohltaten erwiesen werden. Und nicht wenig freuen müssen sich die Altfreien, daß nun gebrochen und abgeschafft ist die Geltung jenes früheren Gesetzes, das in ungeziemender Weise einen Unterschied machen wollte, indem nur gewisse Personen dem Stande und der Abstammung nach als Gatten gleichgestellt wurden. Deshalb bestimmen wir aus besserem und heilsamem Ratschluß und unter Aufhebung der Bestimmung des alten Gesetzes, daß künftig folgendes als Gesetz gelten soll: Wenn ein Gote eine Römerin oder ein Römer eine Gotin zur Gattin haben will, um die er gefreit hat und die würdig ist, so soll er sie heiraten dürfen, und frei stehe es den Freien, eine Freie, die er liebt, in ehrenhafter Verbindung nach reiflicher Überlegung und mit feierlicher Einwilligung ihrer Sippe zur Gattin zu nehmen.“

Die alten Gotengesetze begrenzten also die Gattenwahl auf ebenbürtige Angehörige des gleichen Volkes oder anderer germanischer Völker; erst einige hundert Jahre nach dem Eindringen der Goten ins Römerreich und nach ihrer Bekehrung zum Christentum wurde jene Neufassung erlassen, die die Ehe zwischen Römern und Goten freigab — der Verfall war da schon eingetreten und nicht mehr aufzuhalten.

Gesetzesbestimmungen gleicher oder ähnlicher Art finden wir in anderen germanischen Rechtssatzungen nicht. Doch können wir leicht Belege dafür finden, daß man im hohen Norden den gleichen

Standpunkt vertrat, den wir von Goten, Langobarden und Franken kennenlernten. Da wird z. B. in der „Heimskringla“ folgendes erzählt: König Olaf von Schweden, der zur gleichen Zeit regierte, als Olaf der Dicke in Norwegen das Christentum mit Feuer und Schwert ausbreitete und sich damit zugleich – unterstützt von der Kirche – die Alleinherrschaft sicherte, hatte zwei Töchter und zwei Söhne. Ein Sohn und eine Tochter waren in echter Königshe mit einem Weibe edler schwedischer Abstammung gezeugt, ein anderer Sohn und eine andere Tochter dagegen zeugte er mit einer wendischen unfreien Magd, also mit einem Weibe fremder Rasse. Als nun Olaf der Dicke von Norwegen, selbst nicht ganz einwandfreier Herkunft, um eine Königstochter aus Schweden freit, vermählt ihm Olaf von Schweden seine Magdstochter wendischer Abkunft. Der Stimme des Volkes zu dieser Gattenwahl des „heiligen Olaf“ gibt Arnvid der Blinde Ausdruck, wenn er sagt (15, S. 153): „Herr, einander sehr ungleich sind rotes Gold und Staub, aber noch mehr gesondert sind König und Knecht. Du versprachst Olaf dem Dicken deine Tochter Ingigerd, die ihrer ganzen Ahnenreihe nach vom Geschlecht der Uplandkönige stammt, dem edelsten in den Nordlanden, zumal dieses ganze Geschlecht von den Göttern selbst seine Herkunft ableitet. Aber jetzt hat König Olaf zum Weibe Astrid bekommen, die, obwohl sie ein Königskind ist, doch nur eine Magd von dir gebär, und überdies noch eine Wendin. Wahrhaftig, eine weite Kluft ist zwischen diesen Königen, von denen einer so etwas mit Dank annimmt.“ – Während sich also der christliche Norwegerkönig Olaf über solche „rassischen Vorurteile“ seines Volkes hinwegsetzt und den norwegischen Widerstand gegen derartige Entartung im Blut erstickt, wissen die heidnischen schwedischen Bauern sehr wohl, welche Bedeutung der Rasse und der Vererbung gerade in Königsgeschlechtern zukommt. Als der Nachfolger des beim Volke unbeliebten Schwedenkönigs Olaf von den Bauern bestimmt werden soll, vertritt Freyvid mit folgenden Worten die Volksmeinung (15, S. 157): „Wir Uplandschweden wollen es auf keinen Fall haben, daß zu unseren Lebzeiten das Königtum der Linie des alten Königsgeschlechtes genommen wird, solange dazu noch eine so gute Möglichkeit da ist wie jetzt: König Olaf hat nämlich zwei Söhne, und einen von diesen

beiden wünschen wir als König. Doch ein großer Unterschied ist zwischen beiden. Der eine ist in echter Königshe erzeugt und Schwede von Vater und Mutter Seite her, der andere aber einer Magd Sohn und noch dazu ein halber Wende.“ Nach diesen Worten erhob sich großer Beifall, und alle wollten Jacob als König haben.

Wenn wir also auch bei Nordgermanen keine Heiratsverbote mit Angehörigen eines fremdrassigen Volkstums gesetzlich festgelegt finden, so zeigt doch die Mißbilligung der Mißehe Olafs des Dicken und die Ablehnung des halbslavischen Königssohnes durch das Volk der Bauern deutlich genug an, daß die Einstellung des nordgermanischen Freibauerntums durchaus mit derjenigen der südlicheren Germanen übereinstimmte.

Bezeichnend für das nordgermanische Rassenbewußtsein ist auch folgendes: Während das altdeutsche Nibelungenlied bereits so stark von dem christlich-höfischen Geiste der internationalen Gleichheit aller Christenleute beherrscht wird, daß Kriemhild die Werbung des Hunnenkönigs Etzel lediglich aus Liebe zu ihrem ersten Mann ablehnen will, vertritt die nordische Form der Nibelungen-Sage, die Völsungen-Saga, einen wesentlich anderen Standpunkt. Hier antwortet Gudrun (=Kriemhild) auf die Werbung Atli (=Etzels) (21, S. 118): „Nimmer will ich König Atli zum Gatten haben; uns beiden ziemt es nicht, das Geschlecht zu mehren!“ D. h. also, daß eine Ehe zwischen ihr, der hellrassigen Germanin und Atli, dem dunkelrassigen Hunnen (s. auch 21, S. 93) sich nicht „gezieme“. Die schon stark höfisch-christlich beeinflusste Thidrekssaga, die diese Werbung ebenfalls bringt, enthält kennzeichnenderweise die Weigerung der Gudrun-Kriemhild überhaupt nicht mehr. Aber in der älteren, heidnischen Zeit, in der die Völsungen-Saga entstand, war das Rassenbewußtsein des germanischen Freibauerntums noch hellwach und lehnte eine eheliche Werbung eines Hunnen — und sei es ein noch so reicher, mächtiger und berühmter Heldenkönig — mit einer Germanin ab. Eine ganz ähnliche Einstellung gegenüber den Slaven berichtet *Adam v. Bremen* (38, S. 92) aus der sächsischen Bekehrungszeit. Er erzählt, ein slavischer Herzog habe für seinen Sohn eine Nichte Herzog Bernhards I. von Sachsen begehrt und dieser habe sie ihm auch versprochen. Als aber der Sohn des Slawenherzogs die ver-

sprochene Frau erbeten habe, da habe Dietrich, der Markgraf der Nordmark, den Plan vereitelt, indem er ausrief, eine Blutsverwandte des Herzogs dürfe nicht einem Hunde gegeben werden. Es kann nicht in Zweifel gezogen werden, daß diese Einstellung die ursprünglich allgemein verbreitete Ansicht des heidnischen Germanentums zur Rassenfrage wiedergibt. Wenn wir diesen Grundsatz in der uns zugängigen germanischen Literatur schon vielfach durchbrochen finden, dann nur darum, weil diese Literatur zum größten Teil aus der christlich-heidnischen Übergangsperiode stammt, zumindestens damals aber erst, und zwar von Geistlichen, aufgezeichnet wurde.

Ein Rest von diesem alten germanischen Rassenbewußtsein bei der Gattenwahl klingt noch an, wenn der Dichter im Gundrun-Lied die Heirat von Herwigs Schwester mit dem heidnischen König Siegfried vom Mohrenlande Karadie damit glaubt entschuldigen zu müssen, daß Siegfried – obgleich Mischling (normannisch-sarazenisch?) – doch sehr nordisch ausgesehen habe (Av. XXX V. 1664):

„Sein Vater und seine Mutter, die waren nicht von gleicher Art. Doch erstrahlte der Held in der Farbe von Christenleuten. Sein Haar lag auf dem Haupte wie gesponnenes Gold. Sie wäre sehr töricht gewesen, hätte sie ihm ihre Minne nicht gönnnt.“

Hier wird also gesagt, Vater und Mutter Siegfrieds seien zwar nicht rassengleich gewesen, doch habe er eine „christliche“, d. h. helle Hautfarbe gehabt und sein Haar sei seidenweich und goldfarben gewesen; darum erschien die Werbung entschuldbar. Aus der ausführlichen Begründung, die der Annahme der Werbung hier gegeben wird, geht deutlich hervor, daß man sich des – im heidnisch-germanischen Sinne – Frevelhaften dieser Handlungsweise doch noch bewußt war.

Mit diesem Rassenbewußtsein hing eng zusammen die Bedeutung, die man bei der Gattenwahl im germanischen Bauerntum der Frage nach der Abstammung beimaß. Hier kann auf den Abschnitt über das Rassenbewußtsein (s. S. 20) verwiesen werden, in dem die Bedeutung des Abstammungsnachweises im Germanentum ausführlich besprochen und mit zahlreichen Beispielen belegt wurde. Darunter waren einige, die gerade die besondere Bedeutung der Abstammungsfrage bei der Gattenwahl aufzeigten, so die Beispiele aus der Egils-Saga,

Hardhar-Saga, Laxdäla-Saga, Ljosvetninga-Saga, Gunnlaugs-Saga, Grettis-Saga u. a. (s. S. 26 ff). In all den angeführten Geschichten wird bei Eheplänen von beiden Seiten gründlich nachgeprüft, ob die Abstammung des anderen Partners in Ordnung ist, d. h. ob er unter seinen Vorfahren oder Blutsverwandten keine Untüchtigen, keine Neidlinge, aber auch kein Knechtsblut, d. h. rassefremdes oder minderwertiges Erbgut in den Adern habe. „Die Tugend der Älteren ist der Kinder Heiratsgut“, sagt ein altes deutsches Sprichwort, und im selben Sinne sagt der norwegische Bauer: „Du sollst ein Mädchen nicht heiraten, das die einzig Feine in ihrer Sippe ist; wisse, daß man nicht einen Menschen, sondern eine Familie heiratet.“ In dem zuletzt angeführten Satz liegt noch mehr als nur die Warnung vor der bösen Schwiegermutter und vor den Unannehmlichkeiten, die die fremde Sippschaft bereiten kann. Es liegt auch die Erkenntnis darin, daß – wie die Tugend, so auch die Untugend ein Heiratsgut ist, das die Eltern ihrer Tochter – in Form des Erbguts – mitgeben. Und mehr noch, es liegt die wichtige Erkenntnis darin, daß das Erbbild und Erscheinungsbild nicht übereinstimmen müssen, daß es verdeckte Erbanlagen gibt, die – ohne sich erscheinungsbildlich am Träger zu äußern – dennoch im Erbgut enthalten sein und in den Kindern oder Kindeskindern wieder zum Vorschein kommen können. Die Abstammung des Mädchens ist wichtiger als sein Erscheinungsbild – das Erbgut eines tüchtigen Mädchens aus schlechter Sippe ist auf jeden Fall bedenklich –, das ist der Sinn dieser Bauernwarnung zur Gattenwahl aus Altnorwegen.

„Kein besser Heiratsgut, als gesunder Leib und edler Mut“, heißt eine andere altdeutsche Bauernweisheit. Auch davon wurde bereits gesprochen, daß im heidnischen altgermanischen Bauerntum die Abstammung höher eingeschätzt wurde als das Heiratsgut. Schlechte Abstammung konnte nicht durch Geld ausgeglichen werden. Als Belege dafür waren angeführt worden: Die Werbung des reichen, aber aus geringer Familie stammenden Thorkel um die Tochter des Großbauern Thorgrim (aus der Finnbogi-Saga, s. S. 30), die von Thorgrim mit der Bemerkung abgetan wurde, der Mann sei zwar reich, aber zu unbedeutenden Geschlechts. Ferner die Werbung Thorfinns für seinen Sohn Thorstein um die reiche Helga Krakastochter (aus

der Thorsteins-Saga hvíta S. 30), bei der der wenig begüterte Vater des Thorfinn den Unterschied in der Wohlhabenheit als belanglos abtut angesichts der Ebenburt nach Abstammung und Bildung. Schließlich die Werbung Hartmuts um Gudrun (im Gudrunlied, s. S. 31), bei der Gudrun den Hinweis auf Reichtum und Macht des Freiers zurückweist mit der Bemerkung, Hartmut sei ihr nicht ebenbürtig wegen seiner väterlichen Abstammung.

Ein schönes Beispiel für diese Haltung sei hier nachgetragen. Man findet es in der „Geschichte von Erich dem Roten“ (13, S. 25/27). In dieser Saga wird berichtet, daß Gudrid, des Bauern Thorbjörn von Warmquellhang Tochter, ein sehr schönes, viel umworbenes Mädchen war. „Ein Mann hieß Thorgeir. Der wohnte in Thorgeirsberg. Er war sehr reich, doch knechtischer Herkunft und erst freigelassen. Sein Sohn hieß Einar.“ Dieser Einar verliebt sich in die schöne Gudrid und wendet sich an ihren Ziehvater Orm, dieser solle für ihn bei dem Bauern Thorbjörn um Gudrid werben. In der typischen Art des reichen Emporkömmllings sagt er: „Bauer Thorbjörn wird schon sehen, die Verschwägerung wird uns beiden zustatten kommen, denn er ist ein angesehener Mann und besitzt einen stattlichen Hof, doch allzuviel Geld hat er nicht, wie man mir sagt. Mir aber und meinem Vater fehlt es nicht an Land noch an Geld, und, kommt die Heirat zustande, wird Thorbjörn noch den größten Vorteil davon haben.“ – Orm ist keineswegs davon überzeugt, daß Thorbjörn diese händlerische Rechnung Einars anerkennen wird, läßt sich aber schließlich überreden, die Sache in die Hand zu nehmen. Auf einem Herbstgelage Thorbjörns kommt er auf die Sache zu sprechen: Er brachte dann Einars Werbung bei ihm vor und sagte, es sei vielleicht aus gewissen Gründen gut, wenn etwas daraus würde. „Was Geld anlangt“, meinte er, „könnte diese Heirat dir, Thorbjörn, wohl eine große Stütze werden.“ Thorbjörn erwiderte: „Nicht versah ich mich eines solchen Vorschlags von dir, daß ich meine Tochter einem Knechtssohne zum Weibe geben sollte. Du mußt gemerkt haben, daß mein Vermögen abnahm, wenn du mir einen derartigen Rat gibst. Nun aber soll Gudrid nicht länger (als Ziehtochter) bei dir bleiben, da sie dich einer so niedrigen Heirat wert dünkt...“ Im Frühjahr lud Thorbjörn seine Freunde zu sich. Viele Männer kamen zu ihm und es

ward ein schönes Gelage. Während des Mahles aber heischte Thorbjörn Schweigen und hub folgendermaßen an: „Lange Zeit habe ich hier gewohnt und die Zuneigung und Liebe der Leute erfahren. Ich darf wohl sagen, daß es gut zwischen uns stand. Doch nun beginnt meine Lage hier bedenklich zu werden und durch den Mangel an barem Gelde, während man mich bislang auf ein ansehnliches Vermögen einschätzte. Nun will ich lieber meinen Wohnsitz abbrechen als an meinem Ansehen eirbüßen. Ehe ich meinem Geschlecht Schande mache, denk ich lieber außer Landes zu fahren. Ich will sehen, ob mein Freund Erich der Rote mir das Versprechen hält, das er mir gab, als wir uns in Breitfjord trennten. Noch in diesem Sommer fahre ich nach Grönland, geht alles nach meinem Wunsche.“ Dieser Entschluß wird dann auch ausgeführt. Thorbjörn verläßt also lieber Hof und Heimat, ehe er seinem Geschlechte die Schande macht, seine Tochter an einen Mann zu verheiraten, der zwar über große Reichtümer verfügt, aber aus minderwertiger Knechtsippe stammt. Deutlicher kann wohl nicht ausgedrückt werden, daß man Abstammung als eines der höchsten Güter einschätzte, das nicht mit Geld erkaufte oder durch Reichtümer und Macht aufgehoben werden konnte. Ein weiteres Beispiel für diese Hochachtung der Abstammung lernten wir zu Beginn des vorliegenden Abschnitts (s. S. 199) bei der Werbung Isleifs um Dalla kennen. Auch dort wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß Isleif zwar einen schönen Hof, aber kein Vermögen besaß. Trotzdem will ihn die reiche Dalla gerne heiraten, da sie seine gute Abkunft kennt und den Ehrgeiz hat, mit dem besten Manne Islands den edelsten Sohn zu zeugen. Schließlich sei hier auch noch auf die Worte Thorvalds, des Sohnes des Goden Halldor von Garps-tal (in der Geschichte von den „Leuten aus dem Lachswassertal“, 6, S. 106), hingewiesen, der um Gudrun, die Tochter des reichen Großbauern Osvifrs, wirbt und auf dessen Hinweis auf sein mangelndes Vermögen antwortet, „er werbe um die Frau, nicht um das Geld.“

Was aber verstand man im isländischen Bauerntum unter geringer Abstammung? Man betrachtete sie als Hindernis für eine Gattenwahl trotz vorhandenen Reichstums, obgleich man diesen durchaus zu schätzen wußte. Eine „vornehme“ oder „geringe“ Sippe konnte

das Maß ihrer Achtung nicht durch Reichtum und nicht durch Macht bestimmen — das lag vielmehr fest durch die Herkunft der Ahnen. Wer unter seinen Vorfahren nur Freibauern Nordischer Rasse hatte, dazu Menschen von tüchtiger Arbeitsleistung und kühnen Heldentaten, der war aus „vornehmer“ Sippe. Wer aber unter seinen Vorfahren unfreie Knechte hatte, also Menschen fremder Rasse, oder solche, die wegen mangelnder Veranlagung weder beruflich tüchtig noch kämpferisch tapfer waren — die „kleinen Leute“ —, der war „geringer“ Sippe, auch wenn er Reichtum und Macht erworben hatte. Deutlich kommt das bei der Werbung Torfis um die aus „vornehmer“ Sippe stammende Witwe Sigmunds (in der „Geschichte des Ljot von Felden“, II, S. 103 ff.) zum Ausdruck: „Die Frau des Torfi starb. Torfi war freundlich zu den Söhnen Sigmunds. Einmal kam er zu ihnen und bat sie um eine Unterredung. Er sagte: „Nun hat lange zwischen uns Bekanntschaft bestanden, und ich will sie meinerseits noch verstärken. Ich werde jetzt bei eurer Mutter anfragen und sie um ihre Hand bitten. Das könnte mir und euch zum Vorteil gereichen; und wenn ich euch an Ansehen nachstehe, kann das mein Besitz und meine Tüchtigkeit aufwiegen.“ — Während nun die älteren Brüder und die verwitwete Mutter durchaus dieser Auffassung Torfis, daß sein Geld den Mangel an Abstammung verdecken könne, beizupflichten geneigt sind, vertritt der jüngste, Halli, eine ganz andere Auffassung. Für ihn bleibt Torfi trotz seines Reichtums der freigelassene, ehemalige Knecht, der er einst war: „Ich wollte erst Eure Meinung hören, und ich habe derartiges erwartet; ich kann nicht sehen, was hierbei vorteilhaft ist und es scheint mir davon wenig Ehre zu erhoffen. Ein solcher Mann ist kaum eine zufriedenstellende Partie. Ich will nicht meine Zustimmung dazu geben, meine vornehme Mutter einem Freigelassenen zu geben nach einer vornehmen Ehe.“ Als die Ehe gegen seinen Willen geschlossen wird, erschlägt Halli den Torfi bei der ersten sich bietenden Gelegenheit und es zeigt sich, daß seine Mutter sich inzwischen auch zu seiner Auffassung bekehrt hat, da sie seiner Behauptung, an diesem Manne sei wenig verloren, durchaus zustimmt.

Die wichtigste Forderung bei der Gattenwahl war also die „Ebenburt“ — wie der Name schon sagt: das Verlangen nach einem Ehe-

partner, der von gleich guter Geburt, d. h. Sippe war, wie man selber. „Gleiches Gut und gleiches Blut, gleiche Jahre, gibt die besten Paare“, sagt ein deutscher Bauernspruch aus dem Oderbruch, und „es zeucht sich ungleich, wenn man ungleich Zeug anspannt“, sagte eine andere alte Bauernweisheit. Auch im alten Island erwartete man nur von einer ebenbürtigen Gattenwahl eine glückliche Ehe. Wenn in der „Geschichte von Hörd, dem Geächteten“ (8, S. 191/192) erzählt wird: „Ein Mann namens Högni wohnte in Weidlandbucht, nicht weit vom Ölfussee; seine Frau hieß Thorbjörg, und sie hatten eine Tochter namens Gudrid, die war ein hübsches Mädchen und überall beliebt. Högni war aus geringem Hause, dabei aber ein tüchtiger Mann; seine Frau Thorbjörg aber war sichtlich aus vornehmerem Hause als er, und doch kamen sie gut miteinander aus.“ Dann besagen die Wendungen „dabei aber“ oder „und doch“ nichts anderes, als daß man von einem Manne geringer Abkunft im allgemeinen keine Tüchtigkeit und daß man von einer unebenbürtigen Ehe im allgemeinen nicht erwartete, daß sie glücklich sei. Sonst würde man das Ungewöhnliche an dieser unebenbürtigen Ehe nicht so hervorheben. Ähnliche Bemerkungen kann man in den Islandssagas öfter finden.

Im übrigen zeigen die Sagas, die ja nicht nur in Island, sondern auch in Norwegen, Dänemark und Schweden spielen, daß dort allenthalben völlig übereinstimmende Ansichten über die Ebenburt bei der Gattenwahl herrschten. Untersuchen wir daraufhin einmal die germanischen Gesetzesbestimmungen, so finden wir darin die im Norden im täglichen Bauernleben gültigen Regeln durchaus bestätigt. Ja, wir finden hier wieder das gleiche, was wir schon mehrfach feststellen konnten: eine Verschärfung der Vorschriften, je näher wir denjenigen Gebieten kommen, in welchen die Germanen den Gefahren der Vermischung und Entartung stärker ausgesetzt waren. Auch hier hat *G. Merschberger* (85) bereits eine so vollständige Zusammenstellung der in Frage kommenden germanischen Gesetzesbestimmungen gegeben, daß ihre Ergebnisse hier übernommen werden können.

Strenge Strafen für unebenbürtige Ehen kennen die Goten. Im westgotischen Eherecht (III, 1–3) wird eine freie Frau, die sich mit dem eigenen Knecht verheiratet, zum Feuertode verurteilt. Ihr Ver-

mögen erhält der nächstberechtigte Erbe. Heiratet eine freie Frau einen fremden Knecht, so folgt sie diesem in die Knechtschaft. Die gleiche Strafe trifft den Vollfreien oder Freigelassenen, der eine Unfreie ehelicht. Die Kinder folgen der ärgeren Hand, werden also dem Knechtsstand zugewiesen. Die Langobarden haben ähnliche Bestimmungen (Rothari 221 und 216, Liutprand 24 und 60). Die Ehe zwischen einer freien Frau und einem Sklaven ist ungesetzlich, die Frau wird von den Verwandten gestraft, der Sklave verliert sein Leben. Die Eheschließung einer Freien mit einem „Haldius“ (Halbfreien) läßt die Freie und ihre Kinder für die Ehedauer in dessen Stand absinken. Wenn Rothari (22) festgelegt, daß ein Freier seine Magd heiraten kann, falls er sie vorher in aller Form freigelassen hat, so liegt darin bereits eine Lockerung älterer strengerer Bestimmungen. Auch bei den Franken verfällt die unebenbürtig heiratende Frau der Knechtschaft. Die Ehe mit dem eigenen Sklaven wird hier sogar mit Waldgang geahndet. Der unebenbürtig heiratende Mann verfällt der Sklaverei. Die Nachkommenschaft folgt der ärgeren Hand. (L. Sal. 13,8; 25,6; 9,3; 70; L. Rib. 58, 11, 16; L. Sal. 13,9; 25,5; 9,3; L. Rib. 58, 11.) Die burgundischen Bestimmungen scheinen unvollkommen zu sein. Es wird hier nur die Ehe einer freien Burgundin mit einem Leibeigenen erwähnt. Die beiden verfallen der Todesstrafe durch die Sippe der Frau; versagt diese, dann greift der König ein und verknechtet die Frau (L. Burg. 35,2 und 33,5). Ähnliche Lücken finden wir bei den Alemannen, wo von der Mißheirat eines Mannes auch nicht die Rede ist. Die unebenbürtig heiratende Frau verfällt, falls sie die Ehe nicht innerhalb von drei Jahren löst, der Knechtschaft. Die Kinder folgen ihr (L. Alam. 60,1 und 2). Eine Freigelassene, die unebenbürtig heiratet, verbleibt auf jeden Fall im Knechtsstand.

Bei den Bayern finden sich wieder Strafbestimmungen für unebenbürtige Ehen männlicher und weiblicher Freigeborener (L. Bai. 8,9; 15,9). Ähnliche Gesetze kennen Thüringer und Friesen. Die Sachsen unterscheiden sich von allen Genannten durch die scharfe Kasten-einteilung und die Festsetzung der Todesstrafe für alle Übertreter der Standesgrenzen. Die ausgeprägteste ständische Unterteilung, die man auf die Unterwerfung verschiedener, slavischer und germa-

nischer Ureinwohner zurückführen mag, findet sich im sächsischen Recht. Bekannt ist die Stelle bei Rudolf von Fulda (105), in der davon die Rede ist (cap. 1): „Sie waren auf das sorgfältigste bedacht auf ihre Art und Adeligkeit. Sie ließen ihre Eigenart nur schwer beeinflussen durch eheliche Verbindungen mit Menschen anderer Stämme oder gar mit solchen, die tiefer standen als sie. Auf diese Weise versuchten sie ein ‚eigenwüchsiges und nur sich selbst gleichendes Volk‘ (s. *Tacitus* 112) zu schaffen. So kommt es, daß trotz ihrer großen Volkszahl sich fast bei allen derselbe Körperbau, dieselbe Körpergröße und Haarfarbe findet. Bei diesem Stamm herrscht ein gesellschaftlicher Aufbau von vier Stufen, nämlich von Adeligen, Freien, Minderfreien und Knechten. Und durch gesetzliche Bestimmungen ist festgelegt, daß kein Ehe teil bei der Eheschließung die Grenzen seines Standes verwischt: Der Adelige muß eine Adelige nehmen, der Freie eine Freie, der Minderfreie eine Minderfreie und der Sklave eine Sklavin. Sollte aber jemand eine Frau nehmen, die ihm nicht ebenbürtig oder an Abstammung sogar überlegen ist, dann muß er das mit seinem Leben büßen.“

Aus dem Satzteil „oder an Abstammung sogar überlegen ist“ geht hervor, daß offenbar die Schranken für die oberen Stände, den Adel und die Freien doch nicht unüberwindbar waren, da sonst eine Gattenwahl „überlegener Abstammung“ nicht gut möglich gewesen wäre.

Wir sehen also, wenn wir alles überblicken, daß die Gesetzesbestimmungen der meisten germanischen Völker dem entsprechen, was wir schon im Bauernleben des germanischen Nordens kennenlernten: die Ehe darf nur zwischen Ebenbürtigen geschlossen werden. Wenn wir in den Rechtssatzungen der Nordgermanen darüber wenig finden, dann kann das niemand dahin auslegen, als sei dort auf Ebenburt weniger geachtet worden. Dafür sprechen die Sagas eine zu deutliche Sprache. Auch findet man hie und da in den Gesetzen Stellen, die deutlich Zeugnis von ähnlichem Brauch geben, so etwa im schwedischen Uplandslag, in dem (32, S. 123) bestimmt wird, die freie Frau, die einem unfreien Mann in die Ehe folge, „gehe rückwärts aus ihrem Geschlecht“ oder in Erichs seeländischem Recht in Dänemark (33, S. 116), das festlegt, daß die Ehen zwischen Freien

und Unfreien sofort getrennt werden können, wenn sich herausstellt, daß die Ehe ohne Kenntnis der Unebenbürtigkeit geschlossen worden sei.

Ein Beispiel für die Trennung einer unebenbürtigen Ehe durch König Svend gibt die „Heimskringla“ in der „Geschichte von König Harald dem Harten“. Dieser König Svend kommt auf seiner Flucht nach verlorener Schlacht auf ein kleines Gehöft zu dem Bauern Karl (16, S. 132/133), der ihn verbirgt und gut aufnimmt. Dabei erweist sich sein Weib als von ausgesprochener Kleineleuteart. Als später König Svend wieder einmal mit dem Bauern Karl zusammentrifft, geschieht das Folgende. Der König sagt (S. 135): „Alle Tage, die ich jetzt noch lebe, habe ich dir zu danken. Das erste nun soll sein, daß ich dir ein Gehöft auf Seeland schenke, daß du dir selber wählen magst. Ferner aber will ich dich auch zu einem großen Manne machen, falls du mit diesem Geschenk etwas anfangen kannst.“ Der Bauer Karl dankte dem Könige für seine Worte sehr und fügte hinzu, es sei aber noch eine Bitte, „die ich an dich stellen will.“ Der König frag, was das für eine sei. Karl sagte: „Ich will dich bitten, König, daß du meine Frau bei mir weilen läßt.“ Der König sagte: „Das kann ich dir nicht gewähren, denn ich werde dir eine viel bessere und klügere Frau aussuchen. Deine Frau aber behalte die Kätnerhütte, die sie vorher gehabt hat. Dort wird sie sich durchschlagen können.“ Der König gab Karl ein großes und stattliches Gehöft. Er verheiratete ihn gut, und er wurde ein angesehener Mann.

Das ist eine sehr aufschlußreiche Geschichte. Der König will den Bauern Karl aus Dankbarkeit zum großen Mann machen, aber nur falls er etwas damit anfangen kann, d. h. wenn Karl beweist, daß er das Zeug dazu in sich hat. Die Frau aber, die vor dem Könige Zeugnis von ihrer Kleineleuteart abgelegt hat, nimmt der König von dem Aufstieg aus, sie verdient das weder, noch ist sie fähig und geeignet dafür. Drum löst der König die Ehe und verschafft Karl eine ihm ebenbürtige Frau, die seinem Aufstieg nicht im Wege steht.

Bei der gewaltigen Rolle, die Ehrgefühl und Sippenehre im alten Germanien spielten, kann es uns nicht wundernehmen, daß auch die Ehre eine gewichtige Rolle bei der Gattenwahl spielte. Wir haben gesehen, daß ein Mensch, der seine Ehre gering achtete, der eine Ver-

wundung seiner Ehre nicht rächte oder dafür Buße erlangte, als Neiding galt, d. h. also als Entarteter, als Auszustoßender. Nicht nur die Allgemeinheit vertrat diesen Standpunkt, auch die eigene Sippe. Man wußte, daß ihm eine Veranlagung fehlte, deren Vorhandensein in jener harten Kampfzeit unumgänglich nötig war. Darum ist es nur eine Selbstverständlichkeit, daß bei der Gattenwahl ein Mann ohne Ehre oder mit verwundeter Ehre ausschied, genau wie ein Mädchen, dem die Ehre genommen war. Ein schönes Beispiel für diese Auffassung erzählt die Eyrbyggjasaga, die Geschichte vom Goden Snorri (7, S. 101/102). Darin wird von Thorleif Kimbi berichtet, daß er eines Tages von einem Fahrtgenossen im Streit einen Schlag mit einem Löffel voll heißer Grütze erhielt, der ihn am Hals verbrühte. Er unterließ die Rache und das wurde allgemein bekannt. „In eben diesem Frühjahr warb Thorleif Kimbi auf dem Thorspitzthing um ein Weib. Er freite um Helga, die Tochter Thorlaks auf Sand, Steinthors Schwester, und der vornehmste Vermittler bei dieser Werbung war Thormod, Helgas Bruder. Er hatte zur Frau Thorgerd, die Tochter Thorbrands, Thorleif Kimbis Schwester. Aber als dieser Antrag vor Steinthor kam (der Vater war tot), gab dieser eine ausweichende Antwort und schob sozusagen die Entscheidung hierüber seinen Brüdern zu. Da gingen jene zu Thord Stierauge (einem von Helgas Brüdern), und als die Sache vor den kam, antwortete er: „Ich werde die Entscheidung nicht auf andere abwälzen, ich selbst fühle mich Manns genug dazu, und so erkläre ich dir, Thorleif, in dieser Angelegenheit: erst müssen die Grützemale auf deinem Halse ausheilen, mit denen du gebrandmarkt wurdest, als man dich vor drei Wintern in Norwegen schlug – ehe ich dir meine Schwester zur Frau gebe.“

Die höhnenden Worte Thords besagen natürlich nichts anderes als: bevor du deine durch den Schlag verletzte Ehre nicht wiederhergestellt hast, können wir deine Werbung nicht annehmen. Beweise erst, daß du ein anständiger, ehrenhafter und tapferer Mann bist (indem du Rache nimmst), ehe du uns als Freier willkommen sein kannst. – Hier wird also der Freier gewissermaßen auf die Probe gestellt. Derartige Freierproben, in denen ein Freier neben dem Abstammungsnachweis auch noch Proben seiner Mannhaftigkeit ablegen

muß, ehe er für die Gattenwahl in Frage kommt, gibt es in der germanischen Literatur zur Genüge. Das berühmteste Beispiel dafür ist wohl die Nibelungensage, in der Brünhild als Freierprobe einen Wettkampf mit ihrem Freier durchführt. Nur wer sich ihr gewachsen zeigt, nur der, zu dem sie verehrend und bewundernd aufblicken kann, soll ihr Gatte werden. So heißt es in der 6. Aventure des Nibelungenliedes (92):

„Es war einmal eine Königin über See, der war keine gleich. Sie war ungewöhnlich schön, sehr groß war ihre Kraft. Mit Freiern [schnellen Degen] warf sie den Speer-[schaft] um die Wette [zur Erlangung ihrer Minne]. Sie warf den Stein sehr weit und sprang hinterdrein. Wer sie ehelichen [minnen] wollte, mußte ohne Gnade der edlen Frau die drei Kampfspiele abgewinnen. Fehlte es an einer Aufgabe, so hatte er sein Haupt verloren.“

Eine ähnliche Geschichte aus den isländischen „Fornaldarsögur“ führt E. S. Kvaran (81, S. 213) an: „Aesa wird einmal im Frühjahr von zwei Männern, Eyvindr skinnhöll und Asmundr-Akason, aufgesucht, die um ihre Hand anhalten. Sie gibt ihnen zur Antwort, sie werde den zum Mann nehmen, der ihr im kommenden Herbst die schönsten Hände zeigen könne. Zur festgesetzten Zeit kommen beide Freier wieder, um sich den endgültigen Bescheid zu holen. Eyvindr hatte den ganzen Sommer in Ruhe und Untätigkeit gelebt, seine Hände stets mit größter Sorgfalt gepflegt und Handschuhe getragen. Sie waren daher auch weiß und weich. Asmundr dagegen war auf Wiking gewesen und hatte viel Geld und Ruhm erworben; seine Hände waren mit schweren Narben bedeckt, die von Verwundungen herrührten. Als er aber den Mantel ablegte, sah man mit Goldringen besetzte Arme. „Das ist mein Entscheid“, sagte die Königstochter, „daß Asmunds Hände die schöneren sind, wenn man alles berücksichtigt, denn sie haben mannhaft gearbeitet.“

Erinnert sei auch hier an die zahlreichen germanischen Bauernmärchen, in denen von derartigen Freierproben die Rede ist. Aus „Grimms Märchen“ (57) seien hier nur genannt: Die Geschichte „Von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen“, „Die zertanzten Schuhe“, „Das kluge Schneiderlein“ oder „Das Wasser des Lebens“. In zahlreichen anderen wird das gleiche Motiv abgewandelt: eine Königstochter wird gewonnen oder erlöst dadurch, daß der Freier drei

Aufgaben durchzuführen hat. Meist ist es gerade der scheinbare „Dummling“, der „Aschenpuster“ – um beim isländischen Vorbild zu bleiben – der dann ungewöhnliche Klugheit, Kraft und Gemüdstiefe entwickelt und sich dadurch die Braut sichert. Offenbar liegt in dieser Freierprobe ein alter Brauch vor, entsprungen aus der klaren Erkenntnis der Wichtigkeit einer Auslese der Tüchtigsten bei der Gattenwahl. Eine Bestätigung für diese Annahme scheint sich in den Worten zu finden, die Styr an den um seine Tochter werbenden Halli richtet (Geschichte vom Goden Snorri; 7, S. 68). Er sagt: „Ich sehe wohl, du würdest es sehr übel aufnehmen, wenn ich dir meine Tochter nicht zur Frau gäbe. Nun werde ich es machen wie die Leute in alter Zeit. Ich werde dich, damit du dir die Braut verdienst, einige Großtaten ausführen lassen.“ Die Worte klingen so, als ob man sich noch eines alten Brauchtums bei der Gattenwahl in früheren Zeiten erinnere. Die Auslese bei der Gattenwahl sollte dem Ziele dienen, das Dalla bei der Werbung Isleifs schon nennt: Sie soll zwei möglichst hochwertige Gatten einander zuführen, damit sie in edlen Kindern ihr Erbgut fortpflanzen können.

Die Auslese sorgte auch dafür, daß die Gatten nicht nur nach Abstammung zueinander paßten, sondern auch nach ihrer Charakterartung. „Drei Dinge machen die Ehe gut: Gleich Fleisch, gleich Sinn, gleich Gut“ sagt das Bauernsprichwort. Es sagt auch: „Ungleiche Naturen haben ungleiche Lust.“ Auch dafür, daß man auf ein Zusammenpassen der Charaktere achtete, um der Ehe eine haltbare Grundlage zu geben, gibt es auf Island Beispiele genug. Eines der schönsten enthält die „Geschichte der Leute aus Floi“ (13, S. 95/96). Sie erzählt von dem „Kernweib“ Thorun, Asgeirs Tochter, die von ihrem Manne Thord verlassen wird und dann selbst die Verwaltung ihres ganzen Eigenwesens übernimmt. Eines Tages kommt Thorgrim Narbenbein nach Island, besuchte Thorun und hilft ihr tüchtig. „Er behagte ihr wohl, und sie bat ihn, bei ihr zu bleiben. Er selbst solle den Lohn dafür bestimmen. Thorgrim wollte das auch gern. Er wünschte sie aber zum Weibe und erklärte, er bliebe nur, wenn sie ihn heirate. Sie beriet darüber mit ihren Freunden und Verwandten. Sie beschloß darauf, sich erst nach drei Jahren zu entscheiden. Vorher wolle sie noch seine Sinnesart prüfen und sehen, wie sie miteinander aus-

kämen. Als die drei Jahre um waren, heiratete sie den Thorgrim, und beide verstanden sich gut.“ Hier wird also gar der Ehe eine gemeinsame Probezeit vorausgeschickt, um zu ermitteln, ob die Ehe-kandidaten auch charakterlich zueinander paßten. Freilich handelt es sich hierbei um eine Frau, die die ersten bitteren Lehren des Lebens schon hinter sich hat. Sie will sich gegen eine zweite Enttäuschung in der Ehe sichern, so gut es geht. Es ist aber bezeichnend, daß Freunde und Verwandte dies Verhalten billigen – es lag also nichts Ungewöhnliches darin. Ein weiteres gutes Beispiel für diese Beachtung der Charakterveranlagung bei der Gattenwahl führt *E. S. Kvaran* (81, S. 221) aus der „*Fljotsdoelasaga*“ an: „Hallsteinn, ein guter Kleinbauer, hat den Wunsch, die vornehme, aus gutem Geschlecht stammende Droplaug zu heiraten, und bespricht dies mit dem reichen Bersi, Droplaugs Freund, dessen Wort bei ihr großes Gewicht hat. Bersi äußert gleich seine Bedenken. Sie seien grundverschiedener Wesensart – Droplaug sei eine tüchtige, wohlgebildete Frau, von großzügigem Charakter und aus gutem Geschlecht, Hallstein aber stamme von Kleinbauern ab und sein Charakter zeige kleine Züge. Wenn er auch ein reicher Mann sei, so werde er doch nicht mit Droplaug fertig werden können. Schließlich gibt er ihm einen Rat, den er jedem an seiner Stelle geben möchte, nämlich, sich eine Frau zu wählen, die zu seinem Charakter passe.“

In der bereits früher erwähnten Erzählung von Hrollreif dem Langen (in der „Geschichte von den Leuten aus dem Seetal“, 10, S. 59) wurde berichtet, daß dieser ein recht unbeliebter Mann von sehr brutalem Charakter war, der seinem Onkel Sämund große Sorgen bereitete. Als er bei dem benachbarten Bauern Uni um dessen schöne Tochter Hrodny anhielt, antwortete dieser: er sei nicht der Mann dazu, ein braves Weib zu bekommen, – „und du führst dich auch nicht so auf. Meine Tochter aber ist kein unebenes Mädchen, und ich schlage dir die Heirat ab.“ Nicht zusammenpassende Charaktere gab man nicht gern zur Ehe zusammen. Mußte man es dennoch tun, so war man sehr in Sorge, ob die Sache auch gut ausgehen möchte. In der Geschichte von den Leuten aus dem Rauchtal (11, S. 318/319) heißt es folgendermaßen: „Ferner muß erzählt werden, daß Hals zu seinem Oheim Askel kommt und ihm mitteilt,

daß er einen Freiwerber für sich suche. Askel fragt, nach wem sein Sinn stehe. Hals antwortet, er wolle Helga, die Tochter Granis, der zu Adlerhof in den Tälern des Inselfjords wirtschaftete, zur Frau haben, und bittet Askel, sein Freiwerber zu sein. Askel nimmt Hals mit und bringt die Werbung bei Grani vor und bittet ihn, ihm zu Willen zu sein und Hals das Mädchen zu geben. Grani antwortet, Askel möge ihm ein Anwesen schaffen und dauernd seine Augen über ihnen offenhalten; das scheine ihm wegen Hals' hochfahrendem und zänkischem Wesen notwendig. Und nun ward die Ehe geschlossen und Askel vertraute ihnen Helgis Hof an. Die Eheleute gewannen sich lieb, obgleich sie recht verschiedenen Wesens waren.“ Das Wort „obgleich“ besagt, daß man von Ehen zwischen zwei Menschen sehr verschiedenen Wesens im allgemeinen kein großes Glück erwartete.

„Kein besser Heiratsgut, als gesunder Leib und edler Mut“ sagt ein Bauernsprichwort. Daß das altgermanische Bauerntum auf Gesundheit bei der Gattenwahl streng achtete, ist vielfach belegt. Im altisländischen Recht der Graugans (34, S. 265) wird von der Heirat verlangt, daß sie „ohne Fehl und Falsch“ sei. Das Mädchen soll keine geheimen „Mängel- und Schattenseiten“ – etwa „schwache Gesundheit“ oder dergl. haben. Der Vater, der einem Freier seine Tochter anverlobt und dabei eine erhebliche Belastung oder Krankheit verschweigt, wird mit der milden Acht, dem „Lebensringzaun“ bedroht. An anderer Stelle (S. 261/262) wird festgelegt, daß beide Teile ein Verlöbniß aufheben können, wenn bei dem einen Teil inzwischen eine Krankheit zum Ausbruch gekommen ist, von der vor der Verlobung nichts bekannt war. Auch das norwegische Gulathingsrecht kennt während der Verlobungszeit sich entwickelnde Krankheiten als Ehehindernisse (31, S. 44/45). Innerhalb eines Jahres nach Kenntnisaufnahme vom Vorhandensein oder Auftreten der Krankheit kann die Verlobung von jeder Seite aufgelöst werden. Daß es sich hierbei nicht um Maßnahmen handelt, die auf den nordgermanischen Kreis beschränkt sind, ergibt sich aus der Tatsache, daß – wie bereits erwähnt – auch die Alemannen die Auflösung der Verlobung wegen festgestellter Krankheiten und Fehler kannten, was sich aus der Bestimmung ergibt, daß bei grundloser Aufhebung des Verlöbnisses durch den Mann dieser neben einer Geldbuße die

Versicherung abzugeben hatte, daß er die Verlobung nicht wegen eines am Mädchen festgestellten Fehlers aufgegeben habe (27, S. 37). Die Langobarden kannten gleichlautende Bestimmungen. Krankheiten wie Aussatz, Erblindung, Wahnsinn und dergleichen berechtigten (nach *Rothari* 180) den Bräutigam, die Verlobung aufzulösen.

Wie sich aus der letztgenannten Verfügung ergibt, fallen also auch geistige Erkrankungen unter diejenigen Entartungserscheinungen, die durch Ausschluß ihrer Träger aus der Gattenwahl ausgemerzt wurden. Geisteskranke und Schwachsinnige waren wie bei den Langobarden so auch im Norden, z. B. im alten Island, nicht heiratsfähig. Ein Mann, der seine Tochter einem solchen erbkranken Manne verlobte, konnte mit Lebensringzaun, also zeitweiser Verbannung aus Island, bestraft werden. Auch eine ganze Reihe anderer Psychopathien, die heute leider von der deutschen staatlichen Ausmerze durch das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses und das Ehegesundheitsgesetz noch nicht erfaßt werden können (und noch viel weniger durch die sehr viel milderen nordamerikanischen, schweizerischen oder skandinavischen Sterilisationsgesetze), gehörten dazumal unter die durch zielbewußte gesunde Gattenwahl und Eheverbote auszumerkenden Erscheinungen. So wurde z. B. im alten Island versucht, das Problem der Asozialen, das heute in allen germanischen Kulturvölkern eine recht gefährvolle Bedeutung erlangt hat, damals aber noch in geringfügigen Ausmaßen auftrat, durch ein striktes Eheverbot zu beseitigen. Wenn hier (34, S. 268) von „Mittellosen“ gesprochen wird, so sind, wie der Sinn der ganzen Verfügung und die Analogie zu anderen Stellen ergibt, damit in erster Linie jene unfähigen Elemente gemeint, die nicht gewillt sind, einer geregelten Berufstätigkeit nachzugehen, also Bettler und Landstreicher. Schloß ein solcher Lump eine Ehe, dann wurde er aus Island ausgewiesen — „außer die Frau sei nicht mehr gebärtüchtig“! Ein sehr bezeichnender Satz, der in aller Deutlichkeit den gewollt erbgesundlichen Auslese-sinn der Maßnahme beweist. Auch diejenigen, welche die Verlobung duldeten, verfallen der milden Acht, außerdem haben sie die Sorge für die unerwünschte Nachkommenschaft aus solchen verbotenen Ehen zu übernehmen.

Als entartete, geistig nicht ganz normale Menschen betrachtete

man auch die „Berserker“, jene gefürchteten und gemiedenen, oft in der Einsamkeit und Einöde wohnenden oder herumziehenden Männer, die im Kampfe in einen Zustand sinnloser Raserei gerieten und dabei dann als unverwundbar galten. Wenn *Lilly Weiser* (117 a) die Behauptung aufstellt, die Mißachtung der Berserker sei jüngeren Datums, dann bleibt sie jeden Beweis dafür schuldig. Die Zeugnisse für die Ablehnung der Berserker bei der Gattenwahl stammen aus ältesten und jüngsten Sagas. Es läßt sich im Gegenteil aus den Sagas die entgegengesetzte Entwicklung nachweisen: Die Berserker gewannen an Ansehen in dem Maße, als sich das Berufssoldatentum und die ständige Königsgefolgschaft (*Wüllenweber* 119) ausbreiteten und entwickelten. Während die Bauern nie gern mit Berserkern zu tun haben wollten, sind sie den Königen in ihrem Gefolge oft willkommen, da sie in den Kämpfen unvergleichliche Leistungen vollbringen. Ein Beispiel, das die Verhältnisse sehr schön beleuchtet, ist der Beginn der „Erzählung vom Totschlags-Styr“ in der Saga vom Hochlandskampf (8, S. 259–266). Der Bauer Vermund der Schlanke, der wohl etwas an Selbstüberschätzung leidet, läßt sich von Jarl Hakon von Norwegen die beiden Berserker Halli und Leiknir schenken und nimmt sie als Gefolgsmannen mit nach Island auf seinen Hof. Als er dort aber merkt, daß Halli um seine Tochter zu werben beginnt, schenkt er die beiden Berserker seinem stärkeren Bruder, dem Totschlags-Styr, um sie los zu werden. In der „Geschichte vom Goden Snorri“ (7, S. 60), die diese Erzählung auch enthält, wird berichtet, Halli habe an Vermund das Ansinnen gerichtet, „ihm zu einer möglichst ehrenvollen Heirat zu verhelfen. Vermund aber meinte, er könne sich nicht denken, daß eine Frau aus angesehenem Geschlechte sich und ihre Zukunft an einen Berserker knüpfen würde, und so wich er jenem Ansinnen Hallis aus.“ Auf Styr's Hof beginnt nun Leiknir um Styr's Tochter Asdis zu werben. Da die Brüder Vermund und Styr aber fest entschlossen sind, ihre Töchter nicht an Berserker zu verheiraten, werden Halli und Leiknir von Styr durch eine List ums Leben gebracht.

Auch in der „Geschichte von den Leuten aus dem Rauchtal“ (11, S. 347) wird von der Ablehnung der Werbung eines Berserkers berichtet: „Ein Mann hieß Thorstein, mit dem Beinamen Vorsicht.

Er hatte eine Wirtschaft in Lachsachtal. Er war ein großer Holmgänger und ein unverträglicher Geselle. Man erzählt, daß er einstmals von Hause aufbrach in der Absicht, um Thorkatla, die Tochter Halls vom Sandberge, zu werben. Hall aber sagte, er verheirate seine Tochter nicht mit einem so üblen Gesellen wie ihm und sprach, das wüßten viele, daß man schwer einen schlimmeren Menschen finden könne als Thorstein.“

In der Egilssaga (3, S. 189–194) wird berichtet, wie Egil auf seiner Norwegenfahrt auf Fridgeirs Hof „Blindheim“ kommt und dort die Familie in tiefem Ernst, die Schwester Fridgeirs aber in Tränen aufgelöst vorfindet, weil der Berserker Ljot der Bleiche um sie gefreit hatte und, da er eine Absage erhielt, den jungen, kampf-unerfahrenen Fridgeir zum Zweikampf um die Schwester aufgefordert hatte. Ein Mädchen betrachtet also die Ehe mit einem Berserker als ein so entsetzliches Geschick, daß sie in Verzweiflung ausbricht und lieber den Bruder opfern als nachgeben will. Es gibt noch verschiedene andere Stellen, aus denen sich klar ergibt, daß die Ablehnung eines Berserkers für die Gattenwahl allgemeine Gültigkeit hatte. So erwähnt *Saxo* (106) in der alten Geschichte von Starkad, daß der Berserker Aganty bei einer Brautwerbung abgewiesen wird, obgleich er ein Jarlssohn ist, also von guter Abstammung und aus mächtiger und einflußreicher Sippe. Aber der Berserker galt als ein entarteter Mensch, den man nicht in seine Sippe aufnehmen durfte.

Als eine körperliche Entartungserscheinung, die von der Gattenwahl ausschloß, wurde auch Impotenz betrachtet. „Auch derjenige Mann darf kein Weib nehmen, der bezaubert oder auf andere Weise so beschaffen ist, daß er kein Weib haben kann zur fleischlichen Lust“ sagt das Borgarthingsrecht (nach *W. Krause* 77, S. 147). Und späterhin werden wir an einem Beispiel aus dem isländischen Bauerntum sehen, daß Impotenz tatsächlich auch als Ehescheidungsgrund gewertet wurde.

Daß bei der Gattenwahl das Lebensalter eine große Rolle spielte, zeigt sich schon an den ungezählten bäuerlichen Sprichwörtern, die man zu diesem Thema finden kann. Man soll jung heiraten, das ist eine alte Bauernweisheit: „Jung gefreit, hat niemand noch gereut, um Gold und Schimmer, immer“ heißt es im deutschen Oderbruch.

Andererseits aber legt man Wert darauf, daß die Freier ausgereift sind: „De frien will moot erst utdenen“ sagt der ostfriesische Bauer. Daß man keine Paare von zu großem Altersunterschied zusammengeben soll, wird immer wieder betont: „Gleiche Jahre, macht die besten Paare“ und „’n olt un’n jung Peerd dögen neet en een Diesselboom“.

Entsprechend dieser bis heute überlieferten Einstellung des germanischen Bauerntums finden wir denn auch in den Quellen verschiedene Belege. So wird im westgotischen Recht (36, S. 61) bestimmt, „daß jüngeren Männern nicht ältere Frauen verlobt werden sollen.“ Und in isländischen Sagas gibt es verschiedene Stellen, die zeigen, daß gar zu große Altersunterschiede ein Ehehindernis bilden. Als der alte Gode Grimkel bei dem Bauern Valbrand um dessen Tochter Signy wirbt (in der Geschichte „von Hörd dem Geächteten“, 8, S. 193), da sagt der Sohn Torfi zu dem der Ehe zugeneigten Vater: „Recht wenig Wert scheint ihr auf meinen Rat zu legen, daß ihr mich bei so etwas gar nicht befragt. Auch scheint mir diese Heirat, die du deiner Tochter verschafft hast, nicht ganz so passend wie dir, und auch Signy wird nicht sehr damit zufrieden sein, denn Grimkel ist ein alter Mann und hartherzig.“ Oder wir lesen in der „Geschichte der Leute aus Floi“ (13, S. 132): „Thorgils warb nun um Helga. Skafti, Thorodds Sohn, war nicht sehr für die Heirat und ebenso Helga selbst. Sie dünkte, der Mann sei zwar hohen Sinnes, aber doch schon zu alt.“ Ähnliche Beispiele sind noch mehrfach zu finden, sie zeigen, daß der alte Mann als Ehepartner für junge Frauen ebenso ungern gesehen wurde wie die alte Frau neben dem jungen Manne. Andererseits galt aber auch eine allzu frühe Verehelichung als unsittlich und verwerflich.

Von *Cäsar* und *Tacitus* haben wir gehört, daß der germanische Jungbauer vor dem 20. Lebensjahr das Weib nicht kennenlernte — er pflegte also vorher auch nicht zu heiraten. Die vielen Sprichworte, die vor frühreifen Kindern warnen, passen ganz zu dieser Einstellung. *G. Merschberger* (85) berichtet ferner von den Langobarden, daß dort die Verheiratung körperlich unreifer Mädchen schwer bestraft wurde und auch der ein solches unreifes Mädchen heiratende Bräutigam hohe Bußen zu bezahlen hatte. Ebenso wird die Verhei-

ratung von unreifen Knaben an ältere Frauen bestraft. Die Langobarden kannten, bevor sie nach Italien kamen, sicherlich die Verehelichung unreifer Kinder ebenso wenig wie alle anderen Germanen. Die westische Rasse jedoch, die in dem Italien der Langobardenzeit längst das Übergewicht hatte und obendrein mit anderem Blut vermischt war, zeigt besonders im weiblichen Geschlecht eine erstaunliche Frühreife und dementsprechend große Neigung zur Abschließung von Kinderehen. Dem Nordischen Germanentum mußte ein solcher Brauch, wie das oben auch die angeführte Bestimmung Liutprands (12) bestätigt, außerordentlich verwerflich vorkommen.

Der germanische Bauer kannte auch die Gefahren, welche die Inzucht in sich barg. Er sah darum auch in der Blutsverwandschaft ein Eehindernis. In diesem Punkte stimmte er mit den späteren kirchlichen Forderungen durchaus überein, allerdings mit einem beträchtlichen Unterschied, der wiederum zeigt, wieviel gesünder und folgerichtiger der germanische Bauer dachte als die christliche Kirche: Er begrenzte die Blutsverwandschaft, die als Eehindernis gelten sollte, in durchaus vernünftiger Weise, und machte ferner einen Unterschied zwischen Blutsverwandten und nichtblutsverwandten angeheirateten Sippengliedern — eine Unterscheidung, die der völlig unbiologisch denkenden Kirche durchaus fremd ist. Die Kirche trennt jede Ehe, in der eine Verwandschaft der Ehegatten — sei sie auch noch so entfernt — nachweisbar ist. Man fühlt aus dem Prinzip, nach dem hier vorgegangen wird, heraus, daß der tiefere Sinn des Verbots völlig verlorenging und nur ein religiöses, dogmatisches Tabu übrigblieb, an das man sich klammert. Noch deutlicher wird das klar aus dem Verbot der Ehe zwischen Verschwägerten, bei denen gar keine Blutsverwandschaft, also auch kein biologisches Bedenken besteht. Der germanische Bauer hielt hier klar an den biologischen Grundgedanken fest und verbot nur Inzucht zwischen nahestehenden Blutsverwandten. Freilich ist es schwer, aus den germanischen Rechtsquellen diese Unterschiede klar herauszuschälen, da der Übergang vom germanischen zum römisch-kirchlichen Denken nicht scharf hervortritt, weil es sich hier, äußerlich gesehen, nur um Gradunterschiede zu handeln scheint.

Daß dem heidnischen germanischen Freibauerntum der biologische

Grundgedanke des Inzuchtverbotes bewußt gewesen ist, ergibt sich schon aus der Erzählung von der Überschreitung dieses Verbotes durch Signy und Sigmund an der Völsungensaga (s. S. 74). Signy entschließt sich dort zur Inzestzucht mit dem Bruder deshalb, weil sie gemerkt hat, daß ihre Söhne von König Siggeir alle dessen entarteten feigen Charakter geerbt haben. Sie will die Inzestzucht deshalb, weil sie glaubt, nur durch sie eine höchste Steigerung der heldischen Anlagen des Völsungenstammes — eine Verdoppelung der Geschlechtskraft, wie *Saxo* einmal sagt — in ihrem Sohne erreichen zu können. Sie gesteht dies am Ende ihres Lebens auch triumphierend ein, nachdem sie ihr Ziel erreicht hat. Daß sie sich verkleidet, in fremder Gestalt, zum Bruder schleicht, um von ihm das ersehnte Heldenkind zu empfangen, zeugt davon, daß sie sich des Gesetzwidrigen, der Unsittlichkeit ihrer Handlung bewußt ist.

Es hat den Anschein, als ob Inzucht bei einem Teil der heidnischen Germanen ursprünglich nicht als verwerflich angesehen wurde. In Snorris Heimskringla (14, S. 29) wird in der Schilderung des Vanenkriegs gesagt: „So lange Njörd bei den Vanen war, hatte er seine Schwester zur Frau gehabt, denn dort war dies so rechtens, und ihre Kinder hießen Frey und Freyja. Aber unter den Asen war es verboten, in so nahe Verwandtschaft zu heiraten.“ Manche Historiker sehen in der Schilderung des Kampfes zwischen Asen und Vanen, der mit ihrer Vereinigung endet, eine sagenhafte Erinnerung an die Verschmelzung zweier vorzeitlicher Volksstämme zu dem der späteren Germanen. Wenn dem so ist, dann wäre anzunehmen, daß der eine dieser beiden Stämme Inzuchtverbote nicht kannte. Bezeichnend ist aber auch der Satz, der davon spricht, daß bei den Asen „so nahe Verwandtschaft“ (wie zwischen Geschwistern) verboten war, woraus sich ergibt, daß entferntere Verwandtschaft nicht als Ehehindernis betrachtet wurde. Als blutschänderische Ehe galten Geschwisterehen oder Ehen zwischen Eltern und Kindern, so etwa die in der Saga von Hrolf Kraki (21, S. 232 bis 241) geschilderte Ehe zwischen König Helgi und seiner Tochter Yrsa. Als sie ihre Blutsverwandtschaft erfahren, trennt sich Yrsa von Helgi. Daß man jedoch in heidnischer Zeit über Blutsverwandtschaft als Ehehindernis recht milde dachte, ergibt sich auch hier

aus der Haltung Helgis, der trotz dieser Enthüllungen die Ehe mit seiner Tochter am liebsten aufrechterhalten möchte. Das deutsche Märchen von Allerleirauh in *Grimms Märchen* (57) scheint eines von den urältesten zu sein, da es eine derartige Ehe zwischen Vater und Tochter in aller Unbekümmertheit schildert: „Darauf ward die Hochzeit gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihren Tod“ heißt der Schluß, ohne daß eine große moralische Entrüstung über diese Blutschande zu verspüren wäre. Es mag deshalb wohl zutreffen, wenn *R. Walther Darré* (50) annimmt, daß Inzucht und Inzestzucht, die sich bei Indogermanen vielfach nachweisen lassen, ursprünglich – in durchaus rassezüchterischem Sinne aufgefaßt – verbreiteter waren, als man heute annehmen möchte, und wohl erst in späterer Zeit eine Einschränkung erfuhren, als man auf die möglichen Schädigungen durch Inzucht aufmerksam geworden war. Wenn das Bauernsprichwort sagt „Nahes Blut tut nicht gut“ oder „Eigen Fien, selten gedien“ (Schwerin 1578; nach *J. Schwab* 109), dann möchte man vermuten, daß hieraus weniger das kirchliche Verbot als vielmehr die Lebenserfahrung spricht. Solange das Erbgut einer Sippe von bester Beschaffenheit ist und rechtzeitig alle Entartung ausgemerzt wird, ist Inzucht harmlos und unschädlich – sie wirkt erst bei fortgesetzter Inzestzucht schädigend auf das Erscheinungsbild, nicht aber auf das Erbbild. Der rezessive Erbgang jedoch, der es ermöglicht, daß Entartungsanlagen im Erbbild bei äußerlich gesundem Erscheinungsbild weitergegeben werden können, macht Inzucht sehr gefährlich, da durch die Ehe zweier rezessiv belasteter Verwandter die Gefahr des Herausmendelns einer verdeckten unerwünschten Erbanlage stark gesteigert wird, wie die Praxis in zahlreichen Verwandtenehen zeigt. Diese Erfahrung mag wohl auch den germanischen Bauern schon bald dazu geführt haben, allzu nahe Verwandtenehen (wie Geschwisterehen oder solche zwischen Großeltern oder Eltern und Kindern) zu bekämpfen. Jedenfalls kennt die isländische Bauernsaga der heidnischen Zeit solche Ehen nicht – sie werden nur in den märchenhaften Sagen aus grauer Vorzeit als etwas dazumal gelegentlich Vorkommendes erzählt. Wie schon *A. Olrik* (94) betont hat, sagt man gewaltigen Helden mit tragischem Geschick sehr oft eine Abstammung aus Inzuchtehen nach. Aus der oben angeführten Ehe

zwischen König Helgi und seiner Tochter Yrsa stammt der mächtige Heldenkönig Hrolf Kraki. Gawain, der berühmteste Held aus König Arthurs Runde, ist der Sohn von Arthur und seiner Schwester. Desgleichen Roland der Sohn Kaiser Karls und seiner Schwester. Sollte sich in der Tatsache, daß sie alle große Helden, zugleich aber auch zu tragischem Geschick bestimmt sind, die Erkenntnis von der doppelten Natur der Inzucht – ihrer höchstmöglichen Anreicherung bester Erbanlagen und zugleich ihrer gesteigerten Entartungsgefahr – ausdrücken? *Saxo* (106) sagt einmal zu Beginn der Geschichte von Hrolf Kraki, es habe so geschienen, als hätte sich in ihm durch die Ehe der Tochter mit dem eigenen Vater die Kraft des Geschlechtes verdoppelt; der Sohn, der dieser Ehe entsproß, sei zwar der hervorragendste Skjöldung geworden, aber er sei schließlich doch der Ehelosigkeit und dem Untergang geweiht gewesen.

G. Merschberger (85) hat eine Zusammenstellung der in den germanischen Rechtsquellen enthaltenen Bestimmungen über Blutsverwandtschaft als Ehehindernis gegeben. Es erübrigt sich, darauf hier näher einzugehen. *G. Merschberger* vertritt den gleichen Standpunkt, der auch hier vertreten wird: daß die Erweiterung des Eheverbots auf Verwandtschaften bis zum 6. Grad und höher, ferner seine Ausdehnung auf die Schwägerschaft oder gar auf die „geistliche Verwandtschaft“ der Paten ausschließlich auf das Konto der christlichen Kirche kommt, die diese Bestimmungen unter schärfsten Strafandrohungen durchzusetzen suchte. Typisch ist, daß die Blutschande-Bestimmungen der germanischen Rechte oft in engem Zusammenhang mit den den Rechten angefügten Christenrechtsbestimmungen aufgeführt werden, woraus ihr neuerer christlicher Charakter klar genug hervorleuchtet. Wie wenig man im germanischen Bauerntum daran dachte, in der Schwägerschaft ein Ehehindernis zu sehen, ergibt sich schon daraus, daß man es geradezu begrüßte, wenn ein Bruder die Witwe seines verstorbenen Bruders ehelichte. So wird beispielsweise Egil Skallagrimssohns Werbung um Asgerd, die Frau seines verstorbenen Bruders Thorolf, von der Verwandtschaft sehr begrüßt und von Asgerd angenommen (3, S. 150/152). Aus dem ganzen Bericht wie auch aus anderen ähnlichen Beispielen geht hervor, daß man darin nichts Ungewöhnliches sah. Auch in *Prokops*

oben (s. S. 176) angeführtem Bericht über die energische britanische Braut, die sich ihren warnischen Bräutigam mit Gewalt holt, wird ohne jedes Anzeichen von Empörung oder Ablehnung nüchtern die Tatsache vermeldet, daß der Stiefsohn auf Wunsch seines eigenen Vaters die Stiefmutter – mit der er ja nicht blutsverwandt ist – heiratet.

Wenn hier immer wieder betont werden muß, wie stark erbbiologisches Verantwortungsbewußtsein und rassisches Selbstgefühl bei der Gattenwahl des germanischen Bauerntums sich auswirkten, dann soll damit keinesfalls behauptet werden, daß dies die einzigen feststellbaren Grundlagen für die Eheschließung waren. Es gab auch andere Gründe, die zur Eheschließung führen konnten. Aber man wird nur selten eine Eheschließung finden, bei der die erbbiologisch-rassische Grundlage der Gattenwahl offenbar durchbrochen oder vernachlässigt wird. Die Liebe hat gewiß bei der Gattenwahl des germanischen Jungbauerntums eine geringere Rolle gespielt als bei der Gattenwahl städtischer Jugend von heute. Sie spielt im übrigen auch heute noch in Kreisen des Bauerntums nicht die Rolle bei der Eheschließung wie in der Stadt. Aber das bedeutet keineswegs, daß die Liebeshe im germanischen Bauerntum unbekannt gewesen wäre. Die Gattenliebe und Gattentreue wäre wohl nicht so oft in Sagen, Märchen und Liedern verherrlicht und besungen worden, wenn sie wirklich bei der Gattenwahl eine so untergeordnete, ja geradezu hinderliche Rolle gespielt hätte, wie das manche einseitigen Darsteller des germanischen Altertums gelegentlich zu behaupten versucht haben. Aus der isländischen Bauernsaga kann man eine ganze Reihe von Belegen dafür anführen, daß Liebe oder Zuneigung zur Verlobung führten. Es sei hier zunächst auf die bereits erörterten Beispiele hingewiesen, in denen die Liebe zum vorehelichen Geschlechtsverkehr und dann zur Verlobung führte. Aber auch sonst gibt es eine Reihe von Stellen, in denen die Liebe als Grundlage einer Verlobung bezeugt wird. In der Saga von den „Skalden Björn und Thord“ wird die Werbung Björns um Oddny Thorkelstochter folgendermaßen beschrieben (9, S. 69): „Björn brachte nun seinen Antrag vor und freite um Thorkels Tochter Oddny. Thorkel nahm die Werbung wohl auf und stellte die Entscheidung ganz seiner

Tochter anheim. Da sie nun Björn von früher her sehr gut kannte und sie einander wohl zugetan gewesen waren, gab sie ihr Jawort.“ – In der Saga von „Hallfred dem Königsskalden“ (9, S. 237) wird von Hallfreds Zusammentreffen mit Ingibjörg Thorirstochter erzählt: „Hallfred gewann nun Ingibjörg lieb und freite um sie (offenbar erst bei ihr, was in heidnischer Zeit ungewöhnlich ist). Sie sprach: „Alles ist dabei nicht im Reinen, denn du bist Christ und hier fremd, du kannst aber mit meinem Vater sprechen, wenn du willst.“ Er tat es, und die Werbung gefiel Thorir. Sie wurden bald ganz einig. So bekam Hallfred die Ingibjörg und hatte sie sehr gern.“ – Ganz im gleichen Sinne berichtet die Saga von den „Leuten aus dem Lachswassertal“ (6, S. 94), wie Geirmund um Thurid Olafs Tochter wirbt: „Geirmund war nicht lange Zeit dort, da faßte er Neigung zu Thurid, der Tochter Olafs, und kam bei Olaf mit einem Heiratsantrage zutage.“ Nach einer anfänglichen Absage wegen seines gewalttätigen Charakters wird ihm dann Thurid verlobt. – Diese Beispiele von Liebesehen könnten beliebig vermehrt werden. Doch wird kaum je davon gesprochen, daß eine Liebesehe im Gegensatz zu den rassistischen und erbbiologischen Forderungen jener Zeit zustande gekommen wäre.

Daß neben der Liebe oft aber auch ganz andere Gründe zu einer Eheschließung führen konnten, davon liefern wiederum die Sagas zahlreiche Beispiele. Insbesondere finden wir häufig, daß politische – seien es staatspolitische oder sippenpolitische – Gründe für eine Eheschließung entscheidend sind, und das um so häufiger, je mächtiger die Sippen waren oder je mehr wir uns in die Kreise des Königstums und seiner Jarle begeben, in Norwegen, Schweden und Dänemark. Auch aus zahlreichen anderen germanischen Ländern kennen wir die politischen Ehen der Fürstenhäuser. Je stärker wir uns dabei vom Heidentum und vom Bauerntum entfernen, um so mehr werden dabei die Grundsätze des Rassenbewußtseins und des erbbiologischen Verantwortungsgefühls preisgegeben. Aber wie im großen an den germanischen Fürstenhöfen, so finden wir auch im kleinen am germanischen Bauernhof die Ehe aus politischen Gründen – es wird selten davon berichtet, daß ein Mädchen die Einsicht in die politische Notwendigkeit einer solchen Ehe nicht aufgebracht hätte,

es sei denn, daß dabei bestimmte sittliche Grundsätze (Alter, Ebenburt oder dgl.) verletzt worden wären — dann wehrte sie sich energisch und auch meist erfolgreich.

Viel öfter als die Ablehnung einer politischen Ehe aus persönlichen Gründen finden wir eine Ablehnung, weil die Ehe dem Mädchen noch nicht ehrenvoll genug für sich und die Sippe erschien. Die isländischen Bauernmädchen standen romantischen Regungen meist recht fern — wie wohl die meisten Bauernmädchen Nordischer Rasse auch heute noch — und sahen die Ehe mit ziemlich realistischen Augen an. Ehen von der Art wie diejenige von Palnir Tokisson mit Ingeborg Ottarstochter in der „Geschichte von den Seekriegern auf Jomsburg“ (19, S. 396) waren durchaus üblich und weit verbreitet. Es heißt dort:

„Nun erfuhr man die Begebenheit in Fünen (nämlich die Erschlagung von Palnirs Bruder Aki durch König Harald Blauzahn von Dänemark). Und als Palnir das hörte, ging es ihm so nahe, daß er sich ins Bett legte. Ihn dünkte die Rache aussichtslos an dem, mit dem er es zu tun hatte, da es der König war. — Sigurd hieß ein Mann. Es war ein Ziehbruder der Brüder, ein kluger und reicher Mann. Palnir suchte Rat bei ihm, wie er verfahren sollte. Sigurd sagte, er wolle eine Frau für ihn werben. Palnir fragte, wer das wäre. Sigurd sagte, es sei Ingeborg, die Tochter des Jarls Ottar von Gautland. Palnir sagte: „Ich fürchte, daß ich diese Frau nicht bekommen werde: aber ich glaube gewiß, das würde meinen Harm am ehesten lindern, wenn ich diese Frau erhielte.“

Nun rüstete sich Sigurd zur Abreise. Er hatte ein Schiff und 60 Mann und fuhr gen Norden nach Gautland. Sigurd offenbarte sein Anliegen vor dem Jarl und bat um die Hand seiner Tochter für Palnir. Er sagte, es fehle ihm nicht an Besitz in Fünen, sagte auch, Palnirs Tod stehe auf dem Spiel, seines Harmes wegen. Das Ende der Unterredung war, daß der Jarl seine Tochter zusagte und das Mädchen hinbringen sollte. Darauf fährt Sigurd nach Hause und bringt Palnir diese Botschaft und davon besserte sich der Zustand sehr. Sie rüsten nun in Fünen ein stattliches Gastmahl zu und sparen nichts daran. Und am bestimmten Tage kam der Jarl mit einem großen Gefolge. Und es wurde ein prächtiges Brautmahl gefeiert und darauf Palnir und Ingeborg in ein Bett geführt.“

Es wird dann weiter berichtet, daß zwischen Palnir und seiner Frau Ingeborg — trotz der politischen Eheschließung — große Liebe entbrannte und daß ihr Sohn Palnatoki zum hervorragenden Helden heranwächst, der dann später Rache für seinen erschlagenen Vater-

bruder nimmt, indem er König Harald erschießt. Der Grund für die Eheschließung ist hier eindeutig politischer Natur: Palnir sucht die Schwägerschaft Jarl Ottars zu erlangen, um sich einen mächtigen Helfer im Kampfe gegen König Harald und zur Erlangung seiner Blutrache zu gewinnen. Verschwägerung mit einer mächtigen Sippe bedeutete eigenen Machtzuwachs. Die germanische Jungbäuerin war sich ihres Wertes in dieser Hinsicht oft genug erstaunlich nüchtern bewußt. Wenn hier auch freilich der biologische Charakter der Ehe in weitem Felde liegt, so wird er doch kaum jemals ganz vernachlässigt. Ein Versuch, eine politische Ehe im Gegensatz zu den erb-biologischen Ansichten der Allgemeinheit zustande zu bringen, war meist zum Scheitern verurteilt – das sahen wir schon an zahlreichen angeführten Beispielen, so besonders da, wo Reichtum und Macht in Widerstreit mit der Abstammung gerieten, wobei in heidnischer Zeit stets der letzteren das größere Gewicht zufiel.

In der Fortsetzung der oben angeführten Geschichte von Palnatoki (S. 397) wird dann übrigens das Zustandekommen einer weiteren politischen Ehe geschildert, das recht lehrreich ist. Es heißt da:

„Zu jener Zeit herrschte über Wales ein Jarl, der Stefñir hieß. Er hatte eine Tochter, die Alöf hieß. Sie war klug und beliebt. Palnatoki kam mit seinen Schiffen dort ans Land und gedachte in dem Reiche des Jarls Stefñir zu heeren. Als das kundbar wurde, faßten Alöf und Björn der Waliser, der ihr Ratgeber war, den Plan, Palnatoki zu einem Gelage einzuladen und ihm hohe Ehre zu erweisen; er sollte dort Friedland haben und nicht heeren. Und das nahm Palnatoki an und besuchte das Gelage mit seiner ganzen Mannschaft. Und auf diesem Gelage hielt Palnatoki um Alöf an, und die Verbindung war leicht zu erlangen. Man ging dann sofort zur Hochzeit über, und dazu gab der Jarl Stefñir Palnatoki den Jarlsnamen und sein halbes Reich; aber das ganze sollte er nach seinem Tode bekommen.“

Hier wird also ein großer Held, der als Feind in das Land gekommen ist, dadurch unschädlich gemacht, daß man ihn zum Schwiegersohn macht. Bezeichnend ist auch hier wieder die Selbständigkeit der Jarlstochter Alöf, die mit ihrem klugen Ratgeber selbst den Plan entwirft und durchführt. Sie selbst wünscht also diese politische Ehe – von des Vaters Zustimmung ist gar nicht die Rede – und sie erreicht sie auch. Es ist eine geniale Lösung, die hier das Mädchen findet: der Gegner wird unblutig bezwungen, sie erhält

einen hervorragenden Gatten und der Vater zugleich einen würdigen Nachfolger und Sohn für sein Reich. Hier ist eine wunderbare Verschmelzung des politischen und doch zugleich erbbiologischen Charakters der Gattenwahl gelungen.

Denselben Doppelsinn – als Garantie eines politischen Vertrags und zugleich als biologische Vereinigung zweier Sippen – erhält die Eheschließung dort, wo sie zur Versöhnung zweier verfehdeter Sippen geschlossen wird. Ein bekanntes Beispiel dafür bietet das Gudrunlied (78), in dem schließlich der große Sippenstreit zwischen Gudruns und Hartmuts Geschlecht durch mehrere Ehen beendet wird. Es wird dabei oft betont, daß man im Streite die edle Art des Gegners achten gelernt habe und daß gerade darum eine Vereinigung der beiden ehemals feindlichen Sippen besonders wünschenswert sei. Eine Geschichte, die diese Denkungsart in besonders schöner Weise zeigt, findet sich in der Einführung in die „Geschichte von den Leuten aus dem Seetal“ (10, S. 24–33).

Die Saga führt erst aus, wie der Räuber Jökul, ein Sohn des Jarls Ingimund, von Thorstein Ketilssohn erschlagen wird. Als er todwund daliegt, sagt er zu Thorstein: „Wenn dir an deinem Leben etwas liegt, so reite zu meinem Vater; sprich aber vorher mit meiner Mutter Vigdis und erzähle ihr diese Geschichte; bring ihr meinen herzlichen Gruß und bitte sie, dich mit dem Jarl in Frieden und volle Freundschaft zu bringen, der Art, daß er dich seiner Tochter, meiner Schwester, vermählt, die Thordis heißt. Hier ist ein goldener Ring; den sollst du zum Wahrzeichen tragen, daß ich dich sende, und wenn meine Mutter auch großen Schmerz um mich fühlt, so hoffe ich doch, daß sie meine Liebe und Botschaft höher achtet als deine Untat. Aber mir sagt's mein Herz, daß du ein Glücksmann werden wirst. Nun, wenn dir oder deinen Söhnen ein Sohn geschenkt wird, dann laß meinen Namen nicht vergessen sein.“

Der sterbende Jökul wünscht also, daß Thorstein, dessen glückliche Veranlagung er erkennt, mit seiner Schwester Kinder zeugt und hofft, in einem von ihnen, der dann seinen Namen wieder tragen soll, wiedergeboren zu werden. — Thorstein geht, dem Wunsche des toten Jökuls folgend, zu dessen Mutter Vigdis und berichtet ihr das Geschehene. Sie achtet den Wunsch ihres Sohnes und versucht nun auch seinen Vater, ihren Mann, den Jarl Ingimund zu bewegen, den Wunsch des Toten zu erfüllen. Nach schweren inneren Kämpfen läßt Ingimund den Mörder seines Sohnes vor sich bringen, um mit eigenen Augen zu prüfen, ob er dessen würdig ist, was Mutter und Sohn gefordert haben. Die Prüfung fällt zu Thorsteins Vorteil aus, der Jarl sagt: „Du gefällst mir so, daß ich dir das Leben schenken will. Es wäre auch die beste

Sohnesbuße, wenn du an meines Sohnes Statt trätest, wenn du bei mir bleiben willst; denn das Zeichen des Glückes ruht auf dir. Auch ist es nicht edel, den zu verunglimpfen, der sich selbst ausliefert.“ Thorstein tritt nun in die Jarlsippe ein und heiratet Thordis, Jökuls Schwester. Es wird ausdrücklich erwähnt „bald bestand große Liebe zwischen ihm und Thordis.“ Dem letzten Wunsche Jökuls folgend erhält später auch eines ihrer Kindeskinde den Namen Jökul.

Nirgendwo ist der biologische Sinn der Sippenversöhnung durch Eheschließung in so wunderbarer Schönheit dargelegt, wie gerade in dieser Geschichte, die ein hervorragendes Beispiel auch für den Wiedergeburtsglauben darbietet. Durch die Ehe der Tochter mit dem Sohnesmörder schließt sich die Lücke im Geschlecht. Da er edler Abkunft und von glückhafter Veranlagung ist, gewinnt man einen vollgültigen Ersatz für den verlorenen Sohn. Die Blutrache, die der Tat sonst unausbleiblich gefolgt wäre und beiden Sippen dann schwere Verluste zugefügt hätte, wird auf diese Weise vermieden. Sie ist auch nicht nötig, da der biologische Verlust, den die eine Sippe erlitten hat – und der im allgemeinen nur durch einen gleichschweren biologischen Verlust der gegnerischen Sippe ausgeglichen werden konnte – nunmehr dadurch ersetzt ist, daß sozusagen ein hervorragendes Mitglied der feindlichen Sippe als Ersatz für das verlorene eigene Mitglied in die eigene Sippe herüberwechselt. Fälle, in denen Sippenfehden durch eine versöhnende Ehe zwischen den bisherigen Todfeinden ausgeglichen werden, kommen in den Sagas gelegentlich vor. Der Streit zwischen Kol Kalissohn und Jon Peterssohn wird durch König Sigurd geschlichtet. „In dem Vergleich war einbegriffen, daß Jon Peterssohn (der Mörder des Sohnes Kali von Kol Kalissohn) Ingirid Kolstochter zur Frau bekommen sollte; es sollte durch diese Verbindung Freundschaft zwischen ihnen erwachsen; aber die Totschläge sollten sich ausgleichen“, so heißt es in der „Geschichte von den Jarlen Rögnvald Kali und Harald Maddadssohn“ (19, S. 97).

In der Eyrbyggiasaga, der Geschichte vom Goden Snorri (7, S. 25/26), wird durch Thorhilds Heirat mit Thorgrim der Vergleich zwischen den Kjallakssöhnen und den Thorsnesleuten besiegelt. In der Reykdoelasaga (der Geschichte von den Leuten aus dem

Rauchtal, 11, S. 359/360) erhält Skuta, der bisherige Blutsfeind Glums, zum Abschluß des gerichtlichen Vergleichs Glums Tochter Thorlaug zur Frau. In der Vigaglumsaga (der Geschichte von Glum, 11, S. 56) wird durch die Verlobung der Herthrud mit Thorgrim ein im Aufflammen begriffener großer Sippenstreit begraben. In der Njalssaga (der Geschichte vom weisen Njal, 4, S. 381), wird die Fehde zwischen Flosi und Kari durch Karis Ehe mit Hildigund, Flosis Verwandter beendet. Die letzten Beispiele erwähnt auch *Klose* (73), der ferner schreibt (S. 39): „Zuweilen wird auch eine Verlobung improvisiert, um dadurch einen Vergleich zu erzwingen: Ljosv. 11 Gudhmund und Thorkel sind miteinander verfeindet. Ihre Freunde versuchen vergeblich, sie miteinander zu vergleichen. Um den Vergleich von Gudhmund zu erzwingen, wird Thorkel mit Gudhmunds Brudertochter Jorun verlobt – gegen den Verwandten kann Gudhmund nicht feindlich auftreten. Hoensn. 23 Thorodd verlobt sich mit Jofrid und macht dadurch den Plan seines Vaters, den Hof ihres Vaters zu verbrennen, unmöglich.“ Wir sehen, daß politische Ehen sehr häufig einen tiefgründigen biologischen Hintergrund hatten, wenn auch der tiefere biologische Sinn eines derartigen Vergleichs nicht immer so klar ersichtlich ist wie im Beispiel von Thorstein und Thordis Jökuls Schwester. Es ist darum ganz falsch, aus dem Vorkommen derartiger Ehen den Schluß ziehen zu wollen, als seien die Ehen im heidnischen germanischen Bauerntum lediglich vom Nützlichkeitsstandpunkte aus geschlossen worden. Wir haben Beispiele genug kennengelernt, die uns Eheschließungen zeigten, die jeden Nützlichkeitsstandpunkt vermissen lassen.

Genau so abwegig ist die unter älteren Historikern verbreitete Auffassung, als sei die germanische Ehe eine „Kaufehe“ gewesen, in der der Werber die Braut der Sippe abkaufte. Aus den Beispielen, die wir anführten, geht nirgendwo etwas Derartiges hervor. *G. Neckel* (89, S. 52) schreibt hierzu: „Was die Art der Eheschließung betrifft, so besagt eine verbreitete Lehre, daß ursprünglich bei den Germanen, und schon vorher bei den Indogermanen, die „Kaufehe“ bestanden habe. Der Freier kaufte die Braut; der Preis, den er für sie – oder für das über sie ausgeübte Herrschaftsrecht, das der Vater ihm übertrug – zahlte, ist das sogenannte „Wittum“. Dies mutet recht unmenschlich

an und ist wohl auch immer so gemeint, daß sich darin die niedere Kulturstufe ausdrücke, auf der das Weib noch bloße Sache war, ohne Persönlichkeitswert. Jedoch berechtigen die Quellen zu dieser Auffassung keineswegs. Der Ausdruck „die Braut kaufen“ beruht nicht auf der Anschauung, daß die Braut eine Ware sei. Das Wort „kaufen“ hatte germanisch einen weiteren Sinn als heute bei uns. Es bezeichnete jede Abmachung über Leistung und Gegenleistung, ohne daß ein greifbares Objekt, verschieden von jedem der Vertragsschließenden, dabei gemeint zu sein brauchte. Nun sagt Tacitus, die Mitgift bringe nicht die Braut dem Bräutigam, sondern umgekehrt dieser der Braut. Offenbar ist mit dieser umgekehrten Mitgift das gemeint, was altnordisch *mundr* heißt, eine Gabe, die der Freier der Braut gibt zu ihrer Erlangung (*til hennar*) ... Die Geschenke, durch welche die Braut erworben wird, gehen also an diese selbst, nicht an ihren Vater oder „Mundwalt“ ... Es kann also nicht davon die Rede sein, daß der germanische Vater seine Töchter an die Schwieger söhne verhandelt habe. Dies ist ein Zerrbild, wodurch der Abstand zwischen dem Einst und dem Heute wahrheitswidrig vergrößert wird.“

Kauf der Frau, „*brudhkaup*“, ist also nur ein Ausdruck alter Art, der in übertragenem Sinne zu verstehen ist. *W. Krause* (77) weist darauf hin, daß im gleichen übertragenen Sinne in den Sagas auch vom „*mannkaup*“ die Rede ist, ein Ausdruck, der nur eine Mannesverpflichtung bedeutet und nichts mit kaufen zu tun hat. Man hat auch das Wort „*eiginkona*“ = „Eigenfrau“ als Bezeichnung für Ehefrau so deuten wollen, als ob die Ehefrau ursprünglich durch den Kauf Eigentum des Mannes geworden sei. Dem steht aber gegenüber, daß nach *W. Krause* im Altisländischen auch der Parallelausdruck „*eiginbondi*“ für Ehemann belegt ist, womit auch die Beweiskraft dieses Einwandes erledigt ist. *Grönbech* schreibt (58; II, 8): „Die Heirat ist der große Austausch von Geschenken, der Schenkungsbund vor allen anderen. In dem modernen dänischen Wort für Heirat, *Giftermaal*, ist der Begriff des Gebens – *gibt* – späteren Geschlechtern überliefert worden; im Angelsächsischen wird dasselbe Wort – *gift* – hauptsächlich benutzt, um eine Brautgabe zu bezeichnen, und in der Mehrzahl bedeutet es ohne weiteren Zusatz: Hoch-

zeit. Aber im innersten Kern unterschied der Brautkauf sich nicht von der Freundschaftsschließung, die auch ein „Kauf“ war und gleichfalls durch Geschenke zustande gebracht wurde.“ Und an anderer Stelle (II, 283): „Der Sinn der verschiedenen Geschenke ist in dem Verhältnis zwischen Geber und Empfänger psychologisch begründet; die Summe, die für die Braut gezahlt wird, soll den guten Willen der Sippe sichern, die Morgengabe soll die Liebe der Braut gewinnen“, ferner (II, 284): „Mund ist das Glück und der Friede der Familie, wie diese sich zeigen als das Recht der Männer auf Herrschaft und als ihre Pflicht, die Frauen und die Schwachen zu beschützen... Es bezeichnet den aktiven Charakter des Heimfriedens und enthält die höchste Steigerung des Friedens: die Heiligkeit..., die Mund des Königs ist des Königs Friede..., die Mund des Ortes ist der Friede des Ortes... Also ist Mund die innere Gewalt und Ehre, die der Ehemann erwerben muß, damit er seine Frau zu erhalten und zu halten vermag, und es ist die natürliche Bezeichnung für die Gabe, mit welcher er ihre Mund gewinnt.“

Ebenso unzutreffend wie die Vorstellungen von einer „Kaufehe“ sind die Behauptungen von einer germanischen „Rauhehe“. In den uns zugänglichen Quellen sind keinerlei Spuren von derartigem Brauchtum vorhanden. Vielmehr steht in allen uns bekannten germanischen Quellen der Brautraub unter schärfster Strafe. Schon das Gudrunlied zeigt an zwei Beispielen, wie grimmig man den Brautraub ahndete. *Klose* (73) macht mit Recht darauf aufmerksam, daß in der gesamten Sagaliteratur nur ein einziger Fall einer echten Rauhehe geschildert wird, nämlich die Entführung der Thora Goldbortenarm, der Schwester des Hersen Thorir Hroaldssohn durch Björn Brynjolfssohn, dem man sie verweigert hat (in der Egilssaga, 3, S. 94–96). Aber die Strafe bleibt dafür nicht aus, Björn wird wegen dieses Brautraubs in Norwegen geächtet. Daraus geht klar hervor, daß man einen Brautraub als eine ganz ungewöhnlich niederträchtige Handlungsweise verurteilt. *Klose* führt auch das Gespräch zwischen Leif und Thorgunna in der Eiríkssaga (der Geschichte von Erich dem Roten, 13, S. 31) an. Es heißt dort: „Leif gewann daselbst eine Frau lieb. Die hieß Thorgunna. Sie war aus edlem Geschlecht, und Leif sah, daß sie ein zauberkundiges Weib war. Als Leif aber

fortsegelte, bat ihn Thorgunna mitziehen zu dürfen. Leif frug sie, ob ihre Verwandten das wünschten. Sie sagte, das sei ihr gleichgültig. Leif sagte, es sei nicht ratsam für ihn, eine Frau von so vornehmem Geschlecht aus einem fremden Lande zu entführen, zumal seine Gefolgschaft nicht groß sei.“ Auch hieraus geht hervor, daß Entführung auf jeden Fall eine sehr lebensgefährliche Sache für den Mann war, auch dann, wenn das Mädchen damit einverstanden war. Als Finnbogi (in der Geschichte von Finnbogi dem Starken, 10, S. 151 ff.) die Tochter seines Todfeindes Alf geraubt und entführt hat, hat er nichts Eiligeres zu tun, als die sich heftig Wehrende zu denjenigen ihrer Verwandten zu bringen, von denen er erhoffen darf, das Mädchen zur Ehe zu erhalten. Der Jarl Hakon, der Verwandte der entführten Ragnhild, gibt dem Räuber Finnbogi erst Frieden, nachdem er von Ragnhild die Versicherung erhalten hat, „Finnbogi habe sich ritterlich gegen sie gehalten in der Sache, die für sie die wichtigste sei“, d. h. er habe sie nicht berührt, und nachdem er sich durch mehrere hervorragende Heldentaten im Dienste des Jarls ausgezeichnet hat. Die Tat wiegt um so schwerer, als Finnbogi vor der Entführung Ragnhilds Vater Alf im Kampfe getötet hat. Auch hier steht die Ehe Finnbogis mit Ragnhild am Ende einer Fehde als biologischer Ausgleich einer Blutrache, und Jarl Hakon betont ausdrücklich, daß Finnbogi als Ersatz für den erschlagenen Alf an dessen Stelle zu treten habe.

Mit diesen Beispielen aus der Praxis des germanischen Bauernlebens, die deutlich zeigen, wie scharf man einen Brautraub ahndete, stehen die Bestimmungen der germanischen Gesetze in vollem Einklang. Das hat schon *G. Merschberger* (85) sehr eingehend nachweisen können. In der altisländischen Graugans (34, S. 286/87) wird gesagt: „Entführt einer ein Weib gegen ihren Willen und will sie zur Ehe nehmen: darauf steht ihm Waldgang und ebenso denen, die mitmachen bei diesem Vorgehen.“ Die gleiche Strafe, Friedlosigkeit, verhängen das norwegische (31, S. 29) und das schwedische (32, S. 30) Volksrecht. Wenn die Dänen (33, S. 183) nur eine Geldbuße von zweimal 40 Mark festsetzen, dann bedeutet das ganz gewiß nicht, daß sie die Entführung eines Mädchens milder beurteilen — der dänische Bauer dürfte sich kaum anders verhalten haben als der islän-

dische, wie die Sagas zeigen. Wie die Nordgermanen kennen die Sachsen für Brautraub neben hohen Bußen auch die Todesstrafe (28, S. 5). Die chamavischen Franken (28, S. 57/59) fordern neben hoher Geldbuße auch noch die Strafe der verlorenen Hand für den Brauträuber. Die Thüringer und die Friesen (28, S. 43, 79 und 121) kennen nur hohe Geldbußen, ebenso die Angelsachsen (Aethelb: 82f.). Außerdem wird vielfach angeordnet (so z. B. bei den Friesen 28, S. 121), daß derartig unrechtmäßige Ehen als ungültig betrachtet und von der Sippe getrennt werden können. Besonders dann kann die Braut zurückgefordert werden, wenn sie schon anderweitig verlobt war. Das bestimmen auch die Volksgesetze der Alemannen und Bayern (27, S. 37, 119 und 121). Die Salfranken und Ribuarischen Franken setzen für Entführung von Mädchen oder Frauen meist Geldstrafen fest, doch kennen sie auch die Strafe der Verbannung für den Räuber einer bereits anderweitig Verlobten, und die Strafe des Todes für Unebenbürtige, die freie Frauen entführen (25, S. 21 und 129; 26, S. 23, 119, 155 und 157). Die Burgunder (35, S. 27) setzten neben Geldbußen für den Brautraub auch die Übereignung des Täters in die Gewalt der Mädchensippe. Während die Bestimmungen der Langobarden (Rothari 186, 187, 190 und 191) ähnlichen Charakter wie bei den übrigen bisher genannten germanischen Völkern tragen, zeichnen sich die Gesetze der Goten durch größte Strenge aus. Man spürt hier wieder deutlich das Bestreben, durch verschärfte Bestimmungen die erbbiologisch-rassische Zucht bei der Gattenwahl zu erhalten inmitten einer entarteten und entartenden Umwelt. Die Bestimmungen seien darum hier teilweise wiedergegeben (36, S. 70 bis 75):

III. Titel: „Von der Entführung von Jungfrauen oder Witwen.

1. Wenn ein freier Mann eine Freie entführt, so darf er sie nicht ehelichen, auch wenn sie ihre Jungfernschaft verloren hat. Hat ein freier Mann eine Jungfrau oder Witwe entführt und kann das Mädchen oder die Witwe, bevor sie ihre Jungfräulichkeit oder Unbescholtenheit verloren hat, dem Entführer wieder abgefordert werden, so verliere der Entführer sein halbes Vermögen, das dann der Entführten zugewiesen werden soll. Ist es aber zu dem vom Entführer beabsichtigten Geschlechtsverkehr gekommen, so soll er durch keine Buße die Ehe mit dem Mädchen oder mit der Witwe erreichen können; sondern er übergebe sein ganzes Vermögen an die Vergewaltigte, erhalte in aller Öffent-

lichkeit 200 Peitschenhiebe, verliere seinen freien Stand und diene lebenslänglich als Knecht den Eltern der Vergewaltigten oder der entführten Jungfrau oder Witwe selbst.

2. Wenn die Eltern das Mädchen der Gewalt des Entführers zu entreißen vermocht haben.

Wenn die Eltern die entführte Frau oder Jungfrau (dem Entführer) wieder entrissen haben, so soll dieser in die Gewalt der Eltern der Frau oder des Mädchens gegeben werden und dieser Frau soll keinesfalls erlaubt sein, sich mit diesem Manne zu verbinden. Wagt sie das, so sollen beide mit dem Tode bestraft werden. Wenn sie aber zum Bischof oder zu den heiligen Altären geflohen sind, so soll man ihnen das Leben schenken, sie aber jedenfalls trennen und als Sklaven den Eltern der Entführten überantworten.

5. Wenn einer die Braut eines anderen entführt, so soll von des Entführers Vermögen die eine Hälfte dem Mädchen, die andere Hälfte ihrem Bräutigam zugesprochen werden. Hat er nun ein ganz geringes oder kein Vermögen, so werde er den obengenannten Personen mit allem, was er besitzt, übergeben zu freier Verfügung; so, daß diese nach Verkauf des Entführers den Kaufpreis zu gleichen Teilen haben sollen. Hat der Entführer sein Verbrechen vollendet, so werde er bestraft.

6. Wenn einer der Entführer getötet wird.

Wenn einer der Entführer getötet wird, so gelte das nicht als Totschlag, weil es zur Verteidigung der Frauenehre geschehen ist.“

Die Strenge der Westgotischen Bestimmungen erinnert am ehesten an die Strenge der Nordgermanischen Bestimmungen, die den Entführer allgemein mit der Acht bedrohen. Es kann kein Zweifel daran bestehen, daß die scharfe Verurteilung der Entführung bei allen Germanen eine auch dem heidnischen Germanentum schon gemeinsame Grundlage voraussetzt. Hier liegt keine kirchliche Einflußnahme vor, sie war auch gar nicht notwendig, denn die heidnische Auffassung vertrat einen durchaus strengen Standpunkt in der Entführungsfrage. Das ist gar nicht anders zu erwarten, wenn man berücksichtigt, in wie starkem, beherrschendem Maße das Wissen um Blut und Erbgut die Gattenwahl und das Eherecht beeinflußte. Dazu würde die Annahme einer ursprünglich im heidnischen Germanentum herrschenden „Raubehe“ in unvereinbarem Widerspruch stehen. Gerade die Tatsache, daß bei der Entführung die Sippe keine Möglichkeit hat, das Mädchen vor einer unerwünschten Blutmischung, vor unebenbürtiger Ehe und damit vor minderwertiger Nachkommenschaft zu bewahren, bedingte ja die Haltung des germanischen Bauern, der den

Entführer, den Gefährder des Sippenerbgesetzes als Neiding ausstieß und mit dem Tode bedrohte. Diese Haltung stimmt voll und ganz zu allem dem, was wir bisher über das germanische Rassenbewußtsein, die germanische Erbkunde und ihre Anwendung auf das Leben der Sippe wie des Einzelnen feststellen konnten.

Überblicken wir noch einmal, was wir über die Gattenwahl des germanischen Jungbauern in Erfahrung bringen konnten, so kann wohl nunmehr mit vollster Berechtigung gesagt werden, daß sie in höchstem Maße der rassischen Hochzucht, der erbbiologischen Auslese diene. Sie war in stärkstem Grade eine sippenpolitische Maßnahme der Erbgesundheits- und Rassenpflege und sie diene diesem Ziele in allererster Linie. Wir konnten feststellen, daß das, was Dalla zu ihrem Vater anläßlich Isleifs Werbung sagt, der tiefste Sinn der germanischen Gattenwahl war: man wollte mit einem möglichst edlen, erblich hochwertigen Ehepartner edle, erbtüchtige Kinder zeugen und so der Zukunft der Sippe dienen.

E h e

Die germanische Gattenwahl und ihre teils ungeschriebenen, teils geschriebenen Gesetze zeigten uns bereits einen für das bäuerliche Germanentum ganz besonders bezeichnenden Zug: die hohe Achtung vor der Frau und ihre starke Selbständigkeit. Obgleich es unzählige Quellenbelege gerade dafür gibt, machte sich in den bisherigen Darstellungen zu dieser Frage zumeist eine ausgesprochen einseitige, von kirchlichen Quellen beeinflusste Geschichtsschreibung breit. Mit wenigen Ausnahmen aus neuerer Zeit, unter denen hier wieder die Namen *Neckel*, *Kummer*, *Grönbech*, *Klose*, *Merschberger* genannt seien, war die bisherige Darstellung von der Bewertung der Frau im Germanentum immer von dem Bestreben getragen, zu zeigen, wie untergeordnet die Stellung der Frau im germanischen Heidentum und wie groß die Verdienste der christlichen Kirche um ihre Befreiung aus der Versklavung durch den Mann gewesen seien.

Kummer (79) hat vor allem immer wieder darauf hingewiesen, daß es völlig abwegig sei, die gedrückte Stellung der Frau in der früh-

christlichen Zeit in germanischen Ländern als letzte Auswirkungen „noch“ nicht überwundenen Heidentums zu betrachten, daß es vielmehr richtig ist, wenn man diese Zustände, die sich so kraß von denjenigen des heidnischen Germanentums abheben, als eine Auswirkung der orientalisches-vorderasiatischen Minderbewertung der Frau in der christlichen Priesterschaft und Kirche jener Zeit ansieht. Wir werden im Schlußabschnitt über die Verfallserscheinungen noch Zeugnisse dafür bringen. Hier sei nur angeführt, daß die germanische Hochachtung vor der Frau ein typischer Charakterzug Nordischer Rasse ist und sich bei allen Indogermanen in ihrer Frühzeit nachweisen läßt.

Über die germanische Frau schreibt *Tacitus* (II 2, S. II ff.):

„Es wird überliefert, daß manche Schlachtreihen, die schon ins Wanken und Weichen gekommen waren, von den F r a u e n wieder zum Stehen gebracht worden seien durch inständiges Bitten und dadurch, daß sie ihre entblößten Brüste zeigten und auf die unmittelbar bevorstehende Gefangenschaft hinwiesen. Diese fürchteten sie mehr und halten sie für unerträglicher, wenn es um ihre Frauen geht, als wenn sie selber in die Gefahr kämen, und dies so sehr, daß Staaten wirksamer verpflichtet werden, wenn unter den Geiseln, die sie stellen müssen, auch Mädchen aus vornehmen Familien sind.

Ja, die Germanen glauben, daß den Frauen etwas Heiliges und Seherisches innewohne, und sie verschmähen ihre Ratschläge nicht und achten wohl auf ihre Bescheide. Wir haben es ja erlebt, daß unter dem verewigten Vespasian *Veleda* lange bei vielen wie ein göttliches Wesen geachtet worden ist. Aber einstens haben sie auch die *Albruna* und einige andere verehrt, nicht aus schmeichlerischer Unterwürfigkeit und auch nicht als ob sie aus ihnen Götinnen machen wollten.“

Wer das germanische Bauernleben aus der Islandsaga in heidnischer Zeit kennt, der kann jeden Satz des *Tacitus* dort bestätigen finden: Die Achtung vor der Frau, die Aufreizung der Männer zum Kampf durch ihre Frauen, der Glaube an die seherische Gabe der Frau. Aber diese von *Tacitus* besonders hervorgehobenen Züge, die offenbar dem Römer jener Zeit schon sehr fremd und seltsam erschienen, sind nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Bilde der Frauenverehrung, das wir im heidnischen Germanien finden. Wir lernten im Abschnitt über die Gattenwahl schon die Tatsache kennen, daß — ganz im Gegensatz zu früheren historischen Darstellungen — das ger-

manische Bauernmädchen vom Vater nicht verschachert wurde, sondern frei darüber entscheiden konnte, ob es den von der Sippe empfohlenen Gatten ehelichen wollte oder nicht. Wir sehen, daß anscheinend sogar eine Steigerung dieser persönlichen Freiheit in der weiblichen Gattenwahl auftritt, je weiter wir ins germanische Heidentum zurückforschen. Wir können aber noch etwas feststellen: Die Frau kehrt zwar, nachdem ihr Mann gestorben ist, wieder unter die Obhut ihrer väterlichen Sippe zurück. Aber sie ist nun, als Witwe, erst recht frei in ihren Entschlüssen und in ihrer Wahl. Kann es bei jungen Mädchen gelegentlich vorkommen, daß sie sich dem Entschluß der Sippe beugen und einen Gatten nehmen müssen, der ihnen nicht gefällt, so ist das bei einer Witwe, die schon den Schritt vom behüteten Mädchen zur selbständigen Hausfrau hinter sich hatte, ausgeschlossen. Das zeigt sich nicht nur in den Schilderungen der Sagas, sondern es ist auch in germanischen Rechtssatzungen ausdrücklich festgelegt. Von dem bei *Tacitus* (112) erwähnten Vorurteil gegen Wiederverehelichung verwitweter Frauen findet sich in den Sagas freilich keine Spur. Witwenehen sind vielmehr weit verbreitet. Obgleich feststeht, daß eine Witwe über ihre Wiederverehelichung selbst zu entscheiden hat, wendet man sich höflicherweise an ihre Sippe, in deren Schutz sie zurückgekehrt ist: „Bolli bat Osvifr um eine Unterredung und hob an mit seiner Werbung und bat ihn um die Hand seiner Tochter Gudrun. Und Osvifr antwortete folgenderweise: „So steht es, wie du weißt, Bolli, daß Gudrun Witwe ist und sich selbständig zu entscheiden das Recht hat, aber empfehlen will ich deinen Antrag.“ So heißt es bei den „Leuten aus dem Lachswassertal“ (6, S. 138). An anderer Stelle (S. 37) derselben Geschichte wird erzählt: „Thorgerd war nicht lange Witwe, bis sich ein Mann fand, der um sie anhielt. Der hieß Herjolf; er war seinem Stande nach ein belehnter Herr (in Norwegen), reich und hochgeschätzt. Herjolf war ein großer und starker Mann; nicht war er ein schöner Mann dem Gesicht nach, aber doch sehr stattlich anzuschauen; vor allem als Kämpfer ausgezeichnet. Und als es zu dieser Bewerbung kam, hatte Thorgerd die Entscheidung zu geben, da sie Witwe war; und mit Zustimmung ihrer Verwandten schlug sie diesen Heiratsantrag nicht ab, sie vermählte sich mit Herjolf und zog auf

seinen Hof mit ihm; zwischen ihnen entstand ein herzliches Einvernehmen.“

Die Witwe konnte nicht nur frei entscheiden, sie war auch berechtigt, die Werbung des Mannes selbst entgegenzunehmen, und oft genug hören wir davon, daß die Werbung ihr vorgetragen wird. Aber nur in den seltensten Fällen wird es vorgekommen sein, daß sie ihre Entscheidung selbstherrlich traf. Hatte sie erwachsene Söhne und Töchter, dann legte sie natürlich Wert auf deren Urteil über die geplante Ehe. Aber auch ihre sonstigen Verwandten setzte sie in Kenntnis und bat um ihre Einwilligung, ehe sie den Entscheid fällte. Als Thorkel Eyjolfssohn um die Witwe Gudrun werben will (a. a. O. S. 205), schickt er Snorri als Freiwerber vor. Der geht direkt zu Gudrun und sagt: „So liegt die Sache, daß ich diese Fahrt Thorkel, dem Sohne Eyjolfs, meinem Freunde, zu Gefallen getan habe; er ist nun hier wie du siehst, und das hat ihn hergeführt, daß er um deine Hand anhalten will. Thorkel ist ein Mann von Ansehen; du weißt ja genau Bescheid um seine Familie und sein Auftreten; es fehlt ihm auch nicht an Vermögen. Er scheint uns vor allen andern zu einem Häuptling hier im Westlande geeignet, wenn er seinen Sinn darauf richten will. Thorkel genießt große Ehre, wenn er hier in Island ist; aber noch viel mehr wird er geschätzt, wenn er in Norwegen sich bei hochstehenden Männern aufhält.“ — Da antwortete Gudrun: „Meine Söhne werden hierbei das meiste zu sagen haben, Thorleik und Bolli; aber du bist dann der dritte Mann, Snorri, an den ich mich vor allem mit solchen Sachen wenden werde; denn du bist seit langem mein guter Ratgeber gewesen.“

Als weiteres Beispiel für das Verhalten einer Witwe bei einer Werbung sei hier eine Episode aus der Njalssaga (4, S. 84/86) angeführt: „Eines Tages anläßlich eines Things trug es sich zu, als Gunnar vom Gesetzesfelsen kam: er ging unter dem Zelte der Moosbergleute durch, da sah er Frauen entgegenkommen, die waren schön angetan; eine ging an der Spitze, die am schönsten angetan war. Als sie dem Gunnar begegnete, grüßte sie ihn sogleich. Er erwiderte ihren Gruß höflich und fragte, wer sie sei. Sie sagte, sie heiße Hallgerd und sei die Tochter von Höskuld, dem Sohne des Tälarkoll. Sie sprach ohne Scheu zu ihm und hieß ihn erzählen von seinen

Fahrten, und er sagte, er wolle ihr das Wort nicht verweigern. Sie setzten sich also nieder und unterhielten sich. Ihr Anzug war der: sie war im roten Kleide und viel Schmuck darauf; sie hatte einen Scharlachmantel übergeworfen, der war mit Borten besetzt bis hinunter; ihr Haar reichte ihr auf die Brust herab und war reich und strahlend. Gunnar war in dem Fürstenkleide, das König Harald Gormssohn ihm geschenkt hatte; er trug auch den Ring Hakonsgabe am Arm. Sie unterhielten sich lange. Endlich fragte er, ob sie noch nicht wieder verheiratet sei. Sie sagte nein, „es ist auch nicht jedermanns Sache, es damit zu wagen.“ „Findest du's nirgends deiner würdig?“ fragte er. „Das nicht“, sagte sie, „aber wählerisch werde ich sein.“ „Wie wirst du's aufnehmen, wenn ich um dich werbe?“ „Das wird dir nicht in den Sinn kommen“, sagte sie. „O doch“, sagte er. „Wenn es dir Ernst sein sollte, dann sprich mit meinem Vater.“ – Als Gunnar dann mit dem Vater und den Brüdern gesprochen hat, heißt es: „Es wurde da nach Hallgerd geschickt, und die Sache wurde nun besprochen, so daß sie selbst dabei war; man ließ sie wie das vorige Mal sich selbst verloben.“

Das in den vorliegenden Beispielen – die noch vermehrt werden könnten, wie *O. Klose* (73) und *W. Krause* (77) zeigen – nachgewiesene weitgehende Selbstbestimmungsrecht der germanischen Witwe ist auch in allen germanischen Rechtssatzungen belegt. Im norwegischen Gulathingsrecht (31, S. 44/45) heißt es:

„Eine Witwe soll sich selbst verloben und dabei den Rat ihrer Verwandten haben, da darf sie die Verlobung nicht aufheben. Aber wenn der Rat der Verwandten nicht dabei ist, da darf sie die Verlobung aufheben und drei Mark für Handschlagsverletzung dem bezahlen, der sich mit ihr verlobt hatte.“

Das besagt: eine Witwe kann, wenn sie will, sich ohne Beratung mit ihren Verwandten verloben und auch wieder entloben. Holt sie, wie es wünschenswert ist, den Rat der Verwandten zur Verlobung ein, dann darf sie die Verlobung auch nicht ohne deren Beratung lösen.

G. Merschberger (85) hat im einzelnen den Nachweis dafür erbracht, daß sich diese für Island und Norwegen nachgewiesene Selbständigkeit der Witwe in allen Germanenrechten wiederfindet. Bei

Langobarden und Sachsen finden sich zwar – ähnlich wie in der isländischen Graugans, die darin dem wirklichen Volksbrauch auf Island widerspricht – gewisse Einschränkungen, doch bleibt auch hier eine weitgehende Selbständigkeit der Witwe gewahrt.

Alles, was wir bisher von der freien Stellung der Witwen im germanischen Bauerntum kennenlernten, steht im Widerspruch zu dem Bericht, den *Prokop* (99, II 14,2 ff.) von den germanischen Herulern gibt. Da behauptet er nämlich:

„Starb ein herulischer Mann, so mußte die Witwe, die auf Zucht und Ehre hielt, sich in kurzer Frist neben dem Grabe des Mannes mit einem Strick erhängen. Tat sie das nicht, so mußte sie gewärtig sein, daß sie geringgeschätzt und von den Gesippen des Mannes nicht mehr gerne gesehen wurde.“ Nun ist allerdings dabei zu bedenken, daß *Prokop* den Herulern wegen ihrer angeblichen „Treulosigkeit“ (dem treulosen Byzanz gegenüber) sehr übel gesonnen ist. Er schreibt darum auch: „Es galten eine Menge von Bräuchen bei ihnen, die von denen der andern Menschen abwichen.“ *Tacitus* (112), der die Leichenbestattung der Germanen genau beschreibt und dabei auch die Trauer der Frau ausdrücklich erwähnt, weiß davon nichts. Übrigens sind auch die Belege für die angebliche Witwenverbrennung bei den Indogermanen recht dürftig (man lese nach, was *Schrader* 108 darüber schreibt). Daß sich Frauen aus Kummer und Lebensmüdigkeit am Grabe ihres geliebten Lebensgefährten selbst den Tod gaben, ist ohne Zweifel auch bei Germanen vorgekommen. So wird in der Jüngerer Edda (20, S. 106) erzählt: „Dann ward Baldrs Leiche auf das Schiff hinausgetragen. Als das seine Frau sah, Nanna Neps Tochter, da zersprang ihr das Herz vor Leid, und sie starb. Sie wurde auf den Scheiterhaufen gelegt und dieser angezündet.“ Und in der Geschichte von Sigurds Tod (S. 190) wird von Brynhild, der Geliebten Sigurds, erzählt: „Brynhild durchstach sich darauf mit dem Schwerte und wurde mit Sigurd zusammen verbrannt.“ Aber diese Belege und die Erzählungen von demselben Verhalten einer Signy Volsungstochter, einer Signe Sigarstochter oder einer Svanhvit Haddingstochter stellen nichts anderes dar als jene Sagaberichte auch, in denen geschildert wird, daß Frauen beim Mordbrand freiwillig mit ihren Männern starben oder daß Gefolgsmänner nach dem

Tode ihres Führers freiwillig den Kampftod suchen, weil sie ohne ihn das Leben nicht mehr lebenswert finden. Die von *Saxo* (106) anlässlich des Freitodes der Gunnhild an der Leiche ihres Mannes Asmund geäußerte Behauptung, bei den Schweden bestimme das Gesetz, daß beim Hinscheiden eines Königs die Gemahlin mit ihm zusammen im Hügel begraben werden solle, steht so sehr im Gegensatz zu den tatsächlich beobachtbaren Zuständen, daß man wohl ein großes Fragezeichen hinter diesen christlichen Bericht wird machen müssen, auch wenn er den Witwentod ausdrücklich auf Königinnen beschränkt. Im heidnischen Germanien läßt sich weder eine Witwenverbrennung noch ein Verbot der Wiederverheiratung, wohl aber eine freie Entscheidung der Witwe über ihr künftiges Geschick nachweisen!

Die Auffassung, es habe im alten Germanien keine Freiheit der Frau gegeben, diese sei vielmehr stets verpflichtet gewesen, sich der Sippenvormundschaft zu unterwerfen, stützt sich hauptsächlich auf die Langobardengesetze, deren besondere Strenge der Frau gegenüber bekannt ist. Es ist vor allem die Stelle in Rothari 204: „Keiner freien Frau... soll es gestattet sein, nach eigener Willkür, d. h. selbstmündig zu leben, vielmehr muß sie stets unter männlichem, gegebenenfalls unter königlichem Schutz bleiben“, die man für germanische Verhältnisse als bezeichnend erklärte, da man glaubte, die Langobardengesetze stellten eine besonders klare Wiedergabe altgermanischer Rechtsauffassung dar. *G. Merschberger* (85) hat nachgewiesen, daß davon keine Rede sein kann, daß vielmehr die Langobardengesetze den Stempel eines inmitten feindlicher Umwelt lebenden, entwurzelten Volkstums tragen, eines Volkstums, das alles tun mußte, um seine Rasse und sein Erbgut vor dem Verderb zu schützen. Gewiß stand die Frau überall in germanischen Ländern im Schutze der Sippe, aber ihr Eigenrecht als Persönlichkeit wurde ihr – freilich im Rahmen der für alle geltenden Sippengesetze – durchaus gewährt.

In dem Abschnitt über das „Hand- und Halsrecht des Mannes“ (85, S. 84 ff.) führt *G. Merschberger* an der Hand der germanischen Rechtsquellen aus, daß von einer despotischen Gewalt eines pater familias der Frau gegenüber im germanischen Freibauerntum nicht die Rede sein kann. Zwar finden sich immer hier und da Schutz-

bestimmungen, die gelegentlich den Charakter einer stärkeren Bevormundung der Frau annehmen können, doch wird der Sinn all dieser Anordnungen erst dann klar, wenn man die Quellen studiert, die das Alltagsleben des germanischen Bauerntums in heidnischer Zeit darstellen. Wenn *W. Krause* (77) schreibt, es finde sich in der gesamten gleichaltrigen indogermanischen Literatur kein Beispiel für gleiche Selbständigkeit und gleiche Persönlichkeitsrechte der Frau wie auf Island, dann ist das gewiß nicht übertrieben. Wir können jedoch hinzufügen, daß die Stellung der Frau auf Island ein getreues Spiegelbild der Stellung der Frau im germanischen Freibauerntum überhaupt ist.

In der Hauptsache wirkt sich naturgemäß die geachtete Stellung der Frau innerhalb der Sippe aus. Es konnte schon bei der Gattenwahl darauf hingewiesen werden, daß die Mutter ein gewichtiges Wort bei der Entscheidung einer Werbung mitzureden hatte. In der Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal (6, S. 94) wird berichtet, wie Geirmund um Thurid, die Tochter Olafs und Thorgerds, wirbt. Von Olaf bekam er eine Absage. Darauf wendet er sich an die Mutter. Dann brachte sie diese Sache vor Olaf zur Sprache; sie sagte ihm auch, es sei ihre Meinung, daß ihre Tochter nicht besser verheiratet werden könne: — „denn er ist einer, der sich vor nichts fürchtet, reich und stolzen Sinnes.“ Da antwortete Olaf: „Ich will in diesem ebensowenig wie in anderem gegen deinen Willen sein, doch hätte ich Thurid lieber mit einem andern Mann verheiratet.“ Dies ist nicht der einzige Fall in den Sagas, in dem die Mutter die Entscheidung über eine Gattenwahl bestimmt oder beeinflußt. Wird eine Ehe gegen ihre Überzeugung geschlossen, dann gibt sie dies in unmißverständlicher Weise zu verstehen: „Seine Mutter dünkte seine Heirat zu gering. Deshalb war sie den ersten Winter nicht daheim“ heißt es in der „Geschichte von Erich dem Roten“ (13, S. 48). — „Als sie aber merkte, daß Gudrid ein Kernweib war, kam sie zurück, und alle lebten nun einträchtig miteinander.“ Die Mutter hat aber nicht nur hierbei mitzureden. In der „Geschichte von den Männern an der Waffenförde“ (12, S. 44/45) geraten Bjarni und Thorkel aneinander. Bjarni möchte den unerfreulichen Streit beenden und macht dem verwundeten Thorkel, mit dessen Hof es

wegen der ausgefallenen Arbeitskraft des Bauern schlecht steht, den Vorschlag, er möge vorerst mit den Seinen zu ihm auf seinen Hof ziehen. „Jorun (Thorkels Frau) blieb mitten im Zimmer stehen und horchte auf seine Worte. Aber Thorkel antwortete nichts. Da ergriff Jorun das Wort: „Warum schweigst du zu einem so wackern Anerbieten?“ Thorkel antwortete: „Ich will zu dieser Sache nicht so schnell mich äußern. Den meisten wird die Einladung unerwartet kommen.“ Jorun sagte: „Ich bin dafür, daß wir morgen nach Hof ziehen zu Bjarni. Ein solches Anerbieten von einem Manne, wie er ist, scheint mir höchst ehrenvoll.“ „Du sollst entscheiden“, sagte Thorkel, „denn ich habe oft die Erfahrung gemacht, daß du klug bist und das Beste willst.“ — Daß Sippenstreitigkeiten durch das kluge Eingreifen und Vermitteln von Frauen beendet werden, weil man den Rat einer klugen Frau im germanischen Bauerntum hochachtete, ist keine Seltenheit. Sie wachte aber auch über der Ehre ihres Hauses, so wie etwa Gudrun Önundstochter, die Frau Thorgrims, in der „Geschichte von Gudmund dem Trefflichen“ (24, S. 87). Ihr Mann kommt eines Tages mit seinen Spießgesellen von einem Zuge gegen die Feinde zurück, sie haben aber keinen heldenhaften Totschlag verübt, sondern den Hof des abwesenden Gegners geplündert, d. h. gestohlen. „Als sie aber nach Mödruvellir zurückkamen, stand Gudrun Önundstochter in der Tür und erklärte, sie wolle Diebesgut nicht im Hause haben. Sie brachten es darauf nach Laugaland.“ Auch hier beugt sich also der Mann ohne weiteres dem Spruch der Frau, da dieser gerecht und ehrenhaft ist. Der Mann achtet durchaus ihren Wunsch, das Haus vor Schmach zu bewahren und die Sippenhre heilig zu halten.

Aber das Wirken der Frau war keineswegs nur auf die Beeinflussung der eigenen Sippe durch Rat beschränkt, ihr standen auch politische Rechte zu, wenn diese auch beschränkt waren. Im allgemeinen werden Streitigkeiten und Klagen vor dem Thing unter Männern abgemacht. Aber es heißt in der isländischen Graugans bei den Totschlagsklagen ausdrücklich (34, S. 155):

„Eine Witwe kann selbst, und ein Mädchen, zwanzigjährig oder älter, entscheiden über ihre Klagen, wenn ein Überfall gegen sie vorliegt oder eine leichtere Wunde ihnen beigebracht ist, ob sie nun die Klagen übertragen wollen

oder sich drin vergleichen; nehmen sollen sie nicht weniger als die gültige Rechtsbuße.“

Und bei der Festsetzung der Strafe für einen geraubten Kuß heißt es (S. 276):

„Küßt einer ein Weib ohne Wissen anderer Leute und mit ihrem Willen, darauf steht ihm Dreimarkbuße, aber Kläger ist derselbe wie um Beischlaf. Erzürnt sie sich aber darüber, dann wird sie selbst Klägerin, und dann steht Lebensringzaun drauf.“

Daß wir es auf Island nicht mit einem Ausnahmезustand zu tun haben, zeigt das Auftauchen ähnlicher Bestimmungen im Recht der Westgoten. Bei der Vertretung im Rechtsgang wird dort ausgeführt (36, S. 46/49):

„6. Eine Frau darf keine Streitvollmacht übernehmen, wohl aber ihre eigene Sache führen.

Eine Frau soll keine Sache als Vertreterin übernehmen, es soll ihr aber nicht verwehrt sein, ihre eigene Sache vor Gericht vorzubringen. Der Mann soll nicht ohne Vollmacht die Sache seiner Frau führen oder jedenfalls vor Gericht urkundliche Gewährschaft dafür übernehmen, daß die Frau ihren Prozeß nicht selbst aufgreift; wenn sie es doch tut, so trage der Mann, der ohne Vollmacht seiner Frau einen Prozeß zu führen unternahm, die urkundlich festgelegte Vertragsstrafe.“

Es kann danach wohl kein Zweifel daran bestehen, daß ursprünglich die germanische Frau allenthalben derartige selbständige Klagerechte besessen hat. Daß es sich in Island hierbei um ein altes Recht handelte, ergibt sich aus der „Geschichte vom Goden Snorri“ (7, S. 95), die schon aus relativ später Zeit stammt. Es heißt da: „Nach Arnkels Erschlagung waren nur Frauen für die gerichtliche Erbschaft und Ahndung da. Für den Totschlag wurde daher (weil es den Frauen an Machtmitteln fehlte, den Rechtsanspruch durchzusetzen) keine solche Sühne durchgesetzt, wie man bei einem so angesehenen Manne wie Arnkel hätte annehmen sollen. Immerhin wurde auf dem Thing die Klage wegen seiner Erschlagung eingeleitet. Doch die einzige Ächtung, die zustande kam, war die dreijährige Landesverweisung Thorleif Kimbis. Denn ihm legte man Arnkels tödliche Verwundung zur Last. — Da aber die Totschlagsklage keinen so ehrenvollen Ausgang nahm, wie man es

bei einem so mächtigen Häuptling wie Arnkel für angebracht hielt, bestimmte die gesetzgebende Versammlung, daß fortan (seit 993 n. d. Ztw.) nie mehr eine Frau oder ein junger Mann unter sechzehn Jahren sollte Ankläger in einer Totschlagssache sein dürfen. Dies Gesetz blieb seitdem immer in Geltung.“

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, die Rechtsstellung der germanischen Frau darzulegen, zumal diese Aufgabe durch *G. Merschberger* (85) schon in vorbildlicher Gründlichkeit geschehen ist.

Hier soll lediglich nochmals auf die sehr selbständige Stellung der germanischen Bäuerin und auf die Hochachtung hingewiesen werden, die ihr im heidnischen Germanentum in Sippe und Staat entgegengebracht wurde. Die rechtliche Stellung der Frau ist dafür natürlich sehr bezeichnend, doch interessiert uns hier ja nur die rassenhygienische Auswirkung der Sache. Es sei darum hier nur kurz erwähnt, daß die Frau vor Gericht wie der Mann nicht nur ein Klagerecht, sondern auch ein Zeugnisrecht hatte (32, S. 239), daß ihr Recht festgelegt war, über bestimmte Teile des gemeinsamen und ihres eigenen Vermögens frei zu verfügen (31, S. 48; 34, S. 275; 36, S. 25–27; 32, S. 186), daß sie ein Verfügungsrecht über das von ihr in die Ehe mitgebrachte Land besitzt (32, S. 29), daß ihr Erbrecht durchaus dem der Männer entspricht (36, S. 91) und vieles andere mehr. Freilich, je stärker wir uns dem christlichen Mittelalter nähern, desto mehr verschwinden diese Dinge aus den germanischen Gesetzen. Aber je weiter wir ins Heidentum zurückblicken, desto reichlicher finden wir Beweise für die weitgehende menschliche Gleichstellung der germanischen Frau mit dem germanischen Manne, wie das ja auch der seelischen Veranlagung der Nordrasse entspricht. Daß es sich bei königlichen Frauen wie Brynhild (= Gudrun), Olof u. a., die als selbständige Herrscherinnen ihr Reich regieren, keinesfalls nur um Sagengestalten handelt, dafür bietet die germanische Literatur ebenfalls Belege. Es sei hier nur an die Rolle erinnert, die die britische Königstochter als Heerführerin übernimmt, als es gilt, Rache an dem ungetreuen fränkischen Bräutigam zu nehmen (s. S. 176). Auch die Sagas sind reich an derartigen Frauengestalten. Man denke an Unn, die Grundgescheite, die an der Spitze der ganzen Sippe von Schottland über die Orkneys und Färöer nach

Island fährt, überall wie eine Königin schaltend und waltend, aber auch ebenso geehrt und geachtet (6, S. 27–37). Oder da wird in der „Erzählung von den Grönländern“ (13, S. 66) berichtet, „daß Freydis Erichstochter von daheim aus Hofen sich aufmachte zu den Brüdern Helgi und Finnbogi. Sie bot diesen an, sie wolle auf eigenem Schiffe mit ihnen nach Weinland (Nordamerika) fahren. Alle Ausbeute, die sie dort machen würden, möchten sie dann halb und halb mit ihr teilen. Damit waren jene einverstanden“, und Freydis führt dann tatsächlich ein eigenes Schiff auf die gefährvolle Reise nach Nordamerika. Als es dort zum Kampfe mit den „Skrälängern“ (Indianern oder Eskimos) kommt und Thorfinn und seine Leute vor der Übermacht der Eingeborenen zurückweichen, da kommt Freydis hinzu und ruft: „Was rennt ihr davon, ihr, so tüchtige Männer, vor solchen Schandkerlen? Es wäre doch das Natürliche, dünkt mich, daß ihr sie wie Vieh hinschlachtet. Trüg ich nur Waffen! Mich deucht, ich schlänge mich dann besser als jedweder von euch (S. 44).“ Sie eilt nun, so rasch es ihre Schwangerschaft gestattet, den Flüchtenden nach und erblickt das Schwert eines Gefallenen. „Sie hob es auf und rüstete sich damit zur Gegenwehr. Da holten die Skrälinger sie ein. Sie riß die Brüste aus dem Hemd und schlug dawider mit dem flachen Schwerte. Darob erschrakten die Skrälinger, liefen davon bis auf ihre Kähne und fuhren ihres Weges.“ Wer wird bei dieser Schilderung der Saga nicht erinnert an die bereits angeführten Worte des *Tacitus* oder an den berühmten Bericht des *Plutarch* (98, S. 19 und 27), über die Frauen der Kimbern und Teutonen in den Schlachten bei *Aquae Sextiae* und bei *Vercellae*?

Es war damals nichts Seltenes, berichtet *Saxo* in der *Siklingengeschichte* (106), daß Frauen nicht nach Liebe verlangten oder häuslicher Tätigkeit, sondern nach Kampf und kühner Heerfahrt; sie legten Männergewandung an, übten das blutige Waffenhandwerk und zogen allein oder zu mehreren auf Wikingerfahrt: man nannte sie Schildmädchen. – So wurde aus der schamhaften Jungfrau (Alfhild) ein wilder Wiking. Mit einem Gefolge von Jungfrauen, die denselben Entschluß ergriffen, kam sie zu einer Schar von Seekriegern, die gerade ihren Führer im Kampfe verloren hatten. Von diesen wurde sie, ihrer schönen Gestalt wegen, zur Anführerin auf

dem Seezuge gewählt und vollbrachte nun viele Heldentaten. In der „Geschichte von den Schwurbrüdern“ (13, S. 174) wird davon erzählt, wie Vermunds, des großen isländischen Häuptlings Frau Thorbjörg, genannt „die Dicke“, Grettir aus den Händen der Bauern befreit, die ihn schon gefangen haben. Von Thorbjörg heißt es: „Sie war ein kluges und energisches Weib. Immer, wenn Vermund nicht daheim war, schaltete sie über den Bezirk und die Leute, und allen schienen ihre Angelegenheiten bei ihr in den besten Händen.“ In der Grettir-Saga (5, S. 143/44) wird dieselbe Geschichte berichtet und angefügt, daß Vermund das kluge und energische Verhalten seiner Frau sehr lobt. Man fand also eine derartige Selbständigkeit einer Frau durchaus nicht ungebührlich und achtete sie sehr hoch. *Ruth Köhler-Irrgang* (74) weist auch darauf hin, daß im germanischen Freibauerntum Islands Söhne und Töchter sich nach ihren Vätern nennen (Höskuldssohn, Egilstochter). Diese Sitte wird aber dann durchbrochen, wenn ihre Mutter eine besonders hervorragende Persönlichkeit ist: es liegt viel Achtung und Anerkennung vor der Frau in den Bezeichnungen wie „Gunhildssöhne“ oder „Droplaugssöhne“ und anderen.

Am deutlichsten prägt sich die besondere Hochachtung vor der Frau wohl in den Schutzbestimmungen aus, die der germanische Bauer für sie schuf. Wir können hier an das erinnern, was über den Schutz des jungen Mädchens gegen unsittliche Angriffe des Mannes in dem Abschnitt über die Erziehung (s. S. 170ff.) gesagt worden ist. Wir sahen dort bereits, wie empfindlich die Ehre einer Frau war und wie grimmig die germanische Sippe darüber wachte, daß jede, auch die leiseste Verletzung dieser behüteten Ehre vermieden wurde. Heimliche Besuche, heimliche Gespräche, Küsse, Liebeslieder, unsittliche Berührungen – alles forderte die Rache der Sippe heraus und konnte zum Tode des männlichen Täters führen. Besonders war die Frau gegen jede Gewalttat geschützt. Schlagen, Verletzen oder Töten einer Frau galt allgemein als eine Neidingstat, so sagt beispielsweise das ältere Westgötalag (32, S. 22):

„Tötet ein Mann eine Frau, das ist . . . Neidingswerk. Sie hat immer Frieden, zur Versammlung und zur Messe. Niemals sind so schwer die Streitsachen unter den Männern, daß sie den Frieden der Frau aufheben könnten.“

Erst in der christlichen Sturlungenzeit finden wir, daß die Tötung von Frauen zur Gewohnheit wird. In heidnischer Zeit wird immer wieder die Frau mit der Begründung in Schutz genommen, ihr seien von Natur die ausreichenden Kräfte zu eigenem Schutze versagt, außerdem schulde man ihr, als der Gebärerin des Mannes und der Nachkommen, besondere Ehre und besonderen Schutz. Ja selbst, wenn die Frau angreift und einem Manne den ärgsten Schimpf antut, wagt dieser es nicht, sich an ihr zu vergreifen – ihr Mann und ihre Sippe haben dafür zu büßen. Bezeichnend dafür ist die Geschichte von Aud, der Frau des geächteten Gisli (8, S. 120/121). Sie verbirgt ihren geächteten Mann vor seinen Verfolgern. Sein Hauptgegner Eyjolf kommt zu Aud und bietet ihr eine sehr hohe Geldsumme an, damit sie den Aufenthaltsort ihres Mannes verrät. Darauf nimmt sie den Beutel mit dem Geld und schlägt ihn Eyjolf auf die Nase, so daß er von Blut ganz überströmt ist. Dazu sagt sie: „Nimm das für deine Leichtgläubigkeit! Und alles Unheil dazu! Hast du geglaubt, ich würde dir Schurken meinen Mann verkaufen? Nimm nun das und Schimpf und Schande dazu! Dein Leben lang sollst du daran denken, du Lump, daß eine Frau dich geschlagen hat – und hast nicht einmal erreicht, was du wolltest!“ Als Eyjolf darauf auf sie losspringt, um sie zu erschlagen und seine schwer verwundete Ehre zu rächen, da halten ihn seine Fahrtgenossen zurück und meinen, ihre Fahrt sei so schon übel genug verlaufen, er solle nicht noch eine Neidings-tat begehen. *W. Krause* (77) erwähnt, daß Odd Katlassohn (in der Geschichte vom Goden Snorri) erhängt wird, weil er im Handgemeine einer anwesenden Frau die Hand abgehauen hat. Und immer wieder hören wir in den Sagas, daß bei Überfällen und Mordbränden die Frauen aufgefordert werden, sich zu entfernen, da ihnen nichts geschehen soll (Hallfredsaga, Saga von den Leuten aus dem Lachswassertal u. a.).

Während Vertreter der christlichen Kirche des germanischen Mittelalters das Schlagen der Ehefrau für ein wohlthätiges Erziehungsmittel erklärten, gilt dies im heidnischen Altertum Germaniens als eine unerträgliche Schmach für die Frau. Zwar wird gelegentlich davon berichtet, daß ein Mann in berechtigtem Unmut seiner Frau einen Backenstreich versetzt – eine Zusammenstellung gibt *Krause*

(77) – doch sind diese Fälle selten genug. Vor allem aber sind Beispiele dafür vorhanden, daß Frauen für eine solche Schmach Rache nehmen an ihrem Mann oder sich von ihm trennen. Ein Beispiel besonderer Art ist Hallgerd Höskuldstochter (Saga vom weisen Njal, 4). Diese unbeherrschte und hochmütige Frau bringt durch ihre Streitsucht drei Ehegatten ums Leben. Erst heiratet sie Thorvald Osvifrsson, die Heirat kommt gegen ihren Willen zustande; die Ehe ist von vornherein unglücklich, da der knauserige Thorvald in keiner Weise zu der sehr großzügigen Hallgerd paßt. Als es eines Tages zum Ehestreit wegen Hallgerds leichtsinniger Wirtschaft kommt, schlägt ihr Thorvald ins Gesicht, daß die Nase blutet. Sofort begiebt sie sich zu ihrem Ziehvater Thjostolf, und noch am gleichen Tage erschlägt dieser den Thorvald (S. 48/49). Hallgerds zweiter Ehegatte heißt Glum, der Sohn Oleifs des Shetländers. Diese Ehe ist glücklicher, Hallgerd liebt ihren Mann. Aber durch ihren Ziehvater Thjostolf kommt es auch mit Glum zu einem heftigen Streit, worauf auch dieser nach ihr schlägt. „Sie hatte ihn sehr gern und konnte es nicht verhalten und weinte laut auf“, heißt es in der Saga (S. 58/59). Obgleich sie Thjostolf aus Liebe zu Glum bittet, die Rache zu unterlassen, geht dieser sofort hinter Glum her und erschlägt ihn. Schließlich heiratet Hallgerd ein drittes Mal, den Gunnar Hamundssohn – seine Werbung wurde oben bereits in anderem Zusammenhang geschildert. Aber auch diese Ehe wird durch Hallgerds unverträglichen Charakter nicht glücklich. Sie beschwört einen Streit mit der Sippe Njals herauf, der zu einer Reihe schwerer Totschläge führt. Obgleich Gunnar äußerst erbost über sein ränkevolles Weib ist, wird doch nie davon gesprochen, daß er sie je geschlagen hätte. Erst als sie einen Diebstahl ausführen läßt und dadurch Gunnars Ehe in schwerste Gefahr bringt, reißt ihn der Zorn hin, und mit den Worten: „Das wäre schlimm, wenn ich Diebeshehler bin!“ versetzt er ihr eine Ohrfeige (S. 118). Diese Ohrfeige aber vergißt ihm Hallgerd nicht. Lange Zeit später wird Gunnar von Feinden zu Hause überfallen. Die Bogensehne ist gerissen, und er sagt zu seiner Frau (S. 169): „Gib mir zwei Locken von deinem Haar und flechtet sie zusammen, du und Mutter, zu einer Bogensehne für mich!“ „Liegt dir etwas dran?“ fragte sie. „Mein Leben liegt dran“, sagte er; „denn sie werden mich

nicht unterkriegen, solange ich den Bogen brauchen kann.“ „So will ich dir nun“, sagte sie, „an die Mauschelle denken; und mich kümmert's nicht, ob du dich länger wehrst oder kürzer.“ Dabei bleibt sie dann, und Gunnar verliert sein Leben. Hier finden wir in einer Geschichte gleich drei Beispiele für die Rache einer Frau wegen eines erhaltenen leichten Schläges. Der Fall der Hallgerd ist aber nicht vereinzelt. In der „Erzählung von den Grönländern“ (13, S. 67/68) genügt die bloße Behauptung der Freydis, sie sei geschlagen worden, um Thorvard und seine Leute zu blutigster Rache aufzupeitschen, ohne daß sie den Tatbestand erst nachprüfen. Daß ein Schlag des Ehegatten die Frau berechtigt, die Ehe aufzulösen, ist mehrfach belegt. So wird in der Geschichte von den Leuten aus dem Lachwassertal (6, S. 106/07) erzählt, daß Thorvald Halldorssohn seine Gattin Gudrun wegen verschwenderischer Ausgaben schlägt. Von der ihr angetanen Schmach erzählt sie sofort ihrem Freunde Thord, der mit ihr daraufhin einen Plan zur Ehescheidung entwirft. Sie kehrt dann in ihre Sippe zurück. Ähnlich liegt der Fall bei Thordis, der Frau Börks des Starken in der „Geschichte vom Goden Snorri“ (7). Als diese eines Tages einen Gast Börks verwundet, weil sie ihm wegen einer Sippenuntat feind ist, schlägt ihr Mann Börk ihr ins Gesicht. Als ihr Mann kurz darauf wieder kleinliche Züge gegenüber eigenen Gesippen offenbart, entschließt sich Thordis zur Scheidung. „Als Börk aber zum Aufbruch von Heiligenberg fertig war, trat Thordis herzu und nannte Zeugen dafür, daß sie sich von ihrem Mann Börk als geschieden betrachte. Sie gab als Grund an, daß er sie geschlagen habe: sie wolle nicht länger unter seiner Zuchtrute leben.“

W. Krause (77) weist darauf hin, daß mit Ausnahme eines einzigen Falles (in der Bjarnarsaga, wo von der ihrer Natur nach ziemlich passiv veranlagten Oddny die Rede ist) alle Frauen, von denen die Islandsagas Züchtigungen durch ihre Männer berichten, mehr oder minder blutige Rache nehmen oder sich vom Manne scheiden. Das klingt also ganz und gar nicht nach einem Züchtigungsrecht, nach einem Recht, das dem Manne gestatten würde, mit seiner Frau nach Belieben zu verfahren. Tatsächlich findet sich auch im ältesten norwegischen Recht (31, S. 47) eine Satzung, die belegt, daß das

Schlagen der Ehefrau verboten war und dieser das Recht gab, sich vom Manne zu scheiden:

„Seine Frau soll kein Mann mit Schlägen behandeln weder beim Bier, noch beim Essen. Und wenn er sie schlägt vor den Leuten, da soll er es ihr büßen nach solchem Rechte, wie er für sich selbst zu beanspruchen hat, und ebenso beim zweiten und ebenso beim dritten Mal. Dann hat sie Freiheit, von ihm zu gehen mit ihrer Hochzeitsgabe und der Gegenleistung für ihr Mitgebrachtes.“

Hier wird also bestimmt, daß der Mann, der seiner Frau einen Schlag versetzt, dafür an diese so viel Geld zu büßen hat, als er bekommen würde, wenn er selbst geschlagen worden wäre (die Höhe der Bußsumme richtet sich nach dem Stande, siehe 31, S. 125). Dreimal kann er einen Schlag durch Geld büßen, dann kann die Frau, wenn sie will, die Ehe auflösen und mit all ihrem persönlichen Eigentum zu ihrer Sippe heimkehren. Die Beispiele aus den Sagas zeigen freilich, daß die Praxis noch wesentlich anders aussah. Keine Frau wartete den zweiten Schlag ab, schon der erste Schlag ihres Ehemannes zerstörte die Ehe und endete meist mit seinem Tode. Die Sippe stand hinter der Frau auch dann noch, wenn sie längst verheiratet und unter die Munt, die Obhut des Mannes getreten war. Sie blieb auch dort ein Glied der Sippe, über dessen Wohlergehen man wachte. Wehe dem Manne, der sich an ihr vergriff. Ihn traf der Zorn der Sippe ebenso wie denjenigen, der ein unverheiratetes Mädchen anzutasten wagte.

Wenn schon der Mann die eigene Frau nicht antasten durfte, ohne die Rache ihrer Sippe befürchten zu müssen und gesetzlich gestraft zu werden, dann galt dies natürlich erst recht für das Verhalten fremden Frauen gegenüber. Es wurde oben schon angeführt, daß die Antastung einer Frau im Verlaufe eines Streites zweier verfehdeter Sippen als Neidingstat, d. h. also als das Kennzeichen entarteten Charakters galt. Ein Neiding wurde bußlos erschlagen oder geächtet, d. h. zur bußlosen Erschlagung freigegeben. Das Isländische Besiedlungsbuch (23, S. 100–102) führt den Fall der Hallgerd an, die mit Hallbjörn sehr unglücklich verheiratet und obendrein mit ihrer Sippe zerfallen ist. Sie wohnt mit ihrem Manne erst bei ihrem Vater Tungu-Odd auf dem Hofe. Als endlich Hallbjörn auf den eigenen Hof abreisen will, weigert sich Hallgerd, ihm zu folgen. Im Grimme

erschlägt er sie. Aber sogleich nimmt ihr Oheim Snaebjörn die Verfolgung auf, und wenige Stunden nach dieser Neidingstat büßt Hallbjörn seine Unbeherrschtheit mit dem Leben. Im übrigen sind Frauentotschläge im alten Island beinahe unbekannt, erst in der Verfallszeit, als die Achtung vor der Frau zu sinken beginnt, mehren sich derartige Vorgänge. Im Norwegischen Gulathingsrecht (31, S. 109) wird bestimmt, daß der Totschlag einer Frau genau so mit Friedlosigkeit geahndet wird wie der an einem Manne, auch die Buße ist die gleiche (31, S. 121). Das schwedische Uplandslag dagegen (32, S. 136) bestimmt: „Tötet ein Mann eine Frau, liege sie in zweifacher Buße.“ Da sich diese doppelte Buße für eine erschlagene Frau auch sonst im altgermanischen Recht vielfach findet, z. B. bei Alemannen (27, S. 35, 51 u. 67), Bayern (27, S. 109, 157), Sachsen (28, S. 21), bei Thüringen sogar dreifach (28, S. 45), so darf wohl angenommen werden, daß es sich hier wieder um eine gemeingermanische Rechtsanschauung handelt. Die Erschlagung einer wehrlosen Frau galt als derartige Neidingstat, daß sie höher gebüßt werden mußte als die eines Mannes. Die ganze Verehrung und Achtung des germanischen Bauern vor der Nordischen Frau spricht aus diesen Bestimmungen. Aber wer annimmt, daß es sich hier nur um eine Schutzbestimmung für den Schutzlosen, ohne besondere biologische Bewertungshintergründe handelt, der ist im Irrtum. Wir brauchen zur Widerlegung dieses Irrtums nur auf die im Abschnitt über die Erziehung angeführten Tatsachen zu verweisen, aus denen sich für Mann und Frau die Bewertung nach ihrer biologischen Leistungsfähigkeit, nach ihrer Gebärfähigkeit und Fruchtbarkeit ergibt. Es sei hier nochmals daran erinnert, daß Salfranken (25, S. 33 u. 121) und Thüringer (28, S. 45) beim Totschlag einer Frau scharf unterscheiden, ob die Getötete noch gebärfähig war oder nicht mehr, ob sie schon geboren hatte oder noch nicht. Daraus ergibt sich deutlich genug der biologische Hintergrund all dieser Bestimmungen.

Sehr deutlich zeigt sich diese Einstellung auch bei den zahlreichen Schutzbestimmungen für die werdende Mutter. Wir haben bereits gesehen, daß Abtreibungen verboten waren. Aber es war auch dafür Sorge getragen, daß alles von einer schwangeren Frau ferngehalten wurde, was ihr schädlich werden konnte. Totschlag an einer schwangeren

Frau galt als ein ganz besonders fluchwürdiges Verbrechen, konnte sogar wie ein Doppelmord geahndet werden, weil das im Mutterleibe getötete Kind mitgerechnet wurde. Die Schweden (32, S. 136) setzten, wie oben angeführt, für die Erschlagung einer Frau das Doppelte eines Mannes an, aber für den Fall, daß die Frau schwanger war, eine Sonderbuße von 18 Mark. Weit härter noch ahndeten die Franken solchen Frevel. Die Salfranken verlangen als „Schwangerenmanngeld“ 28 000 Pfennige = 700 Schillinge (25, S. 33), während die Buße für einen erschlagenen Mann nur 8000 Pfennige = 200 Schillinge betrug. Für die schwangere Frau wird also das Dreieinhalbfache an Buße gefordert. In den Salfränkischen Gesetzesnachträgen werden diese Sätze z. T. sogar noch erhöht (25, S. 137/39). Der Wortlaut des Gesetzes findet sich auf S. 140.

Je nach der Schwere des Falles wurden ganz außerordentlich hohe Strafen verhängt; daß die Verursachung einer Mädchenfehlgeburt wesentlich höher gestraft wurde als die einer Knabenfehlgeburt, war schon angeführt worden. Die Abstufung der Buße nach Rasse und Stand entspricht den Anschauungen über Rasse und Abstammung, die wir schon kennenlernten.

Die Mosel-Franken (26, S. 159) setzen ganz ähnliche Strafen fest. Die Bayern bestimmen (27, S. 123):

„Wenn jemand bei einem Weibe durch irgendeinen Stoß eine Fehlgeburt verursacht, werde er für einen Totschläger erachtet, wenn das Weib stirbt. Wenn aber nur die Frucht getötet wird, büße er 40 Schillinge, wenn die Frucht noch nicht lebensfähig war; wenn sie aber schon lebensfähig war, zahle er das Manngeld. Wenn er eine Fehlgeburt verursacht, werde er gezwungen, zuerst mit 12 Schillingen zu zahlen. Darauf sollen er selbst und seine Nachkommen die einzelnen Jahre hindurch, das heißt im Herbst, je einen Schilling zahlen bis in das siebente Glied hinein, vom Vater bis zu den Söhnen; und wenn sie in einem Jahre in Säumnis geraten, dann sollen sie wiederum gezwungen werden, 12 Schillinge zu zahlen und darauf in der vorgenannten Ordnung, bis die ordnungsgemäße Anzahl erfüllt ist.“

Also auch hier eine reichlich harte Straffestsetzung, die weit über das übliche Manngeld hinausgeht und dem besonderen Schutze der Mutter dienen soll. Die Alemannen kennen ähnliche Bestimmungen (25, S. 161; 27, S. 57 u. 67), ebenso die Westgoten, bei denen die

Tötung einer schwangeren Frau als „Mord“ bestraft wird und damit zum Tode des Töters führt (36, S. 157/59).

Aber auch sonst gibt es zahllose Bestimmungen zum besonderen Schutze der werdenden Mutter. Frauen konnten für eine begangene Untat ebenso in die Acht getan werden wie Männer. Die geächtete Frau durfte, da sie als auszumerzender Neiding galt, bußlos erschlagen werden. Das galt aber nicht, wenn die Frau mit einem Kinde ging. So bestimmt die altisländische Graugans (34, S. 288 u. 156):

„Wird eine Schwangere geächtet, dann bleibt ihre Bergung straflos, und unbüßbar wird sie erst, wenn sie vom Kindsbett aufgestanden ist“ und „Ein Weib darf keiner erschlagen, das ein lebendes Kind im Leibe hat, auch wenn sie sich Bußlosigkeit zugezogen hat oder geächtet ist: dann fällt sie nicht bußlos. Geht die Frau mit einem lebenden Kinde, die erschlagen wird, dann sind es zwei Totschlagsklagen, und es soll die Klage um den Totschlag des Kindes so vor sich gehen wie andere Totschlagsklagen.“

Gerät eine Familie in Not, dann wird im altisländischen Gesetz genau festgelegt, wer die Versorgungspflicht für die Bedürftigen zu übernehmen hat (34, S. 235). „Seine Mutter hat der Mann zuerst zu versorgen“ sagt bezeichnenderweise die Graugans. – Der germanische Bauernhof gehörte der Sippe und blieb auch in der Sippe. Starb der Mann, dann kehrte die kinderlose Witwe in ihre eigene Sippe zurück, während ein anderes männliches Mitglied der Sippe den Erbhof übernahm. Aber auch hier gibt es zahlreiche Schutzbestimmungen für die Mutter.

„Wenn es aber geschieht, daß der Bauer stirbt, und seine Frau überlebt ihn und behauptet, daß sie schwanger sei, so habe sie das Recht, bis zum Ablauf von zwanzig Wochen auf dem Hof zu bleiben . . . Behauptet sie aber wiederum, daß sie schwanger sei, wenn zwanzig Wochen verflossen sind, und der zweifelt daran, der nach ihrem Mann erbberechtigt ist, so soll man gute Frauen hinzuziehen, und die sollen untersuchen, ob sie schwanger ist oder nicht. Zweifeln sie daran und sind sie darüber uneinig, ob sie schwanger ist oder nicht, so soll sie weiter (auf dem Hof) sitzen bleiben, bis vierzig Wochen verstrichen sind.“

So bestimmt Erichs seeländisches Recht im alten Dänemark (33, S. 1/2). Es wird dann weiter gesagt, daß ein danach geborener Knabe den Hof erbt – dann kann natürlich auch seine Mutter

auf dem Hofe bleiben. Die gleiche Bestimmung findet sich im älteren Westgötalag im alten Schweden (32, S. 23/24), ebenso im Uplandslag (32, S. 116/117).

Alle diese Maßnahmen fügen sich zwanglos dem Bilde von der geachteten Stellung der Frau im germanischen Freibauerntum ein, das wir bisher schon gewannen. Die besondere Hochachtung vor der mütterlichen Frau, die wir aus den letzten Bestimmungen erschließen konnten, hat ihre Wurzel in der seelischen Artung der Nordrasse und in der Verehrung der menschlichen Fruchtbarkeit, die ein gleichfalls sehr bezeichnender Zug Nordischer Wesensartung ist, auf den später noch einzugehen sein wird. Wenn man sich freilich auf den Standpunkt des liberalistisch-demokratischen Egoismus stellt, der keinerlei Bindung an die Sippe, darum auch keine Verpflichtung gegenüber Sippengesetzen anerkennt, der vielmehr Ehe als Privatangelegenheit und Sittlichkeit als nur der eigenen Selbstverantwortung unterstellt ansieht, dann mag die Stellung der germanischen Frau als unfrei und gebunden erscheinen. Diese Bindung galt aber damals – im heidnisch-germanischen Bauerntum – in gleicher Weise auch für den Mann, wenn auch aus erklärlichen Gründen und naturgemäß die Bindung der Frau an die Sippe – wie zu allen Zeiten, so auch dazumal – enger war als die des Mannes. Und doch ist es beinahe unbegreiflich, wie man von der germanischen Frau noch im Jahre 1929 behaupten kann: „Wir wissen, daß die Frau in Urväterzeiten so gut wie rechtlos war. Sie war Eigentum des Mannes so wie sie vorher Eigentum des Vaters war; sie darf ohne ihre männlichen Anverwandten keinen selbständigen Entschluß fassen. Sie wird, ohne selbst gefragt zu werden, geraubt... sie wird gegen ihren Willen verheiratet, wenn es die Zweckmäßigkeit rät... sie wird auch, selbst wenn sie nicht beim Manne bleiben will und er ihr zu alt ist... von ihm als Eigentum wieder zurückgeholt. Sie wird als Eigentum verschenkt“, so bei *Ida Naumann* (88). Und solche Behauptungen stellt man an den Anfang einiger Sagaquellen, von denen beinahe jede einzelne das Gegenteil von dem Behaupteten nachweist. *I. Naumann* kommt auch selbst über diesen Gegensatz nicht hinweg und muß anerkennen, daß in den meisten Fällen das Leben der germanischen Frau sich wesentlich anders abspielte, als das nach ihren Darstellungen eigentlich der

Fall sein müßte. Man kann sich diesen Widerspruch nur so erklären, daß *I. Naumann* die Bindung der germanischen Frau an das Sippen-gesetz als eine unerträgliche Beeinträchtigung der „Freiheit der Persönlichkeit“ erschien und daß es ihr darum unverständlich bleiben mußte, daß für die germanische Frau auch in dieser freiwillig übernommenen Beschränkung genügend Spielraum für die Entfaltung ihrer Persönlichkeit bestehen blieb. *O. Klose* (73) und *G. Merschberger* (85) haben früher auch schon gegen ähnliche Vorurteile kämpfen müssen, und *B. Kummer* (79, 80) konnte zeigen, daß dieses Vorurteil geboren wurde aus der entstellenden Darstellung unserer Frühzeit durch kirchlich gebundene oder beeinflusste Historiker der Vergangenheit.

Über die Behauptung, daß Mädchen öfter ausgesetzt worden seien als Knaben, haben wir bereits das Urteil gesprochen. Sie findet keinerlei Bestätigung in den germanischen Quellen. Und die Tatsache, daß in zahlreichen germanischen Bauernfamilien Islands mehr Töchter als Söhne genannt werden, bezeugt zur Genüge die Haltlosigkeit einer solchen Hypothese. Wie aber steht es mit dem angeblichen Eigentumsrecht des Mannes an der Frau? Hatte er das Recht, sie zu verkaufen? *Gerda Merschberger* (85) hat den Beweis dafür erbracht, daß von einem solchen Eigentumsrecht des germanischen Mannes an der Frau in heidnischer Zeit niemals die Rede sein konnte. Freilich, in der folgenden Zeit der Bekehrung, als die Mißachtung des weiblichen Geschlechts von den Dienern der Kirche aus dem Orient eingeschleppt wurde, machten sich derartige Auffassungen breit. Vorher waren sie unbekannt. Wie aber steht es mit dem angeblichen Verkaufen oder Verschenken der Frau, das im Germanentum nachweisbar sein soll? Das Buch von der Landnahme (23, S. 75) erzählt: „Hrolfs dritter Sohn war Illugi der Rote, der zuerst in Hraunsas wohnte; er hatte damals Sigrid, eine Tochter Thorarins des Bösen, die Schwester Musa-Bölverks, zur Frau... Zuletzt wohnte Illugi im Innern Holm auf Akranes. Denn er tauschte mit Holm-Starri sowohl die Ländereien wie auch die Frauen und alle Habe. So bekam Illugi damals Jorun, die Tochter Thormods, des Sohnes Thjostars von Alptanes. Sigrid aber erhängte sich im Tempel, weil sie sich nicht von einem Mann kaufen lassen wollte.“ — In der „Geschichte der Leute

aus Floi“ (13, S. 107) wird von den Freunden Thorgils und Thorstein berichtet, die zusammen nach Norwegen fuhren. Eines Tages sagte Thorgils zu Thorstein, er wolle heim auf seinen isländischen Hof: „Ihn verwalten jetzt Leute, von denen ich nicht viel halte. Ich rüstete schon mein Schiff und ließ viel Gut an Bord bringen. Meine Güter hier in Norwegen aber verwalte du für meinen Sohn Thorleif. In dir fand ich einen wackren Gefährten. So möcht' ich dir noch mit einer besonderen Gabe lohnen. Ich will dir mein Weib Gudrun überlassen. Ich habe wohl gemerkt, daß du sie lieb gewannst, wiewohl du nie dadurch ein Ärgernis gabst.“ Thorstein dankte Thorgils sehr, und allgemein hielt man viel von dieser Handlungsweise Thorgils. So trennten sich Thorgils und Thorstein in bestem Einvernehmen.

Eine weitere Geschichte dieser Art ist in der Saga vom Liebesdichter Kormak zu finden (9). Von dessen Liebschaft mit Steingerd war schon in anderem Zusammenhang berichtet worden (s. S. 174). Als er seine Braut verließ, heiratete diese auf Wunsch ihrer Sippe einen anderen. Aber die Liebe Kormaks zu Steingerd erkaltete nie und auch Steingerd kann seiner nicht vergessen, wenn sie ihm auch ob der angetanen Schmach grollt. Eines Tages wird sie ihrem Gatten Thorvald von Wikingern geraubt. Kormak befreit sie wieder. Nun heißt es (S. 203): „Kormak kam nun glücklich ans Land und brachte Steingerd dem Thorvald. Da sagte Thorvald, Steingerd solle mit Kormak ziehen. Er meinte, in mannhafter Weise habe jener sie gerettet. Kormak sagte, das wolle er gern, aber Steingerd erklärte, sie hätte keine Lust zum Manneswechsel.“ —

In der Egilssaga (3, S. 44) wird vom Tode Bards des Weißen erzählt, der auf König Harald Haarschöns Seite gekämpft hatte. Kurz vor seinem Tode bat er den König zu sich und sagte: „Wenn ich an diesen Wunden sterben muß, so möchte ich Euch darum bitten, daß Ihr mich über mein Erbe frei bestimmen laßt.“ Als der König dies bejaht hatte, sagte er: „Ich will, daß all mein Erbe Thorolf haben soll, mein Freund und Verwandter: meinen Landbesitz wie mein bewegliches Geld. Auch mein Weib will ich ihm geben und meinen Sohn zur Erziehung, weil ich keinem zweiten in alledem wie ihm traue.“ Die Saga berichtet dann weiter, daß Thorolf mit einer entsprechenden Königsbotschaft zu Bards Witwe Sigrid fuhr. „Als

Sigrid diese Neuigkeit hörte, da schien es ihr sehr schade um ihren Gemahl. Thorolf aber war ihr wohlbekannt, und sie wußte, daß er ein ausgezeichnete Mann war. Es war ja eine verlockende Heirat, und da es überdies des Königs Wille war, fanden sie und ihre Freunde es für gut, daß sie sich dem Thorolf verlobe, wenn es ihres Vaters Gesinnung nicht zuwider wäre. So übernahm Thorolf dort die ganze Verwaltung und auch das königliche Amt.“ —

Schließlich sei erwähnt, daß *O. Klose* (73) noch einen Fall von Frauenwechsel aus der *Vápnfirðingasaga* anführt, der leider in der gekürzten Fassung der Thuleausgabe (Bd. 12) fehlt. Dieser Frauenwechsel führt zu einem generationenlangen Sippenkampf und *Klose* nimmt an, daß ihm eine Scheidung vorangeht. — Aus den hier angeführten fünf Fällen also wird der Schluß gezogen, im germanischen Heidentum sei es „Brauch“ gewesen, die Ehefrau als Eigentum zu behandeln, über das man frei verfügen könne: verschenken, vertauschen, vererben! Es braucht hier nicht erst darauf hingewiesen zu werden, daß eine solche Gewohnheit in krassestem Gegensatz zu all den rassenpflegerischen Sippengesetzen stehen würde, die wir bisher kennenlernten, vor allem aber auch im Gegensatz zu der Tatsache, daß die Frau auch in der Ehe nie der Obhut ihrer väterlichen Sippe entzogen war. Es genügt, die angeführten Fälle auf ihre wirklichen Vorgänge und auf ihre Motive zu untersuchen, um die Haltlosigkeit der angeführten Behauptungen von der Rechtlosigkeit der germanischen Frau zu erweisen. In der Geschichte von Thorgils' Abtretung der Gudrun an Thorstein ist das Motiv klar: Thorgils hat erkannt, daß Gudrun und Thorstein sich lieben und tritt freiwillig von der Ehe mit Gudrun zurück, um dem Glück der beiden nicht im Wege zu stehen. Ist das eine Versenkung eines rechtlosen Weibes? Oder ist das nicht vielmehr ein geradezu romantisches Freundesopfer, das eigentlich eher in unserer gefühlsseligen Neuzeit als in jener harten Heldenzeit spielen könnte? Freilich, die Saga mit ihrer spröden Scheu vor jeder Schilderung von Gemütsregungen und mit ihrer knappen Sprache — sie redet nicht viel von jener Liebe und schildert nichts von den Vorgängen der Scheidung und der Neuverehelichung, die ohne Zweifel vor sich gingen. Jedenfalls aber steht fest, daß diese Quelle gerade das Gegenteil dessen erweist, was sie nach der Be-

hauptung von *Naumann*, *Rittershaus* u. a. beweisen sollte: sie beweist, daß die Ehe im germanischen Bauerntum keine reine Angelegenheit der Zweckmäßigkeit war, sondern daß die Liebe eine durchaus nicht zu unterschätzende Rolle spielte.

Nicht anders ist es mit der Geschichte von Kormak, Steingerd und Thorvald. Steingerds Mann kennt die alte Liebe Kormaks zu ihr und will, als Kormak sein Leben für Steingerd eingesetzt hat, freiwillig zurücktreten. Daß ein solcher Schritt aber nur möglich war, wenn die Frau einverstanden war, zeigt die vorliegende Geschichte am allerbesten. Denn als Steingerd sich weigert, weil sie Kormaks Unzuverlässigkeit zur Genüge kennengelernt und wohl auch ihren Gatten lieb gewonnen hat, da ist von der Sache keine Rede mehr.

Die schöne Geschichte von der zweiten Verhehelichung Sigrids als „Vererbung der Frau“ zu bezeichnen (*I. Naumann* 88), ist gradezu eine Geschmacklosigkeit. Der sterbende Bard wünscht, daß seine Frau nach seinem Tode seinen Freund Thorolf heiraten soll, weil dieser sich als treuer Freund der Familie und als tüchtiger Mensch bewährt hat. Wenn auch der Sagaschreiber dem sterbenden Bard das Wort „mein Weib will ich ihm geben“ in den Mund legt, so zeigt doch der ganze Gang der Handlung, daß der Vorgang nur im Sinne einer Übertragung der Obhut auf den Freund gedeutet werden darf. Erst nach Beratung mit den Freunden und nach Einholung der väterlichen Erlaubnis geht Sigrid die neue Ehe ein.

Bleiben also die beiden Fälle aus dem Landnahmebuch und aus der *Vápnfirðingasaga*. Die erstere Geschichte, von dem Frauenaustausch zwischen Illugi und Starri, ist so dürftig, daß über die näheren Umstände und die Motive nichts zu erfahren ist. Wohl aber zeigt sie, daß eine Frau eine derartige Handlung ihres Mannes als eine unerträgliche Schmach empfand. Da sie offenbar keine Rache von ihrer Sippe erhoffen durfte, macht sie ihrem Leben durch Erhängen ein Ende. Wenn diese Geschichte etwas beweisen soll, dann nur dies, daß eine germanische Frau einen brutalen Rechtsbruch ihres Mannes, einen Willkürakt der Roheit nicht hinnahm, sondern lieber den Freitod suchte. — Und *Klose* hat schon bei der Besprechung der Stelle aus der *Vápnfirðingasaga* betont, daß der Sippenstreit, den der Frauenwechsel nach sich zieht,

deutlich genug beweist, daß von einem „Recht des Mannes“ hier gar keine Rede sein kann. Die angeführten Fälle sind durchaus als Einzelfälle zu betrachten, sie stellen keine Norm dar, sondern „sagawürdige“ Ereignisse. Sie als Belege für einen Rechtszustand, als Quellenbeweis für die Rechtlosigkeit der Frau im germanischen Freibauerntum benutzen zu wollen, ist völlig verfehlt und zeugt nur davon, daß die Quellen nicht gründlich genug oder nicht objektiv studiert worden sind – abgesehen davon, daß der biologische Sinn all dieser Dinge den meisten Historikern und Juristen, die bisher zu dem Thema Stellung nahmen, völlig entgangen ist.

Wenn wir alles überblicken, was wir von der Stellung der Frau bisher vernahmen, dann werden wir wohl mit Recht sagen dürfen, daß es kein Volk im Altertum gegeben hat, in dem die Frauen auch nur annähernd eine so geachtete und selbständige Stellung einnahmen wie im germanischen Freibauerntum. Betont muß dabei natürlich immer werden, daß man Wert darauf legte, Frauenart und Männerart streng voneinander zu scheiden. Man gewährte wohl der Frau das gleiche Persönlichkeitsrecht wie dem Manne, man wollte aber damit kein Eindringen der Frau in die männliche Sphäre, keine Vermännlichung der Frau. Schon das Umherlaufen der Frau in Männerkleidern war auf Island gesetzlich verboten (34, S. 276) und konnte als Grund für eine Ehescheidung angeführt werden. Und erst recht nicht schätzte man es, wenn Frauen in den Kampf der Männer eingriffen, Mord und Totschlag begingen (31, S. 109 u. 121). Die Sphäre der Frau umfaßte andere Bereiche, sie war mehr an Ehe, Familie und Sippe gebunden als der Mann, den es von seiner Bauernarbeit oft genug hinaustrieb in den Kampf, in politischen Streit, auf Handelsfahrten, auf Forscherfahrten und andere Abenteuer.

In ihre Sphäre hinein gehörten auch noch zwei Aufgaben, für die der germanische Bauer bei der Frau eine besondere Befähigung festgestellt hatte. Schon *Tacitus* (112) erwähnt sie. Es ist einmal die Fähigkeit der Frau, in die Zukunft zu blicken und Ereignisse vorauszuahnen, die dem Manne verborgen bleiben, und zum anderen ihre Befähigung zur Heilkunst. Von Seherinnen erzählt Tacitus, von Seherinnen erzählen viele germanische Sagen und Märchen. Auch die isländische Bauernsaga berichtet oft davon. Besonders interessant

ist dabei die Tatsache, daß man nicht jede Frau für seherisch begabt hielt, sondern an eine Vererbung dieser Gabe in der weiblichen Linie bestimmter Geschlechter dachte – wir würden heute wissenschaftlich von einer geschlechtsbegrenzten Vererbung sprechen. Der Fall der Signy, die von der Gabe der Vorahnung als besondere Veranlagung in ihrem Geschlecht spricht, wurde schon erwähnt (21, S. 45.) In der „Saga von Erich dem Roten“ (13, S. 28) wird erzählt: „Eine Frau war da in der Siedelung namens Thorbjörg. Sie war eine Seherin, genannt die kleine Völva. Sie hatte neun Schwestern gehabt, und alle waren Seherinnen gewesen.“ Also auch hier ein Hinweis auf die Vererbung der Gabe in einer Familie. Die hohe Achtung, die man vor Thorbjörg hatte, spricht aus den Worten: „Thorkel lud die Seherin zu sich, und man bot ihr einen festlichen Empfang, wie er einer Frau ihrer Art gebührte.“ Als Beispiel einer anderen einflußreichen Seherin, die hochgeachtet war und auf dem Thing oft den Schiedsspruch zu fällen hatte, sei hier Thordis in der „Geschichte von den Leuten aus dem Seetal“ (10, S. 116 ff.) genannt.

Aber auch von der weiblichen Arzt- und Arzneikunst ist oft die Rede. Sei das nun Olöf, die Bäuerin vom Großhof (10, S. 234 u. 239), von der es heißt, sie sei eine Frau „von tüchtiger, alter Art“ und „eine geschickte Ärztin“ gewesen, oder seien es Frauen wie Grima in der Schwurbrüdersaga (13), oder Halldora und Helga in der Glumsaga (11), die namenlose Ärztin in der Heimskringla (15), die nach der Schlacht von Sticklestad die wunden Männer heilt – immer wieder zeigt sich auch hier wie bei allen anderen Gelegenheiten die hohe Meinung, die man von den Fähigkeiten und die Achtung, die man vor der Klugheit und Tüchtigkeit der germanischen Frau empfand.

Der Lebensinhalt und der Lebenssinn der Frau erfüllte sich in der Ehe, in der Erzeugung hochwertiger Kinder, in ihrer rechten Erziehung und in der inneren Bewirtschaftung des Hofes. Das bedeutet nicht, daß die germanische Ehe die Frau zu einer stumpfsinnigen Gebä- und Arbeitsmaschine herabgewürdigt hätte, wie das gern von bestimmten Seiten gesagt wird. Die Frau nahm regsten Anteil an allen Unternehmungen ihres Mannes und ihrer Söhne, und es gab kein Ereignis in der Sippe, das ihrer Aufmerksamkeit ent-

gangen wäre. Die geachtete Stellung, die die Frau in der Ehe einnahm, bürgte dafür, daß sie nicht übergangen wurde, und oft genug schilderten die Sagas, wie stark gerade Fraueneinfluß den Gang der Handlungen beherrschte.

Von der germanischen Hochzeit und Ehe schreibt *Tacitus* (II, 2, S. 23 ff.):

„Trotzdem (d. h. trotz der nach römischen Begriffen ‚unsittlichen‘ Frauenkleidung, die Arme und Brustausschnitt freiließe) werden die Ehen dort ernst genommen, und keine Seite ihrer sittlichen Gepflogenheiten möchte man mehr loben. Denn sie fast allein unter allen Barbarenvölkern begnügen sich mit einer Gattin, abgesehen von nur ganz wenigen, die nicht aus sinnlicher Lust mehr als eine Frau haben, sondern wegen ihrer vornehmen Stellung mehrfach mit Heiratsanträgen umworben werden.

Die Mitgift bringt nicht die Gattin dem Manne, sondern der Mann seiner Gattin. Zugewandt sind dabei die Eltern und Verwandten und begutachten die Gaben, Gaben, die nicht ausgesucht sind zum Vergnügen des Weibes und nicht zum Putz der jungen Frau, nein, es sind Rinder, ein gezäumtes Pferd, ein Schild mit Speer und Schwert. Auf diese Gaben hin wird die Frau dem Manne übergeben; und sie selbst bringt auch ihrerseits dem Manne einige Waffen. Das halten sie für das festeste Band, das für die geheimnisvolle Weihe, das für göttliche Mächte zum Glück der Ehe. Damit die Frau nicht wähne, sie stehe außerhalb der Erlebnisse, die männlichen Mut erfordern, und außerhalb der Wechselfälle des Krieges, wird sie durch die feierlichen Wahrzeichen gleich bei Beginn der Ehe gemahnt, sie komme als Gefährtin der Mühsalen und Gefahren; im Frieden wie im Kampfe werde sie dasselbe zu dulden und zu wagen haben wie der Mann. Dies bedeuten die zusammengejochten Rinder, dies das zum Kampf geschnitzte Pferd, dies die Waffengabe. So sollen sie leben, so in den Tod gehen. Was sie empfangen, habe sie unverehrt und in Ehren an ihre Kinder weiterzugeben, dies sollen ihre Schwiegertöchter erhalten, und es soll von dort wiederum an die Enkel weitervererbt werden.

Also leben sie in Zucht und Keuschheit, nicht verführt durch lüsterne Schaustellungen, nicht durch aufreizende Gelage. Geheimen Briefwechsel kennen die Männer so wenig wie die Frauen. Trotz der zahlreichen Bevölkerung ist Ehebruch höchst selten. Die Strafe dafür folgt auf der Stelle und ist dem Gatten überlassen. In Gegenwart der Verwandten jagt der Mann die Ehebrecherin mit abgeschnittenen Haaren und entblößt aus dem Hause und treibt sie mit Peitschenhieben durch das ganze Dorf. Denn für Preisgabe der Keuschheit gibt es keine Nachsicht. Trotz Schönheit, Jugend, Reichtum kann eine solche Frau keinen Gatten mehr finden. Niemand lacht nämlich dort über Laster, und verführen und sich verführen lassen nennt man dort nicht Zeitgeist. Noch besser sind bisher allerdings diejenigen Staaten daran, in denen nur

Jungfrauen heiraten und mit der Hoffnung und dem Eheversprechen der Gattin ein für allemal abgeschlossen wird. So erhalten sie einen Gatten, wie sie nur einen Leib und nur ein Leben haben. Über ihn hinaus, sollen sie sich nach keinem anderen Manne sehnen, nicht weitere Gelüste haben, sie sollen gleichsam nicht den Mann, sondern gleichsam die Ehe lieben.

Die Zahl der Kinder zu beschränken und eines der Nachgeborenen zu töten, wird als Schandtat angesehen, und mehr vermögen dort gute Sitten, als anderswo gute Gesetze.“

Es ist völlig verfehlt, in dieser idealen germanischen Eheschilderung des *Tacitus* nur eine an die Römer gerichtete Schulmeisterlei zu sehen, der kein Quellenwert beizumessen wäre. Man kann wohl sagen, daß beinahe Wort für Wort dieser Schilderung sich aus der Islandsaga belegen läßt. Daß die Ehe ganz etwas anderes war als ein Raub oder ein Kauf oder eine Übertragung der Verfügungsgewalt vom Vater auf den Ehemann, das besagt allein schon das Wort „Trauung“. *Gerda Merschberger* (85) schreibt dazu: „Die herrschende Lehre betrachtet die ‚Trauung oder Traditio‘ als Hauptereignis. Sie sieht darin die Übertragung der Munt von dem Brautvater auf den Ehemann, welche die künftige Unterwerfung der jungen Frau unter des letzteren Willen veranschaulichen soll. Mit dem Begriff ‚Traditio‘ ließe sich eine solche Annahme ganz gut verbinden, mit dem der ‚Trauung‘ dagegen nicht. Einem Menschen etwas anvertrauen heißt niemals ihm ‚Gewalt‘ – also möglicherweise ein ‚Vernichtungsrecht‘ – darüber einräumen. Vielmehr weist es auf ein zu ‚treuen Händen‘ Übergeben hin, das folglich eine gewisse Rachedrohung in sich schließt für den Fall, daß man einen ‚Vertrauensbruch‘ erlebt.“

Aber nicht nur die Sippe vertraut dem Ehemann die Frau an, auch der Ehemann vertraut seiner Frau etwas an: die Herrschaft innerhalb des Hauses, die Herrschaft über die innere Hofwirtschaft und die Aufzucht der Kinder. Daß hier eine regelrechte Arbeits- und Herrschaftsteilung mit weitgehender Abgrenzung der Befugnisse bestand, läßt sich leicht aus den Sagas ersehen. Der „Ehemann“ heißt im alten Island einfach „bondi“, also „Bauer“. Damit ist zugleich sein Arbeitsgebiet und sein Herrschaftsgebiet abgegrenzt – er besorgt die äußere Hofwirtschaft, die Bebauung des Feldes, die Weide-

wirtschaft und Viehzucht. Natürlich war er auch das anerkannte Sippenoberhaupt, die Autorität, wie sich das gehört. Aber die Frau hatte auf ihrem Platze auch ihre Autorität und wußte sie gut genug zu gebrauchen. Auch im alten Island kam es schon oft genug vor, daß sie „die Hosen anhatte“. Meist freilich wußte sie sich zu bescheiden und ihren Einfluß nicht übermäßig auszudehnen. „Olaf und Thorgerd waren nun in Höskuldsstadir und faßten große Liebe zueinander. Leicht war es zu erkennen für jedermann, daß sie eine Frau von großartigem Wesen war. In alltägliche Dinge mischte sie sich wenig ein, aber das mußte geschehen, was Thorgerd wollte, wenn sie sich einmal für etwas eingesetzt hatte“ heißt es in der Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal (6, S. 81/82). Der so geschilderten Bedeutung der Stellung der Frau in der Hauswirtschaft entspricht auch ihre altisländische Bezeichnung als „husfreyja“, was wörtlich mit „Hausherrin“ zu übersetzen ist. „Als Hrut mit seinem Weibe heimkam (von der Hochzeit), übergab er ihr das Regiment innerhalb der vier Pfähle; damit waren alle zufrieden“, wird in der Njalssaga (4, S. 36) gesagt und damit klar und eindeutig die Abgrenzung der Herrschaftsbefugnisse sowie der Arbeitsbereiche ausgesprochen. Die wenigen Beispiele mögen für viele stehen, sie geben das Bild der germanischen Ehe, die auf völliger Gleichberechtigung beider Geschlechter aufgebaut war, in aller wünschenswerten Deutlichkeit wieder.

Welche Rolle spielte nun die Liebe in der germanischen Bauern-ehe? Historiker und Juristen alter Schule behaupten: gar keine oder nur eine sehr untergeordnete, denn die Ehe wurde ja über den Kopf des Mädchens hinweg aus Nützlichkeits erwägungen geschlossen! Auch *Ida Naumann* (88) vertritt diese Ansicht und behauptet, Ehen wie die von Aud und Gisli oder Njal und Berghthora seien nur „sel-tene Höhepunkte germanischer Frauengröße“ und entsprächen nicht der „Norm“. Wir wissen heute, daß die Voraussetzung von der Rechtlosigkeit des germanischen Mädchens bei der Eheschließung nicht zutrifft. Infolgedessen ist es nicht verwunderlich, daß mit der Voraussetzung auch die Behauptung von der liebeleeren germanischen Ehe entfällt. Wir sahen schon bei der Gattenwahl, daß der Liebe keine geringe Bedeutung zukam. Wer aber kennt nicht gerade aus der germanischen Literatur jene zahlreichen Beispiele hingeben-

der Liebe und Treue bis zum Tode zwischen den Ehegatten? Es gehört schon eine gründliche Portion von Voreingenommenheit und Verständnislosigkeit dazu, um aus den isländischen Sagas ein Bild von der liebeleeren germanischen Vernunftsehe herauszuzukonstruieren. Die Saga spricht eine herbe und spröde Sprache, sie geht auf Gefühlsregungen kaum ein – darüber große Worte zu machen widerstrebt ihr, wie es auch heute noch dem Bauern Nordischer Rasse widerstrebt. Daß es im germanischen Bauerntum heidnischer Zeit Vernunftsehen gab, das bestreitet kein Kenner der Literatur, es wurde hier auch davon schon gesprochen. Gab es diese Vernunftsehen in der christlichen Folgezeit etwa nicht mehr? Gibt es in unserm germanischen Bauerntum heute keine Vernunftsehen mehr, zumal in den Gebieten mit starkem Kircheneinfluß (wie etwa in Oberbayern oder in der Ostmark)? Es ist aber eine Entstellung der Wirklichkeit, wenn man unter Herausstreichung willkürlich vereinzelter Beispiele die germanische Ehe der Heidenzeit so schildert, wie das die oben Genannten tun.

Da die germanische Ehe fast immer so zustande kam, daß Mann und Frau damit einverstanden waren und einander achteten und schätzten, ist nichts anderes zu erwarten, als daß die Mehrzahl aller germanischen Ehen glücklich und durch die gegenseitige Liebe der Ehegatten gefestigt war. Es fehlt denn auch nicht an Zeugnissen dafür in der altgermanischen Literatur. Typisch ist freilich, daß in zahlreichen Fällen davon die Rede ist, daß die Liebe sich erst nach der Hochzeit entwickelte – sehr oft kannten sich die beiden Brautleute vorher nur flüchtig oder so gut wie gar nicht. Derartige Stellen sind aber alles andere als „seltene Ausnahmen“, wie man sie hinzustellen beliebt. Äußerungen wie: „zwischen ihnen entstand ein herzliches Einvernehmen“ (6, S. 37) oder „Olaf und Thorgerd waren nun in Höskuldsstadir und faßten große Liebe zueinander“ (6, S. 81) oder „Kjartan und Hrefna faßten herzliche Liebe zueinander“ (6, S. 147) oder „große Liebe entstand zwischen Thorkel und Gudrun“ (6, S. 208) oder „die Hochzeit verlief gut, und die Ehe war glücklich“ (12, S. 12) oder „so bekam Hallfred die Ingibjörg und hatte sie sehr gern“ (9, S. 237) oder „ja, wir haben uns lieb“ (auf die Frage an Hallgerd, ob sie gut mit ihrem Gatten Glum stehe; 4, S. 57)

oder „denk an die große Liebe, mit der du an meinem Bruder Thorgrim hingst“ (er war der Thordis Ehemann, an ihn erinnert sie ihr Schwager Börk; 8, S. 131) oder „denn er liebt sie wie die Augen in seinem Kopf“ (4, S. 298) sind in den Islandsagas so zahlreich, daß man sie kaum übersehen kann. Man braucht darum gar nicht auf die vorbildlichen Ehen zwischen Njal und Bergthora (4) oder zwischen Gisli und Aud zurückzugreifen, sie sind keineswegs „seltenere Höhepunkte“, wenngleich sich in ihnen die Gattenliebe und Treue darum in ganz besonders edler Schönheit offenbart, weil hier die Frauen in hervorragendem Maße Anteil an den Taten der Männer und an ihrem Geschick haben. Meist treten die Frauen still und bescheiden hinter ihre Männer zurück, aber wer wollte sagen, daß sie sie darum weniger geliebt hätten? Nicht jede Frau ist von der Eigenart und menschlichen Größe einer Aud oder Bergthora, sie kann aber dennoch eine liebende Ehekameradin sein.

Man hat als Beweis dafür, daß die Liebe im Eheleben keine besondere Bedeutung gehabt habe, die Tatsache angeführt, daß es im germanischen Bauerntum nachweislich Kebsweiber, also Nebenfrauen gegeben habe, ja man hat wohl gar in diesem Zusammenhange von Polygamie, Mehrehe und dgl. gesprochen. Dazu möge Folgendes vorausgeschickt werden. Der germanische Bauer ist stets nur ein Mensch gewesen und keine Idealfigur. Er war ein Mensch mit allen Vorzügen und allen Fehlern, die nun einmal der Mensch im allgemeinen und die Nordische Rasse im besonderen in sich birgt. Es kommt noch hinzu, daß es dazumal ein ausgebautes Rechtswesen und eine staatliche Strafgewalt in unserem heutigen Sinne kaum oder nur in sehr eingeschränktem Sinne gab. Die Sippe oder eine Partei oder eine Fürstengefolgschaft hatte die Aufgabe, darüber zu wachen, daß dem Recht Genüge geschah. Bei der dünnen Besiedelung und der zerstreuten Lage der Einzelhöfe war dies schwer. Der Willkür war es meist nicht gerade schwer, sich das zu verschaffen, was sie wünschte. Es gab damals wie heute Gewaltmenschen im Bauerntum, aber sie waren damals schwerer zu bändigen als heute. Man darf nur nicht in den Fehler verfallen, die Handlungen solcher Gewaltmenschen deshalb als rechtmäßig anzusehen, weil sie in der Saga oder von der Allgemeinheit nicht ausdrücklich verurteilt wer-

den. Die meisten Sagaschreiber bemühen sich, keine Partei zu ergreifen und die Dinge so sachlich wie möglich darzustellen. Es gibt verschiedene Sagaberichte, die gerade dafür Zeugnis ablegen. Oft findet man auch in der Islandsaga Charakterschilderungen von einem geradezu verblüffenden Gerechtigkeitsgefühl. So wird etwa von dem Helden Sifka (aus Thidreks von Bern Gefolgschaft) einerseits gesagt, er sei „hinterhältig, glatt redend, von schönen Worten, ingrimmig, böseartig, treulos und hart“ gewesen, zugleich aber wird anerkannt, er sei ein „kluger Mann, ausharrenden Sinns“ gewesen, und von seinen Heldentaten wird gesagt: „sein Name wird immer leben.“

Aus solcher Sachlichkeit heraus bemühte man sich auch meist, die Dinge zu beschreiben, die mit den Handlungen von selbstherrlichen Gewaltnaturen zusammenhingen. Darum darf man gar nicht von einem Sagaschreiber erwarten, daß er das Unrechtmäßige einer Handlung ausdrücklich als Unrecht brandmarkt, wenngleich gelegentlich bei derartigen Stellen gesagt wird, die Tat oder das Verhalten sei allgemein mißbilligt worden. Wenn wir in der Sagaliteratur Fälle von Kebswesen kennen, dann wäre es völlig verfehlt, aus ihrem Auftreten schließen zu wollen, auf Island sei Vielweiberei gesetzlich erlaubt gewesen. Ist das Kebswesen dem heutigen, christlichen Bauerntum etwa fremd? Ist es heute für einen selbstherrlichen Bauern, der mit einer nachgiebigen und duldsamen Frau verheiratet ist, unmöglich oder undenkbar, daß er illegale Beziehungen zu einer Magd unterhält? Anders waren aber die Verhältnisse im germanischen Bauerntum auch nicht. Ein Unterschied freilich war vorhanden: Mägde waren damals rechtlose Sklaven meist fremder Rasse — sie hatten keinen Sippenanhang, der ihre Ehre beschützen konnte, ja, sie hatten gar keine Ehre. Heute dagegen sind Mägde freie Menschen in freigewählten Dienstverhältnissen, hinter denen der Rechtsschutz des Staates steht.

Wir erwähnten bereits, daß es auf Island eine Rechtssatzung gab, die freien Männern die Erlaubnis erteilte, sich Hörige „zur Fleischslust“ zu halten. Auch andere germanische Gesetze ließen den Geschlechtsverkehr eines freien Mannes mit einer unfreien Magd straflos. Das sind die Zustände, die wir auch in der Islandsaga vorfinden, nichts anderes.

Die „Nebenfrauen“, von denen da gelegentlich die Rede ist, sind nichts anderes als unfreie Mägde, mit denen man uneheliche Beziehungen unterhielt. Darauf weist auch *Neckel* hin (90, S. 45), wenn er die Bedeutung der altgermanischen Bezeichnungen für „Nebenfrau“ untersucht. „Friedel“ (altnord. fridhill) bedeutet Geliebte, kann auch als Kosewort zwischen Ehegatten angewandt werden und bezeichnet kein legitimes Verhältnis. Ebenso ist der Ausdruck „Elle“ (altnord. elja) nur eine Umschreibung für Nebenbuhlerin und bedeutet „die andere“. Dagegen stammt bezeichnenderweise der Ausdruck *Kebse*, der auf Konkubinen angewandt wurde, nach *Neckel* vom altnord. kefsir, Sklave und deutet damit die biologische Herkunft der Keksweiber an. Es sei hier an die Geschichte von Melkorka erinnert (s. S. 93), jener irischen Königstochter, die in Kriegsgefangenschaft gerät und von Höskuld auf einer Reise als Sklavin gekauft wird. Seine Frau ist nach seiner Heimkehr keineswegs begeistert von diesem Zuwachs, weil sie merkt, daß ein Liebesverhältnis zwischen Höskuld und Melkorka bestanden hatte. Aber als „Nebenfrau“ betrachtet sie sie nicht, sondern nur als Sklavin, zumal da Höskuld die Beziehungen zu seiner Sklavin nach der Rückkehr in die Heimat und zu seiner Frau gänzlich einstellt. Erst als Melkorkas edle Abkunft, ihre nichtsklavische Art ans Tageslicht kommt, als ferner Höskuld den unehelichen Sohn Melkorkas legitim in seine Sippe nimmt, da erwacht Joruns Eifersucht und sie ruht nicht, bis die Nebenbuhlerin, die nun keine Sklavin mehr ist, den Hof verläßt.

In der „Geschichte vom weisen Njal“ (4) kommt eine Stelle vor, in der von einem „Mitweib“ die Rede ist (S. 215). Hrodny sagt da zu Njal: „Steh auf aus dem Bett von meinem Mitweib und geh hinaus, und sie desgleichen und deine Söhne!“ Wie aber liegen die Verhältnisse wirklich? Njal hat mit Hrodny, der Tochter Höskulds, einen unehelichen Sohn gezeugt, den Hrodny auch selbst (S. 216) als „unehelich“ bezeichnet. Ob es sich hierbei um voreheliche Beziehungen Njals oder um einen Seitensprung in der Ehe handelte, ist ungewiß. Fest steht nur, daß Njal Hrodny nicht heiratet und sich späterhin auch in keiner anderen Weise mehr um sie kümmert, als daß er für sie und den unehelichen Sohn Höskuld sorgt. Höskuld wird von Njal

als Ziehsohn angenommen und wie ein ehelicher Sohn behandelt. Die oben angeführte Äußerung der Hrodny fällt, nachdem ihr Sohn Höskuld erschlagen wurde, in äußerster Erregung, entspricht aber in keiner Weise den tatsächlichen Verhältnissen. Von irgendeiner Mehrehe kann auch hier keine Rede sein.

Fälle wie der bereits angeführte von der Kebse Nereid, mit der Thorgrim außer der Ehe ein Kind zeugt, sind des öfteren erwähnt. In all diesen Fällen aber ist von den Kebsweibern kaum die Rede, da es sich bei ihnen nicht um echte Nebenfrauen, sondern nur um illegitime Verhältnisse handelt. *W. Krause* (77) führt verschiedene Beispiele dafür an, sie entsprechen alle dem oben ausgeführten. Auch Brodd-Helgis Doppelehe, die in der „Geschichte von den Männern an der Waffenförde“ (12, S. 25 ff.) erzählt wird, kann nicht im Sinne einer rechtlichen Anerkennung der Doppelehe ausgelegt werden, denn seine erste Frau Halla hatte ihm erklärt, sie sei krank und könne der Wirtschaft nicht mehr vorstehen. Daraufhin heiratet Brodd-Helgi Thorgerd die Silberne und schickt die kranke Halla nach Hause. Brodd-Helgi offenbart in dieser Episode zwar – wie auch sonst in der Saga – einen brutalen und lieblosen Charakter, aber im Sinne einer legalen Mehrehe läßt sich auch diese Geschichte nicht deuten. Brodd-Helgi wird übrigens von Hallas Gesippen für diese Handlungsweise erschlagen. Etwas andere Verhältnisse als im Bauerntum mögen gelegentlich an Königs- und Fürstenhöfen geherrscht haben, vor allem aber erst in späterer christlicher Zeit. Vorher finden sich Mehreihen von Königen kaum einmal. *Tacitus* Angabe, daß Mehreihen von Fürsten aus politischen Gründen vorgekommen seien, wird durch *Cäsars* Bericht von den beiden Frauen des Ariovist bestätigt. Mag sein, daß durch das Wikingerleben und durch die Berührung der Wikinger mit der entarteten Mittelmeerkultur gelegentlich auch fremde sittliche Anschauungen in germanische Fürstenhöfe eindringen und dort die Überzeugung weckten, ein König könne sich alles erlauben, da er ja die Macht habe. So mag wohl Harald Schönhaars Vielweiberei erklärt werden, von der Snorri in der Heimskringla (14, S. 110) berichtet: „König Harald hatte viele Frauen und viele Kinder. Eine Frau, die er heiratete, hieß Ragnhild. Sie war die Tochter des Königs Erich von Jütland.“

Man nannte sie Ragnhild die Mächtige, und deren Sohn war Erich Blutaxt. Ferner hatte er zur Gemahlin Svanhild, die Tochter des Jarles Eystein. Die Kinder mit dieser waren Olaf Gjerstad-Elbe, Björn und Ragnar Rykkil. Ferner heiratete König Harald Ashild, die Tochter Hring Dagsohns droben von Ringerike. Deren Kinder waren Dag und Hring, Gudröd Skirja und Ingigerd. Man erzählt, daß König Harald, als er Ragnhild die Mächtige heiratete, neun von seinen Frauen verstieß.“ Daß diese Frauen mit Ausnahme der Ragnhild keine rechtmäßigen Ehefrauen waren, sondern Konkubinen, geht aus der Geschichte der Gyda Erichstochter hervor, von der (S. 92) erzählt wird: „König Harald sandte seine Mannen aus nach der Maid namens Gyda, der Tochter des Kleinkönigs Erich in Hardanger. Sie wurde in Valdres bei einem mächtigen Bauern erzogen. Der König wollte sie zu seiner Geliebten machen, weil sie ein überaus schönes Mädchen und sehr stolzen Sinnes war.“ Er erhält von dieser letzteren übrigens die bezeichnende Antwort, sie wolle seine rechtmäßige Gattin werden, wenn er sich vorher ganz Norwegen unterworfen habe – bis dahin war Harald nur einer unter den norwegischen Gaukönigen gewesen. Bezeichnend ist ferner, daß die Königstochter Ragnhild aus Dänemark von Harald verlangt und erreicht, er solle erst all seine Konkubinen verjagen, ehe sie die Ehe mit ihm eingehen will. Daß er jedoch unverbesserlich war und in seiner brutalen Sinnlichkeit auch vor Rassenschranken nicht haltmachte, zeigt die Episode mit der Lappenmaid Snaefrid (S. 114).

In der heidnischen Zeit vor Harald Schönhaar findet man derartige Fälle selten genug. So berichtet das Eddalied einmal von Helgi Hjörwardssohn (1, S. 163), daß Helgis Vater Hjörward drei Frauen hatte und durch Krieg noch eine vierte dazu gewann. Zum anderen hat auch Alrekr in den Vorzeitsagen zwei Frauen. *Neckel* erwähnt (90, S. 42) auch den Fall Hjörleifs aus der Halfssaga. Er lebte vor Harald Schönhaars Zeit und war mit der Jarlstochter Aesa verheiratet. Sie mag nicht eben beliebt gewesen sein und wohl auch keine sehr warmherzige Ehegattin – kurz, Hjörleif bringt sich von einer Kriegsfahrt die Bauerntochter Hild als zweite Frau mit. Darüber „ward Åsa unzufrieden und alle andern froh“, sagt der Sagaschreiber. Sie rächt sich durch Untreue und wird von ihrem Manne, der

seine Schuld wohl fühlen mochte, mit ihrer Mitgift und fürstlichem Geleit dem Vater heimgeschickt. Als er noch eine dritte Frau, die seeländische Königstochter Hringja auf Kriegsfahrt heiratet, zieht er sich den Zorn und die Rache von deren Gesippen zu.

Diese wenigen Beispiele kann man kaum anders, denn als Ausnahmen bezeichnen, hervorgerufen durch besondere Umstände und durch die selbstherrliche Art der betreffenden Fürsten. Aber von einer gesetzlichen Vielweiberei in heidnisch-germanischer Zeit kann keine Rede sein, das hat schon *Neckel* (90) deutlich ausgesprochen. Dagegen wimmelt es an den Höfen der christlichen Norweger- und Dänenkönige von Keksweibern. Wenn *Adam v. Bremen* (38, S. 224) von den Schweden behauptet: „Nur in dem Umgang mit Weibern kennen sie kein Maß; jeder hat nach dem Vermögen seiner Kräfte zwei oder drei oder noch mehr zugleich; die Reichen und Fürsten unzählige. Sie betrachten aber auch die aus einer solchen Verbindung erzeugten Söhne als rechtmäßig. Todesstrafe aber erleidet, wer das Weib eines anderen erkennt oder eine Jungfrau notzüchtigt“, dann ist bezeichnend, daß dieser Bericht von einem sehr wenig glaubwürdigen Kleriker aus der Zeit der Bekehrung stammt. Der Bericht *Adams v. Bremen* erinnert lebhaft an die Zustände, die nach der Bekehrung im Frankenreich einrissen, im wesentlichen aber sowohl in Schweden wie auch im Frankenlande wohl nur die Fürstenhöfe und ihre Gefolgschaft, nicht aber das bodenständige Bauerntum in diesem Ausmaße ergriffen. Wenn *Neckel* (90, S. 43/44) glaubt, in den Zuständen am fränkischen Königshof christlicher Zeit Überreste „alter Freiheit“ in bezug auf das sittliche Verhalten hochgestellter Persönlichkeiten sehen zu müssen, so steht das im Widerspruch zu der Seltenheit außerehelicher Verhältnisse in heidnischer und zu der Zunahme solcher Zustände in christlicher Zeit.

Wir sehen also schon aus den Schilderungen des germanischen Bauernlebens, daß die Einehe das Normale ist, daß Keksweiber selten genug auftreten und daß Mehrehen wenn überhaupt, dann höchstens einmal als Ausnahme an Fürstenhöfen vorkamen. Diese Schilderungen der Lebensgewohnheiten stimmen auch durchaus überein mit den germanischen Gesetzesbestimmungen, und es liegt kein Anlaß vor anzunehmen, daß diese Bestimmungen erst unter kirchlichem

Einfluß eingefügt worden wären. Wir werden später sehen, daß der kirchliche Einfluß sich auf die germanische Bauernhe ganz anders auswirkte, als das bisher meist behauptet wurde, weil man die Zustände zur Bekehrungszeit für die letzten Auswirkungen des Heidentums hielt.

Das westgotische Gesetz (36, S. 79) bestimmt:

„Hat eine freie Frau Ehebruch begangen mit dem Manne einer anderen und wird sie dessen durch klaren Beweis überführt, so werde sie der Gattin zugesprochen, mit dem Mann sie Ehebruch trieb, damit in dem Belieben die Rache stehe.“

Der Umgang eines verheirateten Mannes mit einer anderen Frau ist Ehebruch. Die Goten kennen nicht nur die Rache der Sippe der Frau an dem Schänder der Ehre ihrer Sippenangehörigen, sondern auch ein Racherecht der betrogenen Ehefrau an ihrer Nebenbuhlerin. Schon im Abschnitt über die Erziehung war dargelegt worden, daß die Goten sogar den unehelichen Verkehr eines Freien mit einer Magd unter Strafe stellten.

G. Merschberger (85) weist darauf hin, daß die Langobarden ganz analoge Bestimmungen kennen. Wer seine Frau dadurch kränkt, „daß er eine andere ins Haus bringt“, verfällt einer Geldbuße. Außerdem steht es dann im Belieben der Frau, sich von ihrem Manne zu scheiden. Das Weib aber, „das sich wissentlich mit dem Gemahl einer anderen einläßt“, büßt all sein Eigentum ein (Grimoald 6 u. 8; Liutprand 104 u. 130). Ganz entsprechend den Goten und Langobarden im Süden finden wir auch in der altisländischen Graugans im Norden die Bestimmung (34, S. 210): „Hat jemand zwei Ehefrauen hiezuland oder im Bereich unserer Gesetze, darauf steht Lebensringzaun, und die Kinder sind nicht erbfähig, die er mit der Frau zeugt, die er später nahm.“ Wenn sich die norwegische Bestimmung: „Das ist nun das nächste, daß jeder von uns soll nur eine Frau haben, die er mit Mund und Ehevertrag gekauft hat. Und wenn er zwei Frauen mit Mund kauft, da soll er von der Frau lassen, die er später genommen hat... Und das Kind, das er mit der Frau erzeugt, die er später nimmt, das soll keines Mannes Erbe nehmen außer allein das seines Freigelassenen. Und wenn er nicht

von der Frau lassen will, die er später genommen hat, da sollen sie beide fahren aus dem Landeigen unseres Königs und verwirkt haben jeden Pfennig ihres Vermögens“ (31, S. 24/25) im Abschnitt vom sogen. „Christenrecht“ des Gulathingsbuches findet, dann besagt das nicht, daß es sich hierbei um eine vom Christentum erst eingeführte Bestimmung handelt, sondern daß die in Frage stehende Bestimmung der Rechtsprechung der Kirche unterstellt worden ist. Das ergibt sich schon daraus, daß die Bußen, die genannt werden, nicht an die geschädigte Sippe oder an den König abzuführen sind, sondern an den Bischof. Eher schon könnte sich christlicher Einfluß in dem letzten Satz der Bestimmung auswirken, da er mit seiner Bestrafung des außerehelichen Beilagers mit einer Leibeigenen aus dem Rahmen der sonst im Norden geltenden Bestimmungen herausfällt. Er lautet:

„Und wenn ein Mann seine Magd hat neben seiner Frau und hat im Hause eine Herdgenossin oder wen er immer als unrechte Frau neben seiner Ehefrau hat, wird er darin erkannt und überwiesen, da soll er büßen dafür mit zwölf Öre dem Bischof und zur Beichte gehen und büßen vor Christus und von der Frau lassen.“

Auch die altbayerische Bestimmung (27, S. 153):

„Wenn er aber viele Weiber hatte und alle ihrem Geschlecht nach frei waren, aber welche nicht gleichmäßig reich, besitze ein jeder die Erbschaft seiner Mutter; das väterliche Vermögen aber sollen sie gleichmäßig teilen“

kann nicht im Sinne einer altheidnischen, rechtmäßigen Vielweiberei gedeutet werden, da einmal nicht gesagt wird, ob es sich um Frauen handelt, die man nacheinander oder gleichzeitig hat, und zweitens diese Bestimmung aus christlicher Übergangszeit stammt, wie der folgende Satz sagt:

„Wenn er aber Söhne von einer Magd hat, sollen diese keinen Anteil mit den Brüdern erhalten, außer so viel, wie ihm seine Brüder aus Mitleid geben wollen, weil im alten Testament geschrieben ist: ‚Es soll nämlich nicht Erbe sein der Sohn der Magd zugleich mit dem Sohn der Freien.‘ Dennoch sollten sie Mitleid üben, weil es ihr Fleisch ist.“

Mit all diesen Bestimmungen, die gegen eine Vielweiberei sprechen, stimmen auch die Ehebruchsbestimmungen überein, die wir in

allen germanischen Gesetzen antreffen. Wenn der Verkehr eines Mannes mit einer Magd in heidnischer Zeit nicht als Ehebruch bewertet wurde, wenn ferner – wie bisher behauptet wurde – der Mann ein Recht gehabt hätte, sich neben seiner ersten Ehefrau noch weitere Ehefrauen zu halten, dann könnte praktisch von Ehebruch beim Manne überhaupt nicht die Rede sein, es sei denn, er beginge ihn mit der Ehefrau eines anderen. Ehebruch könnte nach dieser Auffassung nur die Frau, nicht der Mann begehen. Was ist daran Wahres? Schon *G. Merschberger* (85) hat aus den Rechtsquellen der Germanen den Nachweis erbracht, daß von einer derartig einseitigen Betrachtung des Ehebruchs gar nicht die Rede sein kann. Genau so, wie wir den ins einzelne gehenden Nachweis führen konnten, daß Geschlechtsverkehr zwischen Unverheirateten vor der Ehe meist zur bußlosen Erschlagung des Mannes durch die Sippe des Mädchens führte, falls er es nicht vorzog, vorher rasch um das Mädchen zu werben und sie zu ehelichen, ebenso verhielt man sich in der Ehe. Die Darstellungen des *Tacitus* (112) über die germanische Ehe werden vollauf bestätigt, sowie wir die germanische Bauernehe des heidnischen Island betrachten. Auch hier ist es natürlich ebenso wie mit der Sittlichkeit ganz allgemein: der germanische Bauer war kein Idealmensch ohne Fehler, zumal da es keine starke Strafgewalt des Staates gab, die eine übermütige, mächtige Herrennatur hätte ohne weiteres bändigen können. Aber das Urteil der Allgemeinheit, die Thingurteile, die Rachetaten sprechen eine gar zu deutliche Sprache, als daß man das grundsätzliche Festhalten des germanischen Bauerntums an der Einehe und an der ehelichen Treue übersehen könnte. Ehebruchsstrafen finden sich bei Langobarden (Liutprand 121, 122, 130 und Rothari 211 u. 213), Westgoten (36, S. 75/79), Burgundern (35, S. 97), Franken (26, S. 197), Bayern (27, S. 117), Friesen (28, S. 75), Sachsen (s. S. 193 u. 194), Angelsachsen (Aelfred 42, 7), Dänen (33, S. 33/34 u. 177 u. 179), Schweden (32, S. 15, 31, 87/88, 112), Norwegern (31, S. 110) und Isländern (34, S. 151). Überall finden wir das gleiche. Der Ehebrecher wird von der Sippe der geschändeten Frau bußlos erschlagen. Die Frau, die Ehebruch begeht, kann von ihrem Manne oder von ihrer Sippe getötet werden.

Dieser Rechtslage entsprechen auch durchaus die Schilderungen der isländischen Sagas. In der „Geschichte von den Söhnen der Droplaug“ (12, S. 115 ff.) wird erzählt, wie der Bauer Björn, der selbst verheiratet ist, der jungen Frau des alten Thorstein nachstellt und dafür von Helgi, einem der Droplaugssöhne, erschlagen wird. Beim Vergleich bleibt die Tat bußlos. In der Geschichte von Rafn Sveinbjörnssohn (24, S. 120/121) wird berichtet, daß Ingirid Snorristochter ihren Mann Kali Halldorssohn mit dem jungen Ljot Sela Eirekssohn betrügt. Dafür wird Ljot von Kali und seinen Gesippen erschlagen. — In den „Erzählungen aus der Zeit Olaf Tryggvissohns“ (17, S. 44/45) schickt König Sigurd Sleva seinen Gefolgsmann Thorkel aus Norwegen fort und läßt dann dessen Ehefrau zu sich holen als Kefsrau. Als Thorkel heimkommt, erschlägt er den König bei der ersten sich bietenden Gelegenheit. Bei den hier geschilderten Vorgängen handelt es sich um Ehebruch mit verheirateten Frauen. Im Abschnitt über die Erziehung wurde ausführlich dargestellt, wie man sich einem Manne gegenüber verhielt, der die Tochter oder Schwester zur Liebschaft zu verführen suchte. Es ist wohl ohne weiteres verständlich, daß man bei geschilderter Einstellung einen bereits verheirateten Mann als Liebhaber für das Mädchen noch weniger schätzte als einen unverheirateten. Die Möglichkeit, mehrere Mädchen freier Abkunft zu ehelichen, bestand gesetzlich nicht; man konnte also höchstens den Versuch unternehmen, ein Mädchen zur Liebschaft, zum Kefsweib zu bekommen. Solche Untreue der eigenen Frau gegenüber wurde jedoch selbstverständlich gerächt, entweder von der Sippe der Frau — wie im Falle der Halla Lytingstochter, der Frau des Gewaltmenschen Helgi — oder von seiten der Sippe des zur Liebschaft verführten Mädchens.

Zusammenfassend wird man sagen können, daß die Annahme von der angeblich im germanischen Freibauerntum weitverbreiteten Vielweiberei unhaltbar und durch die Quellen als Irrtum erwiesen ist, daß vielmehr — abgesehen von den zu allen Zeiten im germanischen Bauerntum vorkommenden Einzelfällen, besonders bei selbstherrlichen, gewalttätigen Naturen — die Eheform allenthalben die Einehe war, daß die Ehe durch Gattenliebe gefestigt und durch eheliche Treue geheiligt war, zumal sie unter der Obhut der gesamten

Sippe stand. Wenn darum in der Edda (2, S. 141) im Sigrdrifomal*) geraten wird:

„Das rat ich zum achten, daß du Arges meidest
Und nicht Buhlstäbe brauchst: nicht verführe die Maid
Noch die Frau des anderen! Nicht verlocke zur Liebschaft sie!“

und auch Loddafnir (2, S. 135) die Lehre erteilt:

„Zum Liebesumgang verleite nie des andern Eheweib!“

wenn ferner in der Völuspa (*nach Neckel*, 91) über den Ehebrecher zusammen mit dem Mörder die schwerste Jenseitstrafe verhängt wird — sie müssen reißende, eiskalte Sumpfströme durchwaten — dann stimmt das alles voll und ganz zu dem von dem angeblich so „sentimentalen Romantiker“ (*Grönbech* 58) *Tacitus* (112) über die germanische Ehe und Sittlichkeit Gesagten. Es stimmt auch zu *Cäsars* (47) Äußerungen ebenso wie zu dem berühmten Zeugnis des katholischen Bischofs *Salvianus* von Marseille, das dieser um 450 n. Ztw. den ketzerischen Goten und Wandalen — widerstrebend genug — ausstellt:

„Wenn jemand bei den Goten und Wandalen ein ausschweifendes Leben führt, so ist es ein Römer. Soviel gilt bei jenen die Sittenreinheit und strenge Lebensauffassung, daß sie nicht nur selbst keusch sind, sondern auch — ich sage etwas Neues, Unglaubliches, Unerhörtes — die Römer dazu gemacht haben. Schämt euch, ihr römischen Völker, schämt euch eures Lebenswandels, denn bei euch sind allein die Städte von Lastern frei, wo die Barbaren herrschen.“ Und: „Wo Goten herrschen, sind nur die Römer liederlich, wo aber Wandalen herrschen, erlauben sie auch den Römern nicht, Lastern zu frönen.“

(Nach Kossinna 76.)

Sogar *Adam v. Bremen* (38), der sich sonst nicht genug daran laben kann, die Zustände bei den heidnischen Germanen in schwärzesten, die christlichen Verhältnisse dagegen in leuchtendsten Farben zu schildern — bezeichnend dafür seine Äußerung: „Meines Erachtens aber scheint es ebenso unnütz zu sein, den Taten derer, die nicht glaubten, nachzuforschen, wie es gottlos wäre, das Heil derer zu

*) In der Thule-Edda (2, S. 141) steht die Strophe im 3. Sittengedicht.

übergehen, die zuerst glaubten und durch die sie gläubig wurden!“ – Selbst dieser Mann also kann sich nicht enthalten, über die Jomsburg (Jumne), jene berühmte Siedelung heidnisch-germanischer Wikinger an der Odermündung das Urteil zu fällen:

„Denn alle sind noch im Irrwahn heidnischen Götzendienstes befangen, im übrigen aber dürfte man kein Volk finden, das in bezug auf Sittlichkeit und Gastfreiheit ehrenwerter und gutherziger wäre.“

Die oben angeführten Urteile über die germanische Sittlichkeit liegen 1000 Jahre auseinander (*Cäsar* 1. Jahrh. vor, *Tacitus* 1. Jahrh. nach d. Ztw., *Salvianus* 5. Jahrh., *Adam v. Bremen* 11. Jahrh.) und stimmen dennoch auffällig überein, obgleich sie von Feinden des germanischen Heidentums stammen. Sie bestätigen das, was wir in den Darstellungen der Sagas und der Heldenlieder geschildert finden. Unzucht, Vielweiberei, Ehebruch waren selten im germanischen Bauerntum der Heidenzeit. Man achtete die Ehe, man achtete die Sippe zu hoch, als daß man in ihren Frieden leichtfertig einzubrechen gewagt hätte. Immer waren es Gewaltnaturen, die diese Achtung vor dem Sippenfrieden und der Ehre des anderen vergaßen, dann aber stets die öffentliche Meinung und das Recht gegen sich hatten. Die Strafe blieb fast nie aus. Auch der gewaltsame Raub einer Ehefrau stand unter schwerster Strafe. Wir lernten oben schon einen Fall aus dem Norwegischen kennen, wo der König für einen Frauenraub sein Leben vor dem beraubten Bauern verliert. Gesetzliche Strafen für diese Untat sind in vielen germanischen Gesetzessammlungen festgelegt, wir finden sie bei Salfranken (26, 23 und 133), Mosel-Franken (26, 157), Alemannen (27, 35/37), Sachsen (28, 29), Friesen (28, 121), Norwegern (31, 29). Es besteht wohl kein Zweifel daran, daß eine derartige Untat bei allen Germanen in gleicher Weise gerächt wurde, auch wenn die Sühne dafür nicht in allen Rechtsbüchern angeführt wird.

Böswilliges Verlassen der Ehefrau wurde von der Sippe der Frau gerächt, wenn man des Ehemannes habhaft werden konnte. Es sei hier wieder an den Totschlag Helgis erinnert, der wegen des Verstoßens der kranken Halla erfolgt. Mitunter mag sich die Frau auch selbst gerächt haben, wie in der Geschichte von Thurid Olafstochter

in der Saga von den Leuten aus dem Lachswassertal erzählt wird (6, S. 95–97). Da wird erst berichtet, das Zusammenleben zwischen Thurid und Geirmund, ihrem Manne, sei nicht eben gut gewesen. Eines Tages erklärte dann Geirmund, er werde nach Norwegen fahren; er weigerte sich, für die zurückbleibende Mutter und das Kind zu sorgen. An ihrem Vater hat Thurid keine Hilfe, weil sie die Ehe mit Geirmund gegen den Willen des Vaters ertrotzt hat. Da nimmt sie ihr Kind, rudert Geirmund auf dessen im Hafen liegenden Schiff nach, besucht ihn im Schlaf, entwendet ihm sein berühmtes Schwert „Fußbeißer“ und setzt das Kind neben ihm ab. Dann flüchtet sie und ist trotz aller Bitten Geirmunds, der vom Schreien des Kindes erwacht, nicht zur Umkehr zu bewegen. Sie kehrt in die Obhut ihrer Sippe zurück. Geirmund kommt auf See um.

In derselben Saga (S. 107–110) wird erzählt, wie sich Thord aus Liebe zu einer anderen unter einem Vorwand von seiner Frau Aud trennt. Aber auch diese treulos verlassene Frau wartet nicht auf die Rache ihrer Gesippen. Eines Nachts reitet sie, begleitet von nur einem Mann, los und überfällt ihren früheren Mann im Schlafe. Sie verwundet ihn schwer mit dem Schwerte. Als Thords Gesippen die Flüchtende verfolgen und züchtigen wollen, hält Thord sie zurück und sagte, „sie habe so gehandelt, wie sie handeln mußte“.

Ein Ehemann, der seine Frau böswillig verläßt oder gar schuldlos verstößt, läßt sich u. a. nicht nur die Rache der Sippe auf, er ist auch nach den geltenden Gesetzen verpflichtet, der Sippe ein Sühnegeld und der Frau ihre Habe auszuzahlen. Die Burgunder (35, S. 55) bestimmen sogar, daß bei böswilligem Verlassen von Frau und Kind diese die gesamte Habe des Mannes beanspruchen dürfen. Ähnliche Bestimmungen kennen Bayern (27, S. 121) und Schweden (32, S. 112/113). Aber auch die Frau hat nicht das Recht, ihrem Manne einfach davonzulaufen, wenn sie ihn nicht mag. In der „Geschichte der Leute aus Floi“ (13, S. 130–133) wird davon erzählt, wie Helga von ihrem Vater gegen ihren Willen an den alten Thorgils verheiratet wird. Die Ehe ist nicht glücklich, und eines Tages, als Thorgils abwesend ist, flüchtet sie zu ihren Eltern. Aber damit ist ihr Vater gar nicht einverstanden, und als Thorgils kommt, um seine Frau heimzuholen, findet er keinerlei Widerstand.

Die südlichen Germanenvölker mögen wohl mit einer Frau, die ihrem Manne einfach davonlief, wesentlich strenger verfahren sein — sie hatten in ihrer rassistisch gefährdeten Lage auch allen Grund zu derartiger Einstellung. *Tacitus* (112) erwähnt für sie die Strafe der Versenkung im Moor, und bei den Burgundern (35, S. 55) findet sich diese Betrafung gesetzlich festgelegt. Auch die Langobarden (Liutprand 121/122) verhängen über die dem Ehemann entlaufene Frau die Todesstrafe.

Ehescheidungen sind in den Sagas relativ selten, auch das spricht für glückliche Ehen. Denn es war an und für sich weder für Mann noch für Frau schwer, die Scheidung zu erwirken. Wenn man Grund zu haben glaubte — es mußte natürlich ein Rechtsgrund vorliegen, Willkür war nicht erlaubt —, dann ernannte man sich Zeugen und sprach vor diesen die Scheidung aus. Die Frau kehrte in ihre Sippe zurück. Welches aber sind die Gründe, um derentwillen man eine Ehe auflösen kann? Da ist zuerst Ehezerrüttung als Grund zu nennen. Eine Ehe wird zerrüttet, wenn der Mann die Frau in ihrer Ehre kränkt, sie mißhandelt, schlägt oder sonstwie mißachtet. In der „Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal“ (6, S. 106/107) scheidet sich Gudrun von ihrem Gatten Thorvald, weil er sie geschlagen hatte; sie paßten beide nicht zusammen und hatten in der Ehe immer Streit miteinander. Ebenso scheidet sich in der „Geschichte vom Goden Snorri“ (7, S. 33) Thordis von ihrem Mann Börk, weil er sie geschlagen hatte. Auch Helga verläßt — in der „Geschichte von den Leuten aus dem Rauchtal“ (11, S. 333) — ihren Mann Hals, weil sie sich dessen schlechte Behandlung nicht gefallen lassen will und findet die Zustimmung ihrer Sippe. Eine unglückliche Ehe ist auch die zwischen Hrut und Unn (in der *Njalssaga*; 4, S. 38 und 39). Unn wird geschieden, weil sie keine Nachkommen mit Hrut haben kann, da er infolge Degeneration zur Zeugung unfähig ist. In derselben Saga (S. 86–88) scheidet sich Thrain Sigfussohn von seiner Frau Thorhild, weil diese, eine „rechte Worthexe“, ihn vor versammelter Tafelrunde durch einen Spottvers verunglimpft. In der uralten Saga von Nornagest (21, S. 206) wird erwähnt, daß Sigmund sich von seiner Gattin Borghild schied, weil sie ihren Sohn Sinfjötli getötet hatte. — Wegen unweiblichen Gehabens scheidet

sich — in der Saga von den Leuten aus dem Lachswassertal (6, S. 109) — Thord von seiner Frau Aud. Er gibt an, sie trüge Männerhosen mit einem Schlußstück wie Mannweiber — in Wirklichkeit hat er es auf Gudrun abgesehen, von deren Scheidung wegen Mißhandlung durch ihren Mann schon die Rede war. Wie Entartung der Frau, so ist auch Entartung des Mannes Scheidungsgrund. Feigheit gilt als Entartungszeichen.

In der Njalssaga (4, S. 298/299) droht Thorkatla auf Wunsch ihres Vaters ihrem Gatten Mörd mit sofortiger Scheidung, wenn er es nicht wagen sollte, diesem bei einer Fehde behilflich zu sein. Ganz ebenso droht Thorhild ihrem Manne Arnor die Scheidung an, falls er ihrem Bruder Björn im Kampfe nicht helfen will (Saga von den Skalden Björn und Thord, 9, S. 102). Auch Feindschaft gegen die Sippe der Frau gilt als Neidingswerk und berechtigt zur Scheidung. So trennt sich Vigdis von Thord Goddi, weil er sich mit einem Gegner ihres Verwandten Thorolfs gegen diesen verbündet hat und ihm nach dem Leben trachtet (Lachswassertalsaga, 6, S. 55). Ebenscheidet sich Thordis von Börk, weil dieser dem Mörder ihres Bruders Gisli Hilfe leistet (Saga von Gisli dem Geächteten, 8, S. 131). Andererseits scheidet sich Bardi von seiner Frau Gudrun, weil sein Schwiegervater Björn ihm in seiner Not nicht helfen will und man es ihm, wie er meint, nicht zumuten kann, der Schwiegersohn eines solchen Neidings zu sein (Geschichte vom Hochlandskampf, 8, S. 333). Ein ähnlicher Grund veranlaßt den Gest, die Ehe seiner Tochter Thorgerd mit Thorbjörn aufzulösen, weil sich dieser als ein Gewaltmensch von niederträchtiger Sinnesart erwiesen hat (Geschichte von Havard aus dem Eisfjord, 8, S. 146 und 155/156).

Vergleichen wir mit diesen, dem germanisch-bäuerlichen Alltagsleben entnommenen Fällen die Bestimmungen über Ehescheidung in den germanischen Gesetzessammlungen, so finden wir eine um so deutlichere Übereinstimmung, je geringer sich dabei der Einfluß der Kirche auf das Recht des Volkes ausgewirkt hat. Das hat besonders *G. Merschberger* (85) nachgewiesen, auf deren Ausführungen wir uns hier hauptsächlich stützen können. Den Ehebruch als Grund für die Ehescheidung kennen danach die Rechtsquellen der Westgoten, Burgunder und Langobarden. Die letzteren gewähren der Frau das

Recht zur Scheidung auch dann, wenn der Ehemann sie zum Ehebruch preiszugeben versucht oder ihr schlechte Ratschläge erteilt. Scheidungsberechtigt ist bei den Franken der Mann, wenn die Frau ihm nach dem Leben trachtet. Mißhandlung der Ehefrau ist bei den Langobarden, Vernachlässigung der Gattin bei den Franken Scheidungsgrund für die Frau. Bei den Langobarden gibt schon eine falsche Beschuldigung durch den Mann der Frau das Scheidungsrecht, ebenso die Einbuße der Munt durch den Mann. Die Westgoten erlauben der Frau, sich vom Manne zu trennen, wenn dieser vernechtet wird. Der Mann aber darf sich von seiner Frau scheiden, wenn er sie der Zauberei oder der Grabschändung überführen kann, bestimmen Burgunder und Langobarden. In Schweden und Island wird festgelegt, daß schon der persönliche Widerwille gegen den Ehepartner zur Scheidung berechtigt, und die Alemannen und Angelsachsen begnügen sich damit, daß sich beide Ehegatten zur Scheidung bereit erklären. Im allgemeinen dürfte es wohl eine germanische Anschauung gewesen sein, daß eine Ehe geschieden werden sollte, wenn die beiden Beteiligten sich darüber einig sind. Denn man sah ja als den Sinn der Ehe die Erzeugung einer edlen Nachkommenschaft an. Das war aber von einer zerrütteten Ehe nicht zu erwarten, darum erschien sie sinnlos und die Scheidung angebracht. Theoretisch mag wohl, wie bei den Westgoten nachweisbar, das Recht des Widerspruchs eines Ehepartners bestanden haben – dann wurde daraus ein Prozeß vor dem Thing. Aber die isländischen Verhältnisse zeigen, daß es bei der Sinnesart der Nordischen Bauersfrau wohl kaum je zu derartigen Einsprüchen gekommen ist. Man pflegte den Entschluß des anderen Teils, so schmerzlich er war, zu achten.

Die Scheidung hatte zur Folge, daß der Mann das der Frau gehörige Gut herauszugeben hatte, so bestimmen es Westgoten, Burgunder, Bayern und Angelsachsen – und die isländischen Sagas bestätigen es. Auch über die Kinder einigte man sich möglichst gütlich, das zeigen die angelsächsischen Bestimmungen: „Wenn sie mit den Kindern ausscheiden will, gebührt ihr das halbe Vermögen. – Wenn der Ehemann die Kinder behalten will, ein Kindesteil“ (Äthelbert 79 und 80). Da man aber Kinder, besonders wenn sie aus bestem

Erbgut stammten und tüchtige Menschen zu werden versprochen, sehr schätzte, so mag es bei solchen Gelegenheiten oft genug Streit gegeben haben, wie das Beispiel aus der „Geschichte von den Dänenkönigen“ (19, S. 320) zeigt. Da trennt sich König Erich von Bothild, die er gewaltsam zu seiner Frau gemacht hatte, und schlägt ihren Wunsch, den Sohn Knut mit sich nehmen zu dürfen, mit den Worten ab: „Ich habe deinen Gesippen nicht so Gutes zu lohnen, daß ich es ihnen gönnte, daß dieser Junge dort aufwachse, denn das ist meine Ahnung, daß seine Gesippen und viele andere Ehre durch ihn haben werden.“

Im übrigen mag nochmals betont werden, daß Ehescheidungen und unglückliche Ehen im germanischen Bauerntum viel seltener vorkamen, als das sein müßte, wenn die germanische Bauernehe wirklich so liebeleer und nüchtern gewesen wäre, wie das vielfach behauptet wurde. Von Rechtlosigkeit der Frau, von Versklavung und Behandlung als Eigentum kann gar keine Rede sein, denn wir sahen ja, daß sie die Ehe infolge geringfügiger Entgleisungen des Ehemanns von sich aus scheiden kann, und wir sehen auch, daß Ehescheidung in heidnischer Zeit eine sehr einfache Sache war. Die arabischen Gesandten in Deutschland sind gerade darüber höchlichst erstaunt. *Tartuschi* berichtete dem *Gazwini* (72, S. 29) aus dem noch halb heidnischen Schleswig: „daß das Recht der Scheidung bei ihnen den Frauen zusteht; das Weib scheidet sich selbst, wann sie will.“ Wenn sie dennoch so selten vorkam, dann eben nur darum, weil die germanische Bauernehe auf außerordentlich gesunden Prinzipien aufgebaut war. Wir lernten ihren erbbiologischen Sinn im Abschnitt über die Gattenwahl kennen. Wir haben nunmehr festgestellt, daß die germanische Frau in der Ehe eine ungewöhnlich hohe und geachtete Stellung einnahm, daß sie vom Manne als vollwertige und gleichberechtigte Ehekameradin anerkannt und verehrt und geliebt wurde. Der prozentuale Anteil an unglücklichen Ehen im alten Island ist wesentlich geringer als derjenige im heutigen germanischen Bauerntum – gar nicht zu reden von den entarteten Verhältnissen der frühchristlichen Zeit des Germanentums.

Die Sippe

Nachdem wir so ein Bild von der germanischen Ehe gewonnen und das Verhältnis zwischen Mann und Frau kennengelernt haben, wollen wir nunmehr den Aufbau der germanischen Bauernsippe betrachten. Wir hatten schon mehrfach Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß die Sippe im Leben des germanischen Freibauerntums heidnischer Zeit eine alles überragende, zentrale Stellung einnahm. Es sei hier auch an die eingangs angeführten Äußerungen *Grönbechs* (58) und *Kvarans* (81) erinnert (s. S. 17). Wir sahen, daß diese Bewertung der Sippe nicht nur religiöse Ursachen hatte – wie das *Grönbech* (58) besonders herausgearbeitet hat –, sondern daß ihr ganz besonders die Erkenntnis vom Werte des Erbguts und der Rasse zugrunde lag. Der Einzelne war nicht nur darum nichts ohne die Sippe, weil er ohne den Sippenfrieden und das Sippenheil nicht leben konnte, sondern besonders auch, weil sein Erbbild höher geachtet wurde als sein Erscheinungsbild und weil sein Erbwert sich in seiner Sippe offenbarte. Darum kreiste das gesamte bäuerliche Leben in einer Geschlossenheit um die Sippe, wie das heute kaum noch faßbar erscheint und nicht leicht überschätzt werden kann. Immer wieder finden wir darum auch im Germanentum das Lob der Sippe und des Sippenfriedens gesungen. So etwa, wenn die 22. Strophe des *Sigdrifomál* (Thule-Edda; im 3. Sittengedicht 2, S. 140), mit den Worten beginnt:

„Das rat ich zum ersten, daß du rechtschaffen dich gegen
Verwandte bewährst;
Sei langsam zur Rache, tun sie auch Leid dir an!
Das bringt Heil nach dem Hinscheiden.“*)

Das Heil nach dem Hinscheiden derjenigen, die den Sippenfrieden achteten, mag als Versprechen jenseitigen Heils aufgefaßt werden. Wertvoller aber wohl noch erschien den Germanen das diesseitige Heil, das ihm erwuchs:

„Nicht steht ein Denkstein an der Straße Rand,
Wenn ihn ein Gesippe nicht setzt!“

*) Wörtlich: „Das, sagen sie, tauge dem Toten“ (nach *B. Kummer*).

sagt Vers 67 des alten Sittengedichts (2, S. 131). Die Sippe ist es in erster Linie, der man sein eigenes Wohl verdankt, das sagt Spruch 64 (2, S. 130):

„Ganz kläglich ist keiner, ob auch krank er sei:
Dem bringt Segen sein Sohn,
Dem die Verwandten, dem sein Wohlstand,
Dem tüchtige Tat.“

Bezeichnend dafür ist der uralte Grußwechsel, den die Völsungensaga (21, S. 92) enthält. Da begrüßt Sigurd die Brynhild mit den Worten: „Heil dir, Frau! Wie geht es Dir?“ Und diese antwortet: „Gut geht es mir – Gesippen und Freunde leben.“ Offenbar handelt es sich hier um einen üblichen Grußaustausch, aber Brynhilds Worte besagen nicht weniger als: wie sollte es mir nicht gut gehen, da alle Gesippen in Eintracht leben! Kummer und Sorge treffen den, der sich in der Sippe geborgen weiß, nicht halb so hart. Aber die Nöte der Sippe bedrücken jedes Sippenglied gleich schwer.

„Nur einem bedrückte Sorge das Herz, denn der Sippschaft Pflichten sind eingedenk immer die Edelgesinnten“

heißt es im Beowulf (43, XXXV, 2600). Es sind aber nicht nur Pflichtgefühle, die das Band um die Sippe so fest knüpfen: „Mit Schmerzen habe ich so lange Zeit die Umarmung der Mutter entbehrt. Stärker als die Liebe zum Mann und zur Frau ist die Macht, die Mutter und Sohn, Bruder und Schwester verbindet; willst du uns schelten, daß wir ihr gehorchen?“ ruft Hrolf Kraki König Adils, seinem Stiefvater, zu (nach *Saxo*, 106; II, 18). Und uralten Ursprungs mögen darum die Sprichwörter sein, die heute noch im Bauernum von dieser Einstellung Kunde geben (siehe *J. Schwab*, 109):

„Wer seiner Verwandten ehr nicht in acht nimpt, der veracht sein eigen ehr“
oder

„Es ist ein ungenehmer Vogel, der do befleckt sein eygen nest“ oder

„Den Baum soll man in Ehren halten, davon man Schatten hat“ oder

„Dat Hemd is mi nader as de Rock“

und viele andere ähnliche Worte zeigen immer wieder, wie sehr der germanische Bauer an seiner Sippe hing und wie eng der Sippenzusammenhalt war.

Wir sahen schon, welche Bedeutung der Sippenrat für die Gatten-

wahl und die Eheschließung besaß. Es mag hier noch betont werden, daß nicht nur die engere Familie: Vater, Mutter und Geschwister berechtigt waren zu fordern, daß man ihren Rat höre, sondern auch entferntere Verwandte, zumal wenn sie einflußreich waren. Die Reichweite der Sippe war recht beträchtlich. *H. Reier* (102), der als erster die Blutschutzgesetze im nordgermanischen Bauernrecht untersucht hat, stellt fest: Die germanische Sippe entstand durch Abfolge von vier Generationen, „einem Stammvater und drei Graden der Deszendenz“ (nach *K. Maurer*), Vater, Mutter und Kinder bilden den ersten Verwandtschaftsgrad. „Der zweite Grad besteht aus: Großeltern, Urgroßeltern und Geschwisterkindern. Den dritten Grad besetzen die Kinder der Geschwisterkinder... Diese drei Verwandtschaftsgrade umfassen also die engere Sippe, einen besonders stark aneinandergebundenen Kreis. Den vierten Grad stellen die Kinder der Letztgenannten, den fünften deren Enkel. Damit ist die Verwandtschaftsgrenze erreicht, gleichzeitig die normale Erbgrenze, sowie die Grenze für Wergeld- und Alimentationspflicht. Was folgt, ist entferntere Verwandtschaft.“

Alle Verwandten fühlten sich mitverantwortlich für eine Gattenwahl und keiner wollte darum übergangen werden. Als (in der Geschichte von Hörd dem Geächteten, 8, S. 193) Valbrand selbstherrlich seine Tochter Signy mit Grimkel verlobt, da zürnt der Sohn Torfi: „Recht wenig Wert scheint ihr auf meinen Rat zu legen, daß ihr mich bei so etwas gar nicht befragt“ und bleibt dann ostentativ der Trauung fern. — Und in der *Njalssaga* (4, S. 46) wird berichtet, wie Höskuld, der gleichfalls seine Tochter sehr selbstherrlich verlobt hat, nachher einen Entschuldigungsritt zu seinem Bruder, also dem Oheim der Verlobten, macht und diesen, Hrut, um Verzeihung bittet, daß er ihn vorher nicht befragt hat. — In der *Hördssaga* (8, S. 221/222) wird von Thorbjörge Verlobung mit Indridi erzählt. Der Vater Grimkel ist mit der überstürzten Eheschließung gar nicht einverstanden und überträgt dem Indridi die gesamte Verantwortung dafür, daß die abwesenden Sippenmitglieder nicht um ihren Rat gefragt wurden.

O. Klose (73) führt noch verschiedene Beispiele dieser Art an, aus denen sich ergibt, daß man bei der Eheschließung größten Wert

auf Sippeneinmütigkeit legte. Die heiratende Frau selbst war besonders darauf bedacht, daß ihre Sippe mit ihrer Gattenwahl einverstanden war, weil der Schutz einer Frau vor der Willkür ihres Gatten nicht vom Staate, sondern von der Sippe übernommen wurde. Die Frau, die sich mit ihrer eigenen Sippe überwarf, war schutzlos und damit auch leicht rechtlos, jedenfalls der Gnade des Gatten bis zu einem gewissen Grade ausgeliefert. Wenn wir so wenig von Mißbräuchen der eheherrlichen Gewalt hören, dann einmal deshalb, weil die Ehen meist glücklich und die Stellung der Frau geachtet ist, andererseits, weil die Frau die Ehe kaum je gegen den Rat der Sippe erzwingt. Daß sie es kann, wenn sie will, haben wir schon gezeigt. *G. Merschberger* (85) hat sogar gezeigt, daß eine Entführungshehe, bei der ein Einverständnis zwischen den Liebenden vorliegt, zwar vom Manne gebüßt werden mußte, aber dann doch als vollendete Tatsache anerkannt wurde – es sei denn, daß der Entführer unebenbürtig war, dann entfiel jede Möglichkeit einer Anerkennung. Freilich war die Frau dann „Gnadenweib“ des Mannes, wie es im Altnorwegischen heißt, denn sie hatte dann weder materielle noch ideelle Unterstützung von ihrer Sippe mehr zu erwarten, war nunmehr ganz der Gewalt ihres Entführers ausgeliefert. Bei *G. Merschberger* kann man auch den aus den Rechtsquellen erbrachten Nachweis dafür finden, daß die in den isländischen Sagas vorzufindende Forderung nach Einmütigkeit der Sippe bei der Eheschließung völlig mit den Rechtssatzungen der übrigen Germanenvölker übereinstimmt. In dem Abschnitt über das Rassenbewußtsein wurde bereits erwähnt, welche Bedeutung man im germanischen Freibauerntum der Abstammung und darum auch der Sippenkunde beimaß. Es wurde dort gezeigt, daß man sich des erbbiologischen Wertes der Sippenkunde bewußt war und daß man darum Sippenkunde der heranwachsenden Generation zielbewußt beibrachte. *Kvaran* (81, S. 103) führt an, daß in der Bardharsaga von Dofri erzählt wird, er habe den jungen Bard frühzeitig zu allerlei Fertigkeiten erzogen und ihm Sippenkunde und Fechtkunst beigebracht. Ein schönes Beispiel für eine solche Unterweisung in Sippenkunde findet sich im Hyndlalied in der Edda (2, S. 97 ff.). Der junge Ottar, ein norwegischer Edeling, fordert von Hyndla:

„Zähl auf die alten Ahnenreihen
Und melde mir der Männer Sippen!
Was stammt von Freien, was stammt von Fürsten,
Erlesne Männer in Mittgarts Reich?“

Und Hyndla unterweist ihn so:

„Abstammst, Ottar von Innstein du,
Innstein aber von Alf dem greisen,
Alf von Ulf, Ulf von Säfari,
Säfari selbst von Swan dem roten.
Deines Vaters Mutter, mein ich, war Hledis,
Die Priesterin, prangend im Schmuck.
Ihr Vater war Frodi, Frjaut die Mutter;
Zu den Großen zählte der ganze Stamm
Ihre Mutter hieß Hildigunn
Swafas Tochter und Säkonungs:
Alles Ahnen dein, Ottar, du Tor.
Wert ist's, zu wissen. Willst du noch mehr?
Ihr Gatte hieß Ketil, des Klypp Erbe,
Der Muttervater der Mutter dein.
Früher lebten Frodi und Kari;
Noch eher war Alf geboren.
Nanna nenn ich, Nökkwis Tochter,
In deines Vaters Haus freite ihr Sohn
Alt ist der Stamm, noch andre sag ich,
Alles Ahnen dein, Ottar, du Tor.
Isolf und Asolf, Ölmods Söhne,
Und Skurhildens, Skekkils Tochter —
Rechnen mußt du der Recken viel,
Alles Ahnen dein, Ottar, du Tor.“

Und so geht die Aufzählung der Ahnen, der Ruhm ihrer Taten und ihrer Fruchtbarkeit durch viele Generationen weiter bis in graueste Vorzeit, wo man an bekannte Sagafiguren anzuknüpfen suchte, die selbst schließlich gottentstammt waren. Welcher Stolz spricht aus jedem Wort, welches Bewußtsein und welche Verpflichtung gegenüber dem edlen Erbgut wurde so in die Brust des jungen Adelsbauern gelegt! In der eigenen Sippengeschichte und in den Verwandtschaftsbeziehungen zu anderen bekannten Sippen gut Bescheid zu wissen, das gehörte zum guten Ton, zu einer guten Erziehung, zu

bäuerlicher Bildung. Wer darin nicht bewandert war, wurde verspottet. So spottet Björn den Kolli aus, weil dieser ihn trotz der Blutsverwandschaft angreift und höhnt ihn, die Sippenkunde sei wohl nicht eben seine starke Seite (Geschichte von den Skalden Björn und Thord, 9, S. 134). Der Hieb sitzt denn auch und Kolli läßt, sich entschuldigend, vom Kampfe ab.

Verwandschaft bedeutet zugleich Verpflichtung. *O. Klose* (73) weist darauf hin, daß das auch der Wortsinn im Isländischen sagt, weil das Wort „skyldr“ sowohl „verwandt“ als auch „verpflichtet“ bedeuten kann, ebenso wie „vandi“ Verwandschaft und Verpflichtung zugleich ausdrückt. Dieses starke verwandtschaftliche Verpflichtungsgefühl geht als charakteristischer Zug durch alle Sagas, und der gilt als Neiding, der sich ausschließt und gegen seine Sippe steht. Vor allem hilft man einander natürlich bei Fehden, und es ist strengstes Gesetz edler Artung, daß Verwandte bei Fehden zusammenstehen. Aber auch sonst kommt das Verpflichtungsgefühl bei jedweder Gelegenheit zum Ausdruck. Die Finnbogisaga enthält die Geschichte von Urdarkött, dessen Aussetzung und Aufwachsen oben in anderem Zusammenhang (s. S. 102) angeführt wurden. Als sich seine edle Abstammung bewährt und man ihn auf seinem väterlichen Hofe erkennt, da droht der zu Besuch gekommene Schwager Thorgeir dem zögernden Asbjörn die Freundschaft aufzukündigen, falls er die Verpflichtungen gegen seinen Sohn nicht sofort in vollstem Umfange zu übernehmen bereit ist. Ganz besonders stark ausgeprägt äußert sich das Sippengefühl bei den germanischen Bauersfrauen. Die Saga von den Lauterseern (II, S. 160) enthält einen Streit zwischen zwei Vettern. Schließlich heißt es: „Jorun aber war das tüchtigste Weib, wie ihr das im Blute lag. Sie brachte das auch zuwege, was keiner vorher vermocht hatte, daß die beiden Vettern Thorkel Geitissohn und Bjarni Brodd-Helgissohn sich verglichen und diesen Vergleich gut und ehrenhaft hielten.“ – In derselben Geschichte wird später erzählt, wie Thorvards Frau diesem droht, ihm keinen Sohn mehr gebären zu wollen, wenn er seinem Sohn Höskuld, den er wenig liebt, in seinem Kampf nicht unterstützt und dadurch an seinem Tod mitschuldig wird (S. 202). In der Geschichte der Skalden Björn und Thord ist es Thorsteins Frau Thorfinna, die eine

Versöhnung zwischen den Verwandten Thorstein und Björn zuwege bringt (9, S. 121). Eine besonders energische Verfechterin des Gedankens der Sippenverpflichtung ist Vigdis in der Saga von den Lachswassertalleuten (6, S. 50–55). Sie gewährt einem entfernten Verwandten Thorolf, der vor seinen Feinden flüchtet, ohne weiteres Unterschlupf gegen den Willen ihres ängstlichen und hinterhältigen Mannes. Als dieser versucht, den Thorolf gegen Geld an seine Feinde zu verraten, durchkreuzt sie seine Pläne, indem sie Thorolf zu anderen Verwandten schafft. Dem Ingjald aber, Thorolfs Todfeind, der ihren Mann bestochen hatte, schlägt sie den Geldbeutel ins Gesicht, daß ihm die Nase blutet. Und obendrein scheidet sie sich von ihrem unwürdigen Manne und kehrt in die Obhut ihrer Sippe zurück. In der Geschichte von Thord Kakali (24, S. 226) droht Steinvör ihrem ängstlichen Gatten Halfdan für den Fall, daß er seinem in Not befindlichen Schwager Thord keine Waffenhilfe leiste, sie werde ihm die eheliche Freundschaft aufkündigen und sich selbst mit der Waffe in der Hand an die Spitze seiner Mannen stellen. Noch energischer tritt Thorbjörg für ihre Sippe ein (Geschichte von Hörd dem Geächteten, 8. S. 250 ff.). Ihr Bruder Hörd war geächtet und ihr eigener Mann, der Bauer Indridi, hat an seinem Tode mitgewirkt. Helga, Hörds Frau, durchschwimmt mit ihren vier- und achtjährigen Söhnen einen Fjord, um diese vor der Erschlagung zu retten und flüchtet zu Hörds Schwester Thorbjörg. Am Abend versucht Thorbjörg ihren Mann im Bett zu erstechen, obgleich die Ehe bis dahin glücklich war. Aber sie ist über den Tod ihres Bruders so maßlos ergrimmt, daß sie ihrem Manne erst dann wieder ein freundliches Wort gönnt, als dieser ihr zuliebe nicht nur den Töter Hörds erschlägt, sondern auch Helga und Hörds Kinder in seine Obhut nimmt.

In heidnischer Zeit kommen darum auch Streitigkeiten oder gar Kämpfe innerhalb einer Sippe kaum vor. Wie sehr man die Sippe als Einheit empfand, das besagt ein Satz der altisländischen Graugans (34, S. 115), in dem für Zeugenaussagen bei Thinggerichten bestimmt wird: „Vater und Sohn oder zwei Brüder sind wie ein Mann in jeder Sache oder Zeugenschaft, wozu einer sie beruft.“ Es erschien undenkbar, daß ein Sippenmitglied vor Gericht sich durch

Zeugenaussagen in Gegensatz zu den übrigen stellen könnte. Wenn durch Zufall zwei Streithähne aneinander gerieten, so genügte ein Hinweis auf verwandtschaftliche Beziehungen, um vom Kampfe abzulassen. In der Geschichte von den Skalden Björn und Thord (9, S. 134) genügt ein Hinweis Björns auf bestehende Verwandtschaft, um den jungen Kolli sofort vom Kampfe gegen Björn abzuschrecken, an dem er bisher eifrigst beteiligt war. Die Einstellung hält sich lange und als starkes Gesetz im germanischen Bauerntum; erst in der Verfallszeit, der christlichen Frühzeit des Germanentums, als der Sippenzusammenhalt ins Wanken und alle sittlichen Bindungen problematisch geworden waren, mehren sich die Fälle von Sippenverrat, die bis dahin kaum vorkommen. *Grönbeck* (58, S. 33) schreibt dazu: „Als die Kirche die Gesetzgebung in ihre Beaufsichtigung einbezog, mußte sie als erstes einen wesentlichen Mangel des alten Rechts feststellen: dieses kannte keine Bestimmungen betreffend Mord unter Verwandten. Dieses Verbrechen wurde deshalb der geistlichen Jurisdiktion unterstellt; die Kirche schuf Strafbestimmungen, so wie sie auch durch Anpassung lateinischer Wörter Bezeichnungen für das Verbrechen schuf. Als die Gesetzgeber im Mittelalter mutig dem altertümlichen Frieden auf den Leib zu rücken begannen, um modernen Rechtsprinzipien einen Platz zu erkämpfen, mußten die Angriffe zuerst in der Form von Vergünstigungen geführt werden: es wurde einem Mann erlaubt, sich als unbeteiligt an der Sache seines Verwandten zu betrachten; es wurde gesetzlich für angängig erklärt, eine Beteiligung an der Entrichtung der Geldstrafe, die Verwandten auferlegt war, zu verweigern. Eine jahrhundertelange Arbeit war nötig, bevor man die stillschweigende Voraussetzung dieses allgegenwärtigen Friedens aus dem Gesetz entfernen und erreichen konnte, daß als Grundlage der Gerechtigkeit die Menschlichkeit anerkannt wurde.“

Aus dem starken Verbundenheits- und Verpflichtungsgefühl gegenüber der Sippe entspringen zahlreiche Versorgungspflichten für alle Sippenmitglieder. Vielfältig kann man sie in germanischen Gesetzes-sammlungen finden. „Seine Mutter hat der Mann zuerst zu versorgen“ setzt die isländische *Graugans* fest (34, S. 235) und bestimmt dann bis ins einzelkste die Versorgungspflichten für die Verwandten

(S. 235–239), besonders wenn sie bedürftig sind und in Schuld-knechtschaft zu geraten drohen. In einem besonderen Abschnitt (S. 251) wird dargelegt, daß man Gesippen, die in Not geraten, auch nicht aus dem Lande anderswohin in Kost geben soll. Eine Ausnahme wird nur erlaubt für erbbiologische Minderwertige, denen „solche Mängel anhaften, daß sie tiefer im (biologischen) Werte ständen durch ihre Nachteile, falls sie Leibeigene wären.“ In die Fürsorgepflicht für Verwandte sind natürlich auch die unehelichen Kinder einbegriffen, für die der Vater den Unterhalt zu bestreiten hat (S. 252), und bei seinem Tode oder seiner Bedürftigkeit die Verwandtschaft. „Pflichtig ist niemand, zu übernehmen mehr als zwei uneheliche Kinder e i n e s Mannes, die Nachgeschwisterkind zu ihm sind, außer wenn man den Vater der Kinder entmannt hat“, setzt die Graugans (S. 256) fest und schützt so die Sippe gegen das verantwortungslose Zeugen von unehelichen Kindern durch charakterschwache, asoziale Elemente (s. a. S. 268 und 278). Auch Geisteskranke werden unter die Obhut ihrer Sippe gestellt. In ganz analoger Weise wird auch im norwegischen und dänischen Recht die Verpflichtung gegen die Sippe festgelegt. In die Sippe und in ihren Frieden eingeschlossen ist auch das Gesinde, wenngleich es natürlich nur sachlich, nicht biologisch zur Sippe gerechnet wurde. Immerhin wird auch hier die Versorgungspflicht der Sippe gegen das Gesinde festgelegt (31, S. 48 und 49), und aus dieser Einschließung in den Sippenfrieden bleibt auch nach der Freilassung ein weitgehendes Verpflichtungsverhältnis bestehen, das dem Freigelassenen nicht gestattet, gegen seinen ehemaligen Herrn und die Sippe, der er einst zugehörte, feindlich vorzugehen (31, S. 56/57). Besonders deutlich spricht der Sippengedanke aus all den vielen Verordnungen, die den einzelnen Sippenmitgliedern, besonders Vater und Mutter das Verfügungsrecht über Hof und Habe einschränken, um den Kindern das Sippenerbe zu erhalten.

Auch die Blutrache enthält ein biologisches Element und entstammt dem Sippengedanken. Der Grundgedanke ist der, daß die biologische Schwächung der eigenen Sippe, die durch den Totschlag eines Mitglieds erfolgt, nur durch die Vergeltung mit einer eben-solchen Schwächung der gegnerischen Sippe ausgeglichen werden kann. Zweifellos spielen dabei auch religiöse Vorstellungen im Sinne

Grönbecks (58) mit hinein, insofern, als durch den Einbruch in den Sippenfrieden die Sippenehre beschädigt wird und ihre Wiedergesundung nur auf dem Wege der Blutrache denkbar ist. Aber das biologische Element darf hierbei nicht zugunsten des religiösen unterschätzt werden, beide ergänzen sich. Von einer Bestrafung des Täters ist jedenfalls keine Rede. Wenn man seine Rache naturgemäß mit Vorliebe auf den Täter selbst richtete, so ist doch die Tatsache belegt, daß man seine Rache evtl. auch gegen wertvollere Glieder der gegnerischen Sippe richtete statt gegen den Täter, der möglicherweise nicht hoch genug eingeschätzt wird, als daß sein Tod den des verlorenen eigenen Sippengenossen aufwiegen könnte. Das christlich stark beeinflusste Frostthingsgesetz Norwegens (29, S. 4/5) beklagt diese Zustände bitter mit den Worten:

„Jedermann wird wissen, wie es ein großer und übler Mißbrauch lange in diesem Lande gewesen ist, daß, wenn ein Mann getötet wird, da wollen die Verwandten des Erschlagenen sich den aus dem Geschlechte des Töters aussuchen (ihn zu erschlagen), der der beste ist, wenngleich er weder wissend, noch wollend, noch helfend bei der Tötung des Mannes beteiligt ist, und wollen sich nicht an dem rächen, der getötet hat, obgleich dazu die Möglichkeit vorhanden ist. Und so hat der unwerte Mann Nutzen von seiner Schlechtigkeit und seinem Unheil, und der Schuldlose büßt seine Besonnenheit und männliche Trefflichkeit, und so mancher hat auf diese Weise eine große Einbuße des Geschlechts erlitten, und wir haben die besten unserer Leute im Lande verloren. Und deshalb bestimmen wir dieses als eine Sache ohne Zulassung einer Buße und mit Beschlagnahme des ganzen Eigentums jedem, der an einem andern Rache nimmt als an dem, der tötet oder töten läßt.“

So, wie sich Rache und Gegenrache nicht an die Einzelperson, sondern an die Sippe halten, so nimmt auch die gesamte Sippe büßend oder Buße empfangend an der geldlichen Sühnung eines Totschlags teil. Darüber finden sich in den dänischen (33, S. 26/27), schwedischen (32, S. 12) und fränkischen (25, S. 85/87) Gesetzen genaue Angaben, die uns hier nicht näher interessieren. Bezeichnend für die Stellung des unehelichen Kindes ist aber, daß es an all diesen Dingen vollberechtigten Anteil als Sippenmitglied hat. *Heusler* (68) verweist hier auf die Saga vom weisen Njal (4), in der Amundi den Töter seines Vaters Lyting fragt, womit er ihm Buße geben wolle: „Ich bin ein unehelicher Sohn und habe keine Buße erhalten.“ Er

hätte ein Anrecht darauf gehabt, und *Heusler* führt mehrere Fälle dafür an, daß ein Verwandter trotz eines Bußvergleiches sich zum Rachetotschlag für berechtigt erklärt, weil er keine Bußgeldzahlung erhalten habe (Njala 226,3 und Thordh. 57).

Wie sehr der Sippengedanke, der Glaube an das Heil und an den Frieden der Sippe, im Mittelpunkt der germanischen Bauernwelt heidnischer Zeit stehen, wie sehr die Sippe und ihre Ordnung für den germanischen Bauern ein Stück heiliger Weltordnung bedeutet, an das nicht getastet werden darf, das zeigt wohl am besten die Edda. Denn wenn im Götterhimmel der große Weltuntergang beginnt, dann kündigt er sich auf der Menschenwelt so an (2, S. 40):

„Brüder kämpfen und bringen sich Tod,
Brudersöhne brechen die Sippe;
Arg ist die Welt, Ehbruch furchtbar,
Schwertzeit, Beilzeit, Schilde bersten,
Windzeit, Wolfzeit, bis die Welt vergeht —
Nicht einer will des andern schonen.“

Es ist sehr bezeichnend für die germanische Weltanschauung, daß für sie die sichersten Anzeichen beginnenden Weltuntergangs der Ehebruch und der Sippenbruch sind. Brechen Sippe und Ehe, jene beiden festesten Pole der germanischen Bauernwelt zusammen, dann muß für den Nordischen Bauern die ganze Welt untergehen. Ein Mensch, der sich mit seiner eigenen Sippe verfeindet, ist ein „heilloser Mann“, ein Verworfener, über ihm schwebt „Unheil“ und „Friedlosigkeit“, er ist ausgestoßen aus der Gemeinschaft, die für den germanischen Bauern lebensnotwendig und unentbehrlich war — aus der Sippe und damit aus ihrem Heil und ihrem Frieden. Grettir, dessen Schicksal eine Saga schildert (5), wird deshalb zum Unglücksmann, weil er mit seiner Sippe zerfällt. Wer gegen seine eigene Sippe vorgeht, ist ein Neiding und verfällt der allgemeinen Verachtung. „Ich erkläre aber, es fällt mir gar nicht ein, mein Ansehen deiner Nichtswürdigkeit und Bosheit halber aufs Spiel zu setzen“, antwortet der Gode Snorri dem alten Thorolf, der gegen seinen eigenen Sohn Arnkel prozessiert und Snorri gegen ihn aufzuhetzen sucht (7, S. 80). Als der Sohn schließlich seinem Vater seine neidinghafte Haltung vorhält und der Vater keine Möglichkeit zu einer

ehrenden Beendigung der selbst angezettelten Streitigkeiten mehr sieht, da bricht alles in ihm zusammen, da packt das Unheil zu: „Als Thorolf Hinkfuß nach Hause kam“, heißt es in der Saga (S. 84), „sprach er mit niemand. Er setzte sich auf den Hochsitz und aß nichts zu Abend. Dort saß er noch, als die andern Männer schlafen gingen. Am Morgen aber, als die Leute aufstanden, saß Thorolf noch immer da und war tot.“ Und nun empfinden alle, daß dieser Neidingstod eine unheimliche Schicksalsfügung ist, und es wird geschildert, mit welchen Vorsichtsmaßnahmen man die Leiche des Neidings bestattete, um nicht durch die Berührung mit ihr geschädigt zu werden. Die ganze Abscheu vor dem Neiding, der sein eignes Nest beschmutzt hat, spricht daraus. — Eine ganz ähnliche Geschichte enthält die Saga von Egil Skallagrimsson (3, S. 170 bis 172). Auch hier handelt der alte Skallagrim neidinghaft an seinem Sohn Egil und seiner Sippe, auch hier stirbt er in der Nacht nach seiner Neidingstat unter geheimnisvollen Umständen, und seine Leiche wird genau so vorsichtig aus dem Hause entfernt wie die des Neidings Thorolf. Man verabscheut ihn über den Tod hinaus. — In der Saga von den Lauterseern (11) findet auch der neidinghafte Gudmund, der seinen eigenen Bruder mißhandelt, einen neidinghaften, geheimnisvollen Tod. Es heißt da, man habe ihm ganz heiße Milch vorgesetzt, er habe aber immer über Kälte geklagt und sei dann urplötzlich gestorben. Eine eigenartige Parallele hierzu findet sich — als Erinnerung an altheidnische Vorstellungen — in einer Sage, die *Bruno Schweizer* (110) aus dem Sagenschatz jener angeblichen Überreste der alten Cimbern in den sieben und dreizehn Gemeinden bei Verona berichtet:

„Einmal starb ein Mann. Darauf, als er tot war, kam er bei der Nacht wieder und machte ein großes Feuer an und wärmte sich. Wenn er dann war ‚warm, warm‘, dann löschte er das Feuer und ging. Sein Weib hörte ihn und ging zum Pfarrer und erzählte ihm die Sache. Der Pfarrer lehrte sie nun, den Toten zu befragen, damit sie erfahre, ob er vielleicht geflücht habe. Und der Tote antwortete: ‚Wenn auch der Mensch flucht, Gott der Herr vergibt.‘ Die zweite Nacht kam der Mann wieder, und sie fragte ihn: ‚Hast du gestohlen?‘ ‚Auch wenn du stiehst, Gott der Herr vergibt.‘ Sie ging nun abermals zum Pfarrer und erzählte dem, was der Tote geantwortet hatte. Darauf sagte der Pfarrer: ‚Frage ihn, ob er vielleicht mit seiner Sippe Streit gehabt hätte.‘ Des

Abends kam er, machte das Feuer an und wärmte sich. Darauf fragte ihn das Weib: „Hast du vielleicht mit der Sippe Streit angefangen?“ Jetzt antwortete dieser tote Mann: „Verflucht du und jener, der dich's gelehrt hat! Nun kann ich nicht mehr kommen, mich zu wärmen. Ich bin verdammt hinein ins Eis; denn ich habe mit meiner Sippe Streit gehabt!“

Wir haben es hier offenbar mit einem besonders bezeichnenden Zug Nordischen Bauerntums zu tun: Der Sippenbrecher ist der allerschlimmste Neiding, er steht nicht nur in dieser Welt einsam und gemieden da, er gehört auch in jener Welt nicht zur Sippengemeinschaft, er ist ausgestoßen aus dem Grabhügel, der die Toten der Sippe birgt, bis sie zu neuem Leben im Enkel wieder auferstehen. Er ist ausgestoßen und verdammt ins ewige Eis. Man wünscht und hofft nicht, daß seine neidingshafte Art in einem Enkel wiederersteht, man hofft, daß sein entarteter Charakter in den Sippenachkommen nicht wieder lebendig wird. So wie dem Neiding in dieser Welt, von dem die Edda singt (Altes Sittengedicht, 2, S. 127):

„Die Föhre dorrt, steht sie frei auf dem Berg,
Nicht schützt sie Borke noch Blatt;
So ist's mit dem Mann, den alle meiden,
Was lebt er länger noch?“

so ergeht es ihm auch in jener Welt — er geistert vereinsamt umher und bringt Schaden, darum auch die besonderen Vorsichtsmaßnahmen bei seiner Beerdigung.

Eine besonders bezeichnende Klage über Sippentotschlag findet sich im Nibelungenlied (92, S. 306). Da klagt der erschlagene Siegfried:

„Nun möge Gott erbarmen, daß ich je den Sohn gewann, dem man das vorwerfen wird in Zukunft, daß seine Verwandten einen der ihren mörderisch erschlagen haben. Möchte ich zu Ende kommen, dann hätte ich Grund zum klagen.“

Siegfried klagt nicht über seinen Tod, nicht über den zurückgelassenen Sohn, sondern darüber, daß der Sohn blutsverwandt ist mit einer Sippe, in der man einen Sippenmord begangen hat — daß er Erbgut von solcher Sippe in sich trägt, darum also mitverantwortlich für diese Schandtät ist.

Es erübrigt sich darum beinahe, darauf hinzuweisen, daß – soweit die Germanengesetze Sippentotschlag überhaupt kennen – eine solche Schandtät unbüßbar ist (mit Ausnahme der Friesen, s. 28, S. 91). Es sind bezeichnenderweise nur die südlicheren Germanenvölker, die stärker mit fremder Kultur in Berührung gekommen sind, bei denen man derartige Gesetze findet. Der Norden kennt, wie schon *Grönbeck* (58) betont, so etwas nicht. Der germanische Süden jedoch belegt Verwandtenmord mit der Todesstrafe und darüber hinaus sogar noch mit einer Bestrafung oder besser einer Ausmerzung der Nachkommenschaft des Neidings. So wie Siegfried den Sohn ob seiner erblichen Belastung mit dem Blute einer Neidingssippe beklagt, so behandelt der südgermanische Bauer die Nachkommen des Neidings als „Wolfsbrut“, die man nicht aufziehen soll. Das fränkische Königsgesetz von 803 (26, S. 103) bestimmt: „Seine Nachkommenschaft und seine Blutsverwandtschaft aber falle in Knechtschaft“, und die Westgoten (36, S. 167), Mosel-Franken und Alemannen (27, S. 29) ziehen sein gesamtes Erbe ein, so daß seine Nachkommen und Verwandten enterbt sind.

An dieser Stelle mag nun auch eine kurze Untersuchung eingeschaltet werden, wie wohl der germanische Sippengedanke gegen die germanischen männerbündischen Gemeinschaften abzugrenzen sei. Darüber finden wir bereits eine recht klare Darstellung nach den Quellen von *F. Wüllenweber* (119), die deutlich zeigt, wie die Sippengefolgschaft organisch abgelöst wird von der Wikinggefolgschaft, der Königsgefolgschaft, um aber schließlich im Kreislauf zum Ausgang, in den Frieden der Sippe auszumünden. Wir haben gesehen, wie heilig dem germanischen Bauern der Sippenfrieden war, wie hoch ihm der Sippengedanke stand und wie sehr sein Leben an das der Sippe gebunden war. Welche Rolle spielten daneben im germanischen Leben die männerbündischen Gemeinschaften, mit denen man sich in neuerer Zeit soviel beschäftigt hat? Wer das germanische Alltagsleben in der Saga auf sich wirken läßt, der wird zu der Antwort neigen: sie hatten sehr geringe Bedeutung! Wer *O. Höfler* (71) oder *L. Weiser* (117a) liest, mag zu der Ansicht kommen, die kulturellen Männerbünde hätten im germanischen Bereich eine überragende Bedeutung gehabt. *Höfler* selbst geht auf die Frage nur

wenig ein, da ihn die kultische Seite der Angelegenheit mehr interessiert als die Lebensformen des germanischen Bauerntums. Er gerät hierbei in eine scharfe Kontroverse mit *B. Kummer* (79), dem er Rationalismus und Voreingenommenheit vorwirft. *Höfler* will von einer rationalistischen Geisteshaltung unserer germanischen Vorfahren nichts wissen, sie würde ja auch schlecht in das Bild jener ekstatischen, magische Riten ausübenden Männergeheimbünde passen, das er entwirft. Es steht zu erwarten, daß auch die vorliegende Abhandlung von *Höfler* darum als „rationalistisch“ abgelehnt werden wird, da auch zwischen der in dieser Arbeit aufgezeigten biologischen Weltanschauung der germanischen Bauern und der Magie der kultischen Geheimbünde Höflers eine rassenseelische Kluft besteht, die nicht leicht zu überbrücken sein dürfte. Es ist aber ganz unmöglich, den germanischen Bauern einen Hang zum Rationalismus abstreiten zu wollen. Und es ist keineswegs so, daß diese „Rationalisten“ vereinzelte Ausnahmen wären – im Grunde genommen liegt doch auch in der Anerkennung und Verehrung der Naturgesetze, in der Übertragung der aus ihnen gewonnenen Erkenntnisse auf das Leben eine tüchtige Portion von Rationalismus. Sollte nicht vielmehr gerade die Neigung zur Magie, zum Mystizismus, zur Ekstase aus rassischen Fremdeinschlägen herrühren? Ist es ein Zufall, daß die Zauberer auf Island meist fremde Einschläge, oft fremde Namen führen, daß es in Norwegen und Schweden meist Lappen oder Finnen sind? Lebten auf Island nicht noch Nachkömmlinge der alten Iren, jener zur Ekstase und zur Magie besonders geneigten Angehörigen der Westrasse? Ist es ein Zufall, daß auch *Höfler* sich für seine Ausführungen so oft auf Belege aus germanischen Rand- und Mischgebieten stützen muß?

Sollte wirklich die Geisteshaltung des nordrassigen Bauern jener Zeit sich so stark im Wesen von derjenigen nordrassiger Bauern unserer Tage unterscheiden haben? Ist das kein Rationalismus, ja geradezu eine materialistische Ader, wenn in der „Saga von den Schwurbrüdern“ (13, S. 230) berichtet wird: „Thorarin Übermut hieb Thorgeir den Kopf ab und nahm ihn mit sich fort. Einige berichteten, daß man Thorgeir bis zum Herzen spaltete, um zu sehen, wie dies aussähe, da Thorgeir ein so mutiger Mann gewesen sei. Es

heißt aber, das Herz Thorgeirs sei ganz klein gewesen. Manche Leute meinen, die Herzen mutvoller Männer seien kleiner denn die mutloser — sie behaupten, in einem kleinen Herzen sei weniger Blut als in einem großen, und von dem vielen Blut käme die Furcht her im Herzen. Dann bräche einem Manne das Herz, wenn das Blut darin zu viel Furcht hervorbringe.“

Daß ein so rationalistischer Erklärungsversuch für die anatomische Ursache des Mutes eine Ausnahme sei, wird man nicht beweisen können. Denn es ist auch „rationalistisch“, den Körper zu sezieren, um die „Seele“ zu finden oder zu erklären, eine bestimmte Veranlagung besitze man deshalb, weil sie in der Sippe erblich sei — von solchen Äußerungen wimmelt es aber in den Sagas, wie nachgewiesen werden konnte. Wenn in der „Geschichte von den Leuten auf den Färöern“ (13, S. 304) Sigurd auf die Frage Jarl Hakons, woran er glaubte, die Antwort erteilt: „Ich vertraue auf meine Kraft und Stärke“, dann liegt auch hier nicht ein Fall von ungewöhnlicher Gottlosigkeit vor, sondern wir können diese stereotype Redewendung in den verschiedensten Sagas, sogar in alten Vorzeitsagen wiederholt finden. Sie zeigt, daß es nicht wenige unter den geistig führenden Männern der verschiedensten nordgermanischen Gebiete gab, die von dem ganzen Götterhimmel der Dichter nicht viel hielten und zu einer recht rationalistischen Einstellung in religiöser Hinsicht neigten. Was nun das Verhältnis von Sippengemeinschaft zum Kriegerbund anbelangt, so sei dazu folgendes bemerkt. Von dem Aufbau der germanischen Heere sagt bekanntlich *Tacitus* (112):

„Ein ganz hervorragender Anreiz zur Tapferkeit ist die Tatsache, daß nicht ein zufälliges oder willkürliches Zusammenscharen ein Reitergeschwader oder eine Abteilung Fußtruppen ausmacht, sondern die Familien und Sippenverbände. In nächster Nähe stehen ihre Lieben, von dorthier hören sie das Schreien der Frauen, das Wimmern der Kinder. Sie sind für einen jeden die heiligsten Zeugen, sie die einflußreichsten Mahner.“

Wenn auch die Anwesenheit der Frauen und Kinder sich nur auf die nach Bauernland suchenden, wandernden Germanenscharen bezieht, so ist doch die Tatsache belegt, daß tausend Jahre später die Sippenaufstellung in einer Volksschlacht noch Gültigkeit hat. *F. Wüllenweber* (119) erbringt diesen Nachweis aus der Heim-

skringla, in der für die Schlacht von Sticklestad das gleiche beschrieben wird. Er zeigt ferner, welche große Rolle im Leben des germanischen Freibauern­tums die Sippen­ge­f­olgs­chaft gespielt hat.

Wie steht dem der Wiking gegenüber? Auch darüber finden wir bei *F. Wüllenweber* (119) Auskunft. Er zeigt aus den Quellen, wie der Jungbauer eine Zeitlang, bevor er dazu kommt, sich eine eigene Bauernwirtschaft zu gründen oder den Hof des Vaters zu übernehmen, mit Freunden auf Wikingfahrt geht oder sich einem regelrechten Wikingbund anschließt. Ein Beispiel dafür bieten die Joms­w­ik­inger, von denen eine Saga berichtet (19). Auf solchen Fahrten erwarb man zweierlei: Ruhm und Reichtum – nebenbei auch eine Erweiterung seines Horizonts und seiner Lebenserfahrungen. War der junge Wiking erst von seinen Wikingfahrten oder von seiner Lehrzeit in der Königs­ge­f­olgs­chaft heimgekehrt und seßhaft geworden, dann war es meist aus mit der Wikingerei und sein unruhiges Blut konnte man ja auch daheim in Fehden genugsam abkühlen. Es gab natürlich auch Ausnahmen, aber sie verloren selten genug den Zusammenhang mit ihrer Sippe oder gar mit ihrem Erbhof.

Die „Geschichte von den Orkadenjarlen“ (19, S. 208) erzählt das Beispiel eines Bauern und seiner Wikingzüge: „Svend hatte im Frühjahr immer viel Arbeit und ließ überaus viel Getreide aussäen und legte selbst tüchtig Hand an. Wenn aber diese Arbeit beendet war, fuhr er jeden Frühling auf den Wiking und heerte um die Hebriden und Irland und kam nach dem Mittsommer nach Hause; das nannte er den Frühjahrswiking. Dann blieb er zu Hause, bis die Felder abgeerntet und das Getreide geborgen war. Dann fuhr er auf den Wiking und kam dann nicht eher nach Hause, als bis ein Monat vom Winter vorüber war; und das nannte er den Herbstwiking.“

Ein Jungbauer, selbst wenn er eine Zeitspanne seines Lebens im Wikingbund oder im Königs­ge­f­olge zubrachte, sah als sein letztes Ziel wohl doch meist die Rückkehr zur bauerlichen Seßhaftigkeit und die Begründung einer Familie zur Erfüllung seiner Pflichten gegenüber dem Sippenerbgut an. Mag sein, daß das allmählich an den immer prunkvoller und mächtiger werdenden Königshöfen der christlichen Verfallszeit anders wurde, zumal sich dann König und Adel mehr und mehr von eigener bauerlicher Arbeit fernhielten. Ursprüng-

lich war das anders, das zeigt sich beispielsweise auch darin, daß in der Thidrekssaga (22, S. 230) von Wild-Ewer, dem Gefolgsmann Dietrichs von Bern, ausdrücklich hervorgehoben wird: „Das Wahrzeichen seiner Rüstung war der Wildigöltr, auf deutsch Wildeber. So hieß er, weil er sich niemals bei seinen Gesippen und in seiner Heimat aufhielt, sondern immer bei ausländischen Fürsten.“ Das muß also doch selbst in jener späten Zeit im Norden noch als etwas Außergewöhnliches gegolten haben, daß man ganz im Wikingleben aufging und ganz die Verbindung mit Gesippen und Heimat aufgab! Für einen solchen Wildling gab es besondere Namen und ein besonderes Wappenzeichen.

Die meisten Wikinger sind aber nicht von der Art dieses Wildlings, sondern es sind junge Bauernsöhne und gelegentlich ältere, ruhlose Männer von der Art Svends, der in den „Ruhepausen“ zwischen Saat und Ernte auf Wiking zog. Was aber taten diese Wikinger? *Adam von Bremen* (38) schreibt von ihnen: „Die Seeräuber selbst aber, die jene (die Dänen) Wikinger, wir aber Askomannen nennen, zahlen dem Dänenkönig Tribut, damit er ihnen erlaubt, von den Barbaren, die rings um das Meer zahlreich wohnen, Beute zu holen.“ Sie treten also gelegentlich in den Dienst eines Fürsten und bekämpfen für ihn seine Feinde. Mitunter aber auch kämpft man auf eigene Rechnung. Der Feind, den man bekämpft, ist klar gekennzeichnet: es sind die fremden Völker, mit denen man im Unfrieden lebt. Gelegentlich aber hört man auch etwas anderes. So heißt es in der „Geschichte der Leute aus Floi“ (Thule 13, S. 105/106) von wikingernenden Bauernsöhnen: „Darauf heerten sie weit herum im Sommer. Gyrd hieß ein Wiking, auf den sie im Sommer bei einem Eilande stießen. An einem Morgen kam eine Schute von Gylds Schiffen zu Thorgils und Thorstein und meldete, Gyrd wolle sich mit ihnen zusammentun. Das geschah. Gyrd sollte die gleiche Zahl Schiffe stellen und dafür die Hälfte Beute haben. So heerten sie mitsammen den Sommer über und machten reiche Beute. Sie töteten viele Seeräuber und Wikinger, ließen aber Bauern und Handelsleute in Ruhe.“ Diese wikingernenden Jungbauern also richteten ihren Kampf nicht gegen friedliche Bauern und Handelsleute des Gegners, sondern man suchte Wikingerscharen des Gegners auf, um sich mit ihnen zu

messen. Mit Wikingern des eigenen Volkes tat man sich zu gemeinsamer Unternehmung zusammen. Neben feindlichen Wikingern werden auch Seeräuber besonders genannt. Seeräuber und Wikinger waren also nicht das gleiche, wenigstens machte man gewisse Unterschiede. Im allgemeinen freilich ist der Sprachgebrauch des Wortes Wiking so, daß man jeden auf Kriegsfahrt Befindlichen als Wiking bezeichnete, ohne dabei Unterschiede zwischen abenteuernden Jungbauern und berufsmäßigen Wegelagerern zu machen. Und doch bestand da ein beträchtlicher Unterschied. „Dort fuhr er den Sommer umher und machte nur geringe Beute, da er mit seiner kleinen Schar sich nicht dorthin wagte, wo eine mächtige Streitmacht ihm entgegenstand. Kaufleute aber ließ er in Frieden fahren“, heißt es von Sigmund in der „Geschichte von den Leuten auf den Färöern“ (13, S. 293). Man suchte also kleinere Scharen feindlicher Wikinger zu vernichten.

Offenbar gab es neben den auf Heerfahrt befindlichen Jungbauern noch eine andere Art von Wikingern, die wenig geschätzt wurden. Während die Heerfahrt eines Jungbauern nichts Ehrenrühriges an sich hat, im Gegenteil als ein erwünschtes Stück Erziehung gilt und Ruhm einbringt, ist die Wikingerei des Berufswikings nach bäuerlicher Auffassung eine ganz verwerfliche Sache. Und es steht fest, daß die Wikingerei der Jungbauern gerade der Ausmerze dieser berufsmäßigen Wikinger, dieser Seeräuber galt. Was waren das für Männer, jene Berufswikinger, die man so wenig schätzte? Nun, sie waren von ähnlicher Art wie der sippenlose Wild-Ewer, von dem die Saga etwas geringschätzig berichtet. Die verschiedensten Ursachen führte diese Männer zu ihrem unsauberen Handwerk. Oft waren es Ächter, Ausgestoßene, Gewaltmenschen, die sich dem Seeraub zuwandten. In der „Geschichte von den Leuten aus Floi“ (13, S. 124) wird erzählt: „Im Winter geschah es nun weiter, daß das Volk durch Seeräuber großen Schaden erlitt. Deren Führer hieß Thorstein. Es waren ihrer dreißig, und alle Ächter.“ Auch die „Geschichte von den Schwurbrüdern“ (13, S. 201 ff.) bringt dafür ein Beispiel. Da ist es der Knecht Kolbak, der im Dienste seiner Herrin Grima Thormod verwundet hat und dafür geächtet wird. Er flieht mit Grimas Hilfe, sie gibt ihm zum Lohn für seine Tat die Freiheit und er wird Wikin-

ger. — Solche Ächter mögen wohl den Hauptteil der verrufenen Berufsräuber ausgemacht haben, wenngleich wohl noch manch andere Ursache den Mann in ein solches Schicksal stürzen kann. So erzählt die „Saga von Ragnar Lodbrok“ (21, S. 147), daß dieser aus Kummer über den Tod seiner über alles geliebten Frau alles verließ und Wikinger wurde. Bei *Saxo* (106; I, 53) heißt es in der Geschichte von Fridleif, dieser König habe seinen ehelichen Sohn Frodi zum Thronerben bestimmt, sein unehelicher Sohn Ali dagegen habe eine ungewisse Zukunft gehabt, „er mußte Wiking werden“. Diese berufsmäßigen Wikinger und Seeräuber waren überall denkbar schlecht angeschrieben und wurden entsprechend behandelt und eingeschätzt. Für die Gattenwahl eines Mädchens aus guter Familie kamen sie — im Gegensatz zu den wikingernenden Jungbauern — gar nicht in Frage: „Raud hieß ein Wikinger, der um Dalla geworben hatte. Gunnbjörn war ihm scharf entgegengetreten, und Raud hatte übel zufrieden abziehen müssen. Es kam nun die Zeit, daß Dalla dem Gunnbjörn ein Schiff gab. Er legte sich auf Seezüge und war allen voran an Tapferkeit. Er verfolgte Wikinger, wo er sie nur erreichen konnte“, berichtet die Saga von Finnbogi (10, S. 183). Auch die „Geschichte der Leute aus Floi“ (13) berichtet mehrmals von der Ablehnung eines Wikings bei der Gattenwahl (z. B. S. 103 und S. 125). Der Wiking, der sein Gewerbe berufsmäßig trieb, schied für die Gattenwahl eines Mädchens aus guter Familie ebenso aus wie der Berserker.

So sehen wir, daß man im germanischen Bauerntum einen scharfen Trennungsstrich machen muß zwischen dem an die Sippe gebundenen Kriegertum, das nur der Ertüchtigung diene und jenem räubernden Wikingertum, das in sippenlosen Männerbünden ein ausgestoßenes Dasein verlebte. In dieser Trennung liegt auch die einleuchtende Erklärung für die Widersprüche, die *L. Weiser* (117 a) in den Wikinggesetzen findet. Die Halfsrecken, von denen die Halfssaga und das Hrokslied berichten, haben ein Gesetz, nach dem es verboten ist, Frauen und Kinder gefangen zu nehmen, sich an Frauen zu vergreifen oder eine Frau gegen den Willen der Sippe zu heiraten. Die Jomswikinger dagegen sollten ehelos sein. *L. Weiser* sieht in der Ehelosigkeit der Wikinger einen altertümlichen Zug männerbündischer Art, in den Gesetzen der Halfsrecken dagegen eine jüngere, ideali-

sierte Wikingerromantik. Da aber die Halfsrecken zweifellos die ältere, die Jomswikinger dagegen die jüngere Form des Wikingbundes sind, was sich aus dem Alter der Sagas ergibt, liegen die Verhältnisse umgekehrt. Die Forderung der Ehelosigkeit der Jomswikinger ist zweifellos jünger. Damit entfallen auch alle Forderungen, die *L. Weiser* daran anknüpft. Auch die Behauptung, Wikinger und Berserker gingen auf alte männerbündische Gemeinschaften zurück, für die Parallelen zu den Männerbünden der „Tiefkulturvölker“ (Neger) gesucht werden, ist so dürftig belegt und aus so willkürlichen Auslegungen germanischer und klassischer Quellen entsprungen, daß sie als unhaltbar bezeichnet werden kann. Für die Behauptung, die Mißachtung des Berserkers und des Berufswikings sei jüngerer Entstehung, bleibt *L. Weiser* jeden Beweis schuldig. Sie findet sich tatsächlich schon in den ältesten Sagas, und jeder Sagenkenner wird bestätigen, daß – im Gegensatz zur obigen Behauptung – gerade im Laufe der späteren Entwicklung, die zum Aufschwung der Männerbünde unter den dem autokraten Karolusideal nachstrebenden Gewaltherrschern führte, sich erst eine höhere Bewertung des Wikings und des Berserkers anbahnte. Eine Identifizierung von Wikingern und Berserkern, wie sie *L. Weiser* vornimmt, ist ebenfalls nicht ohne weiteres zugänglich. Gewiß wurden ausgestoßene Berserker, die auf Raub ausgingen, als Wikinger bezeichnet. Wir haben aber den Nachweis dafür erbracht, daß die wikingernenden Jungbauern weder mit Berserkern noch mit Berufswikingern etwas zu tun hatten. *Höfler* (71) sieht in den germanischen Wikingzügen, in den männerbündischen Ausfahrten die Keime zu geschichtlichen Entwicklungen. Aber wie weit trifft das zu? Wem verdanken wir die Gewinnung neuen Lebensraumes für die germanische Welt, dem schweifenden Wiking oder dem landsuchenden Bauerntreck? Dem sippenlosen und unfruchtbaren Männerbund oder der kampfstarken bäuerlichen Sippengefolgschaft? Wem verdanken wir Deutschen Ostpreußen? Dem Männerbund des deutschen Ordens oder den Bauern, die ihm nachzogen und sich ansiedelten? Die Macht des männerbündischen Ordens brach rasch zusammen. Wo der Bauer mit seiner Sippe nicht hingezogen war, da blieb von der Männerbund-Herrschaft nicht viel mehr übrig als ein paar schöne Ruinen. Überall aber, wo sich die

bäuerliche Sippenordnung in der Fremde löste – bei all den nach Süden gezogenen Germanen geschah das früher oder später –, wo an ihre Stelle die Herrschaft eines auf Männerbünde gestützten Fürsten trat, da blieb wenig übrig für die Zukunft des Germanentums, da ging der leuchtendste Ruhm dahin und hinterließ nichts als Ruinen und Heldenlieder! Der Sieg männerbündischen Denkens über das biologische Denken der bäuerlichen Sippe hat in der Vergangenheit den biologischen Verfall eingeleitet, wo wir auch hinblicken. Gerade die Vereinigung von bäuerlicher Sippengebundenheit mit kriegerischer Ertüchtigung – in vorübergehender männerbündischer Gebundenheit – ist es gewesen, die das germanische Bauerntum so stark und so fruchtbar gemacht hat. Gewiß wird niemand bestreiten wollen, daß kriegerische Leistungen zum Ideal des bäuerlichen Germanen gehörten – sagawürdige Handlungen, wie man das oft nannte – aber niemals konnte in vorchristlicher Zeit dadurch das andere Ideal, das des bäuerlichen Fleißes und des erntereichen Friedens beeinträchtigt werden. „Wir können wohl nicht sagen, daß unsere Verfahren gerade friedlich waren, da es ihnen ja nie einfiel, den Frieden über alles andere zu setzen – aber sie waren mehr: in ihrer Kultur und in ihrem sozialen Leben haben sie dem Friedenswillen ein Denkmal errichtet, und ein mächtiger Friedenswille muß in ihnen geherrscht haben, der jede Selbstbehauptung zwang, sich bestimmten Formen einzuordnen, die ebensosehr der Einigkeit des Volkes wie der persönlichen Befriedigung dienten. Auch ihr tägliches Leben und Treiben ist nicht weniger von gutem Einverständnis und der Umgänglichkeit geprägt; von der Sippe werden in jeder Richtung Hände nach Verbindung und Bündnis ausgestreckt“, schreibt *Grönbech* (58; II, 7). Und *A. Olrik* weist darauf hin, daß inmitten des heldischen Wikingerzeitalters aus den Runensteinen ein ganz anderes, bäuerliches Lebensideal zu uns spricht: „Dänische Runensteine zeigen uns das Bild einer Gesellschaft, die merkwürdig weit absteht von den Wikingerfahrten; der gute Landwirt und die tüchtige Hausfrau werden geehrt: Glückliche derjenige, der in der Jugend pflügte und säte, heißt es hier“ (94, S. 75). Der Hauptton hat für das Germanentum immer auf dem Wort „Sippe“ gelegen. Wenn heute der Nationalsozialismus mit *Adolf Hitler* die Sippe als die Keimzelle – und

damit als das wichtigste, unentbehrlichste Element des Staates bezeichnet, dann knüpft er an das Gesundeste an, was wir in der Vergangenheit unseres Volkes finden können, an den Sippengedanken im germanischen Freibauerntum und an seine alles überragende Bedeutung.

Fruchtbarkeit

In dem Abschnitt, der von dem Wissen unserer heidnischen Ahnen um das Walten der Vererbungsgesetze handelt, lernten wir auch den germanisch-bäuerlichen Glauben an eine Wiedergeburt des Ahns im Enkel, also an eine sippengebundene Wiedergeburt kennen. Wir sprachen schon davon, wie gerade diese an die Sippe und damit an das Sippenerbgut gebundene Wiedergeburt in überraschender Weise Erkenntnisse enthält, die uns durch Jahrhunderte verschüttet, nun aus der naturwissenschaftlichen Entdeckung der Vererbungs- und Rassengesetze wieder geschenkt wurden: Die Erkenntnis, daß in der Heiligung, in der Behütung und sorgsamem Weitergabe des Erbguts von Generation zu Generation tatsächlich die Grundlage für einen Wiedergeburtsglauben im Sinne unserer germanischen Ahnen gegeben ist. Wir sahen bei der Betrachtung der Zeugnisse für jenen auf biologischem Wissen und gesundem Instinkt aufgebauten germanischen Wiedergeburtsglauben, daß er seinen Ausdruck fand in dem Brauchtum bei der Geburt: Man gab dem Kinde nicht einen beliebigen Namen, sondern man suchte festzustellen, wem das Kind wohl nacharten werde, wer also wohl in ihm wiedergeboren sein könnte — man suchte also einen Namen und fand ihn, darum die Bezeichnung der Namenfindung. Weithin bekannt ist auch die Tatsache, daß man glaubte, mit dem Namen übertrage man das Glück und den Folgegeist (s. *Kummer*, 79) des früheren Namensträgers auf den neuen Träger. Wenn wir daran denken, daß ursprünglich der Gedanke einer leibhaftigen Wiedergeburt des Ahns im Enkel diesem Brauchtum zugrunde lag, dann begreifen wir auch, warum sich bis in späte Zeiten hinein, als der Wiedergeburtsglaube längst vor dem heraufziehenden Christentum gewichen war, doch die Überzeugung hielt: mit dem Namen vererbe sich das Heil des Trägers. Ein schönes Beispiel dafür gibt der sterbende Thorolf, der (in der Geschichte

von den Leuten aus dem Svarfadstal, 11, S. 240) zu seinem Bruder Thorstein folgendes sagt: „Mir dünkt, mein Name ist nicht allzu-lange lebendig gewesen, und er wird hinwelken wie dürres Gras, und wenn du hingegangen bist, wird meiner gar nicht mehr gedacht werden. Aber ich sehe, daß du unser Geschlecht herrlich machen und ein langes Leben leben wirst, und du wirst ein sehr großer Glücksmann werden. Ich wünschte mir, wenn dir ein Sohn beschert wird, daß du ihn Thorolf heißest. Aber alles Heil, das in mir geruht hat, will ich ihm schenken; dann könnte ich hoffen, daß mein Name lebendig bleibt, solange die Welt bewohnt wird.“ Sein Bruder Thorstein antwortet: „Das will ich dir schon gern zusagen, denn ich hoffe, daß es unsere Ehre sein wird, und Heil wird deinem Namen folgen, solange er in unserm Geschlechte geführt wird.“ Thorolf sprach: „Nun hab’ ich meinen Herzenswunsch ausgesprochen.“ Nach diesen Worten starb Thorolf. – So die Saga. Wir begreifen den Zusammenhang und erkennen, daß hier gar nichts Magisches zugrunde liegt, sondern der alte Glaube: in dem neugeborenen Kinde erstet der verstorbene Ahn wieder. Es erhält seinen Namen und ist der Träger seines Erbguts, das es von den Eltern übermittelt bekam. Es erbt äußerlich den Namen, physisch die mehr oder minder glückhafte erbliche Veranlagung des Ahns. Es mag wohl sein, daß diese „rationalistische“ Deutung jenes Glaubens an den geheimnisvollen Glücksinhalt des Namens denjenigen nicht zusagt, die eine besondere Zuneigung des germanischen Bauerntums Nordischer Rasse zur Magie und zur Mystik behaupten. Es sei aber darauf hingewiesen, daß *Grönbeck* (58), dem man wirklich keine rationalistischen Neigungen bei seiner Darstellung der germanischen Glaubenswelt wird vorwerfen können, ganz ausdrücklich auf die biologischen Wurzeln dieses Glaubens hingewiesen hat. Er unterließ es nur, sie näher zu erörtern, weil ihn die andere Seite des Problems stärker anzog. Für die Richtigkeit der hier vorgetragenen Deutung spricht u. a. auch jene oben (s. S. 90) angeführte Erzählung aus der Geschichte von Bischof Gudmunds Streit mit den Häuptlingen (24, S. 114), in der der Bauer Thorvald sich weigert, seinem Sohne den Namen Kolbein zu geben, weil er nicht zu glauben vermag, daß sein Sohn dem Kolbein nacharten werde.

Wenn für den germanischen Freibauern seine Hoffnungen auf ein Fortleben nach dem Tode nur durch Zeugung und Aufzucht von Nachkommen verwirklicht werden konnte, dann ist es wohl begreiflich, welch großen Wert er auf beides, Zeugung und Aufzucht, legte. Wie wichtig ihm die Zeugung hochwertiger Nachkommen war, dafür hat das vorliegende Buch Beispiele und Belege zur Genüge erbracht. Wie ernst man die Aufgabe der Aufzucht nahm, darüber lese man im Abschnitt über die Erziehung sowie in *Willenwebers* Darstellungen (119, 120) nach. Für den germanischen Freibauern war das Kinderzeugen keine Angelegenheit, die nur erotische, wirtschaftliche, machtpolitische oder traditionelle Gründe gehabt hätte, sondern es lag der Zeugung von Nachkommen ein tief eingewurzelter religiöser Glaube zugrunde – ein Glaube, der ja in ganz ähnlichen Formen auch bei den übrigen Indogermanen nachweisbar ist (siehe *Günther*, 60, 61). Wer keine Nachkommen hatte, dessen Sippe war von einer unausdenkbaren Katastrophe bedroht: Das ewige Leben, der Erbstrom vom Ahn zum Enkel, erstarb in ihr. Unfruchtbarkeit ist darum ein ebenso schlimmer Fluch, wie die Formel: „Mögest du nie wiedergeboren werden!“, die wir schon kennenlernten. Die Gautreks-saga enthält nach *Kvaran* (81) eine Stelle, in der Thor bei einer Gerichtssitzung den Starkad zur Strafe dafür, daß seine Großmutter Alfhild einen Riesen an Thors Stelle zum Vater ihres Kindes machte, verurteilt, nachkommenlos und der letzte seines Geschlechts zu bleiben – die schlimmste Strafe, die man sich dazumal ausdenken konnte. Und so begreifen wir jenes erschütternde Verhalten des sterbenden Högni (s. S. 89), der, da er den Stamm seines Geschlechts von der Gefahr des Absterbens bedroht sieht, statt eines christlichen Priesters nach einer edlen Frau verlangt, um mit letzter Kraft sein Erbgut weiterzugeben und so zu erhalten (22, S. 413). Wir verstehen den alten Egil Skallagrimsson, wenn er nach dem Verlust seiner drei Söhne allen Lebensmut verliert und sich todmüde zum Sterben bereit macht (3, S. 227 ff.). Erst mit viel List gelingt es seiner Lieblingstochter, ihn soweit zu ermuntern, daß er sich zur Dichtung jener berühmten Sohnesklage aufrafft, um wenigstens im Gedicht und Lied den Sohn weiterleben zu lassen. Einige Strophen seien hier angeführt:

„Denn es stirbt dahin mein Haus
Wie das Geäst im ächzenden Sturm!
Nicht lacht der Mann, der den Leichnam trägt
Des Sippen voll Gram zur Gruft hinab!

Mächtig drängt's, der Mutter Tod
Und des Vaters Fall zu klagen.
Den Lippen entringt sich des Loblieds Stoff
Geziert mit der Sprache sprießendem Laub.

Grimmig ist die Lücke, die grollend das Meer
Riß in der Sippe Reihen so dicht.
Offen bleibt, unausgefüllt
Des Sohnes Platz: die See ihn schlang.

Oft im Grunde meines Geistes
Brütet ich: bin brüderlos!
Traurig denk ich's tobt der Kampf rings,
Spähe nach Freunden und spreche zu mir:

„Wer wohl stünde wehrhaften Sinns
Noch dem alten Egil bei?“
Oft bedarf ich's, da alle schwanden:
„Vorsichtig fliegt, dem die Freunde fehlen!“

Man sagte mir, Ersatz bekäm ich
Für diesen Sohn nur, zeugte selbst ich andre.
Auch fänd ich nie so nahen Mann,
Daß Bruderlieb' er brächte mir!

Der Menschen Kreis meid' ich gerne,
Säh' ich jeden versöhnlich hier!
Ins Luftreich stieg meines lieben Weibes
Sohn, die alten Ahnen zu sehn.

Gern denk ich dran, wie ins Götter-Reich
Der Menschen Freund*) frisch mir erhob
Des Geschlechtes Esche, die ich gepflanzt,
Und meines Weibes Wonnefrucht!“

Und ebenso bitter ist Gudruns Totenklage, als sie am Ende ihres Lebens alle ihre Kinder verloren sieht. Da heißt es in der Völ-

*) Odin.

sungensaga (21, S. 134): Gudrun aber ging in ihre Kammer harm-
erfüllt und sprach: „Drei Männern war ich vermählt: zuerst Sigurd
dem Fafnirtöter – der ward verraten, und das war mir der größte
Harm. Dann ward ich dem König Atli gegeben – aber so voll war
mein Herz von Haß wider ihn, daß ich im Harm unsere Söhne
erschlug. Danach ging ich in die See, allein durch hohe Wellen wurde
ich erhoben und an Land getragen und diesem Könige (Jonakr) ver-
mählt. Dann sandte ich Svanhild mit großem Gute aus dem Lande
fort zur Vermählung, und das ist mir das Schmerzliche meiner
Leiden nach Sigurds Tode, daß sie unter Rosseshufen zertreten
ward. Am meisten aber hat mich erbittert, daß Gunnar in einen
Schlangenzwinger gesetzt ward; doch das Härteste ist, daß Högni
das Herz ausgeschnitten ward. Am besten wäre es, wenn Sigurd mir
entgegenkäme und mich mit sich nähme. Ich habe nun weder Sohn
noch Tochter, mich zu trösten. So gedenke nun, Sigurd, an das,
was wir redeten, da wir e i n Bett bestiegen, daß du kommen wolltest
zu mir von Hel und mich holen.“

So endete Gudruns Klage. „Sollte das Schlimmste geschehen und
die Sippe verdorren“, schreibt *W. Grönbeck* (58; II, 45), „da verbirgt
der Letzte seines Geschlechts sein unfruchtbares Heil in der Erde,
kein anderer soll es besitzen; er sagt – wenn er ein Angelsachse ist –:
Nun halte du, Erde, das Erbstück von Edelingen, da die Helden es
nicht länger halten können. Auf dir haben es die Tapferen gewonnen.
Der Kampftod, der furchtbare Lebenszerstörer, hat meinen Stamm
bis zum letzten Verwandten weggerafft. – Keiner ist übrig, der das
Schwert schwingen oder den reichgeschmückten Kelch, den kost-
baren Becher ergreifen kann. Die Männerschar stob davon. Von dem
harten, goldgehämmerten Helm wird die Verzierung sich lösen. Die
achtsamen Besitzer schlafen, die die Kampfmaske glänzend machen
sollten. Die Kriegsrüstung, die sich im Kampfe beim Bersten der
Schilde dem Biß des Stahles entgegenstellte, zerfällt mit dem Gebein
der Helden. Die Ringe der Brünnen wandern nicht in die Weite auf
der Brust des Häuptlings... Keine Freude der Harfe, kein Habicht
schwingt sich durch die Halle, keine flinken Pferde stampfen im
Hofe. Der unheilvolle Tod hat die Schar der Männer davongerissen.“

Als der alte Jörmunrek seinen einzigen Sohn töten läßt, weil er

sich der erkorenen Braut des Vaters genähert hatte, da sendet dieser seinem Vater als letzten Gruß seinen Falken, dem alle Federn ausgerupft waren (20, S. 191). „Als König Jörmunrek den Falken sah, da kam ihm in den Sinn, so wie der Falke fluglahm und federlos sei, so liege auch sein Königtum schwunglos danieder, da er alt und ohne Sohn war.“ Und das „Alte Sittengedicht“ der Edda singt (2, S. 131):

„Ein Sohn ist besser ob geboren auch spät
Nach des Hausherrn Heimgang:
Nicht steht ein Denkstein an der Straße Rand,
Wenn ihn ein Gesippe nicht setzt.“

Wer keine Nachkommen hat, der hat nach germanischer Auffassung den tieferen Sinn des Lebens verfehlt und gilt nicht als ganz vollwertig. Darum finden wir in der Saga ebenso wie in der übrigen germanischen Literatur die Gestalt des alten Junggesellen nicht gerade oft, und wenn von kinderlosen Ehepaaren die Rede ist, dann schwingt zwischen den Zeilen ein Unterton des Bedauerns für jene Unglücklichen, denen gerade die eigentliche Erfüllung ihrer Lebensaufgabe versagt blieb. Wenn von dem gewaltigen Recken Thorgeir in der Schwurbrüdersaga (13, S. 179) gesagt wird: „Es heißt, daß Thorgeir nichts mit Frauen zu tun haben wollte. Er hielt es für eine Entwürdigung seiner Kraft, sich vor Weibern zu beugen“, dann ist dieser Fall eine große Ausnahme und entspricht ganz und gar nicht der Haltung der anderen Sagahelden. Vor einem solchen Manne hatte man im Grunde genommen keine rechte Achtung, denn es fehlte ihm etwas Wesentliches, das zum rechten Bauern jener Zeit ebenso gehörte wie sein Ehrbewußtsein und sein Kämpfertum. Darum kann es vorkommen, daß man einem solchen erbenlosen Mann sein ganzes Gut abforderte, da er es nicht verdiente, das alles für sich allein zu besitzen und zu verleben. So erzählt die Saga vom Goden Snorri (7, S. 22/23): „Thorolf kam einige Zeit nach seiner Mutter nach Island und blieb bei ihr den ersten Winter. Ihm deuchte zu wenig Land da zu sein. Deshalb forderte er Ulfar Kämpe wegen seines Besitzes zum Kampfe und lud ihn zum Holmgang, denn jener war schon bejahrt und kinderlos.“ Der Nachsatz besagt hier ganz eindeutig, daß in der letzten Tatsache, Ulfars Unfruchtbarkeit, die sittliche Rechtfertigung für Thorolfs Forderung zu erblicken ist. Sie mag wohl voll und ganz

der grundsätzlichen Einstellung des germanischen Bauerntums jener Zeit entsprochen haben.

Da die Zeugung von Nachkommen als der eigentliche Sinn der Ehe aufgefaßt wurde, waren unfruchtbare Ehen meist unglücklich. Da solche Ehen in biologischer Hinsicht sinnlos erschienen, waren die Gatten berechtigt, sich voneinander zu scheiden, um in einer neuen Ehe das Glück zu suchen, das der alten vorenthalten geblieben war. Wir lernten oben (S. 294) schon einen Fall aus der Islandsaga kennen, wo sich eine Frau von ihrem Manne trennt, weil er nicht in der Lage ist, seine ehelichen Pflichten zu erfüllen und die Ehe darum unfruchtbar bleibt. *J. Grimm* (56; I, 626) führt eine fränkische Bestimmung aus „*Capitularia regum Francorum*“ an, die ausdrücklich eheliche Unfruchtbarkeit als Scheidungsgrund anerkennt. Die Stelle lautet:

„Wenn eine Frau Klage führt, weil ihr Mann ihr niemals beiwohne, dann mögen beide zum Kreuze hingehen und, wenn sich die Klage der Frau als wahr erweist, geschieden werden.“

Auch die altisländischen Gesetze kennen entsprechende Strafen und Ehescheidung für verweigertes Beilager (34, S. 284/285). Die Burgunder (35, S. 45) setzen fest, daß nach dem kinderlosen Tode einer Ehefrau die Hälfte der vom Manne erhaltenen Morgengabe an den Mann bzw. an seine Sippe zurückfällt. Die Sachsen (28, S. 27) lassen die gesamte Ehegabe bei Kinderlosigkeit an den Mann oder seine Sippe fallen. Das gleiche bestimmen die Norweger (31, S. 47).

Darum wundert es uns nicht, wenn festgestellt wird, daß das germanische Bauerntum heidnischer Zeit den Begriff der Empfängnisverhütung und entsprechende Mittel nicht kannte. Wir stoßen auf Strafen für die Anwendung empfängnisverhütender Mittel erst bei den Franken zur Zeit ihrer Vermischung mit Galliern und Römern; offenbar haben sie diese Unsitte dort kennengelernt, und da sie die Gefahr erkannten, die sie in sich barg, bestimmten sie (26, S. 33):

„Wenn jemand einem Weibe Kräutersaft gibt, damit sie keine Kinder bekommen kann, werde er zu 2500 Pfennigen gleich 62½ Schillingen verurteilt.“

Immerhin machte man im germanischen Bauerntum von jeher Unterschiede zwischen der sehr erwünschten Fruchtbarkeit des ras-

sisch hochwertigen Freibauerntums und der weniger erwünschten Fruchtbarkeit der rassistisch mindergeschätzten Knechte. Vor allem legte man nicht den geringsten Wert auf eine Fruchtbarkeit asozialer Elemente. So bestimmten die alten Isländer in der Graugans (34, S. 268):

„Treten Leute in die Ehe, die weniger Habe besitzen als ein Hundert gesetzlicher Unzen, Sechsellennunzen, über ihre Alltagskleidung hinaus, Leute, denen keine Bedürftige aufliegen (— gemeint sind Asoziale und Berufsbettler, nicht etwa schuldlos verarmte Freibauern, wie deutlicher aus anderen Stellen hervorgeht —): darauf steht ihnen Lebensringzaun, außer die Frau sei nicht mehr gebärtüchtig. Doch soll man keine Fronung gegen sie abhalten, und ihre Habe wird nicht Ächtergut, und sie sollen außer Landes ziehen mit ihren Bedürftigen und nicht zurückkehren, außer ihre Habe sei so gewachsen, daß sie ein Hundert oder mehr besitzen, oder die Frau sei nicht mehr gebärtüchtig. Lebensringzaun steht auch dem darauf, der ein solches Weib verlobt, außer er besitze die Mittel, die Bedürftigen zu versorgen, die die beiden erzeugen; und sich, nicht seinen Verwandten, läßt er diese Bedürftigen auf.“

Wer also nicht genug Mittel besaß, um eine Ehe solide zu gestalten, dessen Eheschließung war unerwünscht und verboten; er mußte, falls er dennoch eine Ehe einging, das Land verlassen, ebenso der, der ihm dazu verhalf. Nur wenn die Volksgesamtheit durch Unfruchtbarkeit der Frau gegen unerwünschte Nachkommenschaft geschützt war, stand der Ehe nichts im Wege. Gerade diese Bestimmung zeigt in voller Deutlichkeit, wie genau man zwischen wertvoller und unerwünschter Nachkommenschaft zu unterscheiden verstand.

Im Abschnitt über die Erziehung hatten wir gesehen, wie streng man auf eine sittliche Lebenshaltung der bäuerlichen Jugend achtete und wie scharf Unzucht geahndet wurde. Verschiedene germanische Gesetzesbestimmungen enthalten darum auch besonders harte Strafen für das Vergehen der Abtreibung einer Frucht. Auch hier ist es wieder bezeichnend, daß ein solches Verbrechen im Nordgermanentum fast gänzlich unbekannt ist und darum in den Gesetzen dort überhaupt nicht erwähnt wird. Nur das altschwedische, ältere Westgötalag enthält den Satz: „Sagt man von einer Frau, sie habe es mit ihrem Vater oder sie habe ihr Kind abgetrieben, oder sie habe ihr

Kind gemordet, das sind Schimpfworte“ (32, S. 36). Aber aus dem folgenden Satz: „Alle diese sündhaften Sachen soll er zuerst mit seinem Priester besprechen —“ geht hervor, daß sich hier schon kirchlicher Einfluß bemerkbar machen kann. Die Kirche brachte aus dem Süden so manches Verbrechen mit, das dem sittlichen Heidentum des Nordens ganz fremd war.

Viel reichlicher dagegen fließen unsere Quellen, wenn wir uns dem christianisierten Germanentum des Südens und Westens zuwenden. Wie die Verhütungsmittel, so hatten sie von den entarteten Galliern und Römern auch die Abtreibung kennengelernt. Die Gesetze suchen dieser scheußlichen Untat mit aller Schärfe entgegenzutreten. So bestimmen die Westgoten (36, S. 157/159):

„Wer einer schwangeren Frau einen Trank zur Abtreibung oder zur Kindstötung gibt, werde mit dem Tode bestraft; und die Frau, die sich diesen Trank zur Abtreibung verschafft hat, empfangen, wenn sie eine Magd ist, 200 Peitschenhiebe; ist sie eine Freie, so verliere sie ihre Standesehre und soll dem als Sklavin übergeben werden, dem wir sie zusprechen.“

Ähnlich schwere Strafen werden über die willkürliche gewaltsame Verursachung einer Fehlgeburt verhängt, wobei die Strafen, der gotischen Rassenschichtung entsprechend, für Freie wesentlich härter ausfallen als für Unfreie, auf deren Nachkommenschaft man ja keinen gesteigerten Wert legte. Die Goten ahndeten also Abtreibung mit Todesstrafe und Ausmerze. Wer dies Verbrechen beging, erwies damit seine Entartung, seine Unwürdigkeit, dem freien Gotenvolk anzugehören, er wurde ausgestoßen und verknechtet.

Die gleiche Bestrafung für Abtreibung wie die Goten kennen die Bayern (27, S. 121/123). Die anderen Germanenrechte sind milder und lassen auch Geldbußen zu. So die Alemannen (27, S. 57 und 67) und die Franken (25, S. 33 und 137 f.); (26, S. 35 und 159). Man erkennt aber aus der Härte der Strafen, wie verabscheuungswürdig der germanische Bauer eine solche Handlung fand, und es ist wohl anzunehmen, daß es im fränkischen und alemannischen Bauerntum bei Geldstrafen für derart entartete Weiber nicht geblieben ist. Wie hoch man Nachkommenschaft und Fruchtbarkeit einschätzte, das geht insbesondere auch aus jenen Bestimmungen über den biologischen Wert eines Mannes oder einer Frau her-

vor, die wir im Abschnitt über die Erziehung (S. 155) kennenlernten. Wir sahen dort, daß es für den Mann keine höhere Wunde, keine schlimmere Einbuße gab, als den Verlust der Fruchtbarkeit durch Entmannung. Wir sahen ferner, daß Mann und Frau, insbesondere aber der letzteren, sehr verschieden abgestufte Totschlagsbußen zustanden, je nachdem sie schon Nachkommen hatten oder nicht, auch je nachdem sie noch fruchtbar waren oder nicht. Wir hatten dort gesehen, daß die altheidnische wesentlich von unserer Auffassung abwich insofern, als der erbenlos Verstorbene höher zu büßen war als der Vater von Kindern, daß ferner der Unfruchtbare im Werte um ein Vielfaches geringer eingeschätzt wurde als der noch Fruchtbare. Zweifelsohne hängen diese Bestimmungen ursprünglich eng mit dem alten Glauben an die Wiedergeburt des Ahns im Enkel zusammen.

Mit diesen religiösen Vorstellungen und sittlichen Grundsätzen hängt der Kinderreichtum zusammen, der für die germanische Sippe allenthalben nachweisbar ist. Wir hörten oben, daß *Tacitus* (II 2) betonte, im germanischen Bauertum sei die Unsitte der Verhütung von Schwangerschaften oder der Abtreibung unbekannt gewesen, obgleich dies nicht gesetzlich verboten sei, sondern nur sittlich verurteilt werde. „Je mehr Verwandte jemand hat, je größer die Zahl der Verschwägerten ist, desto schönere Verehrung genießt man im Alter. Kinderlosigkeit bringt keine Vorteile“, schreibt er weiter. Das stimmt zusammen mit allem, was wir in der Literatur des germanischen Bauertums zu dieser Frage zu hören bekommen. Heute noch sprechen zahlreiche bäuerliche Sprichwörter uralter Herkunft die Haltung des germanischen Freibauern zur Frage der Fruchtbarkeit aus. So, wenn vom Junggesellen abfällig gesagt wird: „A Ma ane Wib gat z' Grund a Saal und Lieb“, oder wenn man dem Unfruchtbaren in Ostfriesland nachsagt: „De neet teeld (zeugt, gebärt), de der quält.“ Man wünscht heute noch in Holstein dem Brautpaar:

„God geve eer so veel Söhne,
As de Karkenledder hett Treme,
Un so veel junge Dögter,
So freun sik beide Geschlechter.“

„Kinder binden die Ehe“, sagt der Bauer, aber „Kinder ohne Ehe und Ehe ohne Kinder, da ist nicht viel Freude dahinter.“ Und darum

„Vier gleichen den Toten: der Arme, der Aussätzig, der Wahnsinnige und der Kinderarme.“ Daß das Einzelkind ein Sorgenkind ist, ist alte bäuerliche Erfahrung: „In deiner Ehe die Einzelfrucht, sie wird erstarken in Aftersucht“, dagegen sagt der Mecklenburger: „Väl Kinner, väl Segen.“ „Gesunde Kinder; froher Mut – ist mehr als Geld und Gut“, und darum „Liebr zahne uffen Kissa, wie ens uffen Gewissa“, oder „Besser drei Kinder und keinen Batzen, als drei Batzen und kein Kind.“

Die isländische Saga ist trocken und herb in der Sprache und arm an Gefühlsäußerungen. Man schätzte Gefühlsergüsse nicht – ein kennzeichnender Zug der Nordischen Rassenseele. Aber wenn es das Lob der Nachkommenschaft betrifft, dann kann sogar die isländische Bauernprosa geradezu überschwengliche Töne anschlagen; so wenn der sterbende Thorstein der Gudrid ihr Schicksal voraussagt mit den Worten: „Aber das künd' ich dir, Gudrid, du wirst eines Isländers Weib werden, und ihr werdet lange zusammenleben. Eine zahlreiche Nachkommenschaft werdet ihr haben, kräftig, leuchtend und herrlich, süß und duftig!“ (aus der „Erzählung von den Grönländern“, 13, S. 62). Keinen besseren Ruhm gab es – insbesondere für die Frauen – als wenn von ihnen gesagt werden konnte: „Jung Sigurd hinterließ eine Tochter namens Aslaug. Sie wuchs bei Heimir in Hlymdal auf, und von ihr stammen erlauchte Nachkommen“ (20, S. 192), oder „Viele große Männer sind von Vagn und Ingibjörg entsprossen; die galt auch für eine ganz gewaltige Frau“ (19, S. 435), oder „Viele Männer stammen von ihm (Thorfinn) und seiner Frau Gudrid ab, ein ansehnliches Geschlecht“ (13, S. 69). Wir erinnern uns hier des Jungmädchenideals jener Dalla (23, S. 215), die ihrem Vater gegenüber bekennt, es sei ihr Ehrgeiz, den tüchtigsten Mann Islands zu bekommen und mit ihm die edelsten Söhne zu zeugen. In den angeführten Beispielen finden wir die Bestätigung dafür, daß jenes Jungmädchenideal kein einzelntes, sondern ein allgemein verbreitetes Zielbild germanischer Jungbäuerinnen war und sie sich keinen schöneren Nachruhm wußten, als die Stammutter kühner und kluger Geschlechter zu werden. Der Mann liebte daneben auch das Fortleben im Heldenlied, des Toten Tatenruhm, der ewig lebt, wie die Edda singt. Aber das bedeutet nicht, daß ihm der Tatenruhm

und das Heldenlied ein vollwertiger Ersatz für sein biologisches Fortleben in edler Nachkommenschaft gewesen wäre. Wir sahen schon, wie man den unfruchtbaren Junggesellen oder Ehemann einschätzte. Und auch der Mann wünschte sich sehnlichst, daß von ihm die Saga einst berichten könnte: „Von Sigurd Wurm im Auge stammt ein großes Geschlecht ab“, oder „Björn Eisenseite hatte zahlreiche Nachkommen, von ihm stammt ebenfalls ein großes Geschlecht: das des mächtigen Häuptlings Thord, der zu Höfdi am Höfdastrand wohnte“ (21, S. 190) oder ähnlich, wie das immer wieder voller Ruhm und Anerkennung in den Sagas zu finden ist.

Es sind nicht nur religiöse und sittliche Motive, die wir als Grundlage des germanischen Kinderreichtums suchen müssen. Wenn *Tacitus* oben sagt, Kinderarmut bringe in germanischen Landen keine Vorteile (wie in den römischen Großstädten), dann liegt hier ein weiterer, sehr realer Grund für die germanische Fruchtbarkeit vor: Kinderreichtum bedeutete sogar einen erheblichen Vorteil – er bedeutete Macht. Wir lernten im letzten Kapitel die Bedeutung der Sippe und der Sippengefolgschaft für das germanische Bauerntum kennen und warfen auch einen Seitenblick auf seine machtpolitische Ausbreitung. Voraussetzung für eine machtvolle Sippengefolgschaft aber war die Fruchtbarkeit der Sippe. Wenn das eddische Hyndlalied (2, S. 98) von König Halfdan rühmt:

„Almweig gewann er, die edelste Frau,
Mit ihr zeugt' er achtzehn Söhne“

dann kann man sich die Macht einer Sippe vorstellen, die mit solcher Gefolgschaft bester Abstammung aufzutreten vermochte. Einmal wird das in der Lachswassertalsaga auch ausdrücklich erwähnt, wie eine Sippe vermöge ihrer starken Fruchtbarkeit eine beinahe unantastbare Macht darstellt (6, S. 66 u. S. 86). Es heißt da von dem Bauern Hrut: „Die Leute erzählen, daß Hrut eines Sommers so zum Thing gekommen sei, daß vierzehn seiner Söhne mit ihm waren. Das hat man deshalb festgehalten, weil es als stolze Größe und Kraft erschien; alle seine Söhne waren tüchtige Männer“ und „sie waren zum großen Teil völlig erwachsen, und diese Familientruppe schien unangreifbar.“

An Hand der in den Islandsagas übermittelten Kinderzahlen hat *L. Herdt* (67) errechnet, daß auf die bäuerliche Ehe im alten Island im Durchschnitt 5,5 Kinder entfallen. Doch dürfte diese Zahl als Minimalzahl anzusprechen sein, da *Herdt* selbst darauf hinweist, daß die Angaben vieler Sagas, welche das eine oder andere Kind eines Bauern erwähnen, in bezug auf die Gesamtkinderzahl der genannten Sippen als unvollständig zu betrachten sind. Kinderzahlen von der Höhe der oben für Hrut oder für Halfdan genannten kommen öfter vor. Es besteht keinerlei Veranlassung anzunehmen, daß die Verhältnisse auf Island in bezug auf Kinderreichtum anders gelegen hätten als in anderen germanischen Völkern. Man wird darum die Liebe zur Nachkommenschaft und den Kindersegen des isländischen Bauerntums heidnischer Zeit ohne weiteres auch auf das übrige germanische Freibauerntum übertragen dürfen. Für eine gemeingermanische Auffassung dieser Frage sprechen die oben schon angeführten Gesetzesbestimmungen eine deutliche Sprache. Noch deutlicher beinahe sprechen in diesem Sinne diejenigen Bestimmungen, die das germanische Bauerntum erließ, um die Nachkommenschaft vor allen schädigenden und beeinträchtigenden Einwirkungen zu bewahren. Wir lernten in dem Abschnitt über die Ehe schon die besonderen Maßnahmen kennen, mit denen der germanische Bauer die Mutter umgab und umhegte. Der ausgeprägte Mutterschutz im germanischen Bauerntum entsprang aber nicht nur der hohen Achtung vor der Frau, sondern zugleich auch der Sorge um die Zukunft des Nachwuchses, die sich wie ein roter Faden durch alle germanischen Gesetzesvorschriften zieht. Wir haben im Abschnitt über den germanischen Sippengedanken die Fürsorge kennengelernt, mit der der Bauer seine Sippe und alle ihr Zugehörigen umgibt. Wir sahen, daß diese Fürsorgepflicht sehr weit ging und sehr genau gesetzlich festgelegt war. Es ist darum nur allzu verständlich, wenn wir in den germanischen Rechtssammlungen ausführliche Bestimmungen darüber finden, wie man das Recht der Erben gegenüber allen Gefahren sichern könne.

In seiner „Germania“ (112) sagt *Tacitus* von der germanischen Frau: „Was sie (als Hochzeitsgabe vom Manne) empfangt, habe sie unverseht und in Ehren an ihre Kinder weiterzugeben, dies sollen

ihre Schwiegertöchter erhalten und es soll von dort wiederum an die Enkel weitervererbt werden.“ *Tacitus* weist wohl gerade darum so sehr auf diese Verpflichtung hin, weil in dem entartenden Großstadtleben Roms der Gedanke einer Verpflichtung der Eltern vor ihren Kindern gegenüber der persönlichen Genußsucht immer stärker in den Hintergrund trat. Wenn *Tacitus* besonders die Verpflichtung der Frauen hervorhebt, so besagt das nicht, daß die Männer über ihr Erbe freie Hand gehabt hätten. Vielmehr ist festzustellen, daß alle germanischen Gesetzesbestimmungen Hof und Habe stets als Sippen-eigentum betrachten, das dem Manne nur zu treuen Händen übergeben ist, damit er es unverehrt oder verbessert und vermehrt seinen Nachkommen einst übergeben kann. Wer gegen dieses Gesetz verstößt, gilt als ein Verbrecher an der eigenen Sippe, als ein Neiding, er verfällt der allgemeinen Verachtung. „Brusi und Einar aber legten ihre Teile in einen zusammen, den Jarl Einar allein verwalten sollte“, heißt es in der *Heimskringla* (15, S. 164): „Sollte aber einer vor dem andern sterben, dann sollte der Überlebende des andern Teil erben. Doch dieser Vertrag wurde nicht als anständig angesehen, denn Brusi hatte einen Sohn, namens Rögnavld, Einar aber hatte keine Söhne.“ Der Vertrag wird als unsittlich abgelehnt, weil Brusi seinen Sohn Rögnavld der Gefahr aussetzt, enterbt zu werden. Er hat in dem Glücksspiel, auf das er eingeht, auch die Möglichkeit, das Doppelte zu gewinnen, aber dieses Spiel ist unsittlich und verwerflich, weil er das eigene Erbe aufs Spiel setzt; dazu aber ist er nach der sittlichen Auffassung des germanischen Freibauerntums nicht berechtigt. Andererseits legte man Wert darauf, daß der Sohn das Erbe – in Goetheschem Sinne – auch erwarb, um es zu besitzen. Es war oben (s. S. 80) schon die Rede von der Strafpredigt, die in der „Geschichte von den Leuten aus dem Seetal“ der alte Ketil seinem Sohn Thorstein hielt. Darin sagte er auch: „Das war der großen Herren Art, der Könige oder Jarle, unersergleichen, auf Kriegsfahrt zu liegen und sich Reichtum und Ruhm zu erkämpfen. Und die Beute sollte nicht zum Erbe geschlagen werden und der Sohn sie nicht nach dem Vater übernehmen; sondern sie sollte neben dem Toten in den Grabhügel gelegt werden. Und wenn nun auch die Söhne die Höfe bekamen, so konnten sie sich doch nicht halten, wenn sie Ehre einlegen wollten.“

Sie mußten sich selbst und ihre Mannen in Wagnis und Wikingfahrt dransetzen und sich Reichtum und Ruhm erstreiten, einer nach dem andern, und so traten sie in ihrer Ahnen Fußspur.“ Wohl hatte also der Vater dem Sohn sein überliefertes Erbe ungeschmälert zu übergeben, aber das im Kampfe als Beute erstrittene Gut sollte ihm nicht zufallen, damit er nicht durch Anhäufung von Reichtümern in die Gefahr gerät, zu verweichlichen und zu genießen, statt zu kämpfen und sich zu härten, wie die Ahnen vor ihm. Auch darin äußerte sich die Sorge um die Zukunft des Geschlechts, daß man dem Nachwuchs zwar eine gesunde Lebensbasis verschaffte, sich aber hütete, ihm das Leben zu sehr zu erleichtern und ihn dadurch dem Kampfe ums Dasein zu sehr zu entfremden. Wieviel altheidnische Bauernweisheit liegt gerade in diesen Worten des alten Ketil und, wenn er damit wirklich eine ältere allgemein verbreitete Auffassung vertrat, in dieser altgermanischen Sitte!

Greifen wir aus den Rechtssammlungen einige Bestimmungen heraus, die uns zeigen, wie sehr man darauf achtete, daß der Treuhänder des Sippenerbes dieses auch gerecht verwaltete und seine Nachkommen nicht schädigte. So setzt z. B. die isländische Graugans fest, daß Eheleute nur dann Gütergemeinschaft eingehen dürfen, wenn „es für beide Teile billige Abmachung ist und auch ihren Erben gegenüber“ (34, S. 275). Schenkungen darf der Vater nur vornehmen, soweit er dadurch nicht das Erbe schmälert, auf das der Sohn Anspruch hat. Das gilt auch besonders der Kirche gegenüber: „Ein Mann darf einmal zehnten von seiner Habe den größern Zehnten sich zum Seelenheil, wenn er will“, sagt die schon stark christlich beeinflusste Graugans, fügt aber aus altheidnisch-bäuerlicher Einstellung noch hinzu: „Öfter als einmal darf er nicht zehnten von seiner Habe den größern Zehnten ohne Beistimmung seines ordentlichen Erben“ (34, S. 230). Handelt der Vater oder der Verwalter des Erbes dem zuwider, so kann der Erbe klagen:

„Dies gilt, daß dem Erben zweierlei freisteht, wenn er findet, er (der zu Beerbende) betreibe Erbhinterziehung: ihn vorzuladen auf Lebensringzaun oder aber ihm die Verwaltung der Habe abzusprechen und sich die Verwaltung zuzusprechen — Lebensringzaun steht auch all denen darauf, die die Gaben annehmen, wenn sie einhellig gewesen sind (mit dem Schenker).“

Es wird eben da auch Sorge dafür getragen, daß die Eltern nicht in kindischer Altersschwäche oder auf dem Sterbebett (unter priesterlicher Einwirkung!) Schenkungen aussprechen können, die das Sippenerbe schädigen. Gegen den Vormund eines Unmündigen wird das Erbe natürlich geschützt, auch wenn der Vormund, wie wohl meistens, ein Gesippe ist. So setzen die alten Norweger fest (31, S. 90/91), daß das Erbe, welches der Vormund übernimmt, spätestens am siebenten Tage nach der Übernahme abgeschätzt und im Werte festgelegt werden müsse, widrigenfalls der Unmündige das Recht und die Pflicht hat, gegen den Vormund zu klagen. Auch bestimmen sie, ein Mann solle sein Erbe nur dann selbst unter seine Kinder verteilen, wenn er bei Verstande sei, andernfalls solle ein anderer die gerechte Teilung übernehmen (31, S. 93/94). Schenkungen zu Lebzeiten an die Kinder werden beim Tode gerecht berechnet. Magdsöhnen und -töchtern dürfen nur gesetzlich festgelegte Höchstsummen übereignet werden. So bestimmt das Gulathingrecht (31, S. 95):

„Ein Odelsbonde darf seinem von der unfreien Magd geborenen Sohne drei Mark schenken, ein Landherr sechs, ein Bonde zwölf Öre, der Sohn eines Freigelassenen sechs Öre. Diese Gaben darf man nicht für ungültig erklären, außer es erhalte der weniger, der erbberechtigt ist.“

Auch bei Verkauf von Odelsland haben die erbberechtigten Gesippen nach germanischem Recht das Vorkaufsrecht (31, S. 162/163), doch darf man ein Odelsgut einem anderen Verwandtenzweig zum Kauf nur anbieten „bei Verarmung und wenn das Erbe ganz und gar abstirbt“ (31, S. 166). Während die Frau, die ohne Kinder blieb, nach dem Tode des Mannes in ihre Sippe zurückkehrt und ein Gesippe des Mannes den Hof übernimmt, bleibt die Frau auf dem Hofe, wenn sie schwanger ist. „Bekommt sie ein Kind, verschafft sie ihm die Taufe, da hat sie das Erbe gehegt“ (32, S. 23/24). Auch gegen jede Benachteiligung durch Stiefeltern sucht man die Erben zu schützen. So bestimmen die Schweden, daß bei Wiederverheiratung des Mannes für die Kinder das Gut ihrer verstorbenen Mutter vorher für sie ausgeschieden werden muß; ebenso, wenn sich die Mutter nach des Vaters Tode wieder verheiratet (32, S. 113/114). Die Dänen bestimmen:

„Der Bauer kann keinesfalls das Land seiner Stiefkinder verkaufen oder vertauschen, außer er habe die Einwilligung und den Rat ihrer Verwandten. Da kann er jedoch unter keiner anderen Bedingung vertauschen, als daß sie, wenn sie mündig sind, ihr väterliches Gut bekommen (können), falls sie das lieber haben wollen als das andere, (das eingetauscht wurde)“ (33, S. 15).

Auch der Versenkung des Erbes an Klöster schieben die Dänen energisch einen Riegel vor, indem sie festsetzen, daß Mann oder Frau, die ins Kloster eintreten wollen, dabei nicht mehr als einen Kopfteil ihres Erbes mitnehmen dürfen; vorher müssen die Kinder ihre vollen, ihnen zustehenden Kopfteile erhalten haben (33, S. 18/19).

Wir sahen bei der Besprechung des germanischen Sippengedankens, daß die gesamte Sippe für die Taten eines einzelnen Mitglieds aufzukommen hatte. Damit aber ein aus der Art Geschlagener durch seine Untaten nicht das ganze Erbe seiner Geschwister vertat, wurden sie durch Begrenzung ihrer Verpflichtungen gegen ihn geschützt:

„Es kann auch so geschehen, daß von den Kindern, die zusammen (im Gut) sitzen, einer der Brüder eine so schwere Übeltat verübt, daß der Kinder Vermögen dadurch gefährdet wird. Da kann er nicht mehr verwirken, als seinen eigenen Kopfteil. Da sollen der Kinder nächste Verwandte da sein und ihn absichtigen. Er büße von seinem eigenen des Königs wie des Bischofs Recht und ebenso dem, gegen den er sich verging. Es genügt, daß er sein eigenes verwirkt, und er braucht nicht auch die Habe seiner Geschwister mit zu verwirken. Wenn auch (den Kindern) die (übrigen) Verwandten ferner stehen, als der Bruder, da sind sie doch näher dazu, der Kinder Gut zu bewahren, als er, es zu verwirken. Dulden jedoch die Verwandten, daß er seine Buße aus dem gemeinschaftlichen Gut leistet, und teilen sie dann, da erhalte er seinen vollen Kopfteil, wie ein anderes Kind. Wird aber gegen ihn eine Übeltat verübt, während er in der Gemeinschaft ist, durch Abhauen (eines Gliedes) oder eine andere schwere Verwundung, und will er sich absichtigen, so erhält er dies (die dafür zu leistende Buße) für sich allein. Nimmt er aber die Bußen zu sich in die Gemeinschaft, so gehören sie allen“ (33, S. 26/27).

Die Mutter hat ebenso wie der Vater die Pflicht, den Kindern ihr Erbe ungeschmälert zu erhalten, andernfalls wird ihr jedes Verfügungsrecht über der Kinder Gut entzogen:

„Stirbt der Vater von den Kindern weg und sitzt deren Mutter mit ihnen auf dem (hinterlassenen) Hof, so kann man sie nicht davon trennen, solange sie nicht einem Manne verlobt ist, es sei denn, sie wirtschaftete so schlecht, daß deren (der Kinder) Gut durch ihre Schuld vertan wird. Da soll der, der über

deren Gut zu wachen hat, dafür sorgen, daß sie ihren Nutzen davon haben und keinen Schaden. Und so, daß man zum Thing fahren und verkünden soll, daß dort übel mit dem Eigen der Kinder umgegangen wird, und die Thingleute sollen Männer dazu ernennen und sie dies unterstützen lassen. Ist es der Mutter Schuld, daß deren Gut vertan wird, da soll man es ihr wegnehmen und einem anderen Mann übertragen, der den Kindern am nächsten ist. Verfährt auch der schlecht damit, da kann der nicht ihr Vormund sein, der ihr Gut verheert“ (33, S. 28).

Ähnliche Bestimmungen wie bei den Nordgermanen kennen die anderen Germanen auch. Die Sachsen bestimmen beispielsweise, daß die Ehegabe der Mutter den Söhnen verfangen ist. Sie kennen wie die Nordgermanen das Vorkaufsrecht der Gesippen bei notwendig werdendem Landverkauf (28, S. 27 und 31). Die Bayern (28, S. 153) schützen die Erben ebenso gegen Nachteile durch Wiederverheiratung der Mutter wie Dänen oder andere Nordgermanen; ähnliche Schutzbestimmungen kennen die Alemannen (28, S. 39) und Burgunder (35, S. 45). Aus dem Burgundischen Gesetzbuch Gundobads (35, S. 77) ergibt sich, daß die alten burgundischen Gesetze festlegten, das Erbe habe stets in der Sippe zu verbleiben. Erst spätere Einfügungen erlauben dem Vater, über seinen Kopfteil beliebig zu verfügen (z. B. ihn der Kirche zu schenken). Den Sohn zu enterben und das Erbe einem Fremden zu vermachen, wird als „ruchlos“ bezeichnet und ausdrücklich als „rechtswidrig“ und „unwirksam“ erklärt. Erbhof und Wittum sind „verfangen“ und bleiben freier Verfügung entzogen.

Ausführliche Bestimmungen zum Schutze der Erben kennen auch die Goten. Der Vater hat den Kindern das Erbgut „ungeschmälert und ungemindert“ zu bewahren, er darf nichts davon „verkaufen, vertun oder auf irgendeine Weise entfremden.“ Heiratet er nach dem Tode der Mutter nochmals, dann hat er den Kindern das gesamte Muttergut herauszugeben, falls sie vor der Stiefmutter aus dem Hause weichen. Dieselben Bestimmungen gelten für die Mutter der Kinder beim Tode des Mannes. Wird etwas vertan, was zum Erbe der Kinder gehört, so haben Vater oder Mutter dies aus ihrem Kopfteil zu ersetzen. Vormundschaft verpflichtet erst recht zu getreuer Verwaltung des Kindererbes und untersteht strengster Kontrolle (36, S. 97/107 und 25/27). Eine Frau, die nach dem Tode ihres

Mannes Unzucht mit einem anderen treibt, verliert sogar das Anrecht auf jegliches Geschenk, das sie von ihrem Gatten früher erhalten hat; es fällt zurück an die Kinder oder an die sonstigen Erben des Schenkers (36, S. 23 und 117).

Beispiele dieser Art, die uns Zeugnis davon geben, mit wie großer Liebe und Umsicht das germanische Bauerntum für die Zukunft seiner Nachkommenschaft sorgte, könnten leicht vermehrt werden. Wir erkennen, daß der Grundgedanke auch hier der Sippengedanke und die Sicherung des Sippenerbes ist. Die Sicherung gilt nicht nur dem biologischen Erbgut — diese sollte durch die das gesamte Leben von der Geburt bis zum Tode beherrschenden Lebensgesetze der Sippe gewährleistet werden —, sondern man will auch die Sicherung der materiellen Lebensgrundlage des Sippenerbguts. Für den Bauern war das aber der Erbhof, jener feste Sitz und Zentralpunkt der Sippe, der seine Anziehungskraft und seine verpflichtende Bindung auch für den in weiteste Fernen ziehenden Wiking oder landnehmenden Bauern nie ganz verlor. Wir finden die weltanschaulichen Grundgedanken der heutigen Erbhofgesetzgebung *R. W. Darrés* wieder im Rechte des germanischen Altertums. Auch hier finden wir wieder mit großer Überraschung, daß modernste Gedankengänge und Überlegungen im Freibauerntum vorchristlicher Zeit schon Verwirklichung und gesetzliche Verankerung gefunden hatten. Vorschläge, wie sie *R. W. Darré* in seinem „Neuadel“ (51) dargelegt hat, entsprechen, so neuzeitlich und revolutionär sie uns heute anmuten, im Grunde genommen weitgehend Überzeugungen und sittlichen Grundsätzen, wie sie im germanischen Freibauerntum verbreitet waren. Diese Grundsätze aber bauten auf der Erkenntnis von dem Wirken der Vererbungsgesetze, von der Kraft des Rassenerbguts im Menschen, von der Wichtigkeit seiner Reinerhaltung und von der Verpflichtung der Lebenden, das in der Keimbahn, im Erbstrom aufgespeicherte Erbgut der Ahnen heilig zu halten und an kommende Generationen weiterzugeben.

III. Staatliche Rassenpflege

In den bisher besprochenen Abschnitten lernten wir die Rassenpflege im Leben der germanischen Bauernsippe kennen. Wir erkannten die sittlichen Gesetze, die sein Leben beherrschten und die rassisch-erbbiologischen Hintergründe als Triebkräfte seines Handelns. Aus der Erkenntnis der Naturgesetze gewann er die sittlichen Gesetze, die er über sein eigenes und das Leben der Sippe stellte. Im Grunde genommen gibt es nun im germanischen Freibauerntum gar nicht jene scharfe Trennung zwischen privater und staatlicher Sphäre, auf die wir modernen Menschen so großes Gewicht legen und die, besonders in liberalistisch regierten Staaten, eine so bedeutsame Rolle spielt. Genau so, wie es ursprünglich zwischen Adel und Bauerntum im germanischen Bereich keine Trennungslinie gab, wie der König nur ein Bauer unter Bauern, ein Gleicher unter Gleichen war, so gab es auch keine Grenzlinie, die Sippenleben und Staatsleben voneinander schied. Der Staat bestand ja nur aus dem Gefüge seiner Sippen, und die staatlichen Gesetze wurden beschlossen auf dem Bauernthing, auf dem alle Sippen der Freibauern vertreten waren. Infolgedessen kann man sagen, daß die gleichen sittlichen Grundlagen, die das Leben in der Sippe beherrschten, auch die sittlichen Grundlagen des germanischen Rechts- und Staatslebens darstellten. Es klappte noch kein Unterschied zwischen der staatlichen Rechtspflege und den sittlichen Grundsätzen im Volks- und Familienleben, wie wir das heute allenthalben, besonders wiederum in liberalistischen Staaten beobachten können. Die Rechtsausübung lag ja auch nicht in Händen bestimmter staatlicher Organe, sondern es waren wiederum die Sippen, die – nachdem sie auf dem Thing das Recht gesprochen hatten – nun auch durch Einsatz ihrer Macht, ihrer Sippengefolgschaft dem Rechte zum Sieg verhalfen. Erst als diese Welt germanischen Frei-

bauerntums zusammenbricht unter den Schlägen eines auf Männerbünde gestützten Königtums, das seine Lehren und Vorbilder aus dem Süden (Rom und Byzanz) bezog, begann sich langsam eine staatliche Autorität herauszubilden, die von sich aus in die Rechtspflege eingriff und ihren eigenen Rechtsgrundsätzen zur Geltung und Anwendung verhalf, indem königliche, also staatliche Machtmittel eingesetzt wurden.

Die Zeit, die uns die Quellen des Germanentums erschließen, ist gekennzeichnet als Übergangszeit, in der das Freibauerntum mehr und mehr der königlichen Zentralgewalt unterworfen wird. Nur Island verkörpert noch bis ins 13. Jahrhundert hinein das altgermanische Freibauerntum mit seiner freien Verfassung, das dem Könige nur in Kriegszeiten besondere Vollmachten übertrug, sonst aber einen losen Zusammenhalt der Sippen im Staate darstellte. Die Sonderverhältnisse in Island führen sogar zur Ausbildung eines aristokratischen Bauernfreistaats. Aber so locker uns der staatliche Zusammenhang mitunter erscheint, so gibt es dennoch ein verbindendes Glied, die Volksversammlung aller Freien und eine verpflichtende Kraft, das Volksrecht, das der Gesetzessprecher auf dem Thing aufsaugt oder später verliert.

Wenn wir von einer staatlichen Rassenpflege als Ergänzung der privaten Rassenpflege sprechen, dann kann es sich also im wesentlichen nur um die im Volksrecht festgelegten Bestimmungen handeln, die z. T. über das hinausgehen, was wir als Rassenpflege in der Sippe bereits kennenlernten. Aber in vieler Hinsicht überschneiden sich beide Gebiete, weil für die Sippe die gleichen Gesetze gelten wie für das Volk und den Staat. Immerhin sind es zwei große Gebiete, auf denen wir deutlich eine staatliche Ausübung rassenpflegerischer Grundsätze feststellen können. Das eine Gebiet ist die auf der rassischen Verschiedenartigkeit aufgebaute soziale Schichtung, das andere ist die gesetzlich festgelegte staatliche Ausmerze der erblich Minderwertigen und rassisch Unerwünschten. Wir wollen sie einer näheren Betrachtung unterziehen. Daß man die erblich festgelegten rassischen Unterschiede zwischen den Menschen und die darauf aufgebaute ständische Gliederung in Freie und Unfreie im germanischen Bauerntum als gottgewollte, naturgesetzlich fixierte Ein-

richtung betrachtete, das lernten wir schon im Abschnitt über das Rassenbewußtsein kennen. Das Lied vom Rig besagt das ja ganz deutlich. Und diese Erkenntnis hat sich – trotz der kirchlichen Lehre von der Gleichheit aller Menschen vor Gott und trotz ihres Kampfes gegen die ständische Schichtung – im Bauerntum bis heute erhalten. Wenn der Bauer im Mittelalter sagt: „Ungleich kommen wir auf die Welt, ungleich scheiden wir davon“ und heute noch erklärt: „Gott hat nicht alle Finger gleich lang gemacht“, oder „Holz ist Holz, aber Linde und Eiche fordern verschiedene Streiche“, oder „Adler zeugen Adler“ und „die Wölfin kann nur den Wolf gebären“, dann liegt darin ein starres Festhalten altheidnischen Wissensgutes.

Diese gottgewollte Ungleichheit der Menschen machte der heidnische Germane zur Grundlage seiner Schichtung, der Einteilung in Herren und Knechte, und sorgte streng dafür, daß diese Grenzen eingehalten wurden. Daß der unfreie Knecht fremdrassig war, haben wir im Abschnitt über die Rasse kennengelernt. Er war „schwarz und häßlich“, was seine äußere Erscheinung anbetraf. Er war aber auch seelisch anders geartet als der bäuerliche Norde, seine seelische Artung galt als minderwertig, verächtlich. Ja, *Grönbech* (58; I, 222) meint sogar: „Der Unfreie hat keine Seele, sagen unsere Vorfahren; und sie wissen es, weil sie gesehen haben, daß sie ihm fehlt. Wenn ein Unfreier sich in einer gefährlichen Lage befindet, handelt er wie ein Blinder, er stürzt nieder und tötet sich selbst aus lauter Furcht vor dem Tode. Wie ein seelenloser Mann sich benimmt, erfahren wir aus der Geschichte vom Kampfe bei Örlygsstad, wo der weise und edle Häuptling Arnkel seinen Tod fand. Als Arnkel unerwartet von einer überlegenen Macht angegriffen wurde, schickte er seinen Knecht nach Hause, um Hilfe zu holen. Unterwegs wurde der Bote von einem anderen Knecht angerufen – und fing bereitwillig an, ihm bei einer Fuhr Heu zu helfen. Erst am Abend, als sie daheim fragten, wo Arnkel sei, erwachte der Knecht und besann sich darauf, daß sein Herr mit Snorri bei Örlygsstad kämpfte. Man braucht keine Hypothese über Seele und Leben, um die Tatsache festzustellen, daß dem Knecht Hugn (Seele) und Hamingja (Glücksgabe) fehlten; seine Seelenlosigkeit ist erkennbar an dem fehlenden Glanz seiner Augen. Die einzige Möglichkeit für einen Knecht, sich zu etwas Ähnlichem

wie einem menschlichen Wesen zu erheben, ist, sich von dem Heil und Leben seines Herrn erfüllen zu lassen, und so sind Treue und Ergebenheit die edelsten Tugenden bei einem Unfreien.“ – An anderer Stelle erzählt *Grönbech* ein Beispiel, das Zeugnis davon gibt, wie solches Knechtsblut – noch so gut getarnt – nach germanischer Auffassung im entscheidenden Augenblick immer wieder seine wahre Natur verrät. Er führt die Geschichte von Ögmund (58; I, 333) an, dem Sohn eines Freigelassenen und einer freien Verwandten des Bauern Glum, dem Ziehsohne eben dieses Glum. Er wagt es nicht, einen Hieb, den er aus dem Königsfolge erhielt, zu rächen mit Rücksicht auf Glum und seinen Sohn Vigfus, da letzterer selbst Gefolgsmann des norwegischen Königs ist. Glum bricht deshalb in die härtesten Anklagen gegen ihn aus, die in dem Vorwurf gipfeln: „Es ist etwas anderes (als Rücksichtnahme), was dich lehrt, so vorsichtig zu sein; wie zu erwarten war, artest du dem Knechtsgeschlecht mehr nach als den Männern auf Thvera (den mütterlichen Vorfahren)!“ In der Geschichte von Amled erzählt *Saxo* (106; I, 36/37), wie dieser dem König von England „Knechtsaugen“ und der Königin „Mägdeart“ nachsagt. Die Nachprüfung ergibt dann, daß der König der uneheliche Sohn seiner Mutter, von einem Knechte gezeugt ist, während die Königin eine Magd zur Mutter hatte und in Unfreiheit aufgewachsen war. Der Unfreie ist also nicht nur an Rassenmerkmalen, sondern auch am Augenausdruck und am Benehmen zu erkennen, auch wenn er sich später in eine neue Umgebung hineinlebt.

Eine andere Geschichte, die deutlich offenbart, wie man angeborene Knechtsart einschätzte, finden wir unter den norwegischen Königsgeschichten in der Saga von „Ulf, dem Reichen“ (17, S. 284/286). Sie berichtet folgendes: Almstein war ein Knecht des jungen Königssohns Halfdan, der es verstanden hatte, sich besonders beliebt und verdient zu machen. Als er sich erbot, die Königsgelder im Lande einzuziehen, wird ihm dieses wichtige Amt übertragen. Aber nun bricht sein falscher Charakter hervor. Er unterschlägt die meisten Gelder, wird durch Handel mit dem Diebsgut reich und verschafft sich Anhang im Lande. Mit seinen Leuten überfällt er eines Nachts den Königshof und versucht den jungen König durch Mordbrand zu beseitigen. Dieser flüchtet jedoch durch einen unterirdischen Gang und

rettet sich nach Schweden. Nun schwingt sich Knecht Almstein auf den Königsthron und beginnt ein Schreckensregiment. Mit Gewalttaten, Ausschweifungen und Notzucht weckt er rasch Empörung gegen sich. Als die Zeit reif ist, kehrt der junge Halfdan zurück, umstellt Almsteins Hof und steckt ihn in Brand. Da bricht in Almstein wieder der Knecht durch und er bittet um Gnade. Halfdan erwidert ihm: „Ein gerechter und verdienter Spruch wäre es, wenn du den Tod empfindest, wie du, Neiding, ihn mir zugedacht hattest. Weil ich mich aber denn doch nicht mit dir auf eine Stufe stellen möchte, sollst du dein Leben behalten, aber unter der Bedingung, daß du in deinen natürlichen Zustand zurückkehrst. Knecht sollst du heißen und Knecht bleiben, solange du lebst. Ebenso dein ganzes Geschlecht, das von dir abstammt.“ Die Saga hebt dann als besonderes Kennzeichen der Knechtsart hervor, Almstein habe diese Bedingungen einem sofortigen, ehrenvollen Tode vorgezogen.

Das wesentliche Merkmal knechtischer Artung ist für den Germanen die Feigheit, wie das die oben angeführten Geschichten bezeugen. Aber auch andere Charakterzüge sind sklavisch und unnordisch, so die unbeherrschte Zügellosigkeit im Genuß der Macht, die den emporgekommenen Almstein auszeichnet. Maßvolle Selbstbeherrschung ist ein altgermanisches Charakterideal, das den Herren vom Knecht scheidet. Das gilt auch für die Rache. So weist *Heusler* (68) auf Grettirs Ausspruch hin: „Der Sklav nur nimmt sofort Rache, aber der Feigling niemals“ und ergänzt: Der tapfere Freie nimmt Rache, aber er läßt sie erst kalt werden! *Heusler* weist darauf hin, daß sich hierzu auffallende Parallelen im alten Rom und seinen sittlichen Forderungen finden.

Bei Rachezügen prägt sich die ganze Geringschätzung, die man für den feigen, seelenlosen Knecht empfindet, darin aus, daß man ihn als Racheobjekt überhaupt nicht wertet. Als – in der Geschichte von Havard aus dem Eisfjord (8, S. 165) – der alte Havard für seinen erschlagenen Sohn und alle ihm angetane Unbill blutige Rache an der Sippe seines Gegners nimmt, bleiben einige Knechte übrig. „Da fragte Eyjulf Valbrandssohn, ob sie nicht auch die Knechte totschlagen sollten; aber Havard sagte, damit werde die Rache für Olaf um nichts besser, wenn sie die Knechte erschlugen.“ Und in der Ge-

schichte der Rauchtalleute (II, S. 324 ff.) wird erzählt, wie Steingrim zwar erst den Knecht Thorgeir erschlägt, weil dieser gewagt hatte, gegen ihn handgreiflich zu werden, bald danach aber einen Rachezug gegen die Bauernsippe unternimmt, bei der Thorgeir gedient und die ihn zu seinem Verhalten angestachelt hatte. Denn die Tötung des Knechtes ist keine Buße für den Schlag, den Steingrim von Thorgeir im Auftrag der gegnerischen Sippe erhalten hatte. Geradezu groteske Ausmaße nimmt die Geringsachtung des Unfreien in der Starkadgeschichte des *Saxo* (106; II, 41) an. Der schwerverwundete, nackte Wiking Starkad liegt am Wege, da kommt ein Mann, der ihm Hilfe und Heilung anbietet. Als Starkad aber auf seine Frage vernimmt, jener sei mit einer Unfreien verheiratet, lehnt er jede Hilfe ab und wettet: „Wie kannst du in schmachvoller Ehe die Umarmungen einer Unfreien suchen? Wärest du in Wahrheit ein Mann, hättest du dir eine Freie zur Lagergenossin genommen.“ Auch eine vorbeikommende, hilfsbereite Magd weist er ab und empfiehlt ihr, lieber ihrem Kinde die Brust zu reichen. Endlich kommt ein junger Mann, der bäuerlicher Abstammung ist. Seine Hilfe wird von Starkad angenommen, nachdem er seine Abkunft gelobt und den Bauernstand für den ehrwürdigsten erklärt hat: „Bauern müssen sich ehrlich mühen, sie wissen nur von solchem Gewinn, den sie mit salzigem Schweiß erwerben.“ Dieser Geringschätzung des Knechtes wegen seiner unedlen Züge, seiner Feigheit, seiner gemeinen Gesinnung, seiner Seelen- und Charakterlosigkeit entspricht auch die Einschätzung seines Lebens. Das norwegische Frostothingsrecht (29, S. 106) bestimmt darum: „Wenn ein Mann seinen Knecht zu Tode schlägt, da soll er es den Männern am gleichen Tage anzeigen, da braucht er sich dafür in keiner Weise zu verantworten (außer vor Gott — setzt die Kirche hinzu!). Aber wenn er das nicht tut, da ist er ein Mörder.“ In Norwegen ist also nur die heimliche Tötung des eigenen Knechts strafbar, der offen bekannte Totschlag nicht. Der Knecht hat ja keine Sippe, deren Ehre und deren Erbe durch den Totschlag geschädigt werden könnte. Er stellt lediglich für den Herren ein Stück Arbeitskraft dar, und um diese Arbeitskraft bringt sich sein Herr selbst, wenn er ihn tötet. Als Verlust einer Arbeitskraft hat auch ein fremder Totschläger den Knecht an seinen Herrn

zu büßen. Diese materialistische Bewertung des Knechts findet ihre Ausprägung auch in anderen norwegischen Gesetzesbestimmungen, wie sie das Gulathingsrecht enthält (31, S. 48/49). Da wird festgesetzt, daß beim Verkauf eines Knechtes der Verkäufer die Bürgschaft dafür zu übernehmen habe, daß der verkaufte Knecht keine verheimlichten Schäden hat, die seine Arbeitskraft beeinträchtigen könnten. Andernfalls muß er den Knecht im ersten Monat wieder zurücknehmen. Auch hat er die Obhut und Aufzucht der Kinder des Knechts zu behalten, falls der Knecht sie nicht auf eigene Kosten in Pflege geben kann, da man dem neuen Herrn diese Last nicht zumuten darf. Eine schwangere Magd ist ebenfalls keine vollwertige Arbeitskraft, auch sie muß der Verkäufer zurücknehmen und dafür sorgen, daß das Magdkind in die Hände des verantwortlichen Vaters oder seines Herrn kommt.

Es mag sein, daß diese uns heute grausam und herzlos anmutende Behandlung der Unfreien nicht überall von der gleichen Härte war. So findet man bei den Westgoten (36, S. 167) eine — leider nicht in der Ausführung überlieferte — Satzung, die Bestimmungen darüber enthalten haben muß, daß „die Herren nicht ohne Mitwirkung des Richters ihre Sklaven töten“ sollten. Auch sonst wird man aus der Kenntnis der Sagaquellen heraus sagen dürfen, daß das Los der Knechte auf den Höfen der germanischen Freibauern wesentlich besser war, als das nach dem Wortlaut der kalten Gesetzesbestimmungen erscheint. In der Wirklichkeit ist das Verhältnis zwischen Freien und Unfreien wesentlich herzlicher gewesen, als sich aus den Gesetzen ergibt, die ja nur die Aufgabe hatten, für die strenge Aufrechterhaltung der Rassenschichtung Sorge zu tragen.

Wie sah nun diese Rassenschichtung — näher betrachtet — aus? Sie kommt am deutlichsten zum Ausdruck in den verschiedenen Abstufungen der Totschlagsbußen, die wir in den germanischen Bauernrechten finden. Es wird heute wohl allgemein als feststehende Tatsache betrachtet, daß die einfache Unterscheidung in Freie und Unfreie, wie wir sie in der Bauernwelt des alten Island beobachten können, den ursprünglichsten Zustand widerspiegelt. Das norwegische Frostothingsrecht hält diesen Zustand noch fest, wenn es (29, S. 91) bestimmt, daß auf der Erschlagung eines Freibauern Friedlosigkeit,

auf der eines Knechts nur Ersatz des Wertes (seiner Arbeitskraft) und Kränkungsbuße stand. Auch die Burgunder (35, S. 121/123) halten stellenweise noch an dieser alten Zweiteilung fest, so wenn sie als Strafe für Haarabschneiden bei einer freien Frau, für den freien Mann eine Geldstrafe, für den Knecht Todesstrafe festlegen.

Zwischen diesen beiden, rassisch streng geschiedenen Schichten mag sich schon bald die Schicht der Freigelassenen eingeschoben haben, die ohne Zweifel, rassisch betrachtet, das Element der Mischrasse im wesentlichsten darstellte. Bei den eben genannten Burgunden finden wir im gleichen Gesetzbuch Gundobads, das oben ein Beispiel für die alte Schichtung lieferte, an anderer Stelle die Dreiteilung (35, S. 53): Ehrverletzung einer Frau durch Entblößen des Hauptes oder Haarzerren wird an einer Freien mit einer Geldstrafe von 24 Schillingen, einer Freigelassenen mit 12 Schillingen, einer Unfreien mit 6 Schillingen gebüßt. Diese Zwischenschicht der Freigelassenen mit ihren etwas verwirrenden Rechtsverhältnissen kennt auch der hohe Norden. Bald genug aber kam es im Bereiche der Königsherrschaften zu neuen Schichtungen und Abstufungen. Schon die Unterwerfung von Germanen durch Germanen, wie das im deutschen Bereiche vielfach stattfindet, führt zu neuen Abstufungen, denn man stellte wohl nicht ohne weiteres die alten Freibauern, die nun unterworfen waren, auf eine Stufe mit den unfreien Knechten fremder Rasse. Darauf deuten die Zwischenschichten hin, die z. B. die Sachsen einrichteten, unter deren Oberherrschaft die unterworfenen Thüringer leben mußten. Ähnlich mag es später unter fränkischer Herrschaft den Sachsen ergangen sein. Bei den Burgunden findet sich zur Zeit Gundobads eine ständische Gliederung, die mit Rasse und Abkunft nicht mehr viel zu tun hat, vielmehr auf die Einführung bestimmter königlicher Beamtengruppen und ähnlicher Einrichtungen rückführbar ist. Die Freien stufen sich ab in Hochfreie, Mittelfreie und Gemeinfreie, dann kommen die Freigelassenen, die Königs-knechte und die Unfreien.

Insbesondere schichtet sich bald eine Adelsschicht über die Freibauern, die sich rassisch in keiner Weise vom Bauerntum unterscheidet, stellenweise sogar, wo die Erhebung unfreier Dienstleute durch den König in den Adelsrang üblich wurde, dem Freibauerntum

an guter Rasse unterlegen war. Diese Adelsschicht finden wir auch bald genug im Norden, angelehnt an die Königsherrschaft. So trennt das norwegische Gulathingsbuch (31, S. 118) in der Wundenabschätzung schon in Unfreie, Freigelassene, freigelassene Söhne, Freibauern, Edelbauern, Landherren, Jarle und Könige. Hier wird also innerhalb des Adels nochmals abgestuft je nach der Machtbefugnis, die dem königlichen Beamten zusteht, da diese Unterscheidungen mit der Rassenfrage nur sehr unmittelbar zusammenhängen, auch meist erst einem späten Zustand des beginnenden Verfalls angehören, interessieren sie uns hier nicht.

Von grundsätzlicher Bedeutung bleibt für das germanische Bauerntum — auch in jenen späten Zeiten — nur die Unterscheidung: Frei-Unfrei, weil hier die Rassenschranke zugrunde lag, an der man noch festhielt, als sie längst durchbrochen war. Auch *Tacitus* (112, S. 31) kennt im wesentlichen nur diese Trennung.

Was er im übrigen von den „Sklaven“ der Germanen schreibt, stimmt mit dem im wesentlichen überein, was wir schon kennenlernten:

„... Sklaven verwenden sie nicht nach unserer Art, wo die Dienstleistungen unter dem Gesinde genau verteilt sind. Jeder Sklave hat sein eigenes Haus und Heim und ist selbständig darin. Er hat wie ein Pächter seinem Herrn eine bestimmte Menge Getreide oder etwas Vieh oder Stoff abzuliefern. Nur so weit geht das Dienstverhältnis. Sonst verrichten Gattin und Kinder die Hausarbeiten. Nur selten kommt es vor, daß ein Sklave geprügelt, gefesselt oder mit Zwangsarbeit bestraft wird. Wohl töten sie einen, nicht weil er streng bestraft werden soll, sondern im Jähzorn wie einen persönlichen Feind; doch wird das Töten eines Sklaven nicht bestraft.“

Die auch von *Tacitus* bezeugte Geringachtung eines Sklavenlebens sahen wir auch anderweitig bezeugt, sie erinnert uns an die allgemeine Einschätzung und an die Rechtlosigkeit der Unfreien. Andererseits bestätigt *Tacitus* unsere Auffassung, wonach das Los der Unfreien auf den germanischen Höfen meist wesentlich besser war, als das aus den juristischen Satzungen zu schließen wäre. Die weitgehende Selbständigkeit der Knechte ist auch im hohen Norden bezeugt — berühmt und viel angeführt ist die Geschichte aus dem Landnahmebuch, in der berichtet wird, wie der Knecht Atli, der für

seinen Herrn Geirmund Höllenhaut selbständig einen Hof verwaltet, Schiffbrüchige aufnimmt und wie ein großer Herr bewirtet. Geirmund schenkt ihm dann Freiheit und Hof, da der Knecht durch sein Verhalten seine unknechtische Art erwiesen hat! —

Tacitus unterscheidet zwischen Germanenvölkern mit Königen und solchen mit republikanischer Verfassung nach isländischem Muster. Es scheint so, als ob in manchen germanischen Völkern der Gedanke des Wahlkönigtums mit seiner sehr begrenzten Macht schon früh von dem eines Erbkönigtums abgelöst worden wäre. Mag sein, daß gerade die Erkenntnis von der Macht der Vererbung, von der Bedeutung der Abstammung zu diesem Wandel beigetragen hat. In frühen Zeiten ist sicherlich die Gefahr, die in der grundsätzlichen Anwendung des Erblichkeitsprinzips auf die Thronfolge lag, durch entsprechende einschränkende Maßnahmen kompensiert worden. Ein aus der Art geschlagener Königsson war genau so den Gesetzen der Auslese unterworfen wie andere Bauernkinder — wir hören noch davon. Späterhin unterließ man das, und so können wir in den Reichen der Goten, Langobarden und Franken eine Verzerrung des Gedankens vom Erbkönigtum finden, die geradezu grotesk wirkt und nur aus dem rassischen Verfall erklärlich ist, dem diese Völker trotz aller Vorsichtsmaßnahmen so rasch anheimfielen. Ein Beispiel von dem Festhalten an dem Gedanken des Erbkönigtums erzählt *Prokop* (99; II, 15, 27) von den Herulern:

„Als die Heruler, die im Römischen Reiche siedelten, ihren König erschlagen hatten, schickten sie einige von ihren Vornehmen nach der Insel Thule (Skandinavien) um nachzuforschen, ob sie wohl jemand aus dem königlichen Blute zu finden vermöchten, den sollten sie mitbringen. Und als diese Männer auf der Insel angekommen waren, fanden sie viele von dem königlichen Geschlechte vor, darunter wählten sie einen aus, der ihnen am meisten gefiel, und machten sich mit ihm wieder auf den Rückzug. Als dieser zu den Dänen kam, wurde er krank und starb. Da begaben sich die Männer abermals auf die Insel und holten sich einen andern, der hieß *Datios*. Mit ihm zog auch sein Bruder *Aordos* und zweihundert junge Männer der skandinavischen Heruler. Da sie nun zu dieser Reise eine lange Zeit brauchten, wurden die Heruler bei *Singidunum* bedenklich, sie täten mit der Hereinholung eines Oberhauptes aus Thule etwas, das ihnen keinen Nutzen brächte, wenn der Kaiser *Justinian* dagegen sei. Darum schickten sie eine Abordnung nach Byzanz und baten den Kaiser, ihnen einen Herrscher zu schicken, der ihm angenehm sei. *Justinian* schickte ihnen

daraufhin einen Heruler, der sich seit langem in Byzanz aufhielt, der hieß Swartwa. Sobald die Heruler ihn sahen, huldigten sie ihm und vollzogen in der hergebrachten Weise seine Anordnungen. Nach ein paar Tagen aber kam ein Bote mit der Meldung, daß die Gesandtschaft aus Thule demnächst eintreffen werde. Da gab Swartwa den Befehl, man solle ihnen entgegenziehen und sie zusammenhauen; die Heruler hießen seinen Befehl gut und leisteten ihm alsbald Gefolgschaft. Als man aber noch eine Tagereise voneinander entfernt war, ließen sie alle in der Nacht den Swartwa im Stich und liefen zu den Ankömmlingen über, Swartwa aber entfloh nach Byzanz. Und als der Kaiser Miene machte, ihn mit bewaffneter Macht auf seinen Thron zurückzuführen, beschloßen die Heruler aus Furcht vor der römischen Macht, sich den Gepiden zuzugesellen. Das also war der Grund zum Abfall der Heruler.“

Liest man die in byzantinischem Sinne geschriebene Geschichte richtig, dann springt eine mißlungene Intrige der Byzantiner gegen die herulische Königswahl heraus. Wir sehen im übrigen hier deutlich die Kombination von Erbgut und Auslese, die den König bringen soll. Man wünscht ihn aus „königlichem Blut“, weil die Sippe sich bewährt hat und darum die Wahrscheinlichkeit bietet, sich weiterhin zu bewähren. Zugleich aber nimmt man nicht den ersten Beliebigen der Sippe, sondern man sucht sich den Besten heraus und erwählt ihn. Wir haben hier also gewissermaßen eine Kombination von Erb- und Wahlkönigtum vor uns, die zugleich eine Kombination des Abstammungs- und des Auslesegedankens enthält.

Kehren wir zurück zu der Beschreibung, die *Tacitus* vom Leben der Knechte darbietet. Er betont, daß Züchtigungen der Knechte selten vorkommen und auch die Tötung gelegentlich. Was bezeugen darüber die Quellen? Ein Knecht, der einen Totschlag an seinem Herrn oder an einem Freien beging, verfiel dem Tode ohne Gnade (32, S. 140, 28, S. 21/23), es sei denn, er wurde von einem Mächtigen in Schutz gegen Rache und Thingbeschlüsse genommen. Selten entging er seinem Schicksal. Gesetzlich ist der Herr des Knechtes mitverantwortlich für alle Taten seines Knechtes, also auch für den Totschlag; auch dann, wenn er keineswegs als Anstifter der Untat des Knechtes in Frage kommt. Bis zu einem gewissen Grad gehört der Knecht zur Sippe seines Herrn, nicht biologisch, aber sachlich! Darum bestimmt das dänische Gesetz (33, S. 49):

„Erschlägt der Knecht eines Mannes einen freien Mann, so hat er

(der Herr) den Knecht in die Gewalt der Verwandten des Erschlagenen auszuliefern und dazu sechs Mark zu zahlen.“ Das ältere schwedische Westgötengesetz geht sogar noch darüber hinaus (32, S. 13) und sagt: „Ein Unfreier tötet einen Mann, einen geschlechtsgeborenen, er kann nicht dessen Totschläger heißen. Der Bauer (des Knechtes Herr) soll (dem Erben) büßen, Erbenbuße und Geschlechtsbuße, nicht den Frieden fliehen, außer er wolle nicht büßen.“ Hier wird also dem Herren des Knechtes sogar Waldgang angedroht für den Fall, dass er nicht die volle Verantwortung für seinen Knecht übernimmt und sich der Bußzahlung zu entziehen sucht. Der Knecht wird nicht erwähnt, sein Schicksal war natürlich nicht anders als das des dänischen Knechts. Der Herr des Knechts ist seiner Verantwortung für den Knecht nur dann ledig, wenn dieser ihm entläuft und dann seine Untaten ausübt, so sagt das gleiche Westgötalag (32, S. 38). Wenn aber der Herr gemeinsame Sache mit seinem Knecht macht, dann trifft nur den Herrn die Strafe, weil der Knecht keinen eigenen Willen hat, also auch keine Verantwortung trägt: „Gehen zum Stehlen Verwalter und Unfreier, den Verwalter soll man aufhängen und nicht den Unfreien“, bestimmen die Schweden (32, S. 49).

Dieser nordgermanische Standpunkt, wonach der Herr mitverantwortlich für alles ist, was sein seelenloser Knecht anrichtet, ist gemeingermanische Auffassung. Wir finden ihn beispielsweise bei den Thüringern ganz klar ausgesprochen, wenn sie in ihrem Gesetzbuch festlegen (28, S. 47):

„Allen Schaden, den der Knecht anrichtet, büße der Herr. Wenn ein Knecht eine freie Frau raubt, zahle der Herr die Buße, als wenn sie getötet worden wäre.“

Alles, was wir bisher vom unfreien Knecht gesagt haben – die Geringsachtung und Rechtlosigkeit seiner Stellung im germanischen Freibauerntum – darf man nicht ohne weiteres auf alle Dienstleute übertragen, die man am germanischen Bauernhofe findet. Es ist ein großer Irrtum, anzunehmen, daß es im germanischen Bauerntum neben freien Bauern nur unfreie Dienstboten gegeben habe. Nicht jedes Bauernkind erbte einen Hof oder fand Gelegenheit, sich einen Hof zu erheiraten oder neu zu gründen. So mancher war gezwungen,

in den Dienst eines anderen zu treten, ohne daß dies natürlich das geringste an seiner biologischen Bewertung änderte, die ausschließlich auf der Abstammung beruhte. In die Knechtschaft geriet man durch Unterwerfung und Gefangennahme im Kriege. Wir sahen bereits in früheren Abschnitten, daß man in die Knechtschaft im wesentlichen nur Menschen fremder Rasse führte: Lappen, Finnen, Slaven einerseits, Kelten andererseits. Dabei kam es wohl auch vor, daß Menschen gleicher Rasse und edler Abstammung in Knechtschaft gerieten, doch sind das wohl seltene Ausnahmen geblieben, wie aus der körperlichen Beschreibung der Unfreien und aus ihrer rassenseelischen Einschätzung deutlich hervorgeht.

Verknechtung ist für einen Germanen edler Abkunft schlimmer als der Tod, und jeder Freibauer hat das Recht, den bußlos zu erschlagen, der ihn zum Knecht zu machen versucht. So erzählt die Saga von „Hrafn aus dem Widdarfjord“ (17, S. 180) folgendes: „Es waren da Kaufleute aus dem Westen nach Nidaros gekommen, und sie lagen schon wieder zur Abfahrt bereit. Eines Tages kam Ketil zu ihnen und sagte, er könne ihnen einen Knecht verkaufen. Sie sagten, das käme ihnen gerade zu paß. Ketil sagte: „Ich möchte euch dabei nicht übervorteilen. Der Knecht ist lügenhaft und hat auch noch andere Schattenseiten. Ihr müßt ihn zunächst fest anpacken, daß er eure Strenge fühlt.“ Sie machten dann noch andere Handelsgeschäfte. Darauf ging Ketil heim und sprach zu Hrafn: „Willst du mit mir zu den Schiffen hinuntergehen? Dort gibt's Kurzweil für dich.“ Hrafn erwiderte: „Gern tu' ich's, wenn du mir wohlgesinnt bist.“ Sobald aber die Kaufleute Hrafn sahen, rannten sie auf ihn los und ergriffen ihn. Hrafn setzte sich zur Wehr und frug, was das närrische Spiel solle. Sie meinten, das würde er bald sehen. Hrafn aber war kräftiger denn sie und schüttelte sie von sich ab. Sie sagten: „Dieser Knecht ist allzu üppig.“ Hrafn erwiderte: „Also so steht's. Nun, Ringen, eine solche Knechtsarbeit ist gerade mein Fall, habe ich mich bisher auch nicht allzu eifrig damit abgegeben.“ Dann ergriff er einen von ihnen und wehrte mit ihm die andern so kräftig von sich ab, daß jener nicht mehr wußte, wo er war. Ketil kehrte da in die Stadt um. Hrafn aber lief hinter ihm drein und schlug ihn zu Tode.“ Dem Verhalten Hrafns in Norwegen entspricht durchaus die strenge Be-

stimmung des westgotischen Rechtes (36, S. 125), in der festgesetzt wird:

„Hat ein Freier einen Freien zu verkaufen oder zu verschenken sich unterfangen, so soll der Richter einen solchen Frevler auf der Stelle verhaften lassen; und der (verkaufte) Freie, in seinen Stand zurückgeführt, empfangen 100 Goldschillinge vom Frevler; wenn dieser nicht genug besitzt für diese Buße, soll man ihn öffentlich mit 100 Hieben auspeitschen und als Knecht in die Gewalt dessen geben, den er zu verkaufen oder zu verschenken gewagt hatte.

Sollte aber etwa ein Knecht solches einer freien Person antun, so soll ihn der Richter verhaften (und) öffentlich mit 200 Hieben auspeitschen lassen, dann zur Schande scheren lassen und jenem zu lebenslänglichem Dienste zusprechen. Auch bei Verkauf oder Versenkung freier Frauen soll diese Bestimmung beobachtet werden.“

Hier droht also dem Attentäter auf die Freiheit eines Bauern sogar die eigene Knechtschaft, eine schlimmere Strafe als der Tod. Man soll aber auch nicht mit der eigenen Freiheit leichtfertig umgehen, das bestimmt ein anderer Abschnitt (36, S. 125):

„Ein Freier, der sich verkaufen ließ und mit dem Verkäufer sich in den Kaufpreis geteilt hat, um so den Käufer zu prellen, soll mit seiner Klage nachher keinesfalls gehört werden, sondern verbleibe in der Knechtschaft, die er gewollt hat; denn der Freie ist nicht würdig, wer sich freiwillig der Knechtschaft unterworfen hat.“

Diese Bestimmung hat bereits ausgesprochen auslesenden Charakter, indem sie Menschen aus dem Freibauerntum ausmerzte, die ihrer ganzen Veranlagung nach eher in die Welt der Knechte als in die des edlen Bauerntums gehörten. Verknechtung als Maßnahme der Ausmerze Minderwertiger ist im germanischen Bauerntum verbreitet. Darum genügte schon allein das Schimpfwort „Knecht“, um tötliche Rache herauszufordern. Wir wissen, daß im Nibelungenlied die Behauptung Brunhilds, Siegfried sei Gunthers Eigenholder, sein Lehnsman, den ganzen Zwist zwischen Krimhild und Brunhild heraufbeschwört, der schließlich mit Siegfrieds Ermordung und dem Untergang des ganzen burgundischen Königsgeschlechtes endet. Daß Verknechtung des Mannes für eine freie Frau Scheidungsgrund ist, wurde schon im Abschnitt über Ehe mitgeteilt. Eine Ehe mit einem unfreien Partner, geschlossen in Unkenntnis der Unebenbürtigkeit, ist ungültig und kann sofort aufgelöst werden. Während man Knechte

und Mägde fremder Rasse, die man auf Kriegszügen erbeutete, lediglich als Wertobjekte behandelte, ist die Behandlung von Knechten aus germanischen Völkern gleicher Rasse, damit also edler Abkunft oft ganz anders:

„Der Fürst verbot Gefangene zu kränken,
Zur Schmach fremde Frauen zu zwingen“

heißt es im „Hrokslied“ (I, S. 218). In den Geschichten von Melkorka und Nereid sahen wir, wie man sogleich nach der Kenntnisnahme von der edlen Abkunft der kriegsgefangenen Mägde deren Geschick mildert und ihnen die Freiheit schenkt. Daß man bei der Freilassung gerade nach derartigen Grundsätzen verfuhr, wird noch in anderem Zusammenhang zu besprechen und zu belegen sein.

Neben Kriegsgefangenen besteht die Knechtsschicht vor allen Dingen aus Entarteten des eigenen Volkes, Minderwertigen, deren Veranlagung so schlecht ist, daß man sie aus der Gemeinschaft der Freien auszuschließen genötigt ist, will man das edle Blut vor Vermischung mit minderwertigem bewahren. Wir werden noch verschiedene Strafrechtsbestimmungen kennenlernen, die Verknechtung als Strafe festlegen. Von derartigen Abgesunkenen ursprünglich freier Herkunft mag – neben Kriegsgefangenen Nordischer Rasse – eine weitere Verstärkung des Nordischen Blutsanteils am Knechtstum stammen.

Wir sprachen davon, daß es neben den unfreien Knechten auch freie Dienstboten gab, Männer und Frauen edler Abkunft, aber arm und darum genötigt, in fremden Dienst zu treten. Im norwegischen Gulathingrecht (31, S. 58) ist ausdrücklich von ihnen die Rede. Es wird dort im einzelnen festgelegt, wozu Dienstleute und Dienstherrn verpflichtet sind. Es bedarf keines Hinweises, daß derartige freie Dienstleute das volle Recht und Ansehen eines freien Mannes hatten und in keiner Weise den Unfreien gleichgestellt werden durften. Das lag dem biologisch denkenden Bauerntum ganz fern.

Diese Einstellung ergibt sich auch aus dem Unterschied, den man im germanischen Bauerntum zwischen Unfreiheit und Schuldknechtschaft machte. An das westgotische Verbot, seine Freiheit leichtfertig aufs Spiel zu setzen, erinnert die Angabe des *Tacitus* (II 2, S. 31):

„Das Würfelspiel betreiben sie seltsamerweise, auch nüchtern, wie eine ernste Angelegenheit mit solcher Verwegenheit im Gewinnen und Verlieren, daß sie, wenn alles dahin ist, mit dem letzten entscheidenden Wurf um Freiheit und Leben spielen. Der Unterliegende geht ohne Widerstreben in die Knechtschaft. Wenn er auch jünger, wenn er auch stärker ist, läßt er sich binden und verkaufen. Solcher Starrsinn herrscht in dieser verkehrten Sache. Sie selbst nennen es Treue. Sklaven, die so erworben sind, verhandeln sie weiter, um auch sich von der Beschämung über einen solchen Gewinn zu befreien.“

Man kann nicht umhin, in diesen Bericht leise Zweifel zu setzen, steht er doch in einem krassen Gegensatz zu den schweren Strafen, die man für Freiheitsberaubung verhängte und auch zu dem kampfbereiten Stolz auf die Freiheit, der uns vielfach verbürgt wird. Daß der Norde eine Neigung zur Spieleidenschaft kennt, bei der er rücksichtslos sein Leben einsetzt, ist allerdings nicht zu bestreiten. Aus der Tatsache jedoch, daß die Sagas keinen einzigen Fall erwähnen, der die obigen Angaben des *Tacitus* bestätigte, ist doch wohl zu schließen, daß ein derartiges Austoben der Spieleidenschaft selten genug vorgekommen sein wird. Dagegen mag wohl eine andere Deutung hierher gehören: Der Germane kannte eine Art von Knechtschaft, die er Schuldknechtschaft nannte. Sie bestand darin, daß der Mann oder die Frau, die einer Sippe gegenüber in starke Verschuldung geraten war und keine andere Möglichkeit der Rückzahlung der Schuld sah, sich in den Schulddienst begab, d. h. sie traten in den Dienst des Schuldners und arbeiteten die Schuld ab. So bestimmt etwa das altschwedische Uplandsrecht (32, S. 151):

„Haut ein Mann einem andern eine volle Wunde im Kopf oder am Körper, wird er gesetzlich dessen überführt mit wahrhaftigen Zeugen, vermag er nicht, Bußen (zu leisten) oder Bürgschaft für volle Buße, gehe er ein zum Bauern (in Schulddienst) für seinen Rechtsbruch, ein Jahr für jede Mark.“

Der Schulddienst war also eine Dienstverpflichtung eines Freien auf bestimmte Zeit oder bis zur Abtragung der Schuldsomme. In diesem Sinne bestimmen auch die Franken (26, S. 203):

„Einem freien Manne, der irgendeine Strafe nicht bezahlen kann und keine Bürgen hat, sei es gestattet, sich selbst dem, dessen Schuldner er ist, zum Pfande zu geben, bis er die Strafe, die er schuldet, bezahlt.“

Und die Bayern ordnen an, daß ein freier Bayer nie das Erbe und das Leben verlieren soll „ohne Kapitalverbrechen“; er hat normalerweise seine Vergehen aus seinem Vermögen zu büßen.

„Wenn er aber keines hat, erniedrige er sich selbst in die Knechtschaft und zahle die einzelnen Monate oder Jahre hindurch, wie er verdienen kann, dem, den er schädigte, bis er die ganze Schuld erstattet hat“ (27, S. 91).

In allen germanischen Bauernrechten finden sich aber nun ausdrückliche Bestimmungen, die die Auswirkungen dieses Systems der Schuldverknechtung so stark einschränken, daß es nicht etwa zu einer biologischen Ausmerze wertvollen Blutes führen kann. Gewiß werden vielfach unter den Freibauern, die ihren Besitz nicht erhalten können und Schulden machen, Unfähige und Faule zu finden sein, die das ihnen anvertraute Erbe vertan und vergeudet hatten. Um ihre Ausmerze wäre es nicht schade gewesen. Aber es gab auch viel Verarmung infolge von unverschuldeten Schicksalsschlägen, Mißernten, Viehseuchen und anderen bäuerlichen Katastrophen. Ihnen bot man die Möglichkeit, durch eigene Tüchtigkeit wieder hochzukommen.

Aus allen heidnischen Bestimmungen über die Schuldknechtschaft spürt man heraus, wie scharf man zwischen erbbiologisch begründeter Knechtschaft und Schulddienst eines Freien unterschied. Erst die christliche Kirche verwischte diesen Unterschied – unfähig zu biologischem Denken, wie sie stets war – und so bestimmten die christlichen Bayern im Gegensatz zu anderen germanischen Auffassungen, daß ein Mann, der sich gegen den Bischof vergeht und die außerordentlich hohe Strafe dafür nicht zu zahlen vermag, mit seiner ganzen Familie in die Knechtschaft der Kirche zu gehen habe, bis er sich wieder loszukaufen vermöge (27, S. 85/87). Im Gegensatz dazu bestimmt z. B. das altfränkische Königsgesetz von 803 (26, S. 105):

„Wenn er aber eine freie Frau hatte, bis er als Pfand einstand, und Söhne hatte, sollen sie freibleiben.“

Während manche Germanenrechte den Eltern die Möglichkeit zugestehen, auch die Kinder in Schulddienst zu tun, verbieten die Goten eine derartige Härte (36, S. 127):

„Den Eltern sei es nicht erlaubt, ihre Kinder zu verkaufen oder zu verschenken oder zu verpfänden. Und von diesen (Rechtsgeschäften) soll keines

mit seinem Eigenrecht verteidigen können, wer sie (die Kinder) entgegengenommen hat; vielmehr verliere den gewährten Kaufpreis oder die gewährte Entschädigung für die Entfernung, wer ein Kind von seinen Eltern erworben hat.“

Die ausführlichsten Bestimmungen über den Schulddienst enthält das norwegische Gulathingsrecht (31, S. 59/61). Da wird im einzelnen festgesetzt: erst wenn die Verwandten die Bezahlung der Schuld abgelehnt haben, kann man den Schuldner in Schulddienst nehmen. Kinder von Schuldknechten dürfen nur für eine Schuld bis zu 3 Mark, also auf kurze Zeit, in Schulddienst gegeben werden. Dagegen können Kinder von Freigelassenen ohne weiteres in Schuldienst genommen werden. Der Schuldknecht darf – im Gegensatz zu Unfreien – nicht geschlagen werden, es sei denn, er verweigere die Arbeitsleistung, zu der er verpflichtet ist; dann hat er natürlich auch keinen Bußanspruch für den Schlag. Schlägt aber ein anderer den Schuldknecht, so ist dies wie bei einem Freien zu büßen – das dänische Gesetz (33, S. 77) sagt hierzu ausdrücklich, daß ein verarmter und verschuldeter Mann auf keinen Fall seine Mannheiligkeit wegen einer Geldschuld verlieren darf – der Herr erhält von der Bußsumme soviel wie für seinen obersten Knecht, den Rest behält der Schuldknecht. Verkauf eines Schuldknechtes als Unfreien wird ebenso gebüßt wie der Verkauf eines freien Mannes. Lediglich innerhalb des Landes darf er den Schuldknecht gegen Erstattung der Schuldsomme an einen anderen weitergeben – und hier mag wohl des *Tacitus* (112) oben zitierte Angabe zutreffen, wonach man sich gern von dem peinlichen Schuldknechtsschaftsverhältnis mit einem befreundeten, ehemals selbständigen Manne zu befreien suchte, indem man ihn einem Fremden zuschob – es wird dabei aber ausdrücklich festgelegt, daß sich durch diesen Kaufvertrag die Schuldsomme des Schuldknechts nicht erhöhen darf. Verkauf ins Ausland verpflichtet zu Wiederrückschaffung und hoher Buße, andernfalls zu voller Mannesbuße wie für Totschlag eines Freien. Auch Frauen im Schuldienst sind gegen Kränkungen geschützt. So bestimmt die isländische Graugans (34, S. 278), daß Beischlaf mit einer solchen Frau mit Lebensringzaun zu bestrafen ist. Ein Schuldknecht hat das Recht zu verlangen, daß man ihm entsprechenden Verdienst für seine Arbeit

gewährt, damit er sich loskaufen kann. Nur wenn er sich seinen beschworenen Verpflichtungen durch Flucht zu entziehen sucht, begeht er ein Neidingswerk und verfällt dann allerdings der Verknechtung zur Unfreiheit (31, S. 59/61). Die Isländer bestimmten auch eine Verpflichtung zum Schulddienst, z. B. für den Fall, daß ein Mann nicht in der Lage war, seine Eltern zu versorgen (34, S. 235). Dann konnte man ihn zur Aufbringung der für die Elternversorgung notwendigen Mittel durch Schulddienst zwingen. Andererseits kann man die Kinder eines Freigelassenen, der der Fürsorge seines früheren Herren anheimfällt, ohne weiteres diesem Herren zur Abarbeitung des Versorgungsgeldes zum Schulddienst überantworten (34, S. 247). Ein Mann in Schuld knechtschaft ist natürlich nicht voll rechtsfähig; so kann er nach isländischem Recht (34, S. 157) keine Erbschaftsklage vor dem Thing führen, wohl aber steht ihm ein Anteil aus der Erbschaft zum Freikauf zu. Wird ein Schuld knecht erschlagen, dann ist er als Freier zu büßen, von der Bußsumme erhält der Gläubiger die Haftschuld ausgezahlt. Während des Schulddienstes erbt man (34, S. 209) kein lebloses Gut (keinen Hof), wohl aber lebendes Gut (Geld – Vieh), mit dem man freikommen kann.

Aus all den angeführten Bestimmungen geht klar hervor, daß eine Schuld knechtschaft in keiner Weise mit echter Knechtschaft verwechselt werden darf und daß *Tacitus* (112) hier der Sinn der biologisch begründeten Unterschiede entgangen ist. Es wurde im übrigen auch schon darauf aufmerksam gemacht, daß zwischen Bettlern und Verarmten ein ebenso großer Unterschied bestand wie zwischen Knechten und Schuld knechten. Auch hier ist der Unterschied erbbiologischer Natur, denn der Bettler, über den man scharfe Ausmerzesetze verhängt, ist ein entarteter Lump, der nicht arbeiten will, während der Verarmte, der Bedürftige edler Abkunft und guten Willens, allenthalben hilfsbereite Hände findet. *H. Reier* (102) führt an: „Eine ganze Reihe von Bestimmungen bezweckt die Seßhaftmachung fahrenden Volkes. Auch derartige Vorschriften dienen der Abwendung drohender Verarmung. Außerdem haben die dingspflichtigen Bauern den Armenzehnt umzulegen, der durch ein Viertel des Ertragszehntes erhöht werden kann. Bei Schädigung durch Fälle höherer Gewalt, z. B. Viehseuche oder Brand, wird Verarmung des

Betreffenden dadurch verhindert, daß ihm von den andern Bauern seines Thingbezirkes eine Entschädigung bis zum halben Werte seines Verlustes geleistet wird, wobei die Abgabe eines dieser Nachbarn aber nicht 5 % seines eigenen Vermögens überschreiten darf.“ Wir werden sehen, daß gegenüber dieser genossenschaftlichen Hilfsbereitschaft für verarmte Freibauern eine wesentlich andere Einstellung zu dem asozialen Bettler und Taugenichts festzustellen ist.

Wenden wir uns, nachdem wir nun den Unterschied zwischen unfreien Knechten, Schuldknechten und freien Dienstboten kennengelernt haben, wieder der Stellung zu, die der unfreie Knecht – nach Rasse und Erbgut – in den staatlichen Einrichtungen einnahm. *Reier* (102) weist darauf hin, daß der Knecht ursprünglich überhaupt keine Ehe eingehen und führen konnte, daß in den altnordischen Rechtsbüchern zwar vom Knecht und seiner „Bettgenossin“ oder vom „Beisammenwohnen von Knecht und Magd“ die Rede ist, aber nicht von vollgültiger Ehe. Deshalb hat er auch kein Recht auf seine Kinder, sondern die Obhut hat der zu übernehmen, dem die Magd gehört, wie schon oben erwähnt wurde. Aus allen einschlägigen Bestimmungen ist auch unschwer zu erkennen, daß man sehr geringen Wert auf Nachwuchs aus Knechtsblut legte.

Auf die strengen Sittlichkeits- und Ehegesetze, die Geschlechtsverkehr und Eheschließungen zwischen Freien und Unfreien mit dem Tode oder sonstiger Ausmerze bestrafen, sind wir schon ausführlich eingegangen. Es erübrigt sich darum, sie hier zu wiederholen. Es sei daran erinnert, daß der Knecht, der sich an einer freien Frau verging, dem Tode verfiel, die Frau mit ihm, wenn sie einverstanden war. Eine heimlich geschlossene Ehe zwischen Freien und Unfreien war ungültig; hielt der freie Partner an ihr fest, so verfiel er der Knechtschaft, also der Ausmerze aus dem Freienstand und damit aus seiner Rasse. Auch über die Stellung unehelicher Kinder hatten wir bereits gesprochen und erfahren, daß die Gesetze sie ganz nach ihrer Herkunft einschätzten, wobei ein Kind, das von einer Seite unfreier Abstammung war, also fremdrassisches Blut in den Adern trug, der Knechtsseite zufiel. *Grönbech* (58, S. 237) sagt dazu: „Es sind zwei Dinge, worin alle guten germanischen Stämme einig sind: daß eine freie Frau, die sich einem Unfreien hingibt, der Unwirklichkeit des

unfreien Daseins unterliegt und ihre Seele verliert, und daß eine unfreie Frau ihren Kindern Geist aus ihrem Knechtsgeist mitgibt.“ Aber wir brauchen gar nicht nach derartig metaphysischen Begründungen für die Ablehnung der unebenbürtigen Ehe zu suchen, da der rassenspflerische Charakter dieser Gesetze nach allem, was wir bisher darüber vernommen haben, gar nicht mehr angezweifelt werden kann.

Wir sahen oben, daß unter den Unfreien gelegentlich auch Menschen gleicher Rasse und Abstammung sein konnten. Wir haben auch aus den Sagas solche Fälle kennengelernt. Der Mann hatte die Möglichkeit, mit seiner unfreien Magd Kinder zu zeugen, ohne daß man ihn dafür gesetzlich belangte — es sei denn, er hätte sich dadurch den Zorn seiner Sippe auf den Hals gezogen. Es konnte sein, daß die Kinder beiderseits guter Abstammung waren, wenn die Magd guter Rasse und durch Zufall in Kriegsgefangenschaft geraten war, wie Melkorka und Nereid. Da bestimmt das norwegische Recht (31, S. 51):

„Nun kann ein Mann die Lage seines (unfreien) Sohnes verbessern, wenn er will, und ihn in das Geschlecht einführen, wenn d e r zustimmt, der dem Erbe am nächsten ist. Nun wenn er Söhne hat, deren Mutter mit Mund gekauft ist, wenn auch nur einer mündig ist, der zustimmt, so stimmt er für alle zu, die noch in der Unmündigkeit sind, und ebenso für alle, die noch nicht geboren sind. Der soll zustimmen für das Odelsrecht, der Odel mit ihm (dem Vater) hat.“

Und dann wird genau der Brauch der Einführung des unfreien Sohnes in die Sippe geschildert. Typisch an dieser Bestimmung ist die Tatsache, daß alle Erben des Vaters zustimmen müssen, auch die ungeborenen, da sie ja später einmal für die Taten des Halbbruders werden eintreten müssen, wenn er erst in die Sippe aufgenommen und damit erbberechtigt ist. Die alten Dänen (33, S. 11) setzen fest, daß eine solch wichtige Handlung allgemein auf dem Thing bekanntgegeben werden soll, und die Norweger verfügen, der in die Sippe Aufgenommene solle diese Tatsache „alle zwanzig Jahre kundmachen, bis er das Erbe nimmt, dann soll das Erbe ihm Zeugnis abgeben für sein Leben und alle Zeiten“ (31, S. 52). Die heidnischen Schweden nannten ein solches in die Sippe aufgenommenes Kind

„Schoßsetzungschild“ nach einer im Brauchtum nicht näher erläuterten symbolischen Handlung (32, S. 123). Immerhin war man gegenüber solchen Kindern vorsichtig und versuchte sich gegen unerwünschte Überraschungen zu sichern. Ein Kind konnte auch dadurch frei werden, daß seiner Mutter die Freiheit geschenkt wurde. Aber vorsichtshalber setzt man fest (32, S. 207):

„Ein Kind ist auch nicht erbfähig, das lebendig geworden ist im Leibe der Mutter, bevor ihr die Freiheit geschenkt ist, doch ist dieses Kind frei geboren, und man soll diesem Menschen ein zweitesmal die Freiheit schenken; dieser Mensch heißt Buschkind. Hat man aber dem Weibe die Freiheit geschenkt, eh das Kind lebendig geworden ist in ihrem Leibe, dann braucht man diesem Menschen nicht die Freiheit zu schenken.“

Während die in das Geschlecht geleiteten, ehemals unfreien und unehelichen Kinder durch diese Maßnahme vollwertige Freie geworden sind und deshalb auch Erbe nehmen wie die „echten“, d. h. in der Ehe geborenen, kann ein unfreier Magdsohn nicht erben. Ja, die echten Erben werden sogar gegen die mögliche Willkür eines durch Liebe zu einer Unfreien verwirrten Vaters geschützt, indem das Gesetz (der Norweger, 31, S. 95) festlegt:

„Ein Odelsbonde darf seinem von der unfreien Magd geborenen Sohn drei Mark schenken, ein Landherr sechs Mark, ein Bonde zwölf Öre, der Sohn eines Freigelassenen sechs Öre. Diese Gaben darf man nicht für ungültig erklären, außer es erhalte der weniger, der erbberechtigt ist.“

Herumlungernde Bettelweiber stellte man in biologischer Hinsicht mit unfreien Mägden auf eine Stufe. Auf Island (34, S. 278) stand auf dem Geschlechtsverkehr zwischen freien Männern und Bettelweibern nur dann Strafe, wenn die Männer sich ihren Versorgungspflichten gegenüber Mutter und Kind zu entziehen suchten. Geschlechtsverkehr mit einer Magd stand nicht unter Strafe, abgesehen von den Folgen, für die der verantwortliche Mann natürlich aufzukommen hatte (31, S. 49), und abgesehen von dem Schaden, den man dem Herren der Magd für die Einbuße an Arbeitsleistung während der Schwangerschaft oder gar durch ihren Tod bei der Geburt zu ersetzen hatte.

Betrachten wir nunmehr die Grundsätze etwas näher, nach denen

die Freilassung Unfreier erfolgte, und untersuchen wir, welche Folgen die Freilassung nach sich zog. Mehrfach schon konnten wir darauf hinweisen, welche Überlegungen und Gefühle den germanischen Bauern veranlaßten, die Freilassung eines Knechtes oder einer Magd in die Wege zu leiten. Der häufigste Grund für eine Freilassung lag ohne Zweifel in der Erkenntnis, daß der betreffende Unfreie seiner Rasse und Abstammung nach keine Knechtsnatur und daß er ohne eigenes Verschulden in diese unwürdige Lage gekommen war. Da kaum anzunehmen ist, daß gefühlsmäßige Neigungen und Abneigungen hierbei eine größere Rolle als sonst im Leben des germanischen Freibauern spielten, wird man annehmen dürfen, daß das rassische Kriterium dabei maßgeblich war. Einen Beleg für diese Auffassung bietet die Lachswassertalsaga, in der (6, S. 32 ff.) von der großen Landnehmerin Unn und ihren Freilassungen erzählt wird. Es heißt dort: „Unn sprach zu ihren Leuten: Nun sollt ihr den Lohn empfangen für eure Arbeit. Es mangeln uns ja nicht die Mittel, euch eure Mühe und euren guten Willen zu vergelten. Es ist euch bekannt, daß ich dem Manne, der Erp heißt, dem Sohne des Jarl Meldun, die Freiheit gegeben habe: bei einem Manne von so edler Abkunft konnte es nicht meine Absicht sein, ihn Knechtsnamen tragen zu lassen.“ Von diesem Erp wird im Landnahmebuch (23, S. 89) berichtet, er sei der Sohn Jarl Melduns von Schottland und Myrgjols, der Tochter des Irenkönigs Gliomal gewesen. Da die keltische Oberschicht vorwiegend nordisch war, ist wohl möglich, daß Erp auch rassisch nicht allzu fremdartig ausgesehen haben mag, und darum seine Freilassung um so eher gerechtfertigt erschien.

Kvaran (81), der diesen Fall auch erwähnt, verweist auch auf die Freilassung Vifills durch Aud (Unn), die sich im Landnahmebuch findet (gekürzt in Thule, 23, S. 90). Unter Auds Knechten war auch ein Mann mit Namen Vifill, der in England in Kriegsgefangenschaft geraten war und aus bedeutendem Geschlecht stammte. Man nannte ihn „geknechtet“, ehe er von Aud freigelassen wurde. „Er fragte sie, warum sie ihm keine Wohnstätte gäbe wie den andern Männern. Sie sagte, das mache nichts, er würde überall, wo er wäre, als vornehmer Mann gelten („von edlem Blute“ übersetzt *Kvaran*); sie gab ihm den Vifillsdal.“

Die Geschichte von dem Knecht Atli, der bei der Aufnahme Schiffbrüchiger so viel angeborene Herrenart beweist, daß ihm sein Herr Geirmund darum freigab, wurde bereits erwähnt. Gerade diese Haltung aber ist bezeichnend für das germanische Bauerntum. Nicht nur Knechte von guter Rasse und nachweislich edler Abstammung gaben sie frei, auch solche, die durch Taten oder eine bestimmte herrenmäßige Leistung einen Beweis für ihre angeborene gute Artung gaben. Im älteren schwedischen Westgötarecht wird ausdrücklich festgelegt, daß „nach Recht“ ein Freibauer seinen in Knechtschaft geratenen Verwandten guter Abstammung freikaufen darf, d. h. er löst ihn aus der Knechtschaft, indem er ihm als Schadensersatz für den verlorenen Knecht 2 Öre Gold anbietet:

„Will ein Mann einen andern aus der Unfreiheit lösen, er soll ein Sieben-nachtding bei dem festsetzen, der ihn in Händen hat, ihm anbieten zwei Öre Gold oder zwei gewogene Mark, Zeugnis erbringen lassen am Thing, daß er ihm so verwandt ist, daß er ihn lösen kann nach Recht und beweisen mit einem Zwölfereid. Dann kann jener ihn nicht mehr wehren . . .“ (32, S. 29).

In der Svarfadstalsaga finden wir ein weiteres Beispiel für diese Einstellung. Da wird (II, S. 258) erzählt, daß ein Mann namens Skidi unfreier Knecht Thorgrims des Grauen war; er wird geknechtet genannt und muß wohl guter Herkunft sein, denn er findet Schutz bei dem Bauern Ljotolf, der ihm „um seines Vetters Uni Willen“ hilft. „Skidi galt als Sklave, aber nicht, weil er es seiner Abkunft nach gewesen wäre; er war vielmehr ein recht großer und schöner Mann. Ljotolf machte ihn zu seinem Vogt und stellte ihn zur Leuteaufsicht an.“ Bezeichnend ist hier die Einstellung: er galt als Sklave, aber man sah es schon seiner Nordischen Schönheit an, daß er edler Abstammung sein mußte! Skidi spielt im Verlaufe der Saga durchaus die Rolle eines vollwertigen freien Mannes und bewährt sich nachher im Männerstreit als solch tapferer Mann, daß man ihm die Freiheit wiedergibt und ihn mit einer Frau freier Abkunft verheiratet. Auch bei dieser Heirat finden wir einen bezeichnenden Beweis für die durch und durch rassenbiologische Einstellung zur Freilassungsfrage (II, S. 277). Während sonst eine Frau edler Abstammung die Ehe mit einem Freigelassenen knechtischer Abkunft ent-

rüstet abgelehnt haben würde, verhält sich Yngvild Wangenschön ganz anders, da sie weiß, daß Skidi guter Abkunft und nur durch einen Zufall in Knechtschaft geraten ist. Zunächst sagt sie zwar zu Ljotolf: „Mich dünkt, du achtest mich gering, wenn du mich deinem Sklaven geben willst.“ Da antwortet Ljotolf: „Da kann ich dir helfen: Ich schenke ihm die Freiheit und so viel Vermögen, daß ihr von keinem Menschen abhängig und um so selbständiger seid, je mehr ihr erwerbt.“ – „Dann ist's recht“, erwidert Yngvild und stellt an Skidi nur noch die Bedingung, er müsse die Scharte in seiner Lippe, die er durch unwürdige Mißhandlung von feindlicher Übermacht erhielt, „binnen fünf Wintern ausgeheilt haben, so daß sie mir ganz heil erscheint“, d. h. er muß sich Rache holen. Dieselben Gesichtspunkte führen in der Erzählung von Thorstein Ochsenfuß zur Freilassung des Knechts Freystein (17, S. 87 bis 94). Die in Frage kommenden Stellen berichten: „Thorkel hatte einen Knecht von ausländischem Geschlecht namens Freystein. Er war nicht häßlich, auch nicht von niederem Behaben wie andere Knechte, vielmehr vornehm und von artiger Aufführung. Feiner war er denn irgendein anderer. Deshalb nannte man ihn auch den hübschen Freystein.“ Nachdem er verschiedene Bewährungsproben bestanden hat, heißt es dann: „Freystein bekam bald seine Freiheit durch Thorsteins Fürsprache. Und Thorkel ließ ihn gern und willig frei, da er ihn gern hatte. Wußte er doch, jener war unspränglich guter Herkunft und aus edlem Geschlecht. Man erzählt auch, daß Thorstein später seine Mutter Oddny (Thorkels Schwester) mit Freystein verheiratet habe.“ – Wenn hier der Freilasser sogar seine Schwester mit dem Freigelassenen verheiratet, dann ergibt sich auch wieder, daß es dem germanischen Bauern mehr um Herkunft und Rasse, als um äußere Standesgrenzen zu tun war.

Von dem Knechte Asgaut, der in der Lachwassertalsaga (11, S. 42) genannt wird, ist zwar die Herkunft aus guter Familie nicht angegeben. Es ergibt sich aber aus der ganzen Darstellung, daß der Fall sich nicht wesentlich von den vorigen unterscheidet, so daß er einen weiteren Beleg für die rassenbiologische Auslese bei der Knechtsfreilassung darbietet. Es wird gesagt: „Thord hatte einen Knecht, der mit ihm ins Land gekommen war, der hieß Asgaut; er

war groß und tüchtig; und wenn er auch ein Knecht hieß, so hätten sich doch wenige, wenn sie auch Freie waren, ihm gleichstellen können. Und gute Dienste wußte er seinem Herrn zu leisten.“ Im Hause Thord Goddis ist es Frau Vigdis, die den Ton angibt; ihr dient Knecht Asgaut, setzt für sie sein Leben ein und erweist sich als ein tapferer, kluger und ehrenhafter Mann, dem jegliche Knechtsart abgeht. „Du hast nun, Asgaut“, sagt darum Vigdis eines Tages zu ihm, „deine Sache gut gemacht und getreulich; so sollst du nun auch gleich sehen, wofür du dich gemüht hast. Ich gebe dir die Freiheit, so daß du dich von diesem Tage ab einen freien Mann nennen darfst; dazu sollst du das Geld annehmen, das Thord für den Kopf meines Verwandten Thorolf bekommen hat; so ist das Geld besser angewandt.“ Asgaut dankte ihr für diese Schenkung mit passenden Worten. Im Sommer darauf nahm sich Asgaut einen Platz auf einem Schiff, das bei Dagverdarnes lag. Das Schiff ging in See. Sie hatten starken Wind und keine lange Reise; sie kamen nach Norwegen. Dann fuhr Asgaut nach Dänemark und machte sich dort seßhaft, und er galt als ein wackerer Mann (11, S. 55).

So ausführlich wie in den vorstehenden Beispielen werden Freilassungen sonst nicht berichtet — die genannten Fälle griffen in die Sagahandlung ein, die Knechte vollbrachten sagawürdige Taten, darum die eingehende Darstellung. Aber Äußerungen wie: „Einer seiner Knechte hieß Bratt. Der war ihm sehr von Nutzen in seiner Wirtschaft. So schenkte ihm Atli die Freiheit, und er wohnte dann in Brattshöh“ (aus der Floamannasaga, 13, S. 91), sind in den Sagas sehr verbreitet. Es ist anzunehmen, daß die Verhältnisse bei solchen Freilassungen meist ähnlich den oben angeführten lagen. Ein regelrechtes Auslesesystem hatte sich der Herse Erling in Norwegen ausgedacht, durch das er den Tüchtigen unter seinen Knechten das Aufsteigen in die Freiheit ermöglichte, und zwar um so rascher, je größer die persönliche Tüchtigkeit war, während die Untauglichen und Faulen in Knechtschaft verbleiben mußten. *Snorri* erzählt von ihm in der Heimskringla (15, S. 43): „Erling hatte immer dreißig Knechte daheim außer den andern Dienstleuten. Durch diese Knechte ließ er alles Tagewerk verrichten. Er gab aber jedem von ihnen, der es wünschte, außerdem Zeit und Erlaubnis, für sich selbst in der

Dämmerung oder in der Nacht zu arbeiten. Er gab ihnen Ackerland, wo sie für sich selbst Korn säen durften, so daß sie von dem Ertrag Geld verdienen konnten. Er setzte ein bestimmtes Loskaufgeld fest für jeden, und viele erkauften sich in ein oder zwei Jahren die Freiheit, aber alle, in denen nur einiges Streben war, kauften sich wenigstens in drei Jahren los. Mit diesem Gelde kaufte sich dann Erling wieder neue Knechte. Seine Freigelassenen aber ließ Erling teils Heringsfischerei treiben, teils auch einem andern Erwerb nachgehen. Auch rodeten manche Waldland aus und bauten sich Häuser in den Lichtungen. Allen verhalf er so zu einigem Wohlstand.“

Hier wird freilich der Grundsatz der Rasse, der Abstammung bereits durchbrochen. Es ist zunächst aber noch das Ausleseprinzip persönlicher Tüchtigkeit, das der Freilassung zugrunde lag und ohne Zweifel einen günstigen Einfluß auf die Zusammensetzung der Freigelassenen ausübte. Aber hier liegen doch schon Gefahren für die Rasse vor, die sich späterhin denn auch tatsächlich ungünstig auswirkten.

Nicht nur von Freigelassenen, auch von Knechten wird immer wieder erzählt, mit welcher großen Liebe sie an ihrem Herrn und ihrem Hof hingen. Daß sie sich für die Sippe, deren Eigentum sie sind, in Todesgefahr begeben, ist keine Seltenheit. Mag sein, daß dabei die Hoffnung auf Erlangung der ersehnten Freiheit oft Anlaß zu ihren Handlungen war, so spricht doch aus den Mißhandlungen, die Knechte oft ihrer Sippe und ihrem Herrn zuliebe stillschweigend – da waffenlos – von den Feinden ertrugen, und aus der Opferbereitschaft, daß sich die meisten Knechte bei ihren germanischen Herren sehr wohl fühlten und sicherlich dort ein sehr erträgliches Dasein hatten. In der Njalssaga (4, S. 97) wird von Njals Knecht Atli erzählt, der im Auftrage von Njals Frau Bergthora einen Rache-totschlag ausführt. Njal rät ihm, die Gegend zu verlassen und ist bereit, ihm einen neuen Dienstherrn zu besorgen. Aber Atli weigert sich, Njal zu verlassen. „Ich finde es besser, in deinem Hause umzukommen, als den Kostherren zu wechseln“ sagt Atli zu Njal. Nur einen Herzenswunsch äußert er vor dem Opfertod für Njals Sippe, den er vor Augen sieht: „Aber darum möchte ich dich bitten, wenn ich erschlagen bin, daß keine Knechtsbuße auf mir stehe.“ „Man

soll dich büßen wie einen Freien“, verspricht Njal. „Aber Bergthora (Njals energische Frau) wird dir versprechen und wird's auch halten, daß Blutrache auf dir stehe!“ Damit ist der Knecht Atli zufrieden und erleidet kurze Zeit später für seinen Dienstherrn den erwarteten Tod.

Wir sahen oben, daß Freigelassene guter Rasse und Abstammung ohne weiteres als Ebenbürtige betrachtet und als Ehepartner für Frauen edler Abstammung willkommen sein konnten. Das gilt natürlich nicht ohne weiteres für alle Freigelassene, besonders nicht für solche von fremder Rasse und geringem oder unbekanntem Herkommen. Von ihnen sagt *Tacitus* (112) bereits:

„Die Freigelassenen stehen nicht viel über den Sklaven; selten bedeuten sie etwas im Hause, niemals im Staate, ausgenommen nur bei den Stämmen, die von Königen beherrscht werden. Dort erheben sie sich sogar über die Freigeborenen und den Adel. Bei den übrigen Stämmen ist die untergeordnete Stellung der Freigelassenen ein Beweis für die im allgemeinen herrschende Freiheit.“

Wir haben die untergeordnete Stellung, die Freigelassene im allgemeinen entsprechend ihrer Rasse und Herkunft einnahmen, schon in den vorhergehenden Abschnitten mehrfach kennengelernt. 1000 Jahre nach *Tacitus* entsprechen die Verhältnisse auf Island noch durchaus jener Darstellung aus dem ersten Jahrhundert. Wir können auch an den Verhältnissen in Schweden, Norwegen und Dänemark feststellen, daß *Tacitus* Angabe über die königliche Willkür gegenüber der Stellung der Freigelassenen zutrifft. Besonders groteske Zustände auf diesem Gebiete lernt man kennen, wenn man die Schilderungen von den fränkischen Königshöfen frühchristlicher Zeit liest, wo tatsächlich freigelassene Fremdassige mit den Grundstock für das königliche Beamtentum (die Ministerialen, die dann später den niederen „Adel“ bilden) abgeben.

Je mehr wir uns dagegen von den nach römisch-orientalischem Vorbild selbstherrlich regierenden südgermanischen Königshöfen entfernen, um so schärfer findet man die Rassenpflege als Grundlage der Behandlung der Freilassungsfrage. *Reier* (102) macht auf die absichtliche Umständlichkeit, die erschwerenden und verzögernden Maßnahmen aufmerksam, die einen Mißbrauch der Freilassungs-

möglichkeit gesetzlich zu unterbinden versuchen sollen. Um z. B. die Möglichkeiten auszuschalten, daß eine unzüchtige Liebe zwischen Unebenbürtigen zur Freilassung eines Menschen führt, der nach den Prinzipien der Auslese dessen gar nicht würdig wäre, bestimmt das norwegische Frostothingsbuch (29, S. 172):

„Niemals darf ein Mann eine Frau in das Geschlecht einführen und auch nicht eine Frau einen Mann.“ Aber auch sonst werden Freigelassene einer weitgehenden Einschränkung ihrer persönlichen Freiheit unterworfen, damit sie in ihrer Zwischenstellung nun erst einmal zeigen, ob sie sich der Freiheit auch würdig erweisen und wirklich als Gleichberechtigte anerkannt werden können. Darum bleiben Freigelassene überall – es finden sich entsprechende gesetzliche Bestimmungen in den verschiedensten Germanenrechten – noch lange nach ihrer Freilassung in einem starken Abhängigkeitsverhältnis zu ihrem einstigen Herrn.

Reier weist darauf hin, daß die Freigelassenen eigentlich erst in der fünften Generation seit der Freilassung tatsächlich frei werden. Die starke Abhängigkeit, in der Freigelassene noch lange leben mußten, ehe sie wirklich frei wurden, ergibt sich besonders deutlich aus dem altnorwegischen Gulathingsgesetz, das bestimmt (31, S. 56):

„Nun soll der Freigelassene sich in Unterordnung halten gegenüber seinem gesetzlichen Herren. Nicht soll er in Nachstellungen gegen sein Gut oder Leben sich betätigen oder im Gericht gegen ihn, außer er habe seine eigene Sache zu verteidigen, da soll er sie ebenso gegen ihn verteidigen wie gegen andere Männer, er soll auch nicht in Worten mit ihm streiten, nicht Spitze oder Schneide gegen ihn wenden und nicht der Schar seiner Feinde sich zugesellen, nicht Zeugnis gegen seine Person ablegen, nicht einem Mächtigeren an die Hand gehen (in dessen Gefolgschaft eintreten), außer er habe seine (des früheren Herrn) Erlaubnis dazu, auch soll er nicht ein Gericht anderer gegen ihn einsetzen. Und wenn er eines von diesen Dingen tut, da soll er zurückfahren zu demselben Sitz, in dem er früher war — — —“

Diese Einschränkung der Freigelassenenrechte finden wir in ähnlicher Weise auch bei anderen germanischen Völkern von Nord bis Süd. So können wir sehr viel früher bei den Westgoten (36, S. 147 bis 149) ganz analoge Gesetzesbestimmungen finden, in denen dem Freigelassenen verboten wird, als Zeuge gegen seinen Herrn oder

dessen Sippe aufzutreten – wie überhaupt Freigelassenenzeugnis nicht anders als Knechtszeugnis gewertet wird. Ferner wird jede Unbill, etwa Gewalttat oder Verleumdung des Herrn durch seinen Freigelassenen vom Gericht ganz entsprechend der nordischen Bestimmung mit Wiederverknechtung des unfolgsamen Freigelassenen bestraft.

Eine weitere Beeinträchtigung willkürlicher Freilassungen lag nach *Reier* darin, daß die nächsten erbberechtigten Verwandten einverstanden sein mußten; sie konnten verlangen, daß der Knecht mindestens die Hälfte seines Wertes erarbeitet hat (29, S. 91). Nach der Freilassung konnte man eine Frau nehmen – unter den freien Frauen bekam man freilich so leicht keine – und eine Familie gründen. Eine vor der Freilassung gegründete Ehe wird allerdings nicht anerkannt, die Kinder aus solcher Verbindung bleiben rechtlos (29, S. 169/170). Man konnte aber Land erwerben und sich emporarbeiten, wie das von Erlings Knechten beschrieben wird. Auch Wundbußen und ähnliche ihm rechtlich zustehende Bußen darf der Freigelassene einstecken. Aber wehrpflichtig ist der Freigelassene so wenig, wie der Knecht – das war ein Vorrecht der Freien!

Die Freilassung ist jedoch damit noch keineswegs vollzogen, daß der Herr die Freilassung in der Öffentlichkeit vor dem Thing ausspricht, sondern sie wird abgeschlossen durch die Feier des „Freilassungsbieres“. Ehen, die vor der Abhaltung des Freilassungsbieres geschlossen sind, sind nicht vollgültig, die Kinder können nicht erben. *Reier* weist darauf hin, daß die Erbfähigkeit eines Freien überhaupt nicht sogleich voll erworben wird, sondern erst mit der Zahl der Generationen zunimmt. Das norwegische Frostothingsrecht zählt die Stufen, in denen die Rechts- und Erbfähigkeit Freigelassener zunehmen, im einzelnen her (29, S. 167/168). Kann das freigelassene Paar sich nicht soviel erarbeiten, um das Freilassungsbier veranstalten zu können, dann können ihre Kinder nicht zur nächsten Rechtsstufe aufsteigen und bleiben in der untergeordneten Stellung ihres Vaters. Erst ihre Kinder können dann, falls es den Eltern gelingt, das Freilassungsbier zu veranstalten, den sozialen Aufstieg fortsetzen. Diese Rechtsverhältnisse der freigelassenen Nachkommen sind keineswegs auf die Nordgermanen beschränkt; man findet vielmehr ähnliche Zu-

stände auch im Süden und Westen. So bestimmen beispielsweise die Mosel-Franken in ihrem Erläuterungsgesetz (26, S. 207):

„Ein durch Pfennigwurf Freigelassener kann nicht eher auf seine Nachkommenschaft vererben, bis die dritte Generation erreicht ist.“ —

Es kann nicht bezweifelt werden, daß alle diese einengenden und verzögernden Bestimmungen nur einem Ziele dienen sollten: Die Freilassung sollte erschwert, der Auslesegedanke gewahrt und die Möglichkeit offengehalten werden, einen begangenen Irrtum nach seiner Erkennung wieder zu beseitigen. Der wahre Charakter eines freigelassenen Knechts mag sich in der Trunkenheit des Freilassungsbiers oder in seinem späteren Leben in der Freiheit oft genug erst richtig offenbart haben: Die Gesetze sorgten dafür, daß dann immer noch die Möglichkeit bestand, den entlassenen Knecht wieder einzufangen. Nur echte Herrennaturen und fleißige, tüchtige Kerle wollte man unter den Freien wissen, darum schuf man all die Auslese- und Vorsorgebestimmungen in den Gesetzen.

Wir sahen, daß Norweger und Westgoten — trotz des räumlichen und zeitlichen Abstandes — darüber ganz einer Meinung waren und einem Freigelassenen, der sich gegen seinen früheren Herrn irgendwie verging, die Freiheit entzogen und die Knechtschaft wieder auferlegten. Auch die alten Isländer handelten nicht anders. So konnte z. B. auch Erbhinterziehung zu Ungunsten des Freilassers — der ja berechtigt war, an Stelle des noch nicht erbfähigen Freigelassenen Erbe zu nehmen — mit Wiederverknechtung bestraft werden (34, S. 231). Andererseits schützt das Gesetz wiederum die Freigelassenen vor der Willkür und Laune ihrer Herren oder vor deren Nachkommen. So setzen z. B. die Burgunder fest (35, S. 61):

„Gibt ein Burgunde seinem Knecht die Freiheit seines (burgundischen) Rechts, und glaubt er dann, ihn schon um einer leichten Kränkung willen in die Knechtschaft rückversetzen zu können, so soll der Freilasser durch diese Satzung die Befugnis abgesprochen finden. Nicht eher kann der Freilasser ihn in den alten Stand versetzen, als bis gerichtlich nachgewiesen ist, daß jener zu Schimpf und Schaden seines Befreiers etwas verbochen hat, wonach er füglich die gewährte Freiheit verlieren mag. Doch ist das Klagerecht gegen die von ihm frei Gelassenen nur dem Freilasser (in Person) verstattet. — Die (Leibes-) Erben aber dessen, der den Sklaven freiließ, können den Freigelassenen ihres Vaters in jeder Rechtssache nur als freien Mann verklagen.“

Diese burgundische Schutzmaßnahme ist nicht vereinzelt, sie findet sich auch in anderen Germanenrechten, z. B. bei den Westgoten (36, S. 147). Die isländische Bauernsaga zeigt, daß in der Praxis derartige Fälle kaum je vorgekommen sind. Im allgemeinen war man mit der Freilassung eher zu vorsichtig als zu freigebig, das erhellt schon die Tatsache, daß nicht alle Edelgeborenen sofort freikamen, wenn sie ihre edle Abstammung nachwiesen. Freilassungen großen Stils wie bei Erling kommen erst in späterer Verfallszeit in Mode, besonders als die christliche Kirche sich der Sache annimmt und die Rassenunterschiede als vor Gott unwichtig erklärte. *Reier* (102) weist darauf hin, daß die altnordischen Gesetze aber auch schon in heidnischer Zeit durch die Freilassungsgesetze und die Ermöglichung der Ehen zwischen Freien und Freigelassenen – was bei den Sachsen noch verboten war! – genug Lücken boten, um die Rassenschranken zu durchbrechen. Darum darf es uns nicht wundern, wenn wir schon in vorchristlichen Sagas Beispiele von Freibauern mit mancherlei fremdrassigen Merkmalen finden. Im großen ganzen aber wird man sagen dürfen, daß das germanische Freibauerntum sich lange Zeiten hindurch infolge seiner konsequenten Rassenschichtung erfolgreich gegen rassische Vermischung und Entartung gewehrt hat. Die oft sehr roh und brutal klingenden Gesetzesbestimmungen sehen in der bäuerlichen Praxis viel menschlicher und milder aus. Die Freilassung, die allerdings erst nach dem Durchlaufen mehrerer Auslese-Siebe erreichbar war, stand jedem rassisch Erwünschten und erblich Tüchtigen als erreichbares Ziel vor Augen und wurde wohl von solchen, die es verdienten, normalerweise stets erreicht.

Jedenfalls sehen wir, daß die Auslese, die schon im privaten Lebensbereich des germanischen Bauern eine so große Rolle spielte, auch hier bei der Auswahl der Freilassungen entscheidend war. Wir lernten vorher bereits eine Reihe ausmerzender und auslesender Maßnahmen kennen. Wir denken an die Auslese bei der Geburt, die sich in der Aussetzung erbuntüchtiger Kinder auswirkte, an die Auslese bei der Erziehung, bei der man Kindern mit guten und erwünschten Anlagen größtmögliche Förderung angedeihen ließ, und an die Auslese bei der Gattenwahl. Es sei hier besonders an die Eheverbote und Ehehindernisse erinnert, die eine so große Rolle spielten.

Hier haben wir wieder das Übergreifen der staatlichen in die private Sphäre sehr deutlich vor uns, zugleich aber auch die weitgehende Übereinstimmung dieser beiden Welten. Denn einerseits sind alle Hindernisse, die einer Eheschließung biologisch im Wege stehen, gesetzlich festgelegt, andererseits stimmen diese rechtlichen Bestimmungen aber auch völlig überein mit den Grundsätzen, nach denen sich die jungen Leute jener Zeit ihre Ehepartner wählten oder durch ihre Eltern wählen ließen.

So lernten wir beispielsweise die Eheverbote für Erbkrankte kennen, wie sie die Langobarden aufstellten und sich in gleicher Weise in der isländischen *Graugans* finden. Wir lernten die altnorwegische Bestimmung kennen, wonach Impotenz ein Ehehindernis ist; wir sahen, daß die alten Isländer die Ehen von Geisteskranken unmöglich machten. Es gab nicht nur strenge Eheverbote gegen eine Verbindung mit Unebenbürtigen der Abstammung nach, sondern Island kannte ganz ebenso ein Eheverbot gegenüber asozialen Elementen, Berserkern, Berufswikingen u. dgl., mochten sie noch so guten Herkommens sein. Wir lernten die altgotische Auffassung kennen, nach der große Altersunterschiede Ehehindernisse bedeuten. Auch in Island waren Kinder aus einer Ehe, die ein 80jähriger ohne Einwilligung seiner Erben einging, erbunfähig (34, S. 208). Aber all diese Maßnahmen, die einer rassischen Vermischung Vorschub leisten und eine Fortpflanzung minderwertigen Erbguts verhindern sollten, wurden noch durch weitere staatliche Ausmerze ergänzt, eine Ausmerze, die wie bei der Kindesaussetzung, so auch sonst mit viel größerer Härte durchgriff als heute. Die heidnischen Ausmerze-Maßnahmen entsprachen durchaus der Härte des Daseinskampfes jener Zeit; sie entsprachen auch der Härte bäuerlichen Denkens, die sich von der sentimental-städtischen Gefühlswelt so himmelweit unterscheidet. Der altheidnische Rat aus dem jüngeren Sigurdlied:

„Es fahre der Sohn dem Vater nach:
Wer Wolfsbrut nährt, hat wenig Dank!“ (I, S. 59)*

*) Wörtlich: „man soll einen Wolf nicht lange aufziehen...“ (nach *B. Kummer*).

findet noch in später christlicher Zeit im deutschen Bauerntum seine Bestätigung in dem Sprichwort:

„Von böser Art muß man auch kein Junges leben lassen.“ Und der Breisgauische Volksspruch von heute: „Dem düren Holz mueß me nit nochhüüle, des mueß der Wind neh“, enthält die ganze heidnische Härte, die sich auch in dem Nietzsche-Wort von dem Kranken enthüllt, daß man auch noch stoßen soll, wenn es fällt. Das altfränkische Königsgesetz von 803 (26, S. 103) hält trotz allen christlichen Einflusses noch schroff an dieser heidnischen Welt fest, wenn es erklärt:

„Wenn jemand wegen seiner Freiheit belangt wird und aus Furcht, daß er in Knechtschaft falle, jemanden von seinen Verwandten, durch den er in Knechtschaft zu fallen fürchtet, tötet, d. h. Vater, Mutter, Vetter, Oheim oder irgendeine derart verwandte Person, sterbe dieser, der das vollbracht hat; seine Nachkommenschaft und seine Blutsverwandtschaft aber falle in Knechtschaft!“

Und dieselbe Auffassung wird im Beowulf vertreten, wenn dort (43, S. 88) über die Feiglinge, die ihren König im Kampf verließen, als Strafe verhängt wird:

„Der Schwerterspende, der Schatzverleihung, des reichen Ertrags eurer Rittersitze verlustig geht ihr, auf Land und Gut hat eures Stammes nicht einer mehr irgendein Recht, wenn die Edeling eure feige Flucht erfahren haben, euer ehrloses Tun.“

Also auch hier verliert nicht nur der Feigling selbst, sondern sein ganzer Stamm all sein Hab und Gut und muß friedlos aus dem Lande weichen.

Ohne diese schroffe Härte wäre aber ein gesundes Volksleben in jener Zeit nicht möglich gewesen, zumal eine staatliche Strafgewalt in unserem Sinne gar nicht vorhanden war. Darum finden wir die gleiche Härte auch im Strafrecht: Alle Vergehen, die eine verkommene Gesinnung, eine minderwertige Charakterveranlagung voraussetzen, werden nicht in unserem Sinne „bestraft“, sondern sie werden ausgemerzt. Daher so oft die Todesstrafe für Vergehen, die dem liberalistisch-humanen Städter von heute recht harmlos vorkommen. Tacitus (II 2, S. 17) berichtete:

„Verräter und Überläufer hängen sie an Bäumen auf, Feige, Kriegsscheue und Unzüchtige versenkt man in Kot und Sumpf, wobei noch Flechtwerk über sie gelegt wird.“

In aller Schroffheit und Schärfe wird dieser germanische Auslesegrundsatz von dem Wikinghelden Starkad kurz vor seinem Tode ausgesprochen, wenn er sagt:

„Stürzen muß, was stehn nicht mehr kann; von der Welt verschwinden, was nicht wert ist zu leben.“ (Bei *Saxo* 106; II, 52).

Nicht immer ist die Tötung das Mittel der Ausmerze, aber das Ziel anderer Strafen, seien es Verhängung der Acht, Enterbung, Vernechtung oder ähnliche, bleibt das gleiche. Wenn *Heusler* (68) einen fränkischen Rechtssatz aus den *Gesta Dagoberti* zitiert, in dem festgestellt wird, daß die Söhne eines angeblichen Herzogs Sadregiselus „gemäß römischem Rechte“ die väterliche Erbschaft einbüßten, weil sie es versäumt hatten, für die Tötung ihres Vaters Vergeltung zu suchen, dann liegt hier gewißlich kein römischer Rechtssatz vor, sondern es wirkt hier dieselbe germanische Ausmerze des Feiglings, des Ehrlosen wie in der oben angeführten *Beowulf*-Szene oder wie in der von *Heusler* angeführten Stelle aus der *Svarfadstalsaga*, in der die Brüder mit der Rache für den Vatemord auch die gesamte Erbschaft ihrem Bruder Karl abtreten. In der Geschichte von Ögmund, die schon an anderem Orte erwähnt wurde, ist es ebenfalls die versäumte Rachepflicht, die an den Tag gekommene Feigheit (als Erbe knechtischer Abstammung), die zur Verstoßung Ögmunds aus Glums Sippe führt.

Wir sahen schon früher, daß die Zucht und die Sittlichkeit im germanischen Jungbauerntum und in der Erziehung eine ganz erhebliche Bedeutung hatten. Wir lernten die scharfen Maßnahmen kennen, mit denen Sippe und Staat gegen Unzüchtige vorgingen und sie ausmerzten. Bei der Bedeutung, die der Zucht für die Rasse und das Erbgut zukommt, war auch keine andere Einstellung denkbar. Jederlei Unzucht stand unter Strafe; am energischsten bekämpfte man natürlich den sexuell Entarteten, dessen Trieb pervertiert war. Das mag selten genug vorgekommen sein, aber unbekannt war es nicht. So setzten die Schweden für den sexuellen Umgang eines Mannes mit

Vieh als Strafe lebendiges Begrabenwerden fest (32, S. 89). Die Norweger entmannen ihn und jagen ihn aus dem Lande (31, S. 27), oder tun ihn in die Acht (29, S. 5). Hier liegt freilich in der Härte der Strafe neben der Ausmerze auch eine abschreckende Nebenwirkung. Auch die alten Isländer waren auf diesem Gebiete sehr scharf und sehr empfindlich. Männer mit weiblichen Trieben und Anlagen oder Weiber mit männlichen Trieben wurden in Island des Landes verwiesen (34, S. 427). Gleichgeschlechtlich Veranlagte (Homosexuelle) wurden in Norwegen friedlos (31, S. 30). Die altisländische Auffassung finden wir im Sachsenspiegel (103; I, 4) wieder, wo Zwitter zusammen mit Zwergen als erbunfähig und unfrei bezeichnet werden. Die alte Glosse bemerkt dazu: „Diese nehmen kein Erbe, damit sie keine mißratenen Kinder machen“ (103, S. 115). Deutlicher kann der rassenpflegerische Sinn der Maßnahme nicht ausgesprochen werden. Nach *J. Schwab* (109) gibt es auch ein entsprechendes bäuerliches Sprichwort: „Auf Zwitter und Zwerge erstirbt weder Lehen noch Erbe“, das wohl auf den Sachsenspiegel zurückführbar sein dürfte. Das Sprichwort sagt auch: „Zwittergestalten haben vom Teufel den Segen erhalten“ und meint damit, daß Zwitter verwerfliche Geschöpfe sind.

Zu den neidingshaften Handlungen, die einen ehrlosen Charakter anzeigten, gehörte auch – wie wir schon hörten – die Abtreibung, ein Vergehen, das die heidnischen Germanen offenbar erst bei Berührung mit südlichen „Kulturvölkern“ kennenlernten und das mit der Strafe der Ausmerze bekämpft wurde, z. B. bei den Bayern (27, S. 121), wo die schuldige Frau aus der Sippe gestoßen und verknechtet wird. Häufig wird gerade für Entartung auf sexuellem Gebiet die Unfruchtbarmachung gewählt, die freilich dazumal noch nicht in der humanen und modernen Form der Sterilisation, sondern in der Form der Entmannung nur auf den Mann anwendbar war. Wir lernten oben bereits einige Beispiele von gesetzlicher Anordnung der Unfruchtbarmachung kennen. Bei der Besprechung der Erziehung zur Sittlichkeit hörten wir auch schon von derartigen Strafen. Die Salfranken (25, S. 35) verurteilen einen Knecht, der eine Magd so notzüchtigt, daß sie daran stirbt, zur Entmannung und wollen damit offenbar nicht nur ausmerzen, sondern – wie das auch die Strafrechts-

pflge im Dritten Reich mit der Verhängung der Kastration über Sexualverbrecher bezweckt – zugleich auch heilen. Neueste erbpathologische Untersuchungen haben ergeben, daß der Entmannung eine gewisse Heilwirkung in physischer Hinsicht tatsächlich zukommt, so daß die altheidnische Maßnahme nicht nur moralisch, sondern auch wissenschaftlich gerechtfertigt erscheint.

Auch die germanische Auffassung über Inzucht und Blutschande haben wir bereits kennengelernt. Auch hier griff der Staat durch Rechtsbestimmungen ein und suchte die schädigende Inzucht durch Festsetzung des Waldgangs für den Blutschänder auszuschalten (34, S. 282). Dieselbe ausmerzende Strafe traf, wie wir schon wissen, auch den gewaltsamen Entführer einer Frau (34, S. 287) und den Vergewaltiger einer Frau (31, S. 124). So sehen wir, daß nicht nur die Sippe über der Sittlichkeit der Jugend wachte, sondern daß auch der Staat diesem Punkte seine besondere Aufmerksamkeit zuwandte und rücksichtslos alles ausmerzte, was irgendein Zeichen von Entartung oder Haltlosigkeit auf sexuellem Gebiet offenbarte. Man wußte nur zu gut, daß gerade auf diesem Gebiete die Gefahren der Entartung besonders groß und folgeschwer sind, darum kannte man hier keine Rücksicht und keine Milde.

Friedlosigkeit verhängte man über Menschen, die man für so entartet hielt, daß man ihre Ausmerze wünschte. Darum ist es auch begreiflich, daß man von ihnen keine Nachkommenschaft wünschte. Aus diesem Grunde bestimmen die Schweden (32, S. 124), daß die Kinder, die ein Ächter zeugt, rechtlos werden und nicht erben können. Wir werden hier sofort an die Salfranken erinnert, die in gleicher Weise die Nachkommen eines Neidings ausmerzen, indem sie sie in die Knechtschaft versetzen (26, S. 103). Bei den Salfranken trifft man damit den Gesippenmörder und damit allerdings den bösesten Neiding, den sich der germanische Freibauer auszudenken vermag. Darum verhängen auch die Norweger über den Sippenmörder die Acht ohne die Möglichkeit, sie durch Buße zu ersetzen (31, S. 30), und die Schweden strafen schon Rat oder Beihilfe zum Gatten- oder Gesippenmord mit dem Tode durchs Rad für den Mann, mit Steinigung für die Frau (32, S. 139).

Es ist bekannt, daß der germanische Bauer einen scharfen Unter-

schied machte zwischen Mord (heimlicher Tötung) und Totschlag (offener Kampf mit Bekanntmachung der Tat durch den Täter). Während Totschlag eines Gegners im offenen Kampf als rühmliche Tat galt, die durch eine Geldbuße gesühnt werden konnte, falls sich die Sippe des Getöteten darauf einließ, war der heimliche Mord ein Neidingswerk; er offenbarte einen entarteten Charakter und forderte die Ausmerze des Neidings. „Immer wenn Männer überführt werden des Mordes, sollen sie ihr Leben dafür gelten, wie viele es auch sind –“ bestimmt das altschwedische Uplandslag (32, S. 143) und verurteilt den Mörder aufs Rad, den Räuber unter das Schwert (S. 151) und den Mordbrenner auf den Scheiterhaufen (S. 224). Selbstverständlich gilt diese Unterscheidung nur für die Tat eines Freibauern. Der Totschlag eines Knechts an einem Freien wird stets als Mord bestraft, der Knecht wird zur Aburteilung der Sippe überwiesen und der Herr des Täters hat obendrein Totschlagsbuße zu bezahlen (25, S. 49).

Auf die gleiche Stufe wie den Mörder stellen die Sachsen den Verschwörer, den Brandstifter und den Dieb (28, S. 23/25), die Norweger (31, S. 109/111) fügen noch den Ehebrecher hinzu – wir sahen schon, daß er bei allen Germanen als Neiding behandelt wurde –, die Dänen den Friedensbrecher, der am Thing oder trotz bereits empfangener Buße einen Totschlag begeht, und die Friesen den Berufswiking und den Heiligtumschänder (28, S. 75/77). Besonders der Dieb gilt allgemein als ein völlig entarteter Mensch, der der Ausmerze verfallen muß. Darum töten die Burgunden (35, S. 69/71) nicht nur den Täter, sondern sie verknechten auch sein Weib, falls es um den Diebstahl wußte, und seine Kinder. Also auch hier wieder eine Ausmerze der Nachkommen eines Entarteten wie schon oben bei Salfranken und Schweden. Die Salfranken verhängen über einen Knecht sogar schon für leichtere Diebstähle Entmannung (25, S. 57). Wird ein Dieb beim Stehlen ertappt, dann darf er sofort bußlos erschlagen werden, sagen beispielsweise die Thüringer (28, S. 43) und die Westgoten (36, S. 181). Die Isländer bestimmen, daß man den Dieb freier Abstammung verknechten und seine Angehörigen mit Schuldhaft zur Erstattung des entstandenen Schadens belegen darf (34, S. 392). Die alten Goten aber, von deren Recht sich noch man-

ches Bruchstück in altspanischen Gesetzen findet, verlangten, daß die Sippe selbst den ihr entsprossenen Dieb öffentlich erdrosselte (37, S. 39).

Ebenso wie Diebe, Mörder und Sippenbrecher schätzte man jeden Asozialen ein, der sich außerhalb der staatlichen Ordnung stellte, die sich das germanische Freibauerntum selbst gegeben hatte. So belegten die Salfranken einen Mann, der trotz mehrfacher Aufforderungen vor Gericht nicht erscheint, mit der Strafe der Acht (25, S. 83/85). Insbesondere war man aber von einer strengen Schärfe gegenüber jenen Asozialen, die sich aus Unfähigkeit oder Faulheit nicht selbst eine Existenz schufen, sondern von Tür zu Tür betteln gingen. Es wurde schon nachgewiesen, daß man unschuldig verarmte Freie durchaus nicht mit ihnen auf eine Stufe stellte, sondern diese im Gegenteil sehr ausgiebig genossenschaftlich unterstützte. Aber von dem faulen und erblich untüchtigen Bettlergesindel wollte man gar nichts wissen, die merzte man je schneller, je lieber aus. Da bestimmten etwa die Norweger im Frostthingsbuch (29, S. 108):

„Jeder erwachsene Mann, der von Hof zu Hof wandert und Almosen empfängt, der hat keinen Bußanspruch für sich, solange er am Bettelstabe geht und gesund und arbeitsfähig ist.“ Der Asoziale ist also rechtlos und kann für eine ihm angetane Unbill von freien Männern keine Buße verlangen, auch seine Erschlagung wird nicht gebüßt. Ja, an anderer Stelle (S. 195) wird sogar bestimmt, daß ein gesunder Mann, der auf Bettelei ertappt wird, eine Geldstrafe zu zahlen und im Nichtbeitreibungsfalle in die Knechtschaft zu gehen hat. Auch in Island ist der Asoziale rechtlos, er kann keine Bußen fordern, kann nicht erben und auch nicht vererben, denn auch seine unerwünschte Nachkommenschaft darf kein Erbe nehmen (34, S. 208 und 209). Treibt einer die Bettelei trotz bester Gesundheit und trotz Ermahnungen unentwegt weiter, dann merzen ihn die Isländer aus: er wird geächtet (34, S. 128). Statt der Acht kann man auch Entmanung über ihn verhängen (34, S. 427), damit man vor seiner entarteten Nachkommenschaft behütet wird; es wird ausdrücklich betont, daß keine Buße darauf steht, wenn der Asoziale bei der Unfruchtbarmachung den Tod erleidet. Die Isländer, mit ihrem knappen

Lebensraum, sind überhaupt mit Entmannung rasch bei der Hand, wenn ein Mann es an Beherrschung oder Vordenklichkeit fehlen läßt. Sie rechnen auch den unverantwortlichen Leichtsinn zur Entartung und scheuen nicht davor zurück, einen Mann zu entmannen, der ohne Überlegung immer wieder uneheliche Kinder in die Welt setzt (34, S. 256).

Der unerwünschten Fruchtbarkeit derartiger Asozialer suchte man auch sonst möglichst vorzubeugen. *Reier* (102) weist auf die Bestimmung hin, nach der es bei der Umfahrt von Bettlern im Bezirk vermieden werden soll, daß männliche und weibliche Bettler auf dem gleichen Hofe übernachten, damit es nicht zum Geschlechtsverkehr kommt. Aus demselben Grunde verbietet man das Mitbringen von Bettelweibern auf Fischereiplätze und ihre Aufnahme in Schifferbuden. Von dem Eheverbot für Asoziale war schon die Rede. *Reier* erwähnt auch, daß auf Island Kinder, die von Ausländern mit Bettelweibern gezeugt worden waren, rücksichtslos abgeschoben und ihrem Vater nachgeschickt wurden.

Eine geniale Art der Abschiebung und gleichzeitigen Ausnutzung Asozialer hatte sich nach *Widukinds* Angaben (118, S. 68) König Heinrich I. ausgedacht:

„So oft er deshalb sah, daß ein Dieb oder Räuber ein tapferer Degen und tüchtig zum Kriege sei, erließ er ihm die gebührende Strafe; aber er versetzte ihn in die Vorstadt der Mesaburier (Merseburg) und gab ihm Äcker und Waffen; er befahl ihnen nun, die Landsleute zu verschonen, gegen die Barbaren aber, soviel sie sich getrauten, Räubereien auszuüben.“

Zu den ausmerzenden Asozialen rechnete man auch die Knechte, die sich der bestehenden Ordnung durch Flucht zu entziehen suchten. Da sie durch ihre Flucht die Gefahr heraufbeschwören konnten, irgendwo sich als Freie auszugeben und dort dann durch unebenbürtige Ehe die Rasse zu verderben, verhängte man über sie in Norwegen die Entmannung (29, S. 196). Daß man alle Ausmerzemaßnahmen mit großer Härte und Rücksichtslosigkeit anwandte, das kann man wohl aus allen Gesetzesbestimmungen für das germanische Freibauernum mit ziemlicher Sicherheit annehmen. Aber alle diese Maßnahmen dienten ausschließlich rassenpflegerischen Zielen; sie wollten nur die

Ausmerze des Minderwertigen, des Unerwünschten erreichen. Mag schon sein, daß in späteren Zeiten oft der rassenpflegerische Grundgedanke einer Maßnahme verlorenging oder den kirchlichen Aufzeichnern der Begebenheiten und Bestimmungen entgangen ist. Wir sahen ja bereits bei der Besprechung der germanischen Kindesaussetzung, daß die Sagaschreiber nur noch den sozialen Gesichtspunkt (Einschränkung der Kinderzahl in armen Familien) kannten. So kann es uns nicht wundernehmen, wenn wir auch andere Maßnahmen der Ausmerze gelegentlich in einer Darstellung finden, die sie uns dem eigentlichen ursprünglichen Sinne als stark entfremdet zeigt. So hören wir gelegentlich davon, germanische Völker hätten in Notzeiten alle alten und kranken Leute getötet. Aufgebracht wurde diese Geschichte schon von *Prokop* (99), der sie den Herulern nachsagt, denen er – wegen ihrer „Treulosigkeit“ gegenüber Byzanz anläßlich der oben (S. 348) erwähnten Königswahl – sehr übelwollend gesonnen war. Von ihnen behauptet er (II; 14, 2 ff.):

„Es galten eine Menge von Bräuchen bei ihnen, die von denen der andern Menschen abweichen. Weder wer alt noch wer krank wurde, durfte bei ihnen weiterleben, sondern sobald einen von ihnen das Alter oder eine Krankheit überkam, mußte er seine Gesippen auffordern, ihn sobald als möglich aus der Welt zu schaffen. Die Gesippen schichteten daraufhin eine Menge Holz zu einem hohen Haufen, setzten den Menschen auf die Spitze des Holzhaufens und schickten dann einen Heruler, der jedoch der Sippe nicht angehören durfte, mit einem Kurzsword zu ihm, denn ein Sippengenosse durfte die Tötung nicht vollziehen. Sobald dann der Totschläger des Gesippen wiederkam, steckten sie augenblicklich den ganzen Holzstoß an allen Ecken und Enden in Brand und ließen alles niederbrennen. Und wenn das Feuer erloschen war, sammelten sie die Gebeine und bargen sie unverzüglich in der Erde.“

Da Prokops Bericht sehr genau ist, mag es wohl sein, daß er den Vorgang richtig darstellt, wenngleich es zweifelhaft ist, ob er die Begründung der Maßnahme und die angebliche Regelmäßigkeit ihrer Anwendung nicht entstellt hat. Zu Prokops Bericht finden wir in einer Islandsaga allerdings eine Parallele. Sie steht in der „Geschichte von den Leuten aus dem Rauchtal“ (II, S. 313) und wurde bereits erwähnt. Darin heißt es, in einem langen und harten Winter seien die Rauchtaler zusammengekommen, um zu beraten, was man

gegen die zunehmende Hungersnot tun könne. Da habe der heidnische Tempelgode Ljot vorgeschlagen, man solle dem Tempel Geschenke geloben, die neugeborenen Kinder aussetzen und die alten Leute totschlagen. Wes Geistes Kind der Verfasser dieses Berichtes jedoch war, ergibt sich aus der Fortsetzung, in der er dann dem milden und christlichen Askel sagen läßt: nein, man solle im Gegenteil dem Schöpfer Ehre erweisen, den alten Leuten Geld und Hilfe geben und die Kinder großziehen, was dann allen als der richtige Rat erschienen sei. Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß hier ein Kleriker versucht hat, eine heidnische Maßnahme in seinem Sinne auszudeuten, d. h. zu zeigen, wie unmenschlich grausam und dumm doch die alten Heiden gewesen seien. Darum können wir auch dieser Geschichte nicht recht trauen, ebensowenig der *Widukindschen* (118) Aufzeichnung der Saga vom Ursprung der Schwaben. Da heißt es bei ihm anläßlich des Berichts von einer Hungersnot (S. 160):

„Und sie begaben sich ohne ihre Söhne, wie ihnen befohlen war, zum Königshofe und beschlossen einmütig, daß, wer mehrere Söhne habe, alle bis auf einen, der ihm der liebste wäre, umbringen sollte.“

Es ist wenig wahrscheinlich, daß Maßnahmen mit derartigen Motivierungen wirklich stattfanden. Wenn ihnen wirkliche Begebenheiten zugrunde liegen, dann werden wir nach anderen Gründen suchen dürfen, die näher liegen. Zu *Widukinds* Schwabensage finden wir eine sehr schöne Erläuterung im norwegischen Gulathingsbuch, das (31, S. 55) über die Behandlung von vermögens- und versorgungslosen Freigelassenenkindern — also einer Nachkommenschaft, auf die man aus rassenpflegerischen Gründen nicht den mindesten Wert legte! — folgendes verordnet:

„Wenn die Kinder aber in Mittellosigkeit geraten, da sind es Grabgänger, da soll man ein Grab auf dem Friedhofe graben und sie da hineinsetzen und da sterben lassen. Der gesetzliche Herr nehme heraus, was am längsten am Leben bleibt, und ernähre es von da an.“

Eine Parallele dazu findet sich in der Langobardensage (46a, S. 8). Danach gebar ein Keksweib des Langobardenkönigs Agelmund Siebenlinge und warf sie — da sie ihr lebensunfähig erschienen — in

einen Teich. Der König sah dies, ritt heran, hielt seinen Speer ins Wasser und befahl, ein Kind herauszuziehen, das noch lebte und seinen Speer ergriff, da er glaubte, es habe Anlage zu besonderer Tüchtigkeit in sich. Diese Annahme wird in der Folgezeit bestätigt.

Mag sein, daß derartige und ähnliche grausame Maßnahmen, die einer bewußten Auslese und Rassezucht dienten, zu den christlichen Legenden Anlaß gaben. Jedenfalls kann nicht bezweifelt werden, daß wir bei allen solchen Maßnahmen immer zuerst an rassenpflege-
rische Absichten zu denken haben – in den vorliegenden Fällen ist diese Absicht ganz klar, denn das durch diese robuste Auslese ausgesuchte Kind ist ohne Zweifel bezüglich seiner Gesundheit und Leistungsfähigkeit das erwünschteste. Wenn solchen Maßnahmen andere Motive, wie soziale Not oder allgemeine Hungersnot und dergleichen, untergeschoben werden, dann wird das vielfach an der Verständnislosigkeit der Kleriker gegenüber erbbiologisch folgerichti-
gem Denken liegen.

Es scheint auch, als ob man sich über die Auswirkungen der rassenpflegerischen Auslese im germanischen Bauerntum durchaus klar war – die Maßnahmen waren eine zielbewußte Anwendung des Wissens um Erbgut und Rasse auf das staatliche Leben, ganz so, wie wir das nun wieder im neuen Großdeutschland versuchen. Jedenfalls machte man sich Gedanken über die Wirkungen der Auslese, davon zeugt ein nettes Beispiel, das wir in der „Geschichte von Einar Sokkisohn“ (13, S. 82/83) finden. Da sagt der Bauer Hall zu dem Bauern Sokki: „Ich verspreche mir nicht viel von deinem Plan, mit unsern kleinen Booten die großen Schiffe jener anzugreifen, angesichts der Vorbereitungen, die jene, wie ich annehme, wohl getroffen haben werden. Auch weiß ich nicht, wieweit man sich auf deine Leute verlassen kann. Alle tapfern Männer unter ihnen werden sich tüchtig schlagen, doch die andern werden sich schonen, und die Führer werden dann um so schlimmer dran sein. Dann wird es schließlich noch schlechter um den Ausgang unserer Sache stehen denn anfangs. Am ratsamsten dünkt's mich, will man einen Angriff wagen, daß sich jeder hier feierlich durch einen Eid verpflichtet, entweder zu fallen oder zu siegen.“ In diesen sehr realistischen Darlegungen des Bauern Hall steckt die ganze Erkenntnis von der gegenauslesenden Wirkung

eines Krieges. Hall sieht, daß die Situation für sie aussichtslos ist, darum rät er von einem Angriff ab, weil der nur einen Verlust aller tüchtigen Männer bringen und die untüchtigen, feigen übrig lassen würde, mit denen nachher nichts mehr anzufangen war.

Eine derart „rationalistische“ Einstellung gegenüber dem Kampfe ist gewiß eine Ausnahme. Sie ist aber bezeichnend dafür, daß man sich über die Wirkungen von Auslese und Gegenauslese – auch wenn die Begriffe unbekannt waren – Gedanken machte, und zwar durchaus zutreffende Gedanken. Mag sein, daß es auch mit solchen Gedanken zusammenhing, wenn (nach der Floamannasaga, 13, S. 87) gesetzlich bestimmt wurde, niemand dürfe auf Heerfahrt ausziehen, der jünger als 20 Jahre sei. Ähnliche Altersbegrenzungen kannten auch die Wikingbünde. Da ist wohl anzunehmen, daß man damit erreichen wollte, daß der Jungbauer erst ins heirats- und fortpflanzungsfähige Alter käme, ehe er auf Heerfahrt zöge. Man hoffte so, der vorzeitigen Ausmerze wertvollen Erbgutes etwas vorbeugen zu können.

Ausführlich beschäftigt man sich in den germanischen Gesetzesbestimmungen auch mit den Geisteskranken. Da man von der Vererbung geistiger Anlagen überzeugt war, so lag es nahe, die Geisteskranken in die Ausmerze einzubeziehen, was auch tatsächlich geschah. Viele dieser Bestimmungen befaßten sich hauptsächlich mit der Versorgung der Geisteskranken, für die natürlich die Sippe aufzukommen hatte (33, S. 129, 34, S. 123 u. 29, S. 80). Die Gesippen haben ihn so unterzubringen, daß er kein Unheil anrichten kann, andernfalls sind sie auch für ihn verantwortlich und haben die Buße zu zahlen. Damit die Sippe sich jedoch gegen unvorhersehbare Untaten von zeitweise Geistesgestörten schützen kann, bestimmen die Dänen (33, S. 27), daß sich die Sippe von dem Geisteskranken abschichten kann. So kann er nur seinen Kopfteil vertun und nicht die gesamte Sippe schädigen. Im übrigen kennt der germanische Norden nicht die Rücksicht auf Unzurechnungsfähigkeit, sondern die isländische Graugans sagt ausdrücklich (34, S. 153): „Das ist verordnet: wo man auf Tollheitswerk erkennt, da ist der Mann unnährbar bis zum Urteil, und er gilt dann im übrigen als gleichstrafbar um die Verletzung wie ein Nichttoller.“ Sonst aber waren die Geisteskranken

rechtsunfähig, sie können keinen Kaufvertrag (33, S. 128; 32, S. 169 und 172) und keinen Bußvertrag (33, S. 38) abschließen, auch können sie kein Erbe nehmen (34, S. 206). Das Verfahren der Entmündigung ist genau festgelegt. Ein entmündigter Geisteskranker darf nicht heiraten, der Verlober der Frau verfällt dafür sogar der Landesverweisung; die Ehe ist rechtsungültig und kann jederzeit geschieden werden (34, S. 256), und die Kinder aus ihr können kein Erbe nehmen (34, S. 206/207). Aus alledem folgt mit Selbstverständlichkeit die altnorwegische Bestimmung des Gulathingsbuches: „Das ist nun das nächste, daß der soll König sein in Norwegen, der ein ehelich geborener Sohn des Königs von Norwegen, ausgenommen, er sei besessen von Bosheit oder Blödigkeit“ (31, S. 3). Die letzte Ausnahmebestimmung wird erst in späten, christlichen Verfallszeiten durchbrochen. So hört man beispielsweise in der Heimskringla, daß König Sigurd der Jerusalemfahrer, der 1101 in Norwegen König wird, zeitweilig geistesgestört war (16, S. 228 und 17, S. 331).

Überschauen wir noch einmal, was wir nun an staatlicher Rassenpflege kennengelernt haben, so sehen wir, daß die staatliche Rassenpflege mit ganz ähnlichen, wenn auch wesentlich härteren Mitteln arbeitet, mit denen auch wir heute zu arbeiten versuchen: Eheverbote und Unfruchtbarmachung für alle erblich Unerwünschten, scharfe Auslesebestimmungen zur Förderung des Lebenstüchtigen und zur Ausscheidung der Untüchtigen. Die staatliche Rassenpflege ist im germanischen Freibauerntum nur eine Ergänzung der privaten Rassenpflege, die von der Sippe getragen wird. Wer das ganze Gebiet überschaut, der kann nicht umhin zu bewundern, in welcher vollendeter Folgerichtigkeit das Wissen von Erbgut und Rasse in die Praxis umgesetzt und im menschlichen Leben angewandt wurde. Wer natürlich nur vereinzelte literarische Werke liest, wird dabei kaum einen Eindruck von zielbewußter Rassenpflege vermittelt bekommen. Es muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß auch unsere germanisch-bäuerlichen Vorfahren vorchristlicher Zeit keine vollendeten Edelmenschen waren, sondern Menschen mit all den Schwächen, denen wir auch heute noch im germanischen Bauerntum begegnen. Darum ist auch gar nicht zu erwarten, daß jeder ger-

manische Bauer in seinem Verhalten sich stets an rassenbiologische Prinzipien gehalten hätte. Ein Bild von den allgemeinen Anschauungen, so wie es hier entworfen wurde, können wir nur durch Zusammenstellung all der verlorenen Einzelzüge gewinnen, die wir verstreut in der Literatur finden. Daß das Bild von einer vollendeten Geschlossenheit war, davon haben wohl die vorliegenden Abschnitte Zeugnis abgelegt.

IV. Verfall der Rassenpflege im christlichen Mittelalter

Die Rassenpflege des germanischen Freibauerntums, wie sie in der vorliegenden Arbeit dargestellt wurde, mußte ermittelt werden aus einem Quellenmaterial, das vielfach aus der Bekehrungszeit stammt und meist von Klerikern aufgezeichnet wurde. Trotzdem konnten wir ein einheitliches und ziemlich geschlossenes Bild entwerfen, ein Bild freilich, das für die Zeit, in der seine Einzelzüge aufgezeichnet wurden, schon nicht mehr in vollem Umfange zutraf, sondern mehr oder weniger von den mit dem Christentum in Germanien eindringenden neuen, fremdartigen und umstürzlerischen Ideen durchsetzt ist. Wir wissen heute, daß die Behauptung von der Kulturlosigkeit unserer germanischen Vorfahren eine Lüge ist, entweder aus dem Wunsche geboren, das germanische Heidentum zugunsten der neuen Lehre herabzusetzen, oder aus Unkenntnis und Überheblichkeit des kultivierten, mediterranen Städters über das „Nordisch-bäuerliche Barbarentum“ gefällt. Die Archäologen haben durch ihre Ausgrabungen diese Lüge längst widerlegen und ein zutreffenderes Bild von den Zuständen im germanischen Bauerntum entwerfen können. Eine objektive Auswertung der schriftlichen Zeugnisse aus jener Zeit, nicht befangen in der kirchlichen Voreingenommenheit, führt – wie schon eine Reihe neuerer Arbeiten gezeigt hat – zu ganz erstaunlichen Ergebnissen. Dem Rassenbiologen erschließt sich aus ihnen eine versunkene Welt, die ihn in ihren Grundgedanken – so rauh und abstoßend ihm manches erscheinen mag – seltsam verwandt anmutet. Auch in den grausamsten und härtesten Maßnahmen erkennt er letzten Endes die unerbittliche Konsequenz rassebiologischen Denkens und rassennpfelegerischer Forderungen.

Man versucht in kirchlich orientierten Kreisen immer wieder, die Verhältnisse so darzustellen, als sei in die rauhe Barbarenwelt des germanischen Heidentums erst durch den neuen Glauben des Christentums Licht und Wärme und Menschlichkeit hineingekommen. Insbesondere wird – wie wir schon erwähnten – gern behauptet, das Christentum habe erst die bis dahin sklavische Stellung der Frau verbessert, der Frau Freiheit und geistige Entfaltungsmöglichkeiten gebracht und damit auch das Leben in der Sippe veredelt und erhöht. Die allgemeine – kirchlich beeinflusste – frühere Beurteilung der Stellung der germanischen Frau findet z. B. ihren Ausdruck in der völlig schiefen Darstellung, die der Bearbeiter des Stichworts „Frau“ in der neuesten Auflage des „Großen Brockhaus“ von 1930 gibt. Er behauptet da u. a. (Bd. 6, S. 542):

„Bei den Germanen sicherte zwar die Sippe die Frau gegen Tötung; trotzdem konnte sie aber gelegentlich noch verkauft werden, aus der väterlichen Gewalt ging sie in die des Gatten über; sie besaß keine Rechtsfähigkeit und war wirtschaftlich ein Arbeitstier. Seltsam berühren daneben einige eine gewisse Schätzung der Frau bekundende Züge, wie die Achtung vor der Frau als Wahrsagerin, als Arzneikundiger u. a. Die Sitte mag wohl überhaupt damals manche rechtliche Härte gemildert haben, auch ergab sich gerade aus dem rechtlichen Schutzbedürfnis der Frau eine Schutzpflicht für den Mann. Die rechtliche Geschlechtsvormundschaft bestand auch noch in fränkischer Zeit, verlor aber immer mehr an Gewicht, um im Mittelalter im ganzen zu einer Beistandschaft und Sachwalterschaft in gerichtlichen Angelegenheiten zusammenzuschrumpfen. In der wirtschaftlichen Stellung der Frau ändert sich aber kaum etwas; sie ist besonders im Volke Arbeitssklavin geblieben. Nur die gesellschaftliche Stellung mag das Christentum in manchem gehoben haben, wengleich die Kirche die Frau seit frühem weit geringer einschätzte als den Mann.“

Man hört aus dieser Darstellung die Balancierkunststücke heraus, die der Verfasser mit seinen „wengleich“ und „seltsam“ und „mag wohl“ unternimmt, um den Widerspruch zu überbrücken, der zwischen seiner – die bisherige kirchlich orientierte Lehre wiedergebenden Schilderung und den aus den Quellen sich wirklich ergebenden altheidnischen Verhältnissen klafft.

Wer bei *Grönbech*, *Neckel*, *Krause*, *Klose*, *Kummer*, *Merschberger* an Hand der Quellen die wahren Zustände kennenlernt, wer die

Quellenaussagen, die in vorliegender Arbeit in Abschnitten über Gattenwahl und Ehe angeführt wurden, objektiv liest, der wird ermessen können, wie stark in dem oben bezeichneten Bild von der germanischen Frau die Wirklichkeit verzerrt und geradezu gefälscht wird. Eine solche Haltung der Frau gegenüber würde weder zu den sonstigen germanischen Ansichten über Rasse, Erbgut und ihre Pflege, noch zu der Nordischen Seelenhaltung überhaupt passen.

In Wahrheit liegen die Verhältnisse umgekehrt, wie sie bisher meist dargestellt wurden. Die oben angeführten Forscher haben eingehend und überzeugend dargetan, in welcher Weise die Christianisierung Germaniens zu einem Sittenwandel führte. Insbesondere die Haltung der Frau gegenüber, von der die ganze sittliche Haltung des Mannes stark abhängt, veränderte sich in christlicher Zeit sehr stark, ebenso die Einstellung der Sippe. Wir wollen im Folgenden untersuchen, in welcher Weise die germanische Auffassung von Erbgut und Rasse und die ganze darauf aufgebaute sittliche Ordnung in Sippe und Staat durch die Bekehrung zum Christentum beeinflusst wurde.

A. Heusler, der das Strafrecht der Isländersagas untersucht hat, schreibt (68, S. 8): „Nun ist aber die Gesittung, die die Sturlunga uns zeigt, von der der Familiensagas weit verschieden. Um nur ein paar Züge zu nennen: das fortwährende Eingreifen der Kirche mit Beichte, Bann, Asyl, die Bischöfe als Schiedsrichter; die geschlechtlichen Verhältnisse: Konkubinate an der Tagesordnung, Ehebrüche, Schändungen und mehr oder weniger gewaltsame Entführungen; die abweichenden Formen der Fehde: die größeren Heeresmassen, die Häufigkeit der Setur (Halten größerer Besatzungen auf einem Hof), der Raub eine stehende Gepflogenheit; das kaltblütige Hinrichten des gefangenen Feindes oder das gewohnheitsmäßige... Abhacken der Füße und Hände. Wer von der Eyrbyggja oder Ljosvetninga-Saga zu den Geschichten der Sturlunga kommt, fühlt sich in eine andere Welt versetzt.“

Da die Bekehrung auf Island in äußerlich ziemlich friedlichen Formen vor sich ging, kann dort nicht einmal von einem plötzlichen gewaltsamen Bruch mit der Vergangenheit gesprochen werden. Der Übergang von heidnischem zu christlichem Denken vollzog sich viel-

mehr sehr gemächlich. Und trotzdem bringt er einen solchen Sittenwechsel mit sich, daß man geneigt ist, von zwei Welten zu sprechen, wobei die freundlichere Welt keineswegs die christliche ist. Wir dürfen annehmen, daß sich der Sittenwechsel bei den anderen germanischen Völkern nicht geringer auswirkte als im alten Island, zumal, wenn er sich gewaltsam und plötzlich vollzog, wie etwa in Sachsen oder in Norwegen. Wir haben nur eben leider darüber keine anderen als gutchristliche Zeugnisse, und diese lauten natürlich so, wie die oben zitierte Auslassung über die Stellung der germanischen Frau: vorher war alles finster und schaurig, nachher alles hell und freundlich!

Wir haben gesehen, daß in der germanischen Bauernwelt die Sippe und das Sippenerbe der zentrale Mittelpunkt war, um den das menschliche Leben kreiste, in dessen Frieden man geborgen war, für dessen Ehre und Erhaltung man sein Leben wagte, auf dessen Heil man vertraute. Wir sahen, daß das rassische Erbgut der Sippe ein unantastbares Heiligtum war, dem man sich stets verpflichtet fühlte und dessen Gesetze man achtete und ehrte. Wir sahen, daß der Frau, als der Hüterin des Sippenerbes eine ganz besonders hohe Stellung im germanischen Bauerntum eingeräumt wurde. Alle sittliche Ordnung baute sich auf dieser Grundlage auf; sie war für den germanischen Freibauern nur in dieser gesetzmäßigen Gliederung denkbar. Die Lehre des Christentums aber, welche die fremden Priester ins germanische Bauerntum brachten, setzte ganz neue Werte an die Stelle der alten und mußte darum die Grundlagen aller sittlichen Ordnung zunächst aufs schwerste erschüttern und gefährden. Es sei hier nicht die Rede von jenen anderen sittlichen Grundbegriffen wie Mannesehre, Heldentum, Blutrachepflicht und dergleichen, die durch christliche Ideale wie Demut, Milde, Vergebung, Erlösung, Gnade ersetzt wurden. Wir wollen uns hier auf die Umstellung beschränken, die der germanische Freibauer bei seiner Bekehrung bezüglich seiner bisherigen Anschauungen über Rasse, Vererbung, Abstammung, Frau, Ehe und Sippe vornehmen mußte. Sie ist so tiefgreifend, daß es lange gedauert hat, ehe der durch die Bekehrung aus seinem seelischen Gleichgewicht gebrachte germanische Bauer sich wieder fassen konnte, um eine neue Welt mit neuen Wertungen aufzubauen.

In der germanischen Erzählung von Rig wurde der religiösen Überzeugung Ausdruck gegeben, daß die verschiedenen Menschenrassen gottentsprossen und die rassenmäßigen Standesschichten göttliches Gesetz seien. Die neue Lehre Christi brachte eine Auflösung dieser gottgewollten Ordnung, denn sie verkündete: „Und Gott hat gemacht, daß von einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen“ (Apostelgeschichte 17, 26). Und weiter „denn du bist erwürgt und hast uns, Gott, erlöst mit deinem Blut heraus aus aller Abstammung, Sprache, Volk oder Nation“ (Offenbarung Johannis 5, 9) und schließlich: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal einer in Christo Jesu“ (Galater Brief 3, 28).

Alle bisherige Beurteilung der Menschen nach Rasse und Herkunft wurde damit umgestoßen und hinfällig, alle Rassenschranken erschienen vor dieser neuen Lehre ebenso unsinnig wie die auf der Rassebewertung aufgebaute Ständeschichtung. Drum stieß nunmehr auch ein Volk nach dem anderen die alten Rassengesetze um. Wir lernten oben schon das Beispiel der Westgoten kennen, die bei der Neufassung des alten Volksrechtes (36, S. 57) das alte Eheverbot mit Römern aufhoben und die Ehe mit Rassefremden freigaben. Die spanischen Goten setzten nun unter christlicher Einwirkung im „Fuero von Najera“ (37, S. 77) die Wundbuße für einen Juden derjenigen eines edlen Goten gleich. Die Langobarden durchbrachen unter Rothari (222) die rassische Ständeschichtung und erlaubten nun einem Freibauern, seine Magd zu heiraten, wenn er sie vorher auf dem „Garethinx“ zur Vollfreien machte. Die Schweden taten ein gleiches, sie bestimmten im kirchlich stark beeinflussten Uplandslag, daß ein Kind, das einer kirchlich eingesegneten Ehe eines unfreien Mannes mit einer unfreien Frau entstammte – einer Ehe, die nach altgermanischem Rechte gar keine rechtliche Gültigkeit hatte, wie wir oben sahen – die Freiheit erhielt, daß ferner bei Mischehen das Kind der besseren Hand in die Freiheit folgen und auch die unfreie Frau eines freien Mannes die Freiheit erhalten sollte (32, S. 123). Die Kirche sah es in der Folgezeit geradezu als eine ihrer wichtigsten Aufgaben an, die rassisch-ständische Schichtung des Germanentums

in der alten Form zu beseitigen. Sie benutzte die rechtlichen Bestimmungen, die einen Freikauf von Unfreien gestatteten, um — natürlich unter entsprechendem kirchlich-politischem Nachdruck — die Freilassung zahlloser Knechte durchzusetzen. *Adam v. Bremen* berichtet in seiner „Hamburgischen Kirchengeschichte“ mehrfach von solchen systematischen kirchlichen Aktionen, beispielsweise erwähnt er, daß Bischof Adalward bei seinem Fortgang von Norwegen mit dem Gelde, das ihm König Harald schenkte, 300 Knechte freikaufte (38, S. 226). In diesen freigekauften Fremdrassigen schufen sich die selbst oft fremdrassigen Priester eine dankbare Gefolgschaft. Ließ man solche Leute in höhere kirchliche Stellen einrücken, so konnte man sich kaum je eifrigere Verfechter kirchlicher Ansprüche denken.

Dieses Vorbild wurde bald genug von den christlichen Germanenkönigen nachgeahmt, nicht nur an den verkommenen und rassisch degenerierten fränkischen Königshöfen, sondern später auch im Norden. Nicht alle christlichen Norwegerkönige waren so verantwortungsbewußt und weitblickend wie König Magnus der Blinde, der auf den Rat: „Laß deine Gäste (freien Gefolgsleute) und andere Mannen mit ihnen hier zu den Lehnsleuten gehen und laß sie die erschlagen, die sich jetzt nicht kriegsbereit machen wollen in deiner Not, gib aber ihr Eigen solchen Männern, die dir anhängen, mögen sie auch sonst bisher nicht viel wert sein. Laß sie das Volk in Bewegung bringen. Ihr habt ja ebensoviel böse Leute wie gute —“ die Antwort erteilt: „Das wäre wenig freundschaftlich gehandelt, ließe ich viele Große töten und brächte niedriges Volk in die Höhe. Denn sie sind oft nicht minder unzuverlässig gewesen, und um das Land stand es damals noch schlimmer als jetzt. Ich möchte noch weiteren Rat von dir hören“ (16, S. 251).

Man wird vielmehr in christlicher Zeit sagen dürfen, daß die meisten Könige es der Kirche gleichtaten, wie etwa König Sverrir, von dem die Saga berichtet (18, S. 70): „Er machte viele von denen, die mit ihm ins Land gekommen waren, zu Häuptlingen, er erhob auch manche zu mächtigen Männern, die nach der Meinung des Volkes durch ihre Abstammung nicht dazu berechtigt waren. Alle diese hingen ihm dann in unerschütterlicher Treue an.“ Von derartigen willkürlichen Freilassungen und Erhöhungen ist in den Sagas und

Königsgeschichten heidnischer Zeit nie die Rede. Erst christlicher Einfluß wirkte sich so aus.

Der tiefere Grund für diese christliche Einstellung zur Rassenfrage lag in der völligen Verständnislosigkeit der christlichen Priester für alle erbbiologischen Dinge. Vererbung ist nach christlicher Auffassung eine für den Menschen völlig belanglose Sache. Insbesondere schenkt man ihr für die menschliche Seele keinerlei Beachtung, da diese nach christlicher Lehre von Gott stets neu geschaffen wird, also auch keine an die Materie gebundenen Erbanlagen enthalten kann. Wir haben oben zahlreiche Beispiele für die germanische Überzeugung kennengelernt, nach der seelische Anlagen rassisch bedingt und erblich gebunden sind. Hervorragenden Mut leitete jeder heidnische Germane aus den Anlagen der Vorfahren her. Der christliche Mönch aber, der beispielsweise die „Geschichte von den Schwurbrüdern“ aufzeichnete, konnte sich nicht enthalten, der Schilderung von Thorgeirs unüberwindlicher Furchtlosigkeit die Erklärung anzufügen: „Der Allmächtige hatte ein so kühnes und unerschrockenes Herz in Thorgeirs Brust gelegt. Seine Tatkraft stammte nicht von Menschen (gesp. v. Verf.). Nicht solche hatten sie in seiner Brust entzündet, sondern der allerhöchste Schöpfer“ (13, S. 228). Hier wird also ausdrücklich von kirchlicher Seite der alte Glaube an die Vererbung seelischer Anlagen bestritten und betont, daß Gott die Seelen der Menschen nach seinem unerschöpflichen Ratschluß neu schaffe. Für Vererbungsgesetze bleibt da natürlich kein Platz.

Und während bisher der germanische Bauer bei der Abschätzung der Einflüsse von Erbgut und Erziehung auf das Werden einer Persönlichkeit sich mehr auf das Erbgut als auf die Erziehung verließ – zu drei Vierteln artet man nach den Vorfahren, zu einem Viertel nach dem Erzieher lautet die altheidnische Weisheit – erklärt nunmehr das christliche norwegische Gefolgschaftsrecht: „Lernen fördert mehr als Naturanlage“ (30, S. 36).

Wir haben gesehen, welch gewaltige Bedeutung man der Abstammung im germanischen Bauerntum beimaß. Den Nachweis seiner Abstammung erbrachte man dazumal in dreierlei Weise: einmal durch Aufzählen der Ahnen, dann durch Hinweis auf die körperliche Ähnlichkeit und schließlich durch einen handgreiflichen Beweis der

geistigen Ähnlichkeit: durch eine der Ahnen würdige Heldentat! — Ganz anders die christliche Haltung. Bei der Bedeutung, die der Germane der Abstammung nun einmal beimaß, konnte der Klerus sie nicht plötzlich bagatellisieren. Aber eines konnte er nun doch erreichen: die Kirche in den Abstammungsnachweis als höchste Instanz einsetzen. Und das geschah, indem man an die Stelle des sehr realen, erbbiologischen Abstammungsnachweises heidnischer Herkunft nun — das kirchliche Gottesurteil treten ließ. An die Stelle des Erbgesetzes tritt das Wunder unter priesterlicher Aufsicht. So berichtet etwa die Heimskringla, wie Harald Gilli zum Nachweise seiner königlichen Abstammung unter dem Geleite zweier Bischöfe feierlich über neun glühende Pflugscharen schreitet (16, S. 231). Und ebenda wird erzählt, daß zum Abstammungsnachweis des Königs Sigurd in Dänemark sogar fünf Bischöfe Hilfestellung beim Gottesurteil leisteten (16, S. 263). Entgegen der unter Historikern und Juristen herrschenden Lehre muß hier betont werden, daß diese Art von Gottesurteilen dem germanischen Heidentum ursprünglich fremd war. Das Gottesurteil als Abstammungsnachweis insbesondere ist ohne jeden Zweifel eine aus dem Süden mitgebrachte christliche Neuerung. Wir finden es beispielsweise schon zu Beginn des 5. Jahrhunderts in Gallien belegt. *Gregor v. Tours* berichtet in seiner Frankengeschichte (54 a; I, 52) von Bischof Bricius, der die ihm vorgeworfene Vaterschaft bei einem unehelichen Kinde einer Nonne dadurch abzustreiten sucht, daß er glühende Kohlen in seinem Gewande zum Grabe des heiligen Martinus trug, also eine regelrechte Feuerprobe ähnlich denjenigen, die einige Jahrhunderte später im hohen Norden beschrieben werden. *K. v. Amira* hat schon vor 50 Jahren seiner Überzeugung Ausdruck gegeben, daß die Gottesurteile überhaupt nicht germanisch, sondern orientalischer Herkunft seien. Seine Begründung sei hier wiedergegeben, zumal er sein Beweismaterial ebenfalls den germanischen Rechtsquellen entnimmt (41, S. 277 ff.): „Das Gottesurteil (*judicium dei*, — ags. *ordál*, an. *skirsl* = Reinigung) setzt voraus, daß von der Gottheit die Enthüllung des Wahren schlechterdings erwartet wird. Auf dem ererbten Boden ihrer heidnischen Gottesvorstellungen, wonach weder Allwissenheit noch Wahrhaftigkeit zum Wesen der Gottheit gehörte, konnten die germanischen Völker diese

Voraussetzung nicht erfüllen. Folgt schon hieraus im Gegensatz zur herrschenden Lehre – (s. *J. Grimm* 56; II, S. 563 ff.) – der Satz, daß erst durch Vermittelung des Christentums das Gottesurteil ins germanische R. gekommen sein kann, so wird er bestätigt durch die Wahrnehmung, daß von einem national-skandinavischen Gottesurteil schlechterdings nichts irgendwie verlässig überliefert ist, daß insbesondere der gemeiniglich für ein Gottesurteil ausgegebene Zweikampf in den skandinavischen Quellen zu keiner Zeit als ein solches hingestellt wird. Erst von Deutschland aus hat der Norden das Gottesurteil bezogen, was nicht einmal ohne Mißverständnis seines Wesens abgegangen ist. Auch bei den Südgermanen aber waren die Gottesurteile weit weniger im Schwung als gewöhnlich geglaubt wird. Das ags. R. z. B. kannte wahrscheinlich vor dem 9. Jahrhundert kein Gottesurteil, das altbayr. und altlangobard. R. keines außer dem Zweikampf, von dem wir wissen, daß er ursprünglich weder Gottesurteil noch überhaupt Beweismittel war. Auch die anderen Stammes- oder Landesrechte haben immer nur wenige von den sämtlichen bekannten Gottesurteilen und zuweilen nur eines für eine bestimmte Personenklasse rezipiert. Über dies endlich finden sich auch in südgermanischen R. R. Spuren einer mehr mechanischen als verständnisvollen Rezeption, wie z. B. das Verstärken des Ordals, die Zulassung eines Gegenordals. Vermutlich ist der Orient die Heimat des germanischen Gottesurteils ebenso wie so mancher scheinbar germanischer Volkstradition.“

Dem Verfall des biologischen Denkens entspricht auch die Erscheinung, daß in christlicher Zeit bei der Gattenwahl an die Stelle der erbbiologischen Abstammung das Geld als gleichwertiger Faktor tritt. Wir sahen, wie in heidnischer Zeit ein Mangel in der Abstammung auch durch noch so großen Reichtum und Macht nicht aufgewogen werden konnte. In der christlichen Sturlungenzeit hören wir von ganz anderen Grundsätzen. Da vernehmen wir Ansichten wie: „Man fand die Heirat passend, da er aus größerem Geschlecht war, sie aber mehr Geld hatte . . .“ (24, S. 63), und es zeigt sich, daß diese Ansichten im Volke, besonders aber unter den politisch führenden Christen weiteste Verbreitung finden. Die rassische Schichtung, bisher erbbiologisch wohl begründet, weicht nun einer ständischen

Schichtung, die in erster Linie von der Stellung zum Christentum und der politischen Anpassungsfähigkeit der Menschen abhängig ist. Es sind darum gewiß nicht die rassisch Besten, die in der neuen, christlichen Welt an die Stelle der alten, heidnischen Adelsbauerngeschlechter treten. Insbesondere unter dem von der Kirche neu geschaffenen geistlichen Adel mag die Zahl der Emporkömmlinge unfreier und rassefremder Abkunft recht groß gewesen sein. Bischof Adalbert von Bremen, selbst edler Abkunft, hat einmal ein entsprechendes Bekenntnis abgelegt, davon berichtet *Adam von Bremen* (38, S. 194/195): „Daher sagte er auch in seinem Adelsstolz ein Wort, das er lieber nicht gesagt haben sollte, nämlich alle Bischöfe, die vor ihm den Stuhl innegehabt hätten, seien dunkler Herkunft und unedel gewesen, er allein rage hervor nach Ausweis seiner Familie ..“

Einen besonders starken Umschwung aber gab es nach der Bekehrung in der Bewertung der Frau. Wir haben oben gesehen, wie hoch man die germanische Frau achtete und ehrte und welch bedeutende Rolle sie in der Sippe, mitunter auch im öffentlichen Leben (Wahrsagerinnen, Ärztinnen, Königinnen u. a.) spielte. Wir hörten aus den germanischen Gesetzessammlungen Belege dafür, daß die Frau doppelt und dreimal so hoch gebüßt werden mußte wie der Mann. Das Christentum aber bringt aus dem Orient ganz andere Auffassungen von der Frau mit. Zwar enthalten die heiligen Bücher des Christentums auch andere, positivere Wertungen von Frau, Ehe und Sippe, aber welchen Eindruck mußte es auf die germanischen Bauern machen, wenn sie hörten, daß sich im alten Testament, in einer göttlichen Offenbarung die Erzväter folgendermaßen ausließen: „Wenn jemand dem Herrn ein besonderes Gelübde tut, also daß du seinen Leib schätzen mußt, so soll das die Schätzung sein: ein Mannsbild, zwanzig Jahre alt bis ins sechzigste Jahr, sollst du schätzen auf fünfzig Silberlinge, ein Weibsbild auf dreißig Silberlinge. Von fünf bis auf zwanzig Jahre sollst du ihn schätzen auf zwanzig Silberlinge, wenn's ein Mannsbild ist, ein Weibsbild aber auf zehn Silberlinge“ (3. Moses 27, 2–5). Hier wird als göttliche Offenbarung genau das Gegenteil dessen gelehrt, was bis dahin einer der ersten Grundsätze germanischen Bauernrechts war: das Frauenleben doppelt zu

bewerten. — Welche orientalische Verachtung spricht aus den alttestamentarischen Hiobsworten (15, 14): „Was ist ein Mensch, daß er unbefleckt sein sollte und daß der gerecht sein sollte, der vom Weibe geboren ist?“ Hatte nicht bisher der heidnische Bauer das Weib eben deshalb für unverletzbar erklärt, weil „wir alle von ihm abstammen“? — Das neue Testament zeigt verschiedentlich die gleiche Haltung wie das alte, so wenn im ersten Timotheusbrief (2, 13–14) das Verbot für Frauen, Vorträge zu halten oder Ämter zu übernehmen, mit den Worten begründet wird: „Denn Adam ist am ersten gemacht, danach Eva. Und Adam ward nicht verführt; das Weib aber ward verführt und hat die Übertretung eingeführt“; oder wenn im ersten Korintherbrief (11, 3–10) angeordnet wird, ein Mann solle beim Beten sein Haupt entblößen, eine Frau aber nicht. „Der Mann dagegen darf das Haupt nicht verhüllt haben, weil er Gottes Ebenbild und Abglanz ist; die Frau aber ist der Abglanz des Mannes. Der Mann stammt ja nicht von der Frau, sondern die Frau vom Mann; auch ist der Mann ja nicht um der Frau willen geschaffen, sondern die Frau um des Mannes willen. Deshalb muß die Frau (ein Zeichen der) Herrschaft (des Mannes) auf dem Haupte tragen, um der Engel willen“ (73).

Welche Wirkungen mußten Priester auf germanische Freibauern ausüben, die — ganz im Sinne jener alt- und neutestamentarischen Geisteshaltung — auf der berühmten Synode von Macon im Jahre 585 n. d. Z. darüber diskutieren, ob der Frau die Bezeichnung „Homo“, also „Mensch“, überhaupt zukomme? Man stellt dies gern als Entgleisung hin oder sucht nach harmlosen Erklärungen, aber man kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die gleiche Geisteshaltung unter den Kirchenvätern und Klerikern lebendig bleibt bis zur Synode zu Tyrnau, wo im Jahre 1611 n. d. Z. erklärt wird: „Von den Kleidern kommt die Motte und von den Weibern die Gottlosigkeit des Mannes. Alle Bosheit ist klein gegen die Bosheit des Weibes. Ein Jagdfallstrick ist das Weib, ein Netz sein Herz und seine Hände Fesseln“. Eine Kirche, deren Lehrer (St. Damian u. a. s. *W. Mehnert*, 83 a) in der Ehefrau eines Geistlichen nur die „Lockspeise des Satans“, „Quelle der Sünden“, „Anlaß des Verderbens“, Lusthäuser des alten Feindes“, „Mistpfützen fetter Schweine“, „Ruhepolster unreiner

Geister“, „Gefäße des Grimmes“ und „des Zornes Gottes“, den „Auswurf des Paradieses“ oder wie die reizvollen Varianten alle lauten, zu erblicken vermochten, konnte auf die germanische Frauenverehrung nur vernichtend einwirken.

Darum wundert es uns gar nicht, wenn wir in der Gefolgschaft der christlichen Priester auch die Verachtung des Weibes in germanischen Landen einziehen sehen. Bisher war das Weib unantastbar gewesen, seine Verletzung galt als Neidingstat. Jetzt aber, in der Sturlungenzeit, wird das Weib Freiwild, und an Schonung denkt niemand mehr. Jetzt kommt es vor, daß bei Überfällen Frauen wie Männer niedergehauen und verstümmelt werden, wie etwa in der Schilderung des Überfalls auf Saudafell (24, S. 169 ff.), in der u. a. Grausamkeiten berichtet wird, wie einer Frau beide Brüste abgeschnitten werden.

Gar zu gern versuchen kirchliche Historiker die Sache so darzustellen, als ob die sittlichen Verhältnisse bei den heidnischen Germanen vor der Bekehrung sehr tiefstehend gewesen seien und die Kirche erst einen sittlichen Aufschwung gebracht hätte. Das Gegenteil ist wahr. Wenn *Adam v. Bremen* auf dieses Thema kommt, straft er sich regelmäßig selbst Lügen. So berichtet er über den Dänenkönig Svein (38, S. 145), daß er „alles, was von jenem (dem Erzbischof) aus der heiligen Schrift vorgetragen wurde, sich sorgfältig merkte und im Gedächtnis behielt, ausgenommen, daß er hinsichtlich der Völlerei und der Weiber (was bei jenen Völkern Laster von Natur aus sind) nicht überzeugt werden konnte.“ Von denselben Dänen aber berichtet er in anderem Zusammenhang, daß bei ihnen – in heidnischer Zeit – ehebrecherische Weiber sofort verkauft würden (38, S. 216). Über die christianisierten Sachsen erhebt er einmal eine lange Anklage. Unter anderem wirft er ihnen vor (38, S. 180): „Ebenso werden Ehebruch, Blutschande und andere widernatürliche Schmutzereien kaum von einem unter ihnen als schuldvoll betrachtet; sehr viele halten sich zwei, drei, ja unzählige Weiber zugleich.“ Von den heidnischen Sachsen hat er selbst aber vorher gesagt (38, S. 9): „Und sie strebten bei ihrer Sittenreinheit danach, viele nützliche und nach Naturgesetzen auch ehrbare Einrichtungen zu treffen“, und das Urteil seines Amtsbruders, des *Rudolf v. Fulda* (s. S. 223), über die Sittlichkeit der heidnischen Sachsen haben wir schon an anderer Stelle

kennengelernt. Die „nach Naturgesetzen ehrbaren Einrichtungen“ der heidnischen Germanen haben wir ebenfalls in allen Einzelheiten studiert und gesehen, daß es sich hierbei um die Maßnahmen der Rassenpflege handelt.

Dieselben Widersprüche tönen uns in *Adams* Beurteilung der Schweden entgegen. Davon wurde bereits im Abschnitt über die Ehe gesprochen. Er wirft ihnen ebenso wie Dänen und Sachsen sittliche Hemmungslosigkeit Frauen gegenüber vor und behauptet, jeder habe mehrere Weiber. An anderer Stelle aber kann er nicht umhin zu erklären (38, S. 234): „So wird (also) ihre ausgezeichnete Sittlichkeit, wie ich für ausgemacht halte, allein durch die Habgier der (christlichen) Priester verdorben“; und weiter (38, S. 73): „Denn alle sind noch im Irrwahn heidnischen Götzendienstes befangen, im übrigen aber dürfte man kein Volk finden, das in bezug auf Sittlichkeit und Gastfreiheit ehrenwerter und gutherziger wäre.“

Daß wir es bei derartigen Verleumdungen des heidnischen Germanentums mit einer allgemeinverbreiteten, zielbewußten Aktion zu tun hatten, und wie weit diese Verleumdungen gingen, davon soll eine in „*Sturla Thordsohns Geschichte von König Hakon Hakonssohn*“ (18, S. 292) aufgezeichnete Episode Zeugnis geben. Darin wird erzählt, wie König Hakon von einem aus Rom entsandten Kardinal feierlich gekrönt wird. Am Schluß des Festes hielt dieser römische Kardinal mit dem germanischen Namen Wilhelm folgende bezeichnende Ansprache: „Gelobt sei Gott, daß ich heute diesen Auftrag ausgeführt habe, den ich durch das heilige Rom erhielt und durch meinen Herrn, den Papst und alle Kardinäle. Jetzt ist nun euer König gekrönt und ganz in Ehren, so daß wohl kein König in Norwegen solche Ehrung erhalten hat. Gott sei gelobt auch dafür, daß ich nicht umwandte auf meiner Reise, wozu man mich drängte. Man sagte mir, ich würde hier nur wenige Männer sehen. Aber auch wenn ich einige sähe, würden diese in ihrem Wesen Tieren ähnlicher sein denn Menschen. Nun aber sehe ich hier eine zahllose Menge Volkes aus diesem Lande, und, wie mir scheint, mit trefflichem Benehmen. Ich sehe hier auch eine große Zahl ausländischer Männer und eine solche Menge Schiffe, daß ich nie mehr in einem Hafen gesehen habe. Und ich glaube auch, daß die meisten von allen diesen mit guten

Dingen beladen hierher kamen. Man machte mir sehr Angst, daß ich hier nur wenig Brot bekommen würde und wenig andere Speise, und was alles Schlimmes sonst noch dabei war. Jetzt scheinen mir hier aber eine solche Menge guter Dinge zu sein, daß Häuser und Schiffe davon voll sind. Man sagte mir auch, daß ich hier keinen Trunk bekommen würde denn Molken und Wasser. Aber Gott sei gepriesen, daß ich alle die guten Dinge sehen kann, die hier zu haben sind und die es besser ist zu besitzen, denn zu missen . . .“

Die Norweger mögen gelacht haben über das offene Geständnis des Kardinals, sie ahnten freilich nicht, daß einige hundert Jahre später derartige klerikale Märchen über den Norden, wie sie dem Kardinal Wilhelm allen Ernstes erzählt worden waren, die Grundlage einer „Geschichtswissenschaft“ christlicher Schule abgeben würden, die bis in unsere heutige Zeit hinein wirkt und das Bild der kulturellen Zustände jener Zeit immer wieder verzeichnet. *B. Kummer* hat in seiner Arbeit „Mission als Sittenwechsel“ (80) ebenso wie in „Migards Untergang“ (79) ein lebendiges Bild von dem sittlichen Zusammenbruch gezeichnet, den das bäuerliche Island im Gefolge der Bekehrung erlebte. *Adam von Bremen* (38, S. 240/241) muß von den heidnischen Isländern gestehen: „Bei ihnen ist kein König als nur das Gesetz: und zu sündigen ist Schande, oder der Lohn ist der Tod“, und weiter: „Ihretwegen sagte unser Metropolit Gott unermesslichen Dank, weil sie zu seiner Zeit bekehrt wurden, obgleich sie vor Annahme des Glaubens wie durch Naturgebot nicht allzusehr von unserer Religion abwichen.“ Er erkennt also den Isländern nicht nur eine hohe Sittlichkeit zu, sondern bekennt sogar, daß das Ethos ihrer Religion von dem der christlichen gar nicht so sehr verschieden gewesen sei. Man vergleiche aber, was andere, weniger ehrliche Missionare an Schauermärchen über den germanischen Gottglauben verbreitet haben! Ebenso glaubwürdig wie das Märchen von den barbarischen Nordleuten, das man Kardinal Wilhelm aufband, und ebenso glaubwürdig wie die verschiedentlichen Behauptungen Adams über die angeblichen sexuellen Ausschweifungen des Nordens sind wohl die meisten kirchlichen Berichte über die angeblichen kulturellen Zustände im heidnischen Germanien.

Die Grundlagen der germanischen Sittlichkeit sind in diesem

Buche ausführlich dargestellt worden. Wir haben Beweise und Belege für die hohe germanische Sittlichkeit zur Genüge angeführt. Insbesondere konnten wir einen tiefen Blick in die geradezu vorbildliche sittliche Sauberkeit im altheidnischen Island tun. Wie aber sehen die Verhältnisse im christlichen Island aus? *A. Heusler* (69) schreibt: „Die Isländer der Sturlungenzeit, die nun 200 Jahre unter der christlichen Auffassung der Ehe gestanden haben, sind auf dem Wege, die freie Liebe einzuführen. Das auf die legitimen Kinder eingeschränkte Erbrecht ist sozusagen die einzige Erinnerung an die staatliche Ehe. Die großen Herren unterhalten ganz ungehemmt ihre Verbindung mit Töchtern vornehmer Familien, bisweilen einer Ehefrau.“ Und *L. Herdt*, der ähnliche Feststellungen in anderem Zusammenhang macht, meint (66, S. 21): „Es kommen zwar auch in den Sagas eine ganze Reihe obszöner Späße vor, auch einzelne Skaldenstrophen sind gelegentlich lasziv, wie die bekannten Grettirs in der Szene mit der Magd, aber diese Dinge sind Ausnahmen, und man wird den Eindruck nicht los, daß sie viel mehr auf das Konto der mönchischen Lüsternheit der Sagaschreiber selbst als das ihrer Helden gehen; es ist auffallend, daß sie in einzelnen, vor allem jüngeren Sagas, wie der von Thorhall Biermütze, in einer Häufung auftreten, die deutlich das Behagen des Verfassers an derartigen Dingen verrät, ebenso wie auch Ehebruchs- und Verführungsgeschichten mit besonderer Liebe in gewissen Sagas immer und immer wieder abgewandelt werden.“

Der Wandel im christlichen Island, den wir an Hand von Belegen noch näher betrachten werden, ist kein Ausnahmezustand, sondern er spiegelt die Krise wider, die alle germanischen Völker in der Bekehrungszeit und der christlichen Frühzeit durchmachten, bis sie endlich das Neue so abgewandelt und sich angepaßt hatten, daß sie sich ein gewisses seelisches Gleichgewicht wieder erkämpfen konnten. Daß ursprünglich die sittliche Haltung in allen germanischen Stämmen gleich war, davon legen wir oben Zeugnis ab. Auch die Franken, von deren christlichen Fürstenhäusern wir fast nur Zeugnisse ihrer beispiellosen sittlichen Entartung kennen, waren ursprünglich anderer Auffassung in diesen Dingen. Von Childerich wird noch erzählt, daß, als er seine Herrschaft dazu mißbrauchte, um die Töchter edler

Franken zu verführen, diese sich gegen ihn empörten und ihn aus dem Lande jagten (54a; I, 86). Und obgleich wir bei den späten, christianisierten Goten in Spanien auch vielfach schon eine reichlich laxe Auffassung von Sittlichkeit vorfinden, die sich beispielsweise im Fuero von Jaca (37, S. 137) darin äußert, daß geschlechtlicher Verkehr mit beiderseitigem Einverständnis ohne Buße bleibt, der Vergewaltiger aber dem geschändeten Mädchen lediglich einen Ehemann zu besorgen hat, so kann man doch bei gotischen Königstöchtern zur merowingischen Zeit noch eine wesentlich andere sittliche Haltung finden als am Hofe im christlichen Frankenreich. So wird erzählt (54a; I, 215/216), der fränkische König Sigibert habe, angewidert von den sittlichen Zuständen am Hofe seiner Brüder, Werber nach Spanien gesandt und den Gotenkönig Athanagild um seine Tochter Brunichildis gebeten. Darauf holte sich auch sein Bruder Chilperich eine Gotin, die Galsvintha, Brunichildis Schwester zur Gemahlin. Er hatte vorher bereits die Fränkin Audovera zur Frau und die Magd Fredegunde zur Kebse gehabt. Er erhält die Gotin erst, als er sich verpflichtet, seine anderen Bindungen zu lösen. Aber dann beginnt er sein altes Leben. Das läßt sich jedoch Galsvintha nicht bieten, sie verlangt Ehescheidung, will sogar auf ihre gesamte Mitgift verzichten. Aber der christliche Franke fand es einfacher, die unbequeme Mahnerin durch einen Knecht erdrosseln zu lassen.

Kehren wir nach diesem Abstecher an den Hof des christlichen Frankenkönigs wieder in den hohen Norden zurück und sehen wir zu, wie die sittlichen Verhältnisse sich in christlicher Zeit entwickeln. Wie die Bekehrung des Volkes von den Königshöfen, so geht auch der sittliche Wandel von dort aus. König Magnus von Norwegen war ein guter Christ, er erhielt den Beinamen „der Gute“, das hinderte ihn aber nicht, neben seiner Ehefrau drei Beischläferinnen zu haben (16, S. 198). Zur Zeit Olaf Tryggvissohns erleben wir noch, daß ein Bauer dem König Sigurd Sleva, der ihm die Frau vergewaltigt, die Axt in den Schädel setzt (17, S. 44/45). Aber am Hofe des christlichen Harald des Harten herrschen schon solche Zustände, daß der König seinem Skalden Halli an der Tafel den Auftrag geben kann, auf seine eigene Frau, die Königin Thora, ein obszönes Lied zu singen, was in deren Gegenwart geschieht und von der Tafelrunde

mit großem Beifall aufgenommen wird, während der König seiner erbosten Frau zuruft: „Vielleicht dünkt dich ein ander Weib als Bettgenossin und Königin für mich geeigneter. Kaum hast du dein Lob (aus den Anzüglichkeiten des Dichters) richtig herausgehört“ (17, S. 281).

Selbst der „heilige“ Norwegerkönig Olaf, der Norwegen unter Anwendung unmenschlicher Grausamkeiten und gemeiner Betrügereien christianisierte, hatte Kebsweiber, und *Adam von Bremen* (38, S. 119) berichtet darüber ganz naiv, als sei das die natürlichste Sache der Welt. In Schweden und Dänemark sind die Zustände am christlichen Königshofe nicht viel anders gewesen, davon berichtet schon *Adam von Bremen* ausführlich genug, wenn er sie auch mit der Verleumdung entschuldigt, das liege eben in der Rasse dieser Germanen! Vom christlichen Dänenkönig Svend Ulfssohn heißt es in der „Geschichte von den Dänenkönigen“ (19, S. 248), er habe viele Kinder von Beischläferinnen gehabt; er hatte vierzehn Söhne, die dem Kindesalter entwachsen! Von den Königshöfen aus verbreitete sich die Unsittlichkeit über das ganze Volk. Auf Island gab es keinen Königshof, aber die Rückkehrer aus der Königsgefolgschaft brachten schon die neuen Sitten mit. Und dann gingen ja auch die Geistlichen mit schlechtem Beispiel voran. Immer wieder berichtet die Saga davon. In der Sturlunga ist die Rede von dem Geistlichen Skaering, der ein ehrbares Mädchen erst schändet und sich dann der Buße auch noch zu entziehen sucht, gedeckt von seinem Bischof (24, S. 108 und 109). Ein andermal ist, ohne Bekundung besonderen Aufsehens, von „Gudlaug Alistochter, der Kebse Priester Thorarins“ die Rede (24, S. 274). Hierher gehört auch Gizur Hallsson, den *B. Kummer* (80, S. 23) anführt. Er wird in der Saga einer der besten isländischen Kleriker genannt. Er hatte vier außereheliche Frauen, zugleich aber zählte er „zu den geistlichen Gelehrten, die, wie das oft vorkam, herausfanden und denunzierten, daß ein Ehepaar in der Gegend in verbotener Ehe lebte; sie waren wohl geistlich verwandt oder entfernt blutsverwandt. Der verzweifelte Ehemann fuhr ins Ausland zum Erzbischof, und der erlaubte ihm, gegen Bezahlung natürlich, daß die Gatten noch zehn Winter zusammenbleiben durften, aber dann müßten sie sich trennen.“

Solche Beispiele, vorgelebt von den Verkündern einer Lehre, die im Weib ein zweitrangiges, zur Sünde geborenes Geschöpf sahen, wirkten sich bald genug im Volke aus. Mag sein, daß die fremdrassigen Freigelassenen, die ihre neue Freiheit der Kirche verdankten, ihren Teil dazu beitrugen.

Die „Geschichte der Leute aus Lautersee“ zeigt uns, wie das schlechte Beispiel bald auch auf Island Schule machte. In erster Linie natürlich wieder bei solchen Bauern, die ihrer gewalttätigen Veranlagung nach zu Übergriffen neigten und es sich infolge ihrer Machtstellung leisten konnten. „Die Brüder Sölmund, Eyjolf und Söxolf, die Söhne des Vidar, wohnten auf Fluh im Rauchtal, östlich der Laxach; sie waren sehr streitbare und gewalttätige Männer und die rücksichtslosesten Frauenjäger, und sie nahmen sich deshalb so viel heraus, weil kaum einer sich getraute, ihnen entgegenzutreten“ (II, S. 131). Es sei dazu bemerkt, daß diese Geschichte natürlich in der Bekehrungszeit spielt. Immerhin ist es in dieser Anfangszeit des Verfalls doch noch üblich, daß man sich wehrt, wenn man es kann. Das zeigt das Beispiel Ofeigs, der durch sein Auftreten den Entführungsversuch der Vidarssöhne an Ölvirs Tochter verhindert (II, S. 132). Auch der Handel mit der leichtfertigen Bauerntochter Fridgerd, die so viele Buhlen hat, daß der Vater ihres unehelichen Kindes durch ein Gottesurteil unter geistlicher Anleitung ermittelt werden soll, spielt in jener Übergangszeit.

Der Anfang der Geschichte von Havard aus dem Eisfjord (8, S. 137) spielt im Zeitalter des heiligen Olaf. „Unsere Geschichte fängt damit an, daß da ein Mann war, der hieß Thorbjörn; er war Thjodreks Sohn. Er wohnte am Eisfjord auf dem Hofe Badfarm und hatte das Godenamt am Eisfjord. Er war aus vornehmem Geschlecht und gehörte zu den Großen und war sehr zu Übergriffen geneigt, so daß niemand dort am Eisfjord sich getraute, ihm etwas zu verweigern. Er holte den Leuten ihre Töchter oder sonst verwandte Mädchen vom Hofe weg, behielt sie eine Zeitlang bei sich und schickte sie dann wieder heim. Einige Nachbarn überfiel er auch und trieb sie von Haus und Hof. Damals hatte sich Thorbjörn gerade ein Mädchen in seine Wirtschaft geholt, die hieß Sigrid; sie war noch jung und aus vornehmem Geschlecht.“ Auch hier ist es wieder ein Vertreter der

Führerschicht, der den Lockungen verfällt, die das schlechte Beispiel der christlichen Fürstenhöfe und der geistlichen Herrn boten.

In voller Blüte aber finden wir dies alles erst, wenn wir uns in die Sturlungenzeit begeben, 200 Jahre nach der Bekehrung. Die obigen Beispiele aus der Bekehrungszeit haben regelmäßig zur Folge, daß tatkräftige und ehrenhafte Bauern eines Tages den Gewalttätern das Handwerk legen. Man wehrt sich noch. Aber was nützte das Wehren auf die Dauer gegen die machtvollen Vertreter der neuen Lehre. Kann man sich erfolgreich wehren, wenn sich in den heiligen Schriften der Glaubenslehre Sätze und Forderungen finden, die das Weib degradieren und die Ehe verachten? — In der Sturlunga wimmelt es von Berichten wie: „Thorbjörn war sehr hinter den Weibern her und hatte viele Kinder, von denen die meisten jedoch nicht recht gediehen. Seine Frau war Helga Thorolfstochter, beider Sohn hieß Alaf und war Priester“ (24, S. 44), oder „Hall Thjodolfssohn, ein Hausmann Einars, sagte, das gäbe es nicht länger, daß ein alter Kerl ein so schmuckes Weib (wie Alöf) beschmutze; er nahm sie ihm (Thorgrim Bruchmann) weg, und ebenso einen Hengst, der Mani hieß, ein vortreffliches Pferd“ (S. 50), oder „jetzt lebte in Hvamm noch sein (Olafs) Bruder, Priester Asbjörn, nebst seiner Mutter Kolfinna Gislistochter und seine Schwester Cecilia, die mit Svein Sturlassohn zusammenlebte“ (in wilder Ehe, was aber den priesterlichen Bruder offenbar nicht störte, S. 57). Auch die Töchter aus den besten Familien verschmähten solche lockeren Verhältnisse nicht: „Saemunds Bruder, Orm Jonssohn, wohnte in Breidabolstad in der Fljotslid. Er war ein Mann von klugem Verstande und großer Vornehmheit. Er hatte eine Geliebte, die Thora hieß, Eireks Tochter, die Schwester Kolskeggs des Reichen in Dalir; ihr Sohn war Jon und ihre Tochter Hallveig. — Eine andere Geliebte Orms war Borghild, und deren Söhne waren Sigurd und Andreas, dazu hatten sie viele Töchter“ (S. 104). Ehebruch war an der Tagesordnung: „Nun trug es sich zu, daß Bard Snorrissohn, Thorvalds Bruder, mit Bergthors Frau Helga Asgrimstochter einen Sohn zeugte, der Jon hieß“ (S. 150). Besonders bezeichnend für die Verkommenheit der Gesinnung ist der schlichte Satz: „Thorvald lag in seiner Bettkammer mit seinen beiden Keksweibern, Halldora, einer Tochter Svein Helgis-

sohns, und Lofneid“ (S. 151). Die Töchter aus guter Familie fanden es also nicht einmal beschämend, zu zweien das Bett mit ihrem Schänder zu teilen. In dieser Zeit mögen auch späte Eddagedichte ihre Prägung erhalten haben, deren sittliche Haltung in so krassem Gegensatz zu allem steht, was man aus Quellen früherer Zeit an sittlichen Zuständen im germanischen Norden kennt. Solch entartete Kunst finden wir in der Edda gelegentlich, so z. B. in Lokis Zankreden, in denen Verse stehen wie: „Wenig machts“, ob ein Weib einen Mann, Buhlen oder beides wählt“; oder in Loddfafnirs Lehren: „Willst du wackere Maid zu Minne bereden und begehrst du Gunst von ihr, verheiß ihr Holdes und halt dein Wort! Nie wird Schönes verschmählt.“

Bei dieser ganzen Entwicklung nimmt es nicht wunder, daß auch alle ehelichen Bindungen sich lösten und der Sippengedanke völlig in Verfall geriet. Wir hatten gesehen, daß im heidnischen Germanentum die Ehe eine besonders geheiligte Einrichtung war und daß man die eheliche Fruchtbarkeit als eines der höchsten Lebensgüter wertete, da sie allein ein Fortleben nach dem Tode sicherte. Die neue Lehre dagegen verlegte das Fortleben nach dem Tode in ein himmlisches oder höllisches Jenseits. Dementsprechend sank auch die Ehe in der kirchlichen Bewertung. Schon im Neuen Testament verkündete Lukas (20, 35): „Die Kinder dieser Welt freien und lassen sich freien: welche aber würdig sein werden, jene Welt zu erlangen und die Auferstehung von den Toten, die werden weder freien noch sich freien lassen, denn sie sind den Engeln gleich und Gottes Kinder.“ Das besagt in Wahrheit nichts anderes, als daß nur der Ehelose die ewige Seligkeit erringen kann. Darum sagt auch Paulus in seinem ersten Korintherbrief: „Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre. Aber um der Hurerei willen habe ein jeglicher sein eigen Weib, und eine jegliche ihren eigenen Mann“ (VII, 2), und „Wer seine Jungfrau verheiratet, tut gut; wer sie nicht verheiratet, tut besser“ (VII, 38). Hier sagt der Apostel nüchtern, daß der einzige Wert der Ehe darin bestehe, die zügellose Hurerei einzudämmen und sie in geregelte, kirchlich sanktionierte Bahnen zu leiten. Man läßt die Ehe nur gelten für Menschen, die ihre Triebe nicht beherrschen und unterdrücken können. Nur der sexuelle Gesichtspunkt

herrscht vor – von anderen sittlichen Werten der Ehe ist nicht die Rede, da es sich dabei ja um die verachteten diesseitigen Werte handelt. Gewiß finden sich in der Heiligen Schrift auch andere Ansichten über die Ehe. Aber daß die meisten frühchristlichen Kleriker die vorstehend angeführten Äußerungen als die beherrschenden ansahen, dafür gibt die frühchristliche Literatur Beispiele genug. Sagt doch (nach *W. Mehnert*, 83 a) z. B. der Kirchenvater *Tertullian* (114, c. 6): „Die Ehe ist etwas Unreines, dessen sich der Mensch schämen muß“, und der Kirchenvater *Hieronymus* lehrt: „Die Kirche ordnet die Ehe den anderen Ständen unter, sie setzt sie der Jungfräulichkeit und dem Witwentum nach; die Kirche schätzt die Ausübung der Ehe weniger hoch ein... sie weist ihr nur den ihr gebührenden Rang an, weiß sie doch, indem sie die Ehe duldet, daß in einem großen Hause nicht allein goldene (= Jungfräulichkeit) und silberne (= Witwenstand) Gefäße sich befinden, sondern auch hölzerne und tönernerne (= Ehestand) benutzt werden, die einen zur Ehre, die anderen zur Unehre...“ (70, 48, c. 20). Diese Haltung der Kirche ändert sich auch in der Folgezeit nicht, und noch auf dem Konzil von Trient im Jahre 1562 wird festgelegt: „Wenn jemand behauptet, der Ehestand sei vorzuziehen dem jungfräulichen Stande und der Ehelosigkeit, und es sei nicht besser und heiliger, in der Ehelosigkeit zu leben, als sich zu verehelichen, so sei er verflucht“ (83 a).

Wie diese kirchliche Lehre auf empfängliche Gemüter wirken mußte, davon bringt *Gregor von Tours* (54a, I, 42) ein einprägsames Beispiel, das hier nach der Darstellung *U. Garbes* (54, S. 12) wiedergegeben sei: „Weiter berichtet Gregor von einem jungen Ehepaar, das in der Hochzeitsnacht ewige Keuschheit gelobt und dies Gelübde lebenslang hält. In dem Gespräch, das diesem Beschluß vorangeht, wird in einer für germanisches Sittlichkeitsgefühl empörenden Weise der natürliche Vorgang der Zeugung entheiligt und verunglimpft. Das Mädchen gesteht unter Tränen, sie habe ‚unbefleckt von eines Mannes Berührung ihren Leib Christo bewahren‘ wollen, sie fühlt sich ‚geschändet‘ durch ihren Hochzeitskranz, ‚in die Tiefe geschleudert‘ von der Höhe ihrer Unberührtheit. Sie verwünscht den Tag ihrer Geburt und beklagt es, daß sie nicht als kleines Kind schon gestorben sei, um so vor der Verunreinigung der Ehe bewahrt zu

bleiben. Da erklärt auch der Jüngling sich schließlich bereit, sich ‚fleischlicher Lust zu enthalten‘, sie beschließen ‚unbefleckt‘ zu bleiben und bringen ihr ganzes Leben in ‚rühmlicher Keuschheit‘ hin.“

Während das germanische Heidentum die Entmannung als die härteste Strafe, als „höchste Wunde“ betrachtet, da sie dem Manne die Zeugung von Nachkommen, damit aber ein Weitergeben seines Erbguts an künftige Geschlechter unmöglich macht, wird nun die Zeugung als etwas Schmutziges und Verächtliches behandelt und die Selbstentmannung als höchste ethische Handlung gelobt, da nach Matthäus (19, 12) diejenigen als besonders fromm gelten, die sich um des Himmelreichs willen selbst verschnitten (entmannt) haben (nach Günther 59). Von *Origenes*, den v. Harnack als den „Vater der kirchlich-theologischen Wissenschaft“ bezeichnet (58a; IV, S. 780 ff), wird im 3. Jahrhundert n. d. Z. berichtet, er habe sich – getreu dem Evangelistenwort – selbst entmannt. Er fand Anhänger genug, die es ihm gleichtaten. In *Theiner-Mehnerts* (115) unerschöpflichem Belegmaterial mag man nachlesen, welch verheerende Auswirkungen die zwangsweise Einführung des „Zölibats“, d. h. der Ehelosigkeit für die germanischen Priester auf die allgemeine, besonders aber die priesterliche Sittlichkeit hatte. Auf Island hat man das Zölibat nie restlos durchsetzen können, ein Rest von gesundem, anständigem germanischem Denken und Fühlen wehrte sich selbst in der finstersten Unterdrückungszeit gegen diese orientalische Sittlichkeitsauffassung.

Besonders verheerend wirkte sich vielfach auch der Gegensatz in der christlichen und heidnischen Beurteilung der Inzucht aus, wie schon oben angedeutet wurde. Das biologisch denkende germanische Heidentum kannte nur den biologischen Begriff der Inzucht, d. h. also der Ehe zwischen Blutsverwandten. Wir sahen, daß sich die Auffassungen darüber im Laufe der germanischen Entwicklung allmählich gewandelt hatten, indem man die Verwandtschaftsgrade, die man in das Eheverbot einbezog, allmählich erweiterte. Die Kirche jedoch machte aus dem biologischen Begriff der „Blutschande“ ein für den Germanen unverständliches Tabu, indem sie ihn in biologisch sinnloser Weise, gestützt lediglich auf dogmatische Vorstellungen,

auf angeheiratete Gesippen und sogar auf „geistliche“ Verwandte, d.h. Paten ausdehnte. Hier haben wir den Übergang vom biologischen Denken des heidnischen Germanen zum magischen Denken des christlichen Orients in besonders krasser Form vor uns. *Kummer* (80) wies in seinem oben angeführten Beispiel schon darauf hin, wie Denunziationen über entfernte, angeheiratete oder geistliche Verwandtschaft zerstörend in die friedliche germanische Bauernehe einbrachen und Leid und Not über unschuldige Menschen brachten. Zu welch grotesken Zuständen diese gewaltsame kirchliche Neueinrichtung führte, dafür ein Beispiel aus der fränkischen Geschichte: König Chilperich hat mit seiner Frau Audovera drei Söhne und eine Tochter. Sie muß jedoch das Bett des christlichen Frankenkönigs mit der Magd Fredegunde teilen, die Chilperich ebenfalls einen Sohn und eine Tochter schenkt. Als Chilperich im Felde ist, bekommt Königin Audovera eine zweite Tochter. Da rät ihr die eifersüchtige, in kirchlichen Schlichen geschickte Magd, sie solle die Tochter in Abwesenheit des Königs taufen und das Kind selbst aus der Taufe heben, was auch geschieht. Als der König zurückkehrt, eilt ihm die Kebse triumphierend entgegen und verkündet ihm: „Meine Gebieterin, die Königin, hat selbst die Patenschaft bei deiner Tochter Childesinde übernommen und kann nach dem Gesetz der Kirche nicht mehr mit dir in ehelicher Gemeinschaft leben. Bei wem will also mein König diese Nacht schlafen?“ Der König wählt die Kebse und verstößt Frau und Tochter, mit der er „nach dem Gesetz der Kirche“ nicht mehr zusammenbleiben darf, da sie nun „geistlich verwandt“ sind und ihre Ehe – durch die magische Verwandlung in der Taufhandlung – sich in „Blutschande“ verwandelt hat! (*H. Timerding*, 116 S.8). *G. Merschberger* (85) hat aus den germanischen Gesetzessammlungen den Nachweis dafür erbracht, wie fremd dem Germanen die ganze kirchliche Einstellung zur Frage der „Blutschande“ war, was besonders aus den milden langobardischen und sächsischen Bestimmungen hervorgeht.

Der tiefgreifende Wandel, der sich in den germanischen Völkern unter dem Einfluß der christlichen Bekehrung auf sittlichem Gebiete vollzieht, macht sich ganz besonders stark im Sippenleben bemerkbar. Wir haben gesehen, welch zentrale, alles umfassende Bedeutung

die Sippe für den germanischen Bauern hatte, wie er sein Leben ganz in das Heil und den Frieden und die Ehre der Sippe eingebettet fühlte und sich nur als Teil einer festgefügtten Gesamtheit, als Erscheinungsbild in einem Erbstrom empfand. Wir lernten die Gesetze kennen, die er zum Schutze über das Sippenleben stellte und heilig hielt. Wir sahen, daß für ihn der Zusammenbruch der heiligen Sippen-einheit den Aufbruch des Weltuntergangs verkündete und bedeutete, wie die Eddaverse zeigten. Darum mag die Weltuntergangsstimmung des frühen Christentums bei ihm auf fruchtbaren Boden gefallen sein, als die neuen Priester lehrten: „Jesus sprach: So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein“ (Lukas 14, 26), und „denn ich bin gekommen, um den Sohn mit seinem Vater, die Tochter mit ihrer Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter zu entzweien; und in den eigenen Hausgenossen werden dem Menschen Feinde entstehen. Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebt als mich, ist meiner nicht wert“ (Matthäus 10, 35–37; Lit. 73).

Dieselbe Haltung wie die Heilige Schrift vertrat der Klerus, häufig auch wieder in überspitzter Form. So spornt der Kirchenvater *Hieronymus* den Heliodor mit folgenden Worten zum Verlassen seiner Sippe und zum Eintritt ins Kloster: „Wenn auch dein kleiner Neffe seine Arme um deinen Hals schlingt, wenngleich dir deine Mutter mit aufgelöstem Haar ihr Kleid zerreißend die Brüste zeigen sollte, mit welchen sie dich genährt hat, wenn auch dein Vater auf der Schwelle vor dir liegen sollte, so gehe du doch über den getretenen Vater hinweg, fliehe mit tränenlosen Augen zu der Fahne des Kreuzes hin. In dieser Angelegenheit ist die Grausamkeit die einzige Frömmigkeit. – Zwar befiehlt die Heilige Schrift Gehorsam gegen die Eltern; allein, wer sie mehr als Christum liebt, verliert seine Seele“ (70, 14, c. 2/3 nach *W. Mehnert* 83 a). Und ganz in der gleichen Weise redet der Bischof Ambrosius einem Mädchen zu, die Sippenbande zu zerreißen, um Nonne zu werden: „Deine Eltern drohen mit Enterbung, um zu prüfen, ob du furchtlos dem Verlust des Zeitlichen ins Auge schauen kannst –. Die ersten Kämpfe

sind es, die dir der Eltern Bitten und Wünsche heraufbeschwören. Besiege erst, Mädchen, die Ehrfurcht gegen die Eltern. Wenn du dein Elternhaus überwindest, besiegst du auch die Welt“ (39, L I, XI, 63; nach *W. Mehnert* 83a). Auch hierzu eine Parallele aus späterer Zeit, um zu zeigen, daß es sich nicht etwa um vereinzelte urchristliche Phantasten handelt. Das „Breviarium Romanum“ lobt den Aloysius von Gonzaga, der 1591 starb und 1726 heilig gesprochen wurde, mit den Worten: „Der heilige Aloysius von Gonzaga gelobte ewige Jungfräulichkeit und vermochte sie auch durch eine besondere Gnade Gottes unversehrt durch jegliche Anfechtung des Leibes und des Geistes zu bewahren. Alle sonstigen Anfechtungen der Seele begann er schon in jugendlichem Alter so tapfer zu unterdrücken, daß er fortan auch nicht durch die leiseste Regung derselben mehr behelligt wurde. Auch seine Sinne, besonders aber die Augen, hielt er so im Zaum, daß er sie nicht nur nicht zum Angesicht Marias von Österreich erhob, der er mehrere Jahre lang als einer von den Kammerjunkern des Königs von Spanien fast täglich aufzuwarten hatte, sondern daß er es sich sogar versagte, seine eigene Mutter anzublicken. Deshalb nannte man ihn mit Recht einen Mann ohne Fleischeslust oder einen fleischgewordenen Engel“ (Brevier zum 21. Juni). Es sei hier ausdrücklich hervorgehoben, daß alle hier angeführten kirchlichen Urteile über Frau, Ehe, Zeugung von Nachkommen, Sippe nicht etwa vereinzelt sind, sondern aus der Fülle des Materials als besonders bezeichnende Beispiele herausgegriffen wurden. Sie stehen für Hunderte, und sie sind nicht etwa nur unter orientalischen, vorderasiatischen oder mediterranen Fanatikern zu finden, sondern in gleicher Weise unter den germanischen Geistlichen, die, wie *Grönbech* (58) schrieb, sich bemühten, unter Verzicht auf jegliche Originalität ihren orientalischen und mediterranen Vorbildern nachzueifern. Man lese nach bei Johannes Skotus Erigena, bei Bernhard von Clairvaux, bei dem Scholastiker Albert dem Großen, bei Thomas von Aquino, in den altdeutschen Predigten *Schönbachs* oder *Grieshabers* oder in der mittelalterlichen kirchlichen Legendenliteratur (s. *W. Mehnert*, 83 a) und man wird bestätigt finden, daß sich die oben gekennzeichnete Haltung wie ein roter Faden gleichmäßig durch alle kirchlichen Äußerungen hindurch ver-

folgen läßt. Sogar der Heliand, der – als Missionsbuch gedacht – mit größter Behutsamkeit alle kirchlichen Forderungen, die dem germanischen Freibauern unbegreiflich waren, in erträgliche germanische Hüllen kleidet, verdeutscht – nach *Grönbech* (58, I, 46) – den Befehl: „Wenn dein Auge dich ärgert, deine Hand dich ärgert, dann trenne dich von ihnen“ mit der allen germanischen Gesetzesforderungen ins Gesicht schlagenden Umschreibung: Folge nicht dem Freunde, der zum Frevel dich lockt, zur Schuld, der Gesippte. Und sei er dir durch Sippe verwandt auch noch so stark – besser ist es, den Freund ferne von dir zu stoßen, ihn meidend, Minne nicht mehr ihm zu zeigen, daß du allein aufsteigen darfst zum hohen Himmelreich.“

Es mag wohl sein, daß die germanischen Bauern auf diesem Gebiete besonders hartnäckig waren – leicht ist jedenfalls der Kirche die Lockerung des Sippenzusammenhalts nicht geworden. Besonders deutlich zeigen das die Verhältnisse auf Island. *Grönbech*, *Kummer*, *Kvaran* weisen darauf hin, daß die ersten Bekehrten – den christlichen Forderungen gehorchend – zunächst ihrer Sippe den Rücken kehrten, weshalb man die Bekehrung als „fraendaskömm“, als „Sip-penschande“ bezeichnete. Einer der Hauptvorkämpfer des isländischen Christentums, Stefnir Thorgilssohn, eben einer dieser „Sip-penschänder“, wird von seiner eigenen Sippe erbittert verfolgt und wegen Schändung heidnischer Heiligtümer und Lästerung der Götter verurteilt. Wie oft mag der Fall vorgekommen sein, den die Saga von Erich dem Roten (13, S. 32/33) mit den Worten schildert: „Bald verbreitete er (Leif) das Christentum und den neuen Glauben allgemein im Lande, indem er den Männern die Botschaft König Olaf Tryggvissohns vorwies und ihnen vorstellte, wieviel Glanz und Herrlichkeit diese Lehre bringe. Erich wollte nichts von der Preisgabe des alten Glaubens wissen, Thjodhild seine Frau aber hing ihm bald an, und sie ließ ganz nah an den Häusern des Hofes eine Kirche bauen. Sie hieß die Thjodhildskirche. Dort hielt sie ihre Gebete ab mit den Männern, die schon das Christentum angenommen hatten, und das waren eine ganze Menge. Thjodhild wollte nicht länger mit Erich zusammenleben, seit sie den neuen Glauben angenommen hatte, und das verdroß ihn sehr.“

Sippenstreitigkeiten sind in heidnischer Zeit ganz selten, wir sahen, sie galten als Neidingswerk; man erwartete von dem Neiding, der gegen die eigene Sippe feindlich auftrat, daß er ein schlimmes Ende nahm. In der Bekehrungszeit, besonders aber in den ersten christlichen Jahrhunderten dagegen nehmen die Sippenzwiste in großem Maße zu, in der Sturlungensaga gehören sie zu den Alltäglichkeiten (24, S. 122 ff. u. a.) ebenso wie der Brudermord an den christlichen germanischen Königshöfen, im Süden wie im Norden. Welche sittliche Verkommenheit spricht aus dem trockenen Sagabericht der Sturlunga über den Mordbrand an Gesippen von Flugumyr (24, S. 304 ff.) und aus den kurzen, aber bezeichnenden Sätzen (S. 316): „Von den Mordbrennern ist zu erzählen, daß sie (vom Mordbrand an Verwandten) zum Essen nach Hofstad ritten; dort wohnte damals Einar Mähne. Von da ritten sie nach Holar hinaus und empfingen Ablaß von Bischof Heinrich; er nahm sie gut auf —“ Die lebensfeindliche, biologischem Denken gänzlich abgeneigte Einstellung der christlichen Kirche prägte sich auch auf zahlreichen anderen Gebieten des germanischen Bauernlebens aus, wenngleich sicherlich die verheerenden Auswirkungen auf Sippenleben und Sittlichkeit weitaus die stärksten Umwandlungen hervorriefen. Wir sahen, daß die germanische Auffassung der Strafe ganz vom Biologischen herkam — es sei an *v. Amiras* (40) Zitat erinnert. Die Strafe hatte die Aufgabe, das Entartete aus der Lebensgemeinschaft auszumerzen, sei es durch Tod, Ächtung oder Entmannung. Dieser Auffassung der Strafe steht die christliche Religion völlig verständnislos gegenüber, sie bringt eine ganz andere Auffassung aus dem Orient mit. Hören wir *Grönbech* (58, I, 74): „In einigen ganz einzelnen Fällen finden wir die Auffassung, daß das Gesetz zum Zwecke der Bestrafung da ist, um die Bösen einzuschüchtern und die Guten zu beschirmen; so in der Vorrede zum Jütländischen Gesetz, im Burgundengesetz und hier und da in Königsreskripten. Es steht da wie ein auswendiggelerntes Schulwissen, vollkommen isoliert, ohne irgendwie auf die Rechtsbestimmungen abzufärben; steht sozusagen da, um zu beweisen, wie unvereinbar mit allem germanischen Denken dieses Prinzip ist.“

Aus dieser kirchlichen Haltung heraus, die in der Strafe eine Ver-

geltung sieht und eine Abschreckung, entspringt der sofort beginnende kirchliche Kampf gegen alle germanischen Maßnahmen der Ausmerzung des Minderwertigen. So wird die Entmannung aus rassenpflegerischen Gründen bekämpft, während andererseits die Kirche Entmannung aus religiösen Gründen – siehe *Origenes* und die Kastrierung von Sängerknaben bis in die Neuzeit hinein – zuläßt und befürwortet. Ebenso wird die germanische Todesstrafe für zahlreiche Neidingstaten abgeschafft und durch mildere Strafen ersetzt, wodurch natürlich die Ausmerze fortfiel. Auch die heidnischen Eheverbote fielen dem kirchlichen Einspruch zum Opfer, so daß nun die Gattenwahl keinerlei rassenpflegerische Auslese mehr gestattete. Wir sahen schon, mit welcher Energie die christliche Kirche sofort den Kampf gegen die germanische Sitte der Aussetzung lebensuntauglicher Kinder aufnahm, in den meisten germanischen Gesetzbüchern steht dieses Verbot an erster Stelle, und als ganz besonderen Greuel empfand es die Kirche, daß die Isländer bei der Annahme des Christentums sich das Aussetzungsrecht vorbehielten. Der Kirche ist es auch ganz besonders schwer gefallen, gerade diese Ausmerzungsmaßnahme zu beseitigen. Sie erreichte es auf dem Wege, daß man die germanischen Bauern daran gewöhnte, solche Kinder vor der Kirche niederzulegen, damit die Kirche sich ihrer annehmen konnte. *Günther* (59) verweist auf ein entsprechendes kirchliches Gebot aus altdeutschen Bußbüchern, gleiche Gebote lernten wir in nordgermanischen Gesetzbüchern kennen.

Der biologische Sinn der Kindesaussetzung entging der Kirche natürlich vollkommen. Sie sah nur die grausame Härte, die darin lag, und bekämpfte sie. Mag sein, daß noch andere Überlegungen mitspielten. Im Kampfe gegen die modernen rassenhygienischen Bestrebungen für die Sterilisierung bestimmter erbkranker Menschen wurde von kirchlicher Seite der Einwand erhoben, die Kirche sei an einer Beseitigung aller Erblichen desinteressiert, da gerade die charitative Tätigkeit eine der wichtigsten Aufgaben der Kirche sei, auf die sie nicht verzichten könne. Mag sein, daß ähnliche Gedanken dazu führten, die Aussetzung zu bekämpfen und die Ausgesetzten in kirchliche Obhut zu nehmen. Sie wurden dereinst ebenso wie die freigekauften, fremdrassigen Sklaven und ebenso wie der Verbre-

cher, der sich in das kirchliche Asylrecht flüchtete, ganz besonders willfährige Werkzeuge einer Kirche, der sie ihr Leben verdankten. Pries nicht gerade die Kirche alle Mühseligen und Beladenen, alle Armen und Kranken?

Der germanische Freibauer sah in der Schönheit, in Gesundheit und Stärke die Zeichen des Adels, das haben wir sehr ausführlich an Hand von Belegen kennengelernt. Die Kirche aber lehrte durch ihre Heiligen und Kirchenväter: „Man soll das Fleisch besiegen, ein von Gesundheit strahlendes Angesicht ist das Kennzeichen einer befleckten Seele“ (Ausspruch des heiligen Hieronymus, nach *Günther* (59)). Der Germane liebte Leibesschönheit und Gesundheit, er pflegte den Leib und war ein Fanatiker der Reinlichkeit. Die Kirche verachtete den Leib und rühmt den heiligen Antonius, die heilige Agnes und die heilige Elisabeth, weil sie sich während ihres ganzen Lebens nicht wuschen oder badeten. Der germanische Bauer sah im untüchtigen Bettler einen Asozialen, den er durch Entmannung auszumerzen trachtete. Die Kirche preist den Untüchtigen und warnt: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den niedrigen“ (Römer, 12, 16). Sie erhebt die bettelnde Untätigkeit des Mönchs und der Nonne zu einer heiligen Haltung.

So könnten wir Punkt für Punkt die germanische Rassenpflege durchgehen und sehen, wie durch die Einwirkung der Kirche eine Maßnahme nach der anderen zusammenbricht, da sie zu den Lehren der Kirche im Widerspruch stand. Es ist der von *Günther* (60) herausgearbeitete Gegensatz der Diesseits- und der Jenseitsfrömmigkeit, der hier aufeinanderprallte und mit dem Siege der orientalischen Jenseitsfrömmigkeit enden sollte. Mit ihrem Siege mußte der germanische Sippengedanke und die germanische Rassenpflege verschwinden. Wenn das nicht restlos gelang, wenn wir feststellen konnten, daß sich altheidnisches Weistum bis in unsere Zeit im Bauernsprichwort erhielt, dann danken wir das der Fähigkeit des Nordischen Menschen, sich die Freiheit des Denkens trotz allen äußeren Zwangs zu erhalten. Die Kirche hat die Linie, die sie zuerst einschlug, nicht einhalten können. Das Lob der Unfruchtbarkeit verfiel im Germanentum um so weniger, je stärker die Weltuntergangsstimmung des Urchristentums in der Kirche verschwand. Die

Degradierung der Frau, die Verachtung der Mutter widersprach so sehr den elementarsten germanischen Empfindungen, daß sie sich im germanischen Bereich nie richtig durchsetzen konnte. Die Kirche paßte sich allmählich ebenso wie in äußeren Kultformen auch in ihrer Stellung zu Sippe und Ehe dem germanischen Standpunkt an. Aber es war ein jahrhundertelanger Kampf, der nötig war, um zu erreichen, daß das aus seinem seelischen Gleichgewicht gebrachte, in all seinen höchsten und heiligsten Werten enterbte Germanentum seine innere Haltung wiedergewann und das orientalische Christentum soweit germanisierte, daß es für die germanische Welt erträglich wurde.

Die germanische Rassenpflege, wie wir sie kennenlernten, verlief in christlicher Zeit. Nur wenige, vereinzelte Erkenntnisse retteten sich im bäuerlichen Spruchwissen über die Zeit hinüber. In Gilden, Zünften, Genossenschaften u. a. Verbänden lebte noch lange ein Rest des alten erb- und rassenbiologischen Denkens, und es muß eine reizvolle und dankbare Aufgabe sein, den Spuren altgermanischen Heidentums in diesen mittelalterlichen Organisationen nachzuforschen. Aber im Laufe der weiteren Entwicklung geht das Volkswissen von all diesen Dingen, das einst in heidnischer Zeit so reich blühte, fast völlig verloren, insbesondere mit dem Verluste der bäuerlichen Freiheit, die zu einem völligen Niedergang alles geistigen Lebens im germanischen Bauerntum führte, und mit dem Verschwinden jener mittelalterlichen Organisationen und ihres Einflusses auf die öffentliche Meinung.

Die Wiedergeburt des germanischen Gedankens der Rassenpflege verdankt Deutschland und verdankt die Welt der Naturwissenschaft. Die Entdeckung der Vererbungsgesetze, die Erforschung der menschlichen Rassen, insbesondere aber die Erhellung ihrer Bedeutung für die geschichtliche Entwicklung der Völker leiteten ein Zeitalter ein, dem man in einem neuen Sinne die Bezeichnung „Wiedergeburtseitalter“ geben könnte. Denn was diesmal wiedergeboren wird, ist nicht nur die Freiheit des menschlichen Geistes aus den Fesseln alles Dogmas jener humanistischen Geistesrevolution, der wir die ganze neuere Entwicklung der Naturwissenschaft verdanken. Gewiß, auch sie ging zurück auf ein Ideal echt Nordrassiger Seelenartung, auf

das klassische Hellenentum. Die neue Wiedergeburt aber erweckt die Geisteshaltung des altgermanischen Freibauerntums zu neuem Leben, und mit ihr die Rassenpflege, die einst das Nordrassige Germanentum befähigte, Ströme edelsten Blutes, begabtester und tüchtigster Menschen in alle Welt zu entsenden und allenthalben bewunderungswürdige Kulturleistungen und Staatengründungen zu vollbringen.

Freilich wird diese Wiedergeburt, ebenso wie die Renaissance, nur das zu neuem Leben erwecken können, was den Keim zu ewigem Leben in sich trägt, was, mit anderen Worten, einen ewigen Wahrheitsgehalt in sich birgt. Sowenig es uns modernen Kulturmenschen in den Sinn kommen kann, die alte grausame Kindesaussetzung wiederbeleben zu wollen, oder die ständischrassische Schichtung oder die Ausmerze Minderwertiger durch Waldgang und andere brutale Härten jener Zeit, sowenig können wir den Wiedergeburtsglauben oder den Schicksalsglauben in ihrer damaligen Form wiedererstehen lassen. Wir bauen unsere neue Weltanschauung aus neuen Erkenntnissen auf, die wir der Rassenkunde, der Erbkunde, der Geschichte und der Politik entnehmen. Die Vertiefung in die Kulturgeschichte unserer Vorfahren, die uns zu der überraschenden Einsicht führt, daß wir in vieler Hinsicht altes, verlorengegangenes Wissen neu entdeckt haben, kann uns lediglich die innere Gewißheit schenken, auf dem richtigen Wege zu sein. Der Vergleich mit unseren heutigen wissenschaftlichen Ansichten drängt sich dem Leser der Quellen des altgermanischen Freibauerntums immer wieder auf. Man wird nach dem Lesen der zahlreichen, in diesem Buche angeführten Beispiele zugestehen, daß dieser Vergleich keineswegs gesucht und gedeutet ist. Viele Zeugnisse sind so klar und eindeutig, daß sie unserer Zeit entstammen könnten.

Wieder sind es in erster Linie Germanen, denen die Welt den neuen Rassengedanken verdankt. Germanische Völker haben als erste die Erkenntnisse moderner Erbbiologie auf das menschliche Leben und auf das staatlich-völkische Leben anzuwenden versucht, an ihrer Spitze Deutschland. Altes Erbgut der Nordischen Rasse hat sich damit nach jahrhundertelanger Unterdrückung wieder Raum zur Entfaltung geschaffen. Die Zeiten, in denen es im Kampfe mit der

vordringenden orientalischen Geistesnebelung unterlag, sind vorbei. Der Krieg, der im Jahre 1939 von England gegen Deutschland entfesselt wurde, ist im Grunde genommen ein letzter Versuch des alten Orients, zu dessen Vorkämpfer sich England gemacht hat, die leuchtende Flamme des germanischen Rassengedankens noch einmal mit Blut zu ersticken. Aber man kann Entwicklungen nicht rückgängig machen, und die Ereignisse wiederholen sich nicht. Mit dem Siege Deutschlands wird auch der Rassengedanke und damit die altgermanische Rassenpflege einen Siegeszug über die Welt antreten, zum Wohle der Menschheit und zum Wohle des deutschen Volkes, dem ewig das Verdienst bleiben wird, der erste Vorkämpfer gewesen zu sein für die Wiedergeburt der Rassenpflege des germanischen Freibauerntums.

Schrifttum

„Thule“, Altnordische Dichtung und Prosa:

1. „Edda“ 1. Band, Heldendichtung von *F. Genzmer*. Jena, 4. Aufl., 1934.
2. „Edda“ 2. Band, Götterdichtung und Spruchdichtung von *F. Genzmer*. Jena, 2. Aufl., 1932.
3. „Die Geschichte vom Skalden Egil“ von *F. Niedner*. Jena, 1923.
4. „Die Geschichte vom weisen Njal“ von *A. Heusler*. Jena, 1922.
5. „Die Geschichte von dem starken Grettir, dem Geächteten“ von *P. Herrmann*. Jena, 1922.
6. „Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal“ von *R. Meißner*. Jena, 1923.
7. „Die Geschichte vom Goden Snorri“ von *F. Niedner*. Jena, 1934.
8. „Fünf Geschichten von Ächtern und Blutrache“ von *A. Heusler* und *F. Ranke*. Jena, 1922.
9. „Vier Skaldengeschichten“ von *F. Niedner*. Jena, 1923.
10. „Fünf Geschichten aus dem westlichen Nordland“ von *W. H. Vogt* und *F. Fischer*. Jena, 1934.
11. „Fünf Geschichten aus dem östlichen Nordland“ von *W. Ranisch* und *W. H. Vogt*. Jena, 1921.
12. „Sieben Geschichten von den Ostlandfamilien“ von *G. Neckel*. Jena, 1934.
13. „Grönländer und Färingers Geschichten“ von *F. Niedner*. Jena, 1929.
14. „Snorris Königsbuch (Heimskringla)“, Bd. 1, von *F. Niedner*. Jena, 1922.
15. „Snorris Königsbuch (Heimskringla)“, Bd. 2, von *F. Niedner*. Jena, 1922.
16. „Snorris Königsbuch (Heimskringla)“, Bd. 3, von *F. Niedner*. Jena, 1923.
17. „Norwegische Königsgeschichten“, Bd. 1, von *F. Niedner*. Jena, 1928.
18. „Norwegische Königsgeschichten (Sverris- und Hakonssaga)“, Bd. 2, von *F. Niedner*. Jena, 1925.
19. „Die Geschichten von den Orkaden, Dänemark und der Jomsburg“ von *W. Baetke*. Jena, 1924.
20. „Die jüngere Edda“ von *G. Neckel* und *F. Niedner*. Jena, 1925.
21. „Isländische Heldenromane“ von *P. Herrmann*. Jena, 1923.
22. „Die Geschichte Thidreks von Bern“ von *Erichsen*. Jena, 1924.
23. „Islands Besiedlung und älteste Geschichte“ von *W. Baetke*. Jena, 1928.
24. „Geschichten vom Sturlungengeschlecht“ von *W. Baetke*. Jena, 1930.

Germanenrechte. Schriften der Akademie für Deutsches Recht:

25. „Die Gesetze des Merowingerreiches 481—714“ von *K. A. Eckhardt*. Weimar, 1935.
26. „Die Gesetze des Karolingerreiches, I. Salische und ribuarische Franken“ von *K. A. Eckhardt*. Weimar, 1934.
27. „Die Gesetze des Karolingerreiches, II. Alemannen und Bayern“ von *K. A. Eckhardt*. Weimar, 1934.
28. „Die Gesetze des Karolingerreiches, III. Sachsen, Thüringer, Chamaven und Friesen“ von *K. A. Eckhardt*. Weimar, 1934.
29. „Norwegisches Recht, das Rechtsbuch des Frostothings“ von *R. Meißner*. Weimar, 1939.
30. „Das norwegische Gefolgschaftsrecht (Hirdhskrá)“ von *R. Meißner*. Weimar, 1938.
31. „Norwegisches Recht, das Rechtsbuch des Gulathings“ von *R. Meißner*. Weimar, 1935.
32. „Schwedische Rechte, älteres Westgötalag, Uplandslag“ von *Cl. Freih. v. Schwerin*. Weimar, 1935.
33. „Dänische Rechte“ von *Cl. Freih. v. Schwerin*. Weimar, 1938.
34. „Isländisches Recht, die Graugans“ von *A. Heusler*. Weimar, 1937.
35. „Gesetze der Burgunden“ von *F. Beyerle*. Weimar, 1936.
36. „Gesetze der Westgoten“ von *E. Wohlhaupter*. Weimar, 1936.
37. „Altspanisch-gotische Rechte“ von *E. Wohlhaupter*. Weimar, 1936.
38. *Adam v. Bremen*, „Hamburgische Kirchengeschichte“, Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, Bd. 44. Leipzig, 1926.
39. *St. Ambrosii*, „De Virginibus“ aus Migne „Series Latina Patrologiae“. Paris, 1844.
40. *K. v. Amira*, „Die germanischen Todesstrafen“, Abh. d. Bayr. Akad. d. Wiss. München, 1922.
41. *K. v. Amira*, „Grundriß des germanischen Rechts“. Straßburg, 1913.
42. *Ammianus Marcellinus*, „Quae supersunt“.
43. „Beowulf“, übertragen von *H. Gering*. Heidelberg, 1929.
44. *A. Bonus*, „Nordgermanische Balladen der Frühzeit“. Hamburg, 1937.
45. *J. Brake*, „Spartanische Staatserziehung“, Quellenreihe z. volkspolit. Erziehung. Hamburg, 1939.
46. *A. Bugge*, „Die Wikinger“. 1904/06.
- 46a. *W. Bulst*, „Langobardische Königsgeschichten“. Jena, 1927.
47. *G. J. Caesar*, „De bello Gallico“.
48. *L. F. Clauß*, „Die nordische Seele“. München 1934.
49. *Damiani*, „De coelibatu sacerdotum ad Nicolaum“.
50. *R. W. Darré*, „Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse“. München, 1934.
51. *R. W. Darré*, „Neuadel aus Blut und Boden“. München, 1936.
52. *K. A. Eckhardt*, „Irdische Unsterblichkeit“. Weimar, 1937.

53. G. Frenssen, „Der Glaube der Nordmark“. Stuttgart, 1936.
54. U. Garbe, „Frauen des Merowingerhauses“. Leipzig, 1936.
- 54a. Gregor v. Tours, „Zehn Bücher fränkischer Geschichte“, übersetzt von W. v. Gieselbrecht, Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, Bd. 8. Leipzig, 1911.
55. Grieshaber, „Deutsche Predigten“ des 13. und 14. Jahrh.
56. J. Grimm, „Deutsche Rechtsaltertümer“. Leipzig, 1922.
57. Gebr. Grimm, „Kinder- und Hausmärchen“, Deutscher Märchenschatz. Jena, 1927.
58. W. Grönbech, „Kultur und Religion der Germanen“. Hamburg, 1937.
- 58a. H. Gunkel und L. Zscharnack, „Die Religion in Geschichte und Gegenwart“, Handwörterbuch. Tübingen, 1930.
59. H. F. K. Günther, „Die Rassenpflege der Germanen und das Christentum“ aus „Nordische Welt“. H. 5/6, 1934.
60. H. F. K. Günther, „Frömmigkeit nordischer Artung“. Jena, 1934.
61. H. F. K. Günther, „Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens“. München, 1934.
62. H. F. K. Günther, „Herkunft und Rassengeschichte der Germanen“. München, 1935.
63. H. F. K. Günther, „Rassenkunde des deutschen Volkes“. München, 1935.
64. G. Hanneson, „Körpermaße und Körperproportionen der Isländer“. Reykjavik, 1925.
65. J. W. Hauer, „Glaube und Blut“. Karlsruhe, 1938.
66. L. Herdt, „Rassenkundliche und rassenbiologische Zeugnisse im altisländischen Schrifttum“ im „Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie“, Bd. 28, H. 1, 1934.
67. L. Herdt, „Rassengeschichte Islands von der Landnahme bis zu der Einführung des Christentums“, Diss. Berlin, 1932.
68. A. Heusler, „Das Strafrecht der Isländersaga“. Leipzig, 1911.
69. A. Heusler, „Zum isländischen Fehdewesen in der Sturlungenzeit“. Berlin, 1913.
70. Hieronymi, „Epistolae“ in Migne „Series Latina Patrologiae“. Paris 1844
71. O. Höfler, „Kultische Geheimbünde der Germanen“. Frankfurt/M., 1934.
72. G. Jacobs, „Arabische Berichte von Gesandten an germanischen Fürstenthöfen“. Berlin, 1927.
73. O. Klose, „Die Familienverhältnisse auf Island“, in Slg. „Nordische Studien“. Braunschweig, 1929.
74. R. Köhler-Irrgang, „Weib und Kind am nordischen Ende der Welt“. Leipzig, 1935.
75. R. Köhler-Irrgang, „Die religiösen Grundlagen des Sippengedankens in der Isländersaga“. Leipzig, 1936.
76. G. Kossinna, „Germanische Kultur“ I. Leipzig, 1932.

77. *W. Krause*, „Die Frau in der Sprache der altisländischen Familiengeschichten“. Göttingen, 1926.
78. „Kudrun“, übers. von *E. Martin*. Halle/S., 1911.
79. *B. Kummer*, „Midgards Untergang“. Leipzig, 1935.
80. *B. Kummer*, „Mission als Sittenwechsel“, Reden und Aufsätze zum nordischen Gedanken. Leipzig, 1933.
81. *E. S. Kvaran*, „Sippengefühl und Sippenpflege im alten Island im Lichte erbbiologischer Betrachtungsweise“ im „Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie“, Bd. 30, H. 2/3, 1936.
82. *M. V. Martialis*, „Epigrammata“.
83. *K. Maurer*, „Verwandtschafts- und Erbrechtsamt-Pfandrecht nach altnordischem Rechte“. Tübingen, 1908.
- 83a. *W. Mehnert*, „Die christlichen Urteile über Ehe und Familie“. Inf.-Dienst, RPA. d. NSDAP., Reichsleitung Nr. 59.
84. *G. Menge*, „Die Heilige Schrift“. Stuttgart, 1934.
85. *G. Merschberger*, „Die Rechtsstellung der germanischen Frau“. Leipzig, 1937.
86. *E. H. Meyer*, „Germanische Mythologie“. 1903.
87. *C. Mirbt*, „Quellen zur Geschichte des Papsttums und des römischen Katholizismus“. Tübingen, 1934.
88. *I. Naumann*, „Altgermanisches Frauenleben“. Jena, 1929.
89. *G. Neckel*, „Altgermanische Kultur“. Leipzig, 1934.
90. *G. Neckel*, „Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen“. Berlin, 1934.
91. *G. Neckel*, „Die altgermanische Religion“. Berlin, 1932.
92. „Das Nibelungenlied“, altdeutsch und übertragen von *K. Simrock*, 2 Bde. Berlin.
93. *F. Nietzsche*, „Werke“, Bd. 4: „Also sprach Zarathustra“, herausg. vom Nietzsche-Archiv, Leipzig.
94. *A. Olrik*, „Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit“, übers. v. *W. Ranisch*. Heidelberg, 1925.
95. „Ortnit“, bearb. v. *K. Pannier*. Reclam, Leipzig.
96. *Ovid*, „Ars amatoria“.
97. *C. Plinius*, „Historia Naturalis“
98. *Plutarch*, „Marius“.
99. *Prokop* v. Caesarea „Gotenkrieg“.
100. *S. Propertius*, „Elegien“.
101. *H. Reier*, „Nordgermanische Seelenhaltung“, aus *Hauer* „Glaube und Blut“. Karlsruhe 1938.
102. *H. Reier*, „Der Schutz des Bluterbes in den nordgermanischen Bauernrechten“. Manuskript.
103. *E. v. Reppow*, „Der Sachsenspiegel“, übertr. v. *H. C. Hirsch*. Berlin, 1936.
104. *A. Rittershaus*, „Altnordische Frauen“. Frauenfeld und Leipzig, 1917.
105. *Rudolf v. Fulda*, „Translatio Sti. Alexandri“.

106. *Saxo Grammaticus*, „*Hitsoria Danica*“ nach *P. Herrmann*. I. „Nordische Heldensagen“ und II. „Dänische Heldensagen“. Jena, 1925.
107. *Schönbach*, „Altdeutsche Predigten“.
108. *Schrader*, „Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde“.
109. *J. Schwab*, „Rassenpflege im Sprichwort“. Leipzig, 1937.
110. *E. Schweitzer*, „Die Heiligkeit der Sippe“ in „Germanien“. 1939, H. 1.
111. *K. Th. Strasser*, „Der Unsterblichkeitsglaube der Germanen“. Hamburg, 1934.
112. *P. C. Tacitus*, „*Germania*“, übers. v. *E. Fehrle*. München, 1935.
113. *P. C. Tacitus*, „*Historiae*“.
114. *Tertullian*, „*De Pudicitia*“ in Migne „*Series Latina Patrologiae*“. Paris, 1844.
115. *J. A. und A. Theiner*, „*Cölibat und Sittlichkeit*“, herausg. v. *W. Mehnert*, Leipzig.
116. *H. Timerding*, „*Brunhilde und Fredegunde*“. Jena, 1926.
117. *H. Timerding*, „*Chlodevech und seine Söhne*“. Jena, 1929.
- 117a. *L. Weiser*, „Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde“. Bühl (Baden), 1927.
118. *Widukind*, „Sächsische Geschichten“, Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, Bd. 33. Leipzig, 1931.
119. *F. Wüllenweber*, „Germanische Jungmannschaftszucht“, Quellenreihe zur volkspolitischen Erziehung, Hamburg.
 1. Die Sippengefolgschaft, 1937.
 2. Der Wikingbund, 1938.
 3. Die Fürstengefolgschaft, 1939.
120. *F. Wüllenweber*, „Altgermanische Erziehung“. Hamburg, 1935.

Sachverzeichnis

- Aberglaube** 86, 90, 91, 92, 130
Abstammung 25, 26, 28/33, 39, 40, 65, 66, 69, 145, 155, 156, 216, 217, 220/223
Abstammungsnachweis 26, 62, 66, 69, 78, 79, 391, 392
Abstammungssage 20
Abtreibung 119, 138/142, 327, 328, 374
Acht s. Waldgang u. Lebensringzaun
Adel 24, 162, 366, 413
Ähnlichkeit 60, 61, 66, 105, 118
Ähnlichkeitsdiagnose 150, 151
Ahnenforschung 17, 24/26, 65, 116, 301/303
Alemannenrecht 131, 142, 158, 160, 175, 179, 190, 205, 222, 229, 248, 267, 268, 292, 311, 328, 337
Alkoholismus 167, 168
Angelsachsenrecht 248, 289, 296
Apostelgeschichte 389
Aris Isländerbuch 123
Aschenpuster 69, 70, 72, 227
Asoziale 230, 327, 360, 375/378
Augenausdruck 106
Augenfarbe 46, 58
Auslese 67, 70, 76, 83, 109, 118, 120, 122, 124, 125, 126, 128, 133, 139, 142, 151, 227, 230, 328, 340, 350, 370/384, 411, 412
Aussetzung 70, 118/138, 271, 412
Atheismus 85, 313

Bardhssaga 62
Bastard 33, 48, 49, 53, 55, 108
Bauerntum 12, 22, 23, 143, 154, 278
Bayernrechte 141, 146, 179, 191, 204, 222, 248, 267, 268, 288, 289, 293, 328, 337, 355, 374

Beowulfslied 40, 41, 74, 93, 131, 299, 372
Berserker 165/66, 231, 232, 318
Berufssoldatentum 231, 316, 317, 318
Beschimpfung 156/158, 328
Bettler 186, 230, 327, 360, 377, 378
Bewährungsprobe 69, 70/76, 225/227
Blutrache 81, 82, 83, 84, 110, 111, 155ff., 169ff., 180, 187/195, 249, 265, 267, 289, 290, 306/308, 343, 344, 356, 365, 366, 373
Borgarthingsrecht 232
Brautraub 246/250
Breviarium Romanum 409
Buch Hiob 395
Buch Mosis 394
Burgunderrecht 191, 204, 222, 248, 289, 293, 294, 326, 337, 346, 369, 376, 378
Buschsohn 144, 148

Chamavisches Frankenrecht 248
Charakter 66/68, 79, 111, 227
Christentum 13/16, 18, 30, 55, 91, 122, 123, 132, 134, 135, 137, 142, 146, 152, 160, 166, 181, 198, 260, 263, 328, 355, 385ff.

Dänisches Recht 189, 247, 289, 306, 307, 335, 336, 349, 356, 359, 376, 382
Doppelte Moral 169, 196
Dummling 227

Ebenburt 28, 29, 31, 32, 156, 195, 207, 212/224, 359, 366, 393
Edda 20, 24, 43, 44, 46, 67, 87, 88, 109, 113, 167, 255, 285, 291, 298, 301, 308, 310, 325, 331, 404

- Egilssaga 26, 29, 60, 63, 112, 203, 232,
 237, 246, 272, 309
 Ehebruch 189/194, 277, 287/292
 Ehehindernis 229, 237
 Ehelosigkeit 317, 318, 325
 Ehescheidung 265, 266, 275, 294/297,
 326
 Eheverbot 230, 358, 371, 389
 Eigenfrau 245
 Eigentumsrecht an der Frau 245,
 271/275
 Ekstase 165, 166, 312
 Elle 283
 Entartung 72, 79/85, 108, 118, 125, 133,
 134, 139, 142, 204, 373, 374
 Entmannung 159, 160, 329, 374/378,
 406, 411, 412
 Erbänderung 84, 114, 118
 Erbbild 114, 151, 217, 298
 Erbschutz 333/338
 Erbkönigtum 348/349
 Erbwertabschätzung 119, 120
 Erichs Seeländisches Recht 150, 160,
 223, 269
 Erscheinungsbild 114, 217, 298
 Erzählungen a. d. Zeit Olaf Trygg-
 vissohns 290
 Erziehung 84, 100, 102, 107, 111, 115,
 151 ff., 391
 Eyrbyggjasaga 225

Fafnirlied 84, 109
 Färörleutesaga 56, 313, 316
 Fehlgeburt 131, 139, 141, 268
 Finnbogisaga 30, 34, 49, 102, 120, 132,
 217, 247, 303, 317
 Floileutesaga 49, 207, 227, 233, 272,
 293, 315, 316, 317, 364, 382
 Fornaldarsögur 226
 Frankenrecht 289, 307, 311, 328, 354,
 355, 372, 373
 Frau 16, 42, 76, 131, 170, 171, 204,
 250 ff., 386, 394/404
 Frauentotschlag 267, 268, 269
 Frauenwechsel 273, 274
 Freilassung 145, 353, 361/370, 390
 Friedel 150, 283
 Friedlosigkeit s. Waldgang

 Friesenrecht 141, 160, 179, 190, 204,
 222, 248, 289, 292, 311, 376
 Frostothingsrecht 26, 123, 134, 144,
 307, 344, 345, 367, 377
 Fruchtbarkeit 161, 196/198, 267, 320 ff.
 Fröhreife 233, 234

Galaterbrief 389
 Gattenwahl 83, 199 ff., 299, 300
 Geirmundssaga 96, 126
 Geisteskrankheit 230, 306, 382, 383
 Genealogie 17, 24/26, 65, 116, 301/303
 Germanenrechte 15
 Geschichte v. Bischof Gudmunds
 Streit 321
 — v. d. Dänenkönigen 297, 401
 — v. Einar Sokkissohn 381
 — v. d. Orkadenjarlen 314
 — v. Thord Kakali 304
 Gesetzbuch Gundobads 136, 178
 Gesetze 15, 16, 18, 109, 116
 Gesundheit 229, 413
 Gislissaga 49, 68, 174, 263, 295
 Glücksgabe 85, 86
 Glumssaga 69, 244, 276
 Gnadenweib 301
 Gottesurteil 392, 393
 Graugans 123, 149, 156, 171, 179, 185
 bis 188, 229, 247, 258, 269, 287, 289,
 304/306, 326, 327, 334, 356, 357, 369,
 374, 376, 377, 378, 382
 Grettirssaga 27, 68, 185, 262
 Grönländersaga 81, 261, 265, 330
 Großmannsart 97, 99
 Grützen-Hallissaga 155
 Gudmundssaga 258
 Gudrunlied 30, 40, 68, 153, 156, 210,
 216, 218, 242, 246
 Gulathingsrecht 122, 134, 144, 147, 151,
 156, 254, 267, 288, 335, 345, 347,
 353, 356, 367, 380
 Gunnlaugssaga 41, 62, 99, 129, 131,
 207

Haarfärben 41/46
 Haarfarbe 36/39, 41/43, 56, 57, 184
 Haarform 46, 57
 Haarscheren 157, 158

- Hakonssaga 67, 208
 Halfssaga 285, 317
 Hallfredssaga 171, 175, 239, 263
 Hamburgische Kirchengeschichte 390
 Hamdirlied 49
 Hamingja 86
 Hardhssaga 63, 207
 Hautfarbe 22, 23, 46, 50, 57
 Havarðssaga 173, 295, 343, 402
 Heilkunst 275, 276
 Heimskringla 210, 214, 224, 235, 276,
 284, 314, 333, 364, 383, 392
 Herdputzer 69
 Hervörsaga 126
 Hildebrandslied 25
 Hochlandskampfsaga 231, 295
 Höllenhäuter 49
 Hórdssaga 32, 34, 49, 126, 137, 221,
 233, 300, 304
 Hrafnssaga 351
 Hrokslied 317, 353
 Hrólf Krakissaga 65, 69, 101, 183, 235
 Hromundssaga 175
 Hyndlied 301, 331
- Impotenz** 232, 294, 326
Ingjaldlied 84
Indogermanen 67, 122, 124, 164, 171,
 198, 251, 255, 322
Inzestzucht 76, 235, 236, 375
Inzucht 76, 234/237, 375, 406, 407
Isleifssaga 199
- Jahrbücher v. Quedlinburg** 33
Jomswikingersaga 42, 65, 240, 314
- Karolingergesetze** 179
Kauf 246
Kaufe 244/246
Kebse 96, 147, 181, 281/292, 401
Keuschheit 163/165, 167, 168, 277
Kinderlosigkeit 161, 162
Kleinleuteart 97/99, 111, 220, 224
Knechtsart 97, 99, 108, 111, 341/344
Königsgefolgschaft 231, 311
Kohlenbeißer 69
Korintherbrief 395, 404
Kormakssaga 47, 272
- Krankheit** 229
Küssen 179, 259
- Lachswassertalsaga** 26, 27, 28, 29, 34,
 62, 66, 82, 84, 93, 110, 120, 202, 207,
 239, 252, 253, 257, 263, 265, 271,
 279, 293, 294, 295, 304, 331, 361, 363
Landesverweisung s. Lebensringzaun
Landnahmebuch 25, 49, 266, 361
Langobardenrecht 147, 192, 204, 213,
 222, 230, 233, 248, 256, 287, 289,
 294, 389
Lauterseesaga 27, 68, 188, 203, 206,
 303, 309, 402
Lebensalter 232, 233, 234
Lebensringzaun (Landesverweisung,
milde Acht) 186, 287, 288, 327, 334,
 374
Lex Salira 41
Liebe 172/175, 238, 239, 279/281
Liebesbesuche 173/175
Liebeslied 42, 171
Ljotssaga 220
Lukasevangelium 404, 408
- Mädchenaussetzung** 121, 129/131
Männerbund 11, 17, 165, 311/320
Märchen 113, 134, 226, 236
Magdsohn 144/148, 283, 284, 328, 335,
 358, 359, 360, 389
Magie 312, 321
Matthäusevangelium 408
Mehrehe 281/292
Mendelsche Spaltungsregel 64, 92
Menschenkenntnis 58
Merkgedicht v. Rig 21, 24, 33, 46, 49,
 56
Moselfrankenrecht 141, 160, 179, 191,
 212, 222, 248, 268, 292, 311, 369
Mutterbruder 93, 127
Mutterschaft 171, 267/270
Mutterschutz 267/270
Mund 246
Mystizismus 312, 321
- Nachkommenschaft** 161, 162, 278, 322ff.
Nacktheit 164
Namengebung 90, 95, 320

- Nationalsozialismus 10, 66, 171, 319
 Nibelungenlied 30, 36, 66, 151, 153,
 167, 170, 173, 206, 215, 226, 310
 Njalssaga 28, 29, 35, 48, 49, 80, 86, 107,
 108, 111, 148, 167, 207, 244, 253, 264,
 279, 283, 294, 295, 300, 307, 308, 365
 Nebenfrau 281/292
 Nordisches Schönheitsideal 41, 42, 45
 bis 50, 57, 59, 212
 Nornagest-Saga 294
 Norwegisches Recht 247, 265, 287, 289,
 292, 306, 326, 335, 360, 374, 375, 376,
 383, 391
Ögmundar thattr dyttis 110
 Ofeigssaga 48, 203
 Offenbarung Johannis 389
 Olafssaga 32, 55, 77, 79, 80, 111
Paläolithikum 12
 Pharsalia 87
 Politische Ehen 239, 240/244
 Polygamie 147, 281/292
 Priesterschulen 11, 115
 Probezeit 228
 Psychopathie 230
Quellen 11, 14, 15, 58, 59, 116
Ragnar Lodbrokssaga 41, 100, 317
 Rassenmerkmale 21 ff., 34/38, 41/54,
 216
 Rationalismus 312, 313, 321
 Raubehe 246/250
 Rauchtalsaga 49, 132, 203, 228, 231,
 294, 344, 379
 Rechtsstellung d. Frau 258/260
 Refssaga 73
 Reichtum 29/32, 200, 201, 217/220
 Rezessiver Erbgang 65, 118, 236
 Römerbrief 413
Sachsenrecht 193, 194, 204, 222, 248,
 267, 289, 292, 326, 337, 376
 Sachsenspiegel 374
 Sächsische Geschichte 33
 Saga 14, 85, 93, 133
 — v. d. Droplaugssöhnen 290
 Saga v. Erich d. Roten 218, 246, 257,
 276, 410
 — v. d. Jarlen Rögnvald Kali u. Harald
 Maddadssohn 243
 — v. König Hakon Hakonssohn 397
 — v. König Magnus Barfuß 65
 — v. Harald d. Harten 60
 — v. d. Skalden Björn u. Thord 29, 61,
 238, 295, 303, 305
 Salfrankenrecht 131, 140, 158, 160,
 162, 178, 191, 196, 197, 222, 248, 267,
 268, 292, 374, 375, 376, 377
 Schicksal 83, 84
 Schlagen d. Frau 264/266
 Schöpfung 20, 21
 Schonisches Recht 147
 Schuldknechtschaft 353/358
 Schulungsstätten 10, 115
 Schutz d. Frau 262 ff.
 Schwedisches Recht 247, 268, 289, 293,
 307, 335, 359, 360, 374, 375
 Schwurbrüdersaga 48, 68, 167, 262,
 276, 312, 316, 325, 391
 Seetalsaga 70, 80, 81, 128, 228, 242, 276,
 333
 Seherin 251, 275, 276
 Seife 44, 45
 Selbstbestimmungsrecht d. Frau
 204/210, 252
 Sexualorgien 165
 Sigdrifomál 291, 298
 Sigurdlied 109, 371
 Sippe 17, 79, 118, 142, 298 ff., 407/410
 Sippenbund 17, 313, 314
 Sippengedanke 15, 18, 79, 119, 121, 154,
 169, 170, 211, 298 ff., 404/411
 Sippengefölschaft 313/314, 331
 Sippenkunde 17, 24/26, 65, 116, 301/303
 Sippenstreit 303/305, 308, 410, 411
 Sippentotschlag 311, 410/411
 Sittengedicht 299, 310, 325
 Snorri saga 35, 49, 62, 225, 227, 231,
 243, 259, 263, 265, 294, 308, 325
 Sohnesklage 322
 Spätreife 72, 165, 166
 Sparta 124
 Spruchweisheit 11, 56, 58, 60, 84, 108,

113, 114, 152, 166, 201, 217, 221, 227,
229, 232, 236, 299, 329, 330, 341, 372
Stand 146, 340 ff., 389, 394
Steinzeit 12
Sterilisation 230, 329
Sturlungensaga 43, 82, 387, 401, 403,
411
Svarfadsstalsaga 47, 321, 362
Synode v. Macon 395
— v. Tyrnau 395

Thidrekssaga 35/38, 50/56, 65, 71, 89,
173, 215, 315
Thorfinnssaga 147
Thorsteinssaga 30, 218
Thorstein Ochsenfuß-Saga 120, 124,
132, 363
Thorstein Zeltspannersaga 129
Thüringerrecht 160, 197, 204, 222, 248,
267, 350, 376
Thule 14, 30, 48
Timotheusbrief 395
Totenklage 323
Trauung 278

Ulfssaga 342
Umwelteinfluß 107/109, 114, 153
Uneheliche 119, 124, 128, 142/151, 283,
284, 306, 307
Unfruchtbarkeit 326
Unzucht 167, 178 ff., 338, 358, 373, 396
bis 400.
Uplandslag 142, 159, 162, 223, 267, 270,
354, 376, 389

Vaterschaftsprozesse 150
Vatnsdölasaga 86
Vererbung d. Frau 274
Vergewaltigung 183, 189, 190, 193
Verhütungsmittel 328

Verknechtung 222/224, 248/249, 311,
328, 351/358, 372, 375, 376, 377
Verlassen d. Ehegatten 292/294
Verlöbnislösung 175/177, 188, 230
Völsungensaga 61, 74, 104, 126, 208,
209, 215, 235, 299, 324
Völuspa 291
Voreheliche Kinder 150, 191, 205
Vorzeitsagen 63

Waffenförde-Saga 257, 273, 284
Wahlkönigtum 348/349
Wahrträumen 68
Waldgang (Acht, Friedlosigkeit) 156,
157, 171, 187, 189, 222, 247, 248, 259,
266, 269, 308, 316, 345, 350, 372, 374,
375, 377
Weltordnung 13, 199, 308, 388
Weltuntergang 308
Werbung 27/30, 157, 202, 209
Westgötalag 150, 160, 189, 262, 270,
327, 350, 362
Westgotenrecht 135, 139, 140, 146, 192,
204, 213, 221, 233, 248, 259, 268,
287, 289, 311, 328, 345, 352, 355, 367,
370, 376, 389
Wiedergeburt 84, 87/92, 105, 107, 137,
161, 320, 322
Wiking 311, 314/320
Winkelkind 143, 145, 148
Witwe 252/256
Witwenverbrennung 255
Wolfsbrut 110, 311, 371

Zersetzungserscheinungen 15, 30, 32,
146, 157, 160, 162, 181, 192, 263, 383,
385 ff.
Zucht 13, 76, 277, 373
Zwillinge 37, 38, 65
Zwitter 374

Personalverzeichnis

- Achterberg** — v. Pusch 8
Adalbert v. Bremen 394
Adalwart 390
Adam 395
Adam v. Bremen 164, 215, 286, 291, 292, 315, 390, 394, 396, 397, 398, 401
Adils 299
Aelfred 289
Aesa 27, 96, 226, 285
Aethelbald 194
Aethelbert 296
Aetti 22
Aganty 232
Agelmund 380
St. Agnes 413
Ahn 21
Aki 65, 100, 200
Alaf 403
Albert d. Große 409
Albruna 251
Aldrian 52, 89, 90
Alekr 285
Alf 104, 247, 302
Alfhild 261, 322
Alfvini 210
Ali 317
Almstein 342, 343
Almweig 331
Alöf 241, 403
Aloysius v. Gonzaga 409
Ambrosius 408
Amelburg 33
v. Amira, K. 109, 143, 149, 150, 392, 411
Amma 22
Ammianus Marcellinus 46
Ammon, O. 9
Amundi 83, 134, 307
Andreas Ormssohn 403
St. Antonius 413
Aordos 348
Appian 87
Ari 123
Ariovist 87, 284
Armin 209
Arngrim 35
Arnkel 259, 260, 308, 341
Arnor 68, 85, 295
Arnvid 214
Arthur 237
Asbjörn 102, 103, 104, 127, 128, 132, 303, 403
Asdis 231
Asgaut 363, 364
Asgeir 227
Asgerd 203, 204, 237
Asgrim 128
— Ellidi-Grimssohn 28
Ashild 285
Ask 21
Askel 203, 228, 229, 380
Aslaug Kraka 41, 61, 62, 100, 102, 184, 330
Asmund 256
— Akason 226
Asolf 302
Asta 55, 77, 79
Astrid 172, 214
Athanagild 400
Atli (Etzel) 215, 324, 347, 362, 364, 365, 366
Aud 263, 279, 281, 293, 295, 361
Audovera 400, 407
Audun 181, 182
Augustus 45
Avaldi 172
Baetke, W. 43
Baldr Odinssohn 212, 255
Bard(h) 62, 174, 301
Bard Snorrissohn 403
— d. Weiße 272, 274
Bardi 295
Bauer 23
Beowulf 40, 74, 93, 131, 299, 372
Bergthor 403
Bergthora 149, 279, 281, 365, 366
Bernhard v. Clairvaux 409
— I. v. Sachsen 215
Bersi 228
Biterulf 54, 71, 73
Bjarni 86, 257, 258
— Brodd-Helgissohn 303
Bjartmar 126
Björn 26, 29, 61, 62, 111, 203, 204, 238, 239, 285, 290, 295, 303, 304, 305
— Brynjólfssohn 246
— Eisenseite 331
— d. Walliser 241
Bödvar 66
Börk 281, 294, 295
— d. Starke 265
Bolli 82, 84, 252, 253

- Bonde 23
 Bonifatius 188, 193, 194
 Borghild 294, 403
 Borkennager 98
 Bothild 297
 Bragi 97, 126
 Brake 124
 Brand 35, 188
 Bratt 364
 Braut 23
 Breit 23
 Bricius 392
 Brodd-Helgi 284
 Brummer 22
 Brunhild 167, 226, 352
 Brunichildis 400
 Brusi 333
 Bryngerd 63
 Brynhild 43, 44, 52, 61,
 84, 88, 100, 208, 255,
 299
 Budli 208
 Bugge, A. 129, 130
 Bui 78
 Bursch 23

Caesar 16, 87, 164, 167,
 168, 233, 284, 291, 292
 Cecilia 403
 Chamberlain, H. St. 9
 Childerich 399
 Chilperich 400, 407
 Chlodimir 33
 Chlodoveus 33
 Christine 208
 Civilis 44
 Claus, L. F. 9, 72

Dag 58, 67, 285
 Dagobert 373
 Dalla 200, 201, 211, 219,
 317, 330
 St. Damian 395
 Darré, R. W. 9, 12, 13,
 93, 96, 143, 145, 169,
 196, 236, 338
 Datios 348
 Degen 23

 Dicke 22
 Dickwanst 22
 Dietrich 216
 — v. Bern 35, 36, 37, 50,
 51, 52, 315
 Dofri 301
 Droplaug 64, 228

 Ecke, 37, 65
 Ecgtheow 74
 Eckhardt, K. A. 87, 90,
 92, 118, 121, 126, 137,
 138, 142, 190
 Edda 21
 Egil 26, 28, 29, 49, 60, 63,
 64, 84, 91, 112, 130, 202,
 203, 216, 232, 237, 309,
 322, 323
 Egil Sidhu-Hallssohn 79
 Eichenauer, R. 8
 Einar 27, 147, 148, 174,
 218, 333, 403
 — Bogenschüttler 180
 — Mähne 411
 Eindridi 60, 180
 Eirek 403
 Eirik Hakonssohn 47
 St. Elisabeth 413
 Embla 21
 Erich 150, 160, 223, 284,
 285, 297
 Erich Blutaxt 285
 — d. Rote 218, 219, 257,
 276, 410
 Erichsen, F. 53
 Erka 173
 Erling 180, 364, 365
 — Liedhorn 67
 — Skjalgssohn 32
 Erna 23
 Erp 361
 Etzel 66
 Eva 395
 Eyjolf 86, 263, 402
 — Valbrandssohn 343
 Eylimi 209
 Eystein 40, 285
 Eyvind Skinnhöll 226

Fafnir 84, 109
 Faseltrine 98
 Fasolt 37, 65
 Faulpelz 22
 Feistwade 22
 Fetzenschürze 22
 Finnbogi 30, 34, 35, 49,
 102, 120, 132, 217, 247,
 261
 Fischer, E. 9
 Flosi 244
 Frau 23
 Fredegunde 400, 407
 Frensen, G. 86
 Frey 235
 Freya 235
 Freydis 81
 — Erichstochter 265, 281
 Freystein 124, 363
 Freyvid 214
 Fridgeir 232
 Fridgerd Isolfstochter
 188, 189, 402
 Fridhr 78
 Fridleif 317
 Friedberg 137
 Frjaut 302
 Frodi 302, 317

Galswintha 400
 Gang-Hrolf 147, 148
 Garbe, U. 405
 Garbenbart 23
 Gauti 98
 Gautrek 88, 98
 Gawain 237
 Gazwini 297
 Geirmund 239, 257, 293,
 362
 Geirmund Dieb 43
 — Höllenhaut 96, 97, 126,
 348
 Geitir 105, 120, 124
 Genzmer, F. 22, 67
 Gest 102, 103, 120, 295
 Gilling 98
 Gimellius 136

- Gisli 49, 68, 69, 134, 174,
 263, 279, 281, 295
 Gizur 90, 200
 — Hallssohn 401
 Gliomal 361
 Glödh 63
 Glum 69, 110, 111, 167,
 244, 280, 342, 373
 — Geirrissohn 67
 — Oleifssohn 264
 Gobineau, A. 9
 Goethe 333
 Grani 203
 Granmar 209
 Gregor v. Tours 112,
 392, 405
 Greinmöve 98
 Grettir 27, 68, 83, 185,
 217, 262, 308, 343, 399
 Grieshaber 409
 Grim 48, 60, 63, 64
 Grima 100, 101, 184, 276,
 316
 Grimhild 88, 89
 Grimkel 126, 127, 233,
 300
 Grimm, J. u. Gebr. 122,
 130, 134, 137, 226, 236,
 326, 393
 Grönbech, W. 14, 16, 17,
 74, 85, 86, 87, 90, 91,
 92, 105, 107, 111, 112,
 118, 143, 147, 148, 149,
 154, 155, 165, 180, 245,
 250, 291, 298, 305, 307,
 311, 319, 321, 324, 341,
 342, 358, 386, 409, 410,
 411
 Gudbrand 172
 — Kula 55
 Gudlaug Alistochter 401
 Gudmund 27, 90, 174,
 206, 244, 309
 Gudrid 32, 218, 221, 257,
 330
 Guðröd Skirja 285
 Gudrun 27, 30, 31, 40,
 43, 44, 61, 68, 88, 89,
 153, 156, 170, 206, 210,
 215, 216, 218, 219, 242,
 252, 253, 265, 272, 273,
 280, 294, 295, 323, 324
 Gudrun Gudbrandstoch-
 ter 172
 — Ömundstochter 258
 — Ösvifrstochter 28, 29
 Günther, H. F. K. 8, 9,
 12, 13, 39, 41, 42, 72,
 124, 137, 164, 171, 322,
 406, 412, 413
 Gundobad 136, 178, 337,
 346
 Gundthram 112
 Gunnar 38, 52, 208, 253,
 254, 324
 — Hamundssohn 35,
 264, 265
 Gunnbjörn 317
 Gunnhild 256
 Gunnlaug Schlangen-
 zunge 27, 41, 47, 62,
 64, 99, 129, 131, 207,
 208, 217
 Gunther 151, 167, 173,
 206, 207, 352
 Guthorm 77, 78
 Gyda 210, 285
 Gyrd 315
Haflidhi 82
 Hakon 110, 231, 247, 313,
 397
 — Hakonssohn 67, 208
 — Jarl 60
 Half 96
 Halfdan 77, 78, 331, 332,
 342, 343
 Hall 232, 381, 382
 — Gudmundssohn 62,
 64
 — Thjodolfssohn 403
 Halla 284, 290, 292
 Hallad 147, 148
 Hallbjörn 266, 267
 Halldor 25, 82, 84, 219
 — Snorrissohn 25
 Halldora 276, 403
 Hallfred 171, 172, 175,
 239, 280
 Hallgerd 167, 207, 253,
 254, 266, 280
 — Höskuldstochter 29,
 80, 264, 265
 Halli 155, 220, 227, 231,
 400
 Hallstein 228
 Hallveig 403
 Halogi 63
 Hals 203, 228, 229, 294
 Hamdir 49
 Hamund 96, 97
 Hameson, G. 64
 Harald 77, 78, 82, 390
 — Blauzahn 240, 241
 — d. Grenländer 55
 — Gilli 392
 — Gormssohn 254
 — Haarschön 79, 147,
 148, 181, 272, 284, 285
 — d. Harte 25, 60, 67,
 155, 224, 400
 — Maddadssohn 243
 Hardh 217
 v. Harnack 406
 Hartmut 31, 156, 218,
 242
 Hastig 22
 Hausmagd 22
 Hausmann 23
 Havard 173, 343
 Hedin 209
 Heime 51
 Heimir 100, 330
 Heinrich I., 378
 — Bischof 411
 Helga 27, 41, 64, 99, 100,
 203, 233, 276, 293, 294,
 304
 — Asgrimstochter 403
 — Granistochter 229
 — Krakastochter 30, 217
 — Thorirstochter 175
 — Thorlakstochter 225
 — Thorolfstochter 403

- Helga Thorsteinstochter 207, 208
 Helgi 28, 34, 64, 101, 102, 134, 175, 183, 184, 209, 235, 236, 237, 261, 290, 292
 — Haddingenheld 88
 — Hjörvarðssohn 285
 — Huntingstötter 87, 88, 106
 Heliodor 408
 Hentschel, W. 9
 Herbrand 54
 Herdt, L. 8, 22, 48, 49, 83, 121, 134, 332, 399
 Herjolf 252
 Hermenegisel 176
 Hermund Hermundssohn 43
 Herrad 89
 Herrmann, P. 70
 Herse 23
 Herthrud 244
 Hervör 126
 Herwig 30, 31, 40, 216
 Heusler, A. 14, 110, 186, 307, 308, 343, 373, 387, 399
 Hieronymus 405, 408, 413
 Hild d. Schlanke 96, 285
 Hildburg 40
 Hilde 209
 Hildebert 33
 Hildebrand 25, 35
 Hildigund 244
 Hildigunn 302
 Hildirid 112
 Hitler, A. 10, 319
 Hjalprek 61
 Hjör 96, 97
 Hjördis 104, 209
 Hjörleif 49, 96, 285
 Hjörvard 285
 Hledis 302
 Höddbrodd 209, 212
 Höfler, O. 165, 166, 311, 312, 318
 Högni (Hagen) 32, 52, 53, 84, 88, 89, 90, 209, 221, 322, 324
 Högni d. Weise 96
 Hölder 23
 Hönir 21
 Hörð 32, 34, 49, 92, 126, 137, 221, 233, 304
 Höskuld 26, 62, 80, 93, 94, 95, 120, 133, 134, 148, 149, 202, 253, 283, 284, 300, 303
 Hött 70
 Holm-Starri 271, 274
 Holzstange 22
 Hoppsliese 98
 Hornbogi 53
 Hrafn 27, 64, 351
 Hrani Dünnschnabel 79
 Hrapp 172
 Hrefna 280
 Hreidar Heimski 57
 Hreidhar 64
 Hring 285
 — Dagsohn 285
 Hringja 286
 Hrodny 148, 228, 283, 284
 Hrörek 81
 Hrolf 271
 — Kraki 69, 101, 235, 237, 299
 — Nefja 147
 Hrollaug 147
 Hrolleif 81
 — d. Lange 228
 Hromund 63, 175
 Hrut 80, 279, 294, 300, 331, 332
 Hugo Theoderich 33
 Hyndla 301, 302
 Illugi 27
 Illugi d. Rote 271, 274
 Indridi 49, 300, 304
 Ingeborg Ottarstochter 240
 Ingibjörg 181, 182, 183, 280, 330
 Ingigerd 214, 285
 Ingimund 81, 86, 242
 Ingirid Kolstochter 243
 — Snorristochter 290
 Ingjald 49, 84, 134, 304
 Ingolf Thorsteinssohn 171, 175
 Innstein 302
 Irminfrid 33
 Isleif Gizurssohn 199, 207, 219
 Isolf 302
 Ivar 147
 Jakob 215
 Jarl 24
 Jökull 78, 90, 242, 243, 244
 Jörmunrek 44, 324
 Jofrid 129, 130, 244
 Johannes Skotus Eri-gena 409
 Jon Bardssohn 403
 — Ormssohn 403
 — Peterssohn 243
 Jonakr 324
 Jorun 68, 93, 94, 95, 244, 258, 283, 303
 — Thormodstochter 271
 Justinian 348
 Kali Halldorssohn 290
 — Kolssohn 243
 Kara Halfdanstochter 88
 Kari 111, 244, 302
 Karl 22, 224, 237, 373
 Kebser 22
 Ketil 49, 80, 83, 302, 333, 351
 Kjallak 243
 Kjartan 28, 62, 64, 280
 Klaufi Snaekolssohn 47, 52
 Klemm, G. C. 9
 Klobig 22

- Klose, O. 14, 121, 130,
 133, 134, 174, 188, 202,
 203, 207, 208, 244, 246,
 250, 254, 271, 273, 274,
 300, 303, 386
 Klotz 22
 Klüglein 98
 Klypp 302
 Knecht 21
 Knickebein 22
 Knut Erichssohn 297
 Köhler-Irrgang, R. 18,
 262
 Kol 63
 — Kalisssohn 243
 Kolbak 316
 Kolbein 88, 90, 321
 Kolfidhr 82
 Kolfinna 172
 — Gislistochter 403
 Koll 253
 Kolli 61, 303, 305
 Kolskegg d. Reiche 403
 Kormak 47, 174, 175,
 179, 272, 274
 Kossinna, G. 291
 Kranichstelze 22
 Krause, W. 14, 48, 86,
 121, 129, 130, 145, 148,
 167, 172, 232, 245, 254,
 257, 263, 265, 284, 386
 Krimhild 43, 169, 170,
 173, 206, 207, 215, 352
 Krummer 22
 Krumm(r) 105, 120, 125
 Küchennase 22
 Kuhbursch 22
 Kummer, B. 7, 14, 29, 44,
 50, 61, 67, 68, 77, 121,
 186, 250, 271, 298, 312,
 320, 371, 386, 398, 401,
 407, 410
 Kvaran, E. S. 14, 17, 24,
 25, 26, 27, 28, 30, 46, 57,
 62, 63, 64, 68, 78, 79,
 82, 83, 84, 85, 97, 105,
 111, 113, 116, 121, 226,
 228, 298, 301, 322, 361,
 410
 Kveldulf 60, 63
 Lambi Thorbjarnarson
 62, 110
 Lapouge, V. de, 9
 Leif 96, 97, 126, 246, 247,
 410
 — Erikssohn 81
 Leiknir 231
 Lenz, F. 9
 Liafburg 130
 Liudger 130, 137
 Liutprand 180, 204, 206,
 222, 234, 289
 Ljot 81, 82, 132, 220, 380
 — d. Bleiche 232
 — Sela Eirekssohn 290
 Ljotolf 362, 363
 Ljufvina 96, 126, 145
 Loddafnir 291
 Lodhött 96, 97
 Lodur 21
 Loifeid 404
 Lothar 33
 Lucan 87
 Lyngvi 208
 Lyting 307
 v. d. Lühe-Deppe, M. L.
 8
 Mädchen 23
 Magnus 57, 135, 400
 — Barfuß 65
 — d. Blinde 390
 Maid 23
 Mann 23
 Mannus 20
 Maria v. Österreich 409
 Marr 64, 82
 Martial 45
 Maurer, K. 300
 Mehnert, W. 395, 405,
 408, 409
 Meißner, R. 8
 Meldun 361
 Melkorka 93, 94, 95, 96,
 104, 110, 120, 145, 149,
 186, 202, 283, 353, 359
 Merschberger, G. 16, 121,
 131, 137, 168, 169, 186,
 190, 191, 192, 195, 196,
 204, 205, 221, 233, 237,
 247, 250, 254, 256, 260,
 271, 278, 287, 289, 295,
 301, 386, 407
 Meyer, E. H. 124
 Möbius 44
 Mörd 295
 Mörtel, H. 7
 Muntre 23
 Musa-Böllverk 271
 Mutter 23
 Myrkjartan 28, 94, 110
 Nanna 212
 — Nepstochter 255
 — Nökkwistochter 302
 Naumann, J. 270, 271,
 274, 279
 Neckel, G. 14, 20, 42, 43,
 193, 209, 244, 250, 283,
 285, 286, 291, 386
 Nep 255
 Nereid 79, 104, 128, 145,
 186, 284, 353, 359
 Niedner, F. 48
 Nietzsche 201, 372
 Njal 28, 29, 35, 48, 49,
 80, 83, 86, 91, 107, 111,
 133, 148, 149, 153, 167,
 172, 207, 244, 264, 279,
 281, 283, 365, 366
 Njörd 235
 Nökkwi 302
 Norden 20
 Oblaud 96
 Oda 71
 Odd Katlasssohn 263
 Oddny 120, 124, 265, 363
 — Eykyndil 29
 — Thorkelstochter 238
 Oddr Ofeigssohn 82

Odin 21, 323
 Ögmund 110, 111, 342,
 373
 Ölmod 302
 Ölvir 402
 — Hnufa 29, 182
 Ölund 27
 Örvar-Odd 83
 Ofeig 27, 48, 203, 402
 Ofeigr Burlufotr 83
 Olaf 26, 28, 61, 62, 66,
 82, 85, 94, 95, 149, 202,
 214, 239, 257, 279, 280,
 343, 403
 — Feilan 94
 — Geirstadalf (Gjerstad-
 Elbe) 88, 285
 — Haraldssohn 171
 — Havardssohn 173
 — d. Heilige (d. Dicke)
 32, 55, 56, 58, 77, 78,
 79, 81, 82, 88, 111, 112,
 122, 123, 135, 214, 215,
 401
 — Höskuldssohn 28
 — Kvaran 210
 — Pfau 99
 — Trygvissohn 210, 400,
 410
 Oleif d. Shetländer 264
 Ölöf 276
 Olof 101, 183, 184
 Olo Viçetüs 106
 Olorik, A. 91, 236, 319
 Origenes 406, 412
 Orm 218
 — Jonssohn 403
 Ortlieb 66
 Ortwin. 40
 Ospak Glumssohn 48,
 52
 Osvifr 29, 219, 252
 Otrygg 96
 Ottar 171, 175, 240, 241,
 301, 302
 Ovid 44

Palnatoki 240, 241
 Palnir Tokissohn 240,
 241
 Pflüger 23
 Plinius 20, 44
 Ploetz, A. 9
 Plutarch 261
 Poltrer 22
 Prokop 175, 237, 255,
 348, 379
 Propertius 45, 46

 Qazwini 132
 Querkopf 22

 Radigis 176, 177, 181
 Rafn Sveinbjörnssohn
 290
 Ragnar Lodbrok 41, 61,
 62, 87, 100, 101, 317
 — Ragnar Rykkil 285
 Ragnhild 147, 247, 284
 Raud 58, 317
 Raum 63
 Ref Steinssohn 73
 Regner 39
 Reier, H. 8, 153, 300,
 357, 358, 366, 367, 368,
 370, 378
 Rig 21, 22, 23, 24
 Rittershaus 129, 130,
 174, 274
 Rögnvald 147, 148, 333
 — Kali 243
 Roland 237
 Rothari 147, 213, 222,
 230, 256, 289, 389
 Rudolf v. Fulda 223, 396

 Šafari 302
 Šakonung 302
 Šamund 81, 228, 403
 Sagittarius 112
 Salbjörg 63
 Salvianus 291, 292
 Samson 50, 51, 65
 Saxo Grammatikus 39,
 40, 106, 208, 212, 232,

235, 237, 256, 261, 299,
 317, 342, 344, 373
 Schmied 23
 Schnur 23
 Schönbach 409
 Schrader 255
 Schwab, J. 58, 113, 166,
 236, 299, 374
 Schwarz 49
 Schweizer 309
 Scyld Scafssohn 131
 Seehund-Thorir 32
 Siegfried 151, 153, 173,
 216, 310, 311, 352
 Siegmund 153
 Sifka 56, 282
 Siggeir 74, 76, 119, 126,
 235
 Sigibert 400
 Sigisfrid 89
 Sigismund 136
 Sigmund 75, 76, 104,
 208, 220, 235, 294, 316
 Signe Sigarstochter 255
 Signy 63, 75, 76, 126, 127,
 235, 276, 300
 — Valbrandstochter 233
 — Volsungstochter 255
 Sigrid 170, 174, 272, 273,
 274, 402
 — Erlingstochter 180
 — Thorarinstochter
 271
 Sigrun 88, 209, 210
 Sigurd 38, 39, 40, 46,
 61, 84, 88, 89, 100, 104,
 127, 173, 240, 243, 255,
 313, 330, 392, 403
 — Fafnirstöter 106, 109,
 299, 324
 — d. Jerusalemfahrer
 383
 — Sau 79
 — Sleva 290, 400
 — Wurm-im-Auge 331
 Simrock 152
 Sinfjötli 75, 76, 294
 Sintram 37

- Sittsam 23
 Skaering 401
 Skafti Thoroddssohn
 233
 Skallagrim 49, 63, 202,
 309
 Skapti 27
 Skarphedin 48, 107
 Skekkil 302
 Skidi 127, 362, 363
 Skuta 244
 Skurhild 302
 Snorri 26, 27, 35, 43, 49,
 55, 62, 65, 78, 111,
 225, 227, 231, 235, 243,
 253, 284, 308, 364
 Snaebjörn 267
 Snaefrid 285
 Sölmund 402
 Sölvi Högnissohn 96
 Sörli Brodd-Helgissohn
 27
 Söxolf 402
 Sokki 381
 Solveig Atlistochter 29
 Standali 68
 Skarkad 84, 88, 232, 322,
 344, 373
 Staubigel 98
 Stefnir 241
 — Thorgilssohn 410
 Steilbart 23
 Steingerd 47, 174, 175,
 179, 272, 274
 Steingrim 344
 Steinn 85
 Steinthor 225
 Steinvör 304
 Stolze 23
 Strasser, K. Th. 87, 88,
 118
 Studa 51
 Stuf 67
 Sturla 43
 — Thordssohn 67, 208
 Styr 227, 231
 Svafa 88, 126, 302
 Svan (Swan) 302
 Svanhild 44, 61, 106, 324
 — Eysteinstochter 285
 Svanhvit 39
 — Haddingstochter 255
 Swartwa 349
 Svend 42, 43, 224, 314,
 315
 — Ulfssohn 401
 Svein 25, 81, 396
 — Helgissohn 404
 — Sturlassohn 403
 Sverrir 168, 390
 Syrpa 102, 103, 120
 Tacitus 16, 20, 43, 44, 58,
 93, 138, 142, 163, 164,
 167, 168, 194, 195, 196,
 209, 223, 233, 251, 252,
 255, 261, 275, 277, 278,
 284, 289, 291, 292, 294,
 313, 329, 332, 333, 347,
 348, 349, 353, 354, 356,
 357, 366, 372
 Tartuschi 132, 297
 Teit 200
 Tertullian 405
 Theiner-Mehnert 406
 Thetleif 53, 54, 70
 Theudebert 176, 177
 Thidrek 35, 36, 50, 51,
 52, 54, 56, 65, 70, 71,
 72, 73, 89, 173, 215, 282
 Thjodhild 410
 Thjodrek 402
 Thjostar 271
 Thjostolf 167, 264
 Thomas v. Aquino 409
 Thor 322
 Thora 400
 — Eirekstochter 403
 — Goldbortenarm 26,
 246
 — Gudmundstochter 90
 Thorarin 27, 401
 — d. Böse 271
 — Übermut 312
 Thorberg(r) 85
 Thorbjörg 32, 221, 262,
 276, 300, 304
 — Schwarzbraun 48
 Thorbjörn 68, 110, 174,
 218, 219, 295, 402, 403
 — Hornklofi 181
 Thord 29, 61, 62, 64, 227,
 238, 265, 293, 295, 304,
 331, 363
 Thord Goddi 295, 364
 — Stierauge 225
 Thordis 265, 276, 281,
 294, 295
 — Gudmundstochter 27
 — Ingimundstochter 242,
 243, 244
 — Thorbjörnstochter
 174
 Thorfinn 30, 147, 217,
 218, 261, 330
 Thorfinna 303
 Thorgeir 30, 68, 103, 303,
 312, 313, 325, 344, 391
 Thorgerd 62, 82, 84, 99,
 100, 102, 127, 128, 130,
 132, 145, 170, 202, 252,
 257, 279, 280, 295
 — Egilstochter 26, 28
 — d. Silberne 284
 — Thorbrandstochter
 225
 Thorgils 49, 82, 88, 233,
 272, 273, 293, 315
 Thorgrim 30, 49, 70, 104,
 128, 167, 217, 243, 244,
 258, 281, 284
 — Bruchmann 403
 — d. Graue 362
 — Kjallakssohn 35
 — Narbenbein 227
 Thorgunna 105, 246, 247
 Thorhall Biermütze 399
 Thorhild 35, 243, 294,
 295
 Thorir 32, 66, 111, 203,
 239
 — Hroaldssohn 26, 246
 — Hund(r) 82

- Thorir Thegjandi 147
 Thorkatla 295
 — Hallstochter 231, 232
 Thorkel 30, 42, 120, 124,
 125, 174, 175, 217, 238,
 244, 257, 258, 276, 280,
 290, 363
 — Dugfussohn 29
 — Eyjolfssohn 27, 253
 — Geitissohn 303
 — Hag 91
 — Krabblar 70, 104, 128
 Thorlak 225
 Thorlaug Glumstochter
 244
 Thorleif Kimbi 225, 259
 — Thorgilssohn 272
 Thorleik 62, 253
 Thormod 48, 225, 316
 — Thjostarssohn 271
 Thorny 127
 Thorodd 233, 244
 Thorolf 60, 63, 112, 237,
 272, 273, 274, 295, 304,
 308, 320, 321, 325, 364
 — Hinkfuß 309
 — Skallagrimssohn 203
 Thorstein 27, 30, 41, 62,
 63, 64, 80, 82, 83, 86,
 99, 100, 105, 120, 124,
 129, 130, 171, 206, 217,
 218, 272, 273, 290, 303,
 304, 315, 316, 321, 330,
 333, 363
 — Ketilssohn 242, 243,
 244
 — Ochsenfuß 132, 363
 — Vorsicht 231
 Thorstein Zeltspanner
 129
 Thorun Asgeirstochter
 227
 Thorvald 29, 90, 200, 201,
 207, 219, 272, 274, 294,
 321, 403
 — Halldorssohn 265
 — Osvifrssohn 264
 Thorvard 130, 265, 303
 Thrain Sigfussohn 294
 Thrand 27, 56
 Thurid 62, 170
 — Olafstochter 239, 257,
 292, 293
 Thusnelda 209
 Timagenes 20
 Timerding, H. 407
 Tintein 179
 Tippelmaid 21
 Tochter 23
 Torfi 126, 127, 220, 233,
 300
 Trampel 22
 Trona 63
 Tüchtge 23
 Tuisto 20
 Tungu-Odd 266
Ulf 302
 — d. Schieler 96
 Ulfar Kämpe 325
 Uni 228, 362
 Unn 260, 294, 361
 Urdarkött 102, 103, 104,
 120, 127, 303
Vagn 330
 Valbrand 126, 233, 300
 Valgerd Ottarstochter
 171, 175
 Vater 23
 Veleda 251
 Vemund 49
 Vermund 35, 262
 — d. Schlanke 231
 Vespasian 251
 Vidar 402
 Vifill 361
 Viga-Glum 64
 Vigdis 242, 295, 304, 364
 Vigfus 49, 64, 69, 110,
 342
 Vignir 83
Weib 23
 Weiser, L. 231, 311, 317,
 318
 Widgar 36, 37
 Widukind 33, 378, 380
 Wieland (Welent) 36
 Wild-Ewer 53, 54, 315,
 316
 Wilhelm 397, 398
 Wilser, L. 9
 Wolfsbalg 22
 Woltmann, L. 9
 Wüllenweber, F. 7, 77,
 108, 115, 116, 121, 152,
 153, 197, 231, 311, 313,
 314, 322
Ymir 21
 Yngvild Wangenschön
 363
 Yrsa 21





